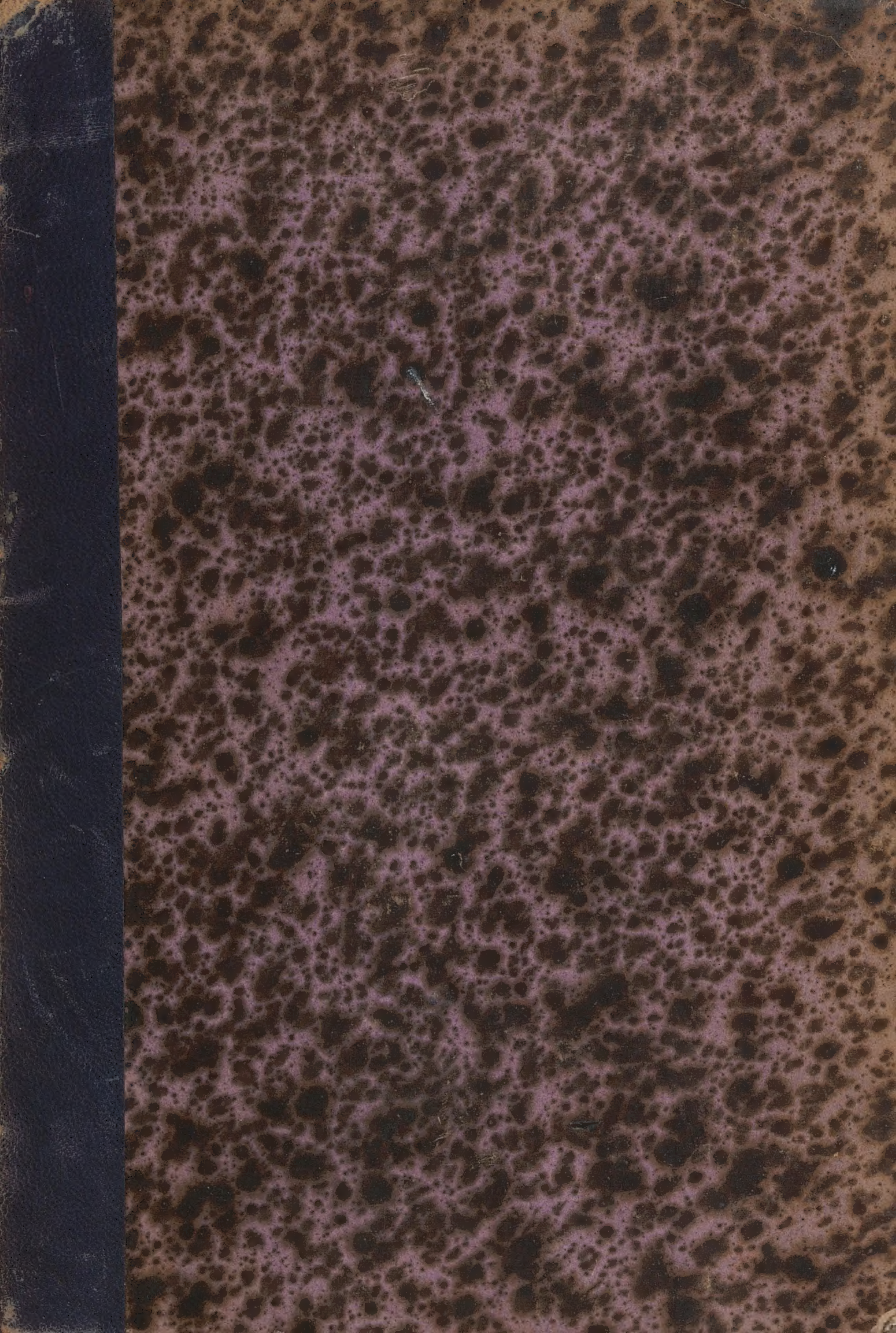


Das letzte Mitglied der Adlerfamilie, welches wir hier erwähnen wollen, ist der durch Gestalt und Lebensweise gleich auffallende Fluß- oder Fischadler, Weißfuß oder Weißbauch, Mos- oder Fischweih, Fischraal ꝛc. (Pandion Haliaëtus). Er wird noch allgemein zu den Adlern gezählt, unterscheidet sich aber doch in vieler Hinsicht wesentlich von ihnen, und darf vielleicht als Verbindungsglied der Adler und Weihen betrachtet werden. Seine Kennzeichen bestehen kurz in Folgendem: Der Leib ist verhältnißmäßig klein, aber sehr kräftig gebaut; der Kopf ist mittelgroß, der ziemlich kurze Schnabel schon auf der Wachshaut gekrümmt, mit sehr großen Haken übergebogen; die Flügel sind so lang, daß sie den keineswegs kurzen Schwanz weit überragen, die dritte Schwinge ist die längste; die Beine sind sehr stark, kaum über die Ferse herab befiedert; der Fuß ist äußerst kräftig, mit dicken, aber kleinen Netzschuppen bekleidet; die verhältnißmäßig kurzen Zehen tragen scharfe, stark gekrümmte Nägel, und die äußerste Zehe kann vor- und rückwärts gewendet werden. Bezeichnend für den Flußadler ist außerdem sein glatt anliegendes fettiges Gefieder. Kopf und Nacken sind auf gelblich weißem Grunde schwarzbraun in die Länge gestreift und alle Federn hier scharf zugespitzt; der übrige Oberkörper ist braun, jede Feder lichter gerandet; der Schwanz ist braun und schwarz gebändert; der Unterkörper dagegen ist weiß oder gilblichweiß; auf der Brust bilden braune Federn ein Schild oder Halsband, welches zuweilen sehr deutlich hervortritt, zuweilen auch wiederum kaum merklich ist; vom Auge zur Halsmitte herab läuft ein dunkles Band. Das Auge ist hochgelb; die Wachs- und Fußhaut sind bleigrau, der Schnabel und die Krallen glänzend schwarz.

Der Flußadler ist sehr weit verbreitet. Er findet sich in ganz Europa, in dem größten Theile Asiens und an allen Flüssen Nord- und Westafrikas. Von vielen Naturforschern wird auch der in Amerika lebende Artverwandte nur als Spielart des europäischen betrachtet, und in der That sind die Unterschiede zwischen dem östlichen und dem westlichen Vogel äußerst gering. Im Norden ist unser Fischadler überall Sommervogel, im Süden, wie es scheint, Strichvogel. Seine einseitige Jagdweise bestimmt sein ganzes Leben: er nährt sich nämlich ausschließlich von Fischen und verschmäht jede andere Beute.

In unserm Vaterlande siedelt sich der mit Recht gehaßte und eifrig verfolgte Raubvogel selbstverständlich nur in wasserreichen Gegenden bleibend an. Er erscheint aber überall auf dem Zuge und findet selbst den kleinsten Teich noch immer seiner Beachtung werth. Sein Horst wird auf sehr alten hohen Bäumen aus starken Zweigen, Mos und dergleichen aufgebaut und im Mai mit zwei bis drei länglichen Eiern belegt, welche auf graukalkweißem Grunde überall mit blaßlehmrothen Flecken besetzt sind. Dieser Horst wird zum eigentlichen Standorte eines Fischadlerpaares. Vonhieraus durchstreift dasselbe ein weites Gebiet in ziemlich regelmäßiger Weise. Die langen Schwingen setzen den Fischadler in den Stand, große Strecken mit Leichtigkeit zu durchfliegen. Er schwebt zuerst in großer Höhe dahin, senkt sich dann über den Wasserspiegel tiefer herab und beginnt nun seine Fischjagd. So lange die Gewässer dampfen, erscheint er nicht über ihnen; gewöhnlich sieht man ihn erst in den Vormittagsstunden. Er kommt kreisend an, versichert sich durch sorgfältiges Spähen von der Gefahrlosigkeit, senkt sich hernieder und streicht nun in einer Höhe von ungefähr 60 Fuß über dem Wasser auf und nieder, hält auch wohl zeitweilig still, rüttelt wie ein Thurmfalk über einer Stelle, um einen etwa erspähten Fisch fester ins Auge zu fassen und schießt dann mit weit vorgestreckten Fängen in etwas schiefer Richtung mit großer Schnelligkeit und Gewandtheit auf das Wasser nieder, verschwindet unter den Wellen, arbeitet sich aber rasch wieder empor, erhebt sich durch einige federnde Flügelschläge auf die Oberfläche des Wassers, schüttelt die Tropfen durch zuckende Bewegungen bestmöglichst ab und verläßt dann ein kleineres Gewässer, gleichviel ob er glücklich oder unglücklich war. Seine eigenthümliche Jagd macht es erklärlich, daß er sehr oft fehlstößt; deshalb leidet er aber durchaus keinen Mangel; denn er läßt sich durch wiederholtes Mißgeschick nicht abschrecken. Im glücklichsten Falle schlägt er beide Fänge mit solcher Gewalt in den Rücken eines Fisches, daß er nicht im Stande ist, die Klauen augenblicklich wieder auszulösen: die Baschkiren nennen ihn deshalb bezeichnend „eiserne Kralle“. Gar nicht selten geräth er in die größte Lebensgefahr, oder findet wirklich seinen Untergang, indem

ihn ein zu schwerer Fisch mit sich in die Tiefe zieht und ertränkt. An den ihm abgejagten Fischen hat man beobachtet, daß er stets zwei Zehen auf der einen, zwei Zehen auf der andern Seite des Rückens einschlägt. Die gefangene Beute erhebt er, falls er sie mit Leichtigkeit tragen kann, und schleppt sie weit mit sich fort, am liebsten dem Walde zu, um sie hier mit aller Sicherheit zu verspeisen. Schwerere Fische schleift er wenigstens bis an das Ufer.

Von dieser Jagdweise, welche ein sehr schönes Schauspiel gewährt, macht er nur dann eine Ausnahme, wenn er in den Morgenstunden einen Aal auf festem Lande erspäht. Eines solchen bemächtigt er sich ohne weitere Kunstgriffe. Von der glücklich gefangenen Beute verzehrt er nur die besten Stücken, alles Uebrige läßt er liegen; von den Schuppen verschlingt er einige, die Eingeweide aber scheint er zu verschmähen.

Alle Schwimmvögel kennen den Flußadler so genau, daß sie sich nicht im Geringsten vor ihm fürchten. Sie betrachten ihn gewissermaßen als Ihresgleichen und dulden ihn deshalb ohne Bedenken in ihrer Nähe. Am Mensalehsee in Egypten, wo allwinterlich Hunderte von Fischadlern Herberge nehmen und ein sehr bequemes Leben führen, habe ich wiederholt gesehen, daß sie mitten unter den Enten saßen, ohne von ihnen auch nur beachtet zu werden. Dagegen hat der Fischadler von andern Raubvögeln viel auszustehen. Bei uns verfolgen ihn die Krähen, die Schwalben und die Bachstelzen wohl mehr in der Absicht, um ihn zu necken, als um ihm zu schaden; da aber, wo Seeadler leben, muß er oft für diese arbeiten, und namentlich der weißköpfige Amerikaner soll in beständigem Kriege mit ihm liegen, sich auf ihn stürzen sobald er eine Beute erhoben hat und ihn so lange peinigen, bis er diese ihm zuwirft. Auch die Schmarotzermilane jagen ihm oft den glücklich gefangenen Fisch wieder ab.

In Deutschland wird der Fischadler mit vollem Rechte unablässig verfolgt. Nächst dem Fischotter ist er der größte Feind aller Fischereibesitzer, denen er sehr empfindlichen Schaden zufügt. In Nordamerika hingegen wird er in gewissen Gegenden geschont, weil ein sonderbarer Aberglaube demjenigen Landmann, in dessen Gebiete ein Fischadlerpaar haust, Glück verspricht. Die Jagd hat ihre Schwierigkeiten, weil der Vogel stets sehr vorsichtig ist, und auch der Fang ist nicht leicht. Er gelingt eigentlich nur, wenn man ein Tellereisen, welches mit einem Fisch geködert wurde, unter Wasser aufstellt. Auf diese Weise werden in Norddeutschland alljährlich mehrere Fischadler gefangen, und solche sind es, welche dann günstigsten Falls lebend in die Hände von Liebhabern kommen. Doch gehört ein Flußadler im Käfig überall zu den größten Seltenheiten. Der hamburger Thiergarten besaß einen über ein Vierteljahr lang. Er war ein langweiliger Vogel, welcher im Käfig niemals eingewöhnte, den ganzen Tag über ruhig auf seiner Stange saß, seinen Wärter nicht zu beachten schien und auch sonst durchaus Nichts zeigte, was mir einer besondern Erwähnung werth dünkt. Obgleich er mit guten Fischen reichlich versehen wurde, welkte er doch in auffallend kurzer Zeit dahin, magerte mehr und mehr ab und lag eines Morgens todt in seinem Käfig, ohne daß wir den Grund seines Hinscheidens zu erkennen vermochten.

* * *

Die **Weihen** (Milvi) bilden eine artenreiche Falkenfamilie, welche in allen Erdtheilen vertreten ist und sich durch Manchfaltigkeit der Gestalt auszeichnet. Es hält schwer, für die Gesammtheit allgemein giltige Kennzeichen aufzustellen, weil große Unterschiede im Leibesbau bemerklich werden; doch finden sich so viele Uebergangsglieder zwischen den verschiedenen Arten, daß deren Zusammengehörigkeit kaum in Frage gestellt werden darf.

Die Weihen sind meist gestreckt gebaut; der Hals ist kurz, der Kopf klein oder mittelgroß, der Flügel regelmäßig lang, mehr oder minder schmal und immer spitzig, der Schwanz ausnahmsweise sehr kurz, häufiger mittellang, gewöhnlich sehr lang und bei vielen tief gegabelt, der Fuß entweder lang und schwach oder kurz und derb, stets aber kurzzehig. Der Schnabel ist regelmäßig schwach,

gewöhnlich vom Grunde an gebogen, langhakig, aber nur ausnahmsweise leicht gezahnt; die Krallen pflegen rundlich und spitzig zu sein. Das Gefieder zeichnet sich durch große Weiche aus; es ist reich und umgibt besonders dicht den Kopf, bildet hier sogar ausnahmsweise einen Schleier, wie ihn sonst nur die Eulen zeigen. Dieser Schleier besteht aus langen Federn, welche die große Ohröffnung umgeben und gewissermaßen die Muschel des Ohres ersetzen, da sie aus einander gebreitet und zum Auffangen des Schalles benutzt werden können. Hinsichtlich der Färbung des Gefieders läßt sich höchstens sagen, daß lichte und lebhafte Farbentöne vorherrschend sind.

Alle Weihen sind vortreffliche Flieger; ihr Flug aber unterscheidet sich von dem anderer Raubvögel sehr wesentlich. Er ist selten rasch und niemals stürmend, wie bei den Edelfalken, auch kaum durch jähe Wendungen ausgezeichnet, gewöhnlich vielmehr ein ruhiges, gleichmäßiges Schweben ohne Flügelschlag, welches bei einigen Arten zu einem Schaukeln wird. Die Flügelspitzen werden dabei über den Körper erhoben, und das Bild des fliegenden Vogels erhält dadurch etwas sehr Eigenthümliches. Auf dem Boden bewegen sich einige Weihen mit vielem Geschick, andere hingegen sind hier vollständig fremd geworden. Unter den Sinnen steht ausnahmslos das Auge obenan; diejenigen, welche den Schleier tragen, zeichnen sich auch durch ihr vortreffliches Gehör aus. Feine Empfindung scheint allen gemeinsam zu sein; über Geschmack und Geruch vermögen wir mit Sicherheit nicht zu urtheilen. Die geistigen Fähigkeiten sind geringer, als bei den bisher genannten Falken. Die Weihen sind durchgehends nicht besonders klug; sie sind listig und neugierig, scheu, aber nicht vorsichtig, raubgierig, aber nicht muthig, sondern eher feig, jedoch dreist, frech und zudringlich. Sie lassen gern andere Raubvögel für sich arbeiten, indem sie ihnen die erhobene Beute abjagen: sie sind mehr Diebe als Räuber. Nur die Bettler unter ihnen bekümmern sich um die Außenwelt, namentlich um andere Raubvögel, welche sie als ihre Arbeiter betrachten, die große Mehrzahl lebt für sich allein und meidet den Umgang mit anderen Geschöpfen. Viele halten sich höchstens paarweise zusammen, andere bilden große Gesellschaften unter sich und zeigen viel Anhänglichkeit und Liebe zu einander. Unstet und ruhelos sind sie alle. Ihre Thätigkeit beginnt mit dem frühesten Morgen, währt den ganzen Tag hindurch, höchstens mit Ausnahme der Mittagsstunden, und endet erst mit Einbruch der vollständigen Dämmerung. Man sieht einzelne langsamen Fluges über Steppen, Feldern, Wiesen, Sümpfen und Gewässern dahinstreichen, scharf nach unten spähen, plötzlich Etwas aufnehmen und ihren Weg weiter fortsetzen oder gewahrt andere in hoher Luft dahinziehend und wunderbare Flugkünste offenbarend, bis auch ihrem Auge die Tiefe Nutzbares bietet. Dann lassen sie sich langsam hernieder und nehmen das Gefundene mit raschem Griff weg; auf längere Verfolgung lassen sie sich nicht ein. Durchaus eigenthümlich ist die Jagdweise einzelner Weihen; sie erinnert viel mehr an die Kerbthierjagd der Schwalben, als an die Jagd der Raubvögel, und wirklich nähren sich die betreffenden Arten auch nur von Kerfen. Die Beute der Gesammtheit besteht in kleinen Säugethieren, unbehilflichen Vögeln, in Lurchen, Fischen und endlich in Kerbthieren; Aas rühren nur wenige Arten an. Einige schaden mehr, als sie nützen; die Mehrzahl aber macht sich, vom menschlichen Standpunkt aus betrachtet, verdient.

Der Horst wird verschieden angelegt. Er steht auf Felsen, in Mauernischen alter Gebäude oder auf Kirchthürmen, auf Bäumen, im Gebüsch und endlich auf dem flachen Boden. Die Eierzahl schwankt zwischen eins und fünf. Beide Geschlechter scheinen zu brüten, beide lieben ihre Brut außerordentlich und theilen sich redlich in die Mühe der Aufzucht der Jungen.

Alle Weihen werden in der Gefangenschaft bald zahm und einige befreunden sich auch mit ihrem Pfleger; die große Mehrzahl aber ist langweilig und gleichgiltig im Käfig, und einige können hier gar nicht gehalten werden. Zur Abrichtung benutzt man bei uns zu Lande keine einzige Art; die Baschkiren aber wissen auch Mitglieder dieser Familie zur Baize zu verwenden.

Ganz Afrika, vom 16. Grade nördlicher Breite an bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung, bewohnt einer der merkwürdigsten aller Raubvögel überhaupt, welchem wir hier die erste Stelle geben wollen, weil er auch in Gestalt und Wesen noch vielfach an den Adler erinnert. Le Vaillant hat diesem Vogel den bezeichnenden Namen Gaukler gegeben; der wissenschaftliche Name ist Helotarsus ecaudatus. Den Gaukler kennzeichnen ein kräftiger, gedrungen gebauter, kurzer Leib, ein kurzer Hals und ein großer Kopf, sehr lange Flügel, in denen die zweite Schwinge die längste, die dritte etwas länger als die erste und diese länger als die vierte ist, ein außerordentlich kurzer Schwanz und kurze,



Der Gaukler (Helotarsus ecaudatus).

aber kräftige, stark beschilderte Läufe mit mittellangen Zehen, deren Nägel wenig gebogen und stumpf sind. Das Gefieder ist auffallend reich; es besteht aus großen, breiten Federn, welche namentlich den Kopf dick einhüllen. Die Zeichnung des alten Vogels ist ebenso auffallend, als seine Gestalt. Die Grundfärbung ist ein schönes Mattschwarz, welches auf Kopf, Hals, der ganzen Vorder- und Unterseite und dem Hinterrücken sich zeigt. Der Schwanz und seine Deckfedern sind roth, wie der Oberrücken; der Außenflügel ist blaßbräunlichroth bis isabellgelb; die Handschwingen sind schwarz, die Arm- und Schulterfedern aschgrau mit schwarzer Spitze, wodurch eine breite Flügelbinde gebildet wird; die Innenseite des Flügels ist silberweiß. Das Auge ist schön braun, goldig glänzend, der

Schnabel rothgelb an der Wurzel, hornblau an der Spitze; die Wachshaut und eine nackte Stelle vor dem Auge sind blutroth mit röthlichgelben Flecken; das untere Augenlid ist weißlich; die Füße sind röthlichgelb. Der junge Vogel ist dunkelbraun, auf dem Rücken gewöhnlich etwas dunkler, als auf der Unterseite, wo die einzelnen Federn graubräunliche Ränder haben; die Kehl- und Stirnfedern sind lichtbraun, die Armschwingen graubraun. Das Auge ist rothbraun, der Schnabel, die Wachshaut und die Zügel sind blau, der Fuß ist bläulich mit rothem Schimmer. Die Länge des Weibchens beträgt 1 Fuß 10 Zoll, die Breite 5 Fuß 10 Zoll, die Fittiglänge 1 Fuß 9 Zoll, die Schwanzlänge nur 5 Zoll; das Männchen ist etwas kleiner.

Der Gaukler ist weit über Afrika verbreitet; er scheint blos im Norden zu fehlen. Vom Senegal an bis zur Küste des südlichen rothen Meeres und von hier an bis gegen das Vorgebirge der guten Hoffnung hin kommt er überall vor. Er liebt Gebirge, ohne sich jedoch an sie zu binden, ich meinestheils glaube sogar behaupten zu dürfen, daß er in der eigentlichen Steppe häufiger ist, als in bergigten Gegenden. Man sieht ihn sehr oft, ist jedoch nur selten im Stande, mit ihm genauer bekannt zu werden. Gewöhnlich zeigt er sich fliegend. Er streicht in hoher Luft dahin, stets außer Schußweite und sucht von oben aus weite Strecken ab. Erst gegen Mittag hin erscheint er regelmäßig am Wasser, verweilt hier einige Zeit und fliegt dann einem benachbarten Baume zu, um hier einige Stunden zu ruhen. Gegen Abend tritt er einen neuen Jagdzug an, und erst gegen wirklich einbrechende Dunkelheit begibt er sich zur Ruhe. Le Vaillant sagt, daß man ihn immer paarweise finde; ich muß das Gegentheil behaupten: nach meinen Erfahrungen zeigt er sich regelmäßig einzeln. Das Paar scheint ein sehr großes Gebiet zu bewohnen und nur selten sich zu vereinigen, wie solches während der Brutzeit gewiß geschehen wird.

Auch der ungeübteste Beobachter wird den Gaukler erkennen müssen. Seine Erscheinung ist so auffallend, daß sie überall zu Sagen Veranlassung gegeben hat. Nach Speke soll der Schatten des Vogels unheilvoll sein; im Innern Afrikas dagegen betrachtet man den Gaukler mit einer gewissen Ehrfurcht, weil man ihn als den Arzt unter den Vögeln ansieht, welcher von fernher Wurzeln herbeiträgt, in denen wunderbare Heilkräfte verborgen liegen. Ich habe die reizende Sage in meinem „Leben der Vögel" ausführlich behandelt und darf auf das dort Gesagte verweisen; ich habe auch schon an anderen Orten erwähnt, daß die Abissinier unsern Vogel „Himmelsaffen" nennen, während die denkträgen holländischen Bauern am Vorgebirge der guten Hoffnung nur den Namen „Berghahn" für ihn zu finden wußten. Jeder dieser Namen und jede Sage, welche der Gaukler ins Leben gerufen hat, begründet sich auf die auffallende Gestalt und auf das auffallende Betragen des Thieres. Vor allem ist es der Flug, welcher in seiner Art so wunderbar ist, wie von keinem Vogel weiter. Meine früher gegebene Beschreibung dieser Bewegung ist von einem kenntnißreichen Freund als zu dichterisch erachtet worden, ich kann Dies aber auch heute noch nicht zugestehen. Nicht umsonst gab Le Vaillant diesem Raubvogel den Namen Gaukler; denn wie ein solcher bewegt sich dieser Weih in der Luft: er schwimmt, tummelt, spielt, er fliegt, als sei es nur, um seines Herzens Lust Genüge zu leisten, nicht aber, um Nahrung zu suchen. Schon Le Vaillant erwähnt, daß er bisweilen plötzlich eine Strecke herabfällt und die Flügel heftig zusammenschlägt, daß man glaubt, er habe einen von ihnen gebrochen und müsse auf die Erde fallen. Ich habe ihn förmlich Luftsprünge ausführen sehen. Eigentlich beschreiben läßt sich der Flug des Gauklers nicht: er ist einzig in seiner Art. Die Flügel werden oft hoch über den Körper erhoben, viele Minuten lang nicht bewegt und dann wieder so heftig geschlagen, daß man ein eigenthümliches, auf weithin hörbares Geräusch vernimmt. Nur während des Flugs zeigt der Vogel seine volle Schönheit; im Sitzen erscheint er mehr auffallend als anziehend. Namentlich wenn er aufgebäumt hat, sieht er sonderbar aus. Er bläst sich manchmal zu einem wahren Federklumpen auf, sträubt Kopf- und Halsfedern und dreht und wendet den Kopf dabei bald nach oben, bald nach unten, ganz wie ein Uhu. Wenn er etwas Auffallendes bemerkt, nimmt er noch besondere Stellungen an: er breitet dann auch die Flügel aus und begleitet Dies durch noch heftigere Kopfbewegungen, als sonst.

Unter seinen Sinnen steht das Gesicht unzweifelhaft obenan, wie schon das große Auge hinlänglich beweist; aber auch das Gehör ist wohl entwickelt und das Gefühl sehr ausgebildet. Ueber die übrigen Sinne habe ich kein Urtheil. Das geistige Wesen ist eigenthümlicher Art. Eigentlich muthig kann man den Gaukler nicht nennen, obwohl er Kämpfe der gefährlichsten Art besteht; er scheint vielmehr ziemlich feig und gutmüthig zu sein. Im Freileben zeigt er sich außerordentlich scheu: denn er meidet jede andere auffallende Erscheinung; doch unterscheidet er schwerlich zwischen gefährlichen und ungefährlichen Menschen. In der Gefangenschaft hingegen wird er bald und in hohem Grade zahm, so zahm, daß er förmlich mit sich spielen läßt, wie man mit einem Papagei spielt. Alle Raubvögel leiden es ungern, wenn man sie streichelt; der Gaukler scheint ein besonderes Wohlgefallen zu bekunden, wenn man ihn zwischen den Federn seines Halses kraut oder ihn streichelt. Doch muß ich bemerken, daß er sich Dies nicht von jedermann gefallen läßt, sondern nur von seinen genauesten Bekannten; andern Vögeln gegenüber zeigt er sich höchst verträglich: er denkt niemals daran, irgend einem der größeren, welche man zu ihm bringt, Etwas zu Leide zu thun. Ueberhaupt ist er, wenn er sitzt, ebenso still und ruhig, als er lebhaft ist, wenn er fliegt. Von Gefangenen vernimmt man nur höchst selten einen Ton, gewöhnlich ein leises „Qua qua“, seltener ein lauteres „Kack kack“ oder ein gellendes „Kau“; im Fluge hingegen stößt er gar nicht selten ein bussardartig schallendes „Hihihi“ oder „Hiahia“ aus.

Le Vaillant sagt, daß der Gaukler junge Gazellen, Lämmer und kranke Schafe anfalle, jungen Straußen gefährlich werde und wie ein Geier auf das Aas falle; Heuglin hat ihn als Feind des Hasen kennen gelernt. Ich habe nie beobachtet, daß er so große Säugethiere anfällt. Seine Beute besteht in Lurchen der verschiedensten Art, namentlich aber in Schlangen und Eidechsen; erstere sieht man ihn oft durch die Lüfte tragen. Er raubt kleine ebensowohl, als große, giftzähnige nicht minder als giftlose. Hierauf begründet sich die Sage, welche ich oben erwähnte: die Araber halten die Schlangen, welche der fliegende Vogel aufgenommen hat, für heilkräftige Wurzeln. Wie alle übrigen schlangenvertilgenden Raubvögel Mittelafrikas eilt unser Vogel von weitem herbei, wenn das Gras der Steppe angezündet wird. Dann jagt er beständig längs der Feuerlinie auf und nieder und streicht oft durch die dichtesten Rauchwolken hindurch, hart über den Flammen dahin, um einen der Lurche aufzunehmen, welchen das Feuer in Bewegung setzte. Daß er gelegentlich auf das Aas fällt, unterliegt keinem Zweifel: Kirk erhielt einen, welcher das von einer Hiäne ausgebrochene vergiftete Fleisch gefressen und davon betäubt worden war.

Le Vaillant sagt, daß der Gaukler auf hohen Bäumen horste und drei bis vier weiße Eier lege; Speke dagegen behauptet, daß der Horst nur ein Ei enthalte. Die Wahrheit scheint in der Mitte zu liegen; denn Heuglin erhielt zwei flügge Junge aus einem Horste. Die Brutzeit fällt mit dem Beginn der Dürre zusammen, weil diese dem Vogel leichter Jagd gewährt, als der Frühling, welcher unter der üppigen Grasdecke die Lurche verbirgt.

In der Neuzeit sind öfters lebende Gaukler nach Europa gekommen, und gegenwärtig fehlen sie in keinem der größeren Thiergärten. Doch gehören sie noch immer zu den gesuchtesten Vögeln, und namentlich die ausgefärbten werden gut bezahlt. In der That fesselt kaum ein anderer Raubvogel den Beschauer so, wie der farbenprächtige und außerdem noch durch sein Betragen so auffallende Gaukler. Seine Haltung verursacht kaum Schwierigkeiten. Er ist gewohnt, große Wärmeunterschiede mit Gleichmuth zu ertragen und kann deshalb in milden Wintern im Freien gehalten werden. Er läßt sich auch leicht an das gewöhnliche Futter der Raubvögel, an rohes Fleisch, gewöhnen und ist überhaupt höchst bescheiden in seinen Ansprüchen. Ich muß ihn nach meinen Erfahrungen für einen der liebenswürdigsten Gefangenen erklären, welchen die Ordnung der Raubvögel uns überhaupt liefern kann.

Die Gleitaare (Elanus), welche eine zweite Sippe der Familie bilden, sind über alle Erdtheile mit Ausnahme Europas verbreitet, aber auch hier nicht fremd, weil eine Art von ihnen schon wiederholt sogar in Deutschland vorgekommen ist. Die vier Arten, welche man unterschieden hat, ähneln sich außerordentlich. Auch sie sind gedrungen gebaut und dicht befiedert; ihre Flügel sind lang, so daß sie über den kurzen, schwachen und leicht ausgeschnittenen Schwanz hinausragen; die zweite Schwinge ist die längste. Die vorn zur Hälfte herab befiederten Füße sind kurz, kräftig; die Mittelzehe ist länger als der Lauf und wie die übrigen mit stark gekrümmten, außerordentlich spitzen Krallen bewehrt. Der Schnabel ist kurz und verhältnißmäßig hoch, stark gekrümmt und langhakig, die Schneide des Oberschnabels seicht ausgebogen. Das Gefieder ist äußerst zart, zerschlissen und seidigweich, wie bei den Eulen.

Der Gleitaar (Elanus melanopterus) ist auf der Oberseite schön aschblau, auf der Unterseite weiß; der Flügel, die Stirn und die Schultern sind schwarz; das Auge ist prachtvoll hochroth, der Schnabel schwarz; die Wachshaut und die Füße sind orangegelb. Die jungen Vögel sind oben bräunlichgrau, auf der Unterseite auf lichtgelbem Grunde braungelb in die Länge gestrichelt; die meisten Federn zeigen weiße Ränder. Das Auge ist gelb. Bei dem Männchen beträgt die Länge 13½, die Breite 30 Zoll; der Fittig mißt 11½ Zoll, der Schwanz 5½ Zoll. Das Weibchen ist etwas größer.

Schon in Sirien wird der Gleitaar nicht selten gefunden; in Egypten ist er gemein. Vonhieraus verbreitet er sich über ganz Afrika und über Südasien. In Indien kommt er nach Jerdon und andern Beobachtern aller Orten vor, wo die Gegend sich für seine Jagd eignet. Nach meinem Dafürhalten liebt er Gegenden, in welchen Wald und Feld abwechseln; er meidet in Nordostafrika die großen, ausgedehnten Waldungen, in denen ihn Verreaux nistend antraf. In den Urwaldungen des Ost-Sudahns ist er sehr selten, in den kleinen Feldgehölzen Egyptens oder in den Gärten größerer Orte sehr häufig zu finden. Er lebt immer paarweise und vereinigt sich nicht mit andern seiner Art, es sei denn, daß er Junge habe, welche des Unterrichts noch bedürftig sind. Aber ein Paar wohnt dicht neben dem andern, und so kann es kommen, daß man zu gleicher Zeit vier bis sechs von ihnen in der Luft schweben sieht.

In seiner Lebensweise hat der Gleitaar Manches mit den Bussarden, Manches aber auch wieder mit den Weihen und Eulen gemein. Er ist am frühen Morgen und in den Abendstunden besonders thätig, auch in der Dämmerung noch, wenn andere Tagesraubvögel bereits ihre Schlafräume aufgesucht haben. Zu verkennen ist er nicht, mag er nun fliegend sich bewegen oder auf einer seiner beliebten Warten sitzen. Im Flug unterscheidet er sich von den meisten Raubvögeln dadurch, daß er seine Flügel hochhält, d. h. die Schwingenspitzen bedeutend höher trägt, als den Leib. Im Sitzen erkennt man ihn an seiner blendenden Farbe, welche im Strahle der südlichen Sonne auf weithin schimmert. In Egypten pflegt er auf den Hebestangen der Schöpfeimer, mit deren Hilfe die Bauern ihre Felder bewässern, zu ruhen und heißt deshalb geradezu „Schöpfeimerfalk." In Nubien wählt er sich einen günstig gelegenen Baum zu seiner Warte und hält vonhieraus Umschau. Erblickt er eine Beute oder treibt ihn der Hunger, so streicht er ab und gleitet nun fast ohne Flügelschlag in mäßiger Höhe, höchst selten aber ebenso niedrig wie die Weihen, über den Boden dahin, hält sich, wenn er auf demselben ein Mäuschen laufen oder eine Heuschrecke sich bewegen sieht, rüttelnd eine Zeit lang auf ein und derselben Stelle fest, legt dann plötzlich die Flügel an, stürzt herab und trägt im günstigen Falle die gefangene Beute seiner Warte zu, um sie dort zu verspeisen. Heuschrecken verzehrt er oft auch noch im Fluge, die Mäuse immer auf Bäumen. Ein großes Feld genügt seinen Bedürfnissen; denn auch er ist sehr anspruchslos. Seine Haupt-, ja fast seine ausschließliche Nahrung besteht in Mäusen; Heuschrecken verzehrt er nur nebenbei. Junge Nestvögel wird er vielleicht auch mitnehmen, eigentliche Jagd aber macht er nicht auf sie.

Der Gleitaar ist ein ebenso anmuthiges, als liebenswürdiges Thier. In Egypten vertraut er den Menschen, weil er ihnen hier wirklich vertrauen darf. Er schwebt ungescheut zwischen den arbeitenden

Bauern auf und nieder und legt seinen Horst ohne Sorge auf Orangebäumen an, welche der Gärtner allwöchentlich besucht, um die Früchte abzunehmen. Doch wird auch er vorsichtig, wenn er den mordlustigen Europäer kennen gelernt hat und nimmt sich dann wohl in Acht, in Schußnähe zu kommen. Gegen sein Weibchen benimmt er sich sehr zärtlich; um harmlose Vögel bekümmert er sich nicht; starke Raubvögel hingegen verfolgt er eifrig unter viel Geschrei. Seine Stimme hat Aehnlichkeit mit der unseres Baumfalken; die einzelnen Töne sind aber länger gezogen, fast pfeifend und auf weithin vernehmbar.

Die Brutzeit fällt in Egypten in unsere Frühlingsmonate, im Sudahn in den Anfang der Regenzeit. Ich habe mehrere Gleitaarhorste gefunden, den ersten am 4. März auf einem Citronenbaum mit drei flaumigen Jungen, einen zweiten am 13. März auf einem Christusdorn mit drei Eiern, einen dritten am 18. März mit fünf Jungen. Die Eier sind auf grauweißem Grunde höchst unregelmäßig kirschbraun gefleckt und gestrichelt, so daß das Weiß kaum durchschimmert. Ihre Länge beträgt 1½ Zoll, ihr Durchmesser an der dicksten Stelle 14 Linien. Jerdon behauptet, daß die Eier reinweiß wären; sie mögen also manchfachen Veränderungen unterworfen sein. Alle Horste, welche ich bestieg, standen auf niedrigen, dichtwipfligen Bäumen, höchstens zwanzig Fuß über dem Boden. Sie waren flach, aus feinem Reisig erbaut und innen mit Würzelchen und Grashalmen ausgefüttert, wenn sie Junge enthielten, mit Mäusegewölle und Mäusehaaren ganz bedeckt, ja förmlich ausgepolstert.

Jung aus dem Neste genommen werden die Gleitaare ebenso zahm, als unser Thurm- oder Baumfalk; aber auch alt eingefangene und selbst solche, welche verwundet in die Gewalt des Menschen kamen, zeigen sich bald überaus zutraulich. Sie bedienen sich ihrem Gebieter gegenüber ihrer scharfen Waffen nicht, und öffnen nur zuweilen drohend den Schnabel, ohne jedoch zu beißen. Das Futter nehmen sie schon nach wenigen Tagen ihrem Wärter aus der Hand. Im Zimmer gewöhnen sie sich bald ein, scheinen sich überhaupt wenig nach ihrer Freiheit zu sehnen. Mit andern Vögeln vertragen sie sich aber nicht. Wir erfuhren, daß einer von unsern Gefangenen einen Sporenkiebitz, welchen wir zu ihm brachten, schon am zweiten Tage des Zusammenseins abwürgte und auffraß. Die Haltung der gefangenen Gleitaare fordert übrigens einige Vorsicht. Wenn man sie ausschließlich mit rohem Fleisch füttert, gehen sie bald zu Grunde; sie bedürfen, wie die Eulen, einer Nahrung, welche ihnen gestattet, Gewölle zu bilden.

In Amerika leben zwei dem Gleitaare nahe verwandte Raubvögel (Ictinia), welche wir Schwebeweihen nennen wollen. Bei ihnen sind die Flügel, in denen die dritte Schwinge die längste ist, lang und spitzig; der Schnabel ist ziemlich lang, ein wenig ausgeschweift; die Füße sind mittellang, aber kräftig, die Zehen verhältnißmäßig kurz, mit runden scharf gebogenen Krallen bewehrt; der Schnabel ist kurz, ebenso breit als hoch, an der Wurzel mit schwachem einfachen Randzahn. Das Gefieder ist voll und weich; die einzelnen Federn sind mittelgroß.

Der Schwebeweih (Ictinia mississippensis) wird 14 Zoll lang und 36 Zoll breit. Kopf, Nacken und die ganze Hinterseite sind bläulichweiß, der Rücken, die Flügel und der Schwanz schwarz mit grünlichem Glanze, die Spitzen der zweiten Schwingen graulichweiß, die Außenfahnen der hintersten Handschwingen glänzend roth gesäumt. Das Auge ist blutroth; der Schnabel und eine Stelle ums Auge sind schwarz; der Fuß ist karminroth.

„Wenn der Frühling kommt“, so erzählt uns Audubon, „stellt sich auch der Schwebeweih in dem Gebiete des edeln Stromes ein, dessen Namen er trägt, und wandert seinen Ufern entlang bis gegen Memphis hin. In Louisiana erscheint er um die Mitte des Aprils in kleinen Flügen zu fünf oder sechs und macht sich an den Ufern der Ströme in den Wäldern seßhaft. In das Innere des Landes geht er nicht. Pflanzungen, welche erst kürzlich angelegt wurden und in der Nähe von einem Gewässer liegen, scheinen ihm vor Allem zu behagen. Sein Flug ist anmuthig, kräftig und anhaltend

und führt den Vogel oft in so große Höhe, daß nur der Schwalbenweih es ihm gleich thut. Oft schwebt jener ohne alle Bewegung in der Luft und zieht regelrechte Kreise, oft wieder jagt er mit plötzlich zusammengelegten Flügeln wie ein Pfeil schief nach unten und stößt dabei bis zum Berühren an Baumzweigen vorüber, auf denen er eine kleine Eidechse oder ein Kerbthier wahrnahm; zuweilen sieht man ihn auch rund um den Wipfel oder Stamm eines Baumes fliegen mit bewunderungswürdiger Gewandtheit, in der Absicht, eine Beute aufzunehmen; dann und wann bewegt er sich im Zickzack, als ob er von einem gefährlichen Feind verfolgt würde, und manchmal scheint er sich zu überstürzen, wie eine Tümmlertaube. Wenn er auf Reisen ist, fliegt er unstet dahin und zieht gewöhnlich ein Gefolge von Schwalben nach sich; zu andern Zeiten sieht man ihn in großer Höhe unter den Flügen von Krähen und Aasgeiern schweben, manchmal auch in Gesellschaft des Schwalbenweihs. Den Aasgeier neckt er gern, bis der Feigling niederfliegt, um dem behenden Weih das ihm unangenehme Spiel zu verleiden. Bei Verfolgung eines großen Kerbthieres oder kleinen Lurches dreht er seinen Leib zur Seite, streckt die Füße mit geöffneten Fängen aus und packt seine Beute gewöhnlich augenblicklich. Er frißt im Fliegen anscheinend mit ebensoviel Behagen und Bequemlichkeit, als wenn er gebäumt hätte. Den Boden betritt er nie, so lange er gesund ist. Er greift nicht einmal Säugethiere an, obwohl es ihm Vergnügen macht, einen Fuchs unter lautem Geschrei und wiederholtem Herabstoßen zu verfolgen; auch Vögel läßt er unbehelligt."

Der Horst des Schwebeweihs wird stets auf den obersten Zweigen des höchsten Baumes angelegt, vorzugsweise auf den prachtvollen Mangolien und Weißeichen, welche ein Schmuck aller südlichen Staaten sind. Er ist ein einfacher Bau, welcher dem der gemeinen Krähe ähnelt und aus leicht über einander geworfenen Zweigen besteht, welche oben mit spanischem Mos, Rebenrinden und trockenen Blättern belegt sind. Die zwei oder drei Eier sind rundlich und auf grünlichem Grunde über und über mit tiefschokoladenbraunen und schwarzen Flecken gezeichnet. Beide Alten brüten und lieben die Jungen so warm, daß sie dieselben gegen jeden Feind und auch gegen den Menschen mit Muth vertheidigen. Audubon erfuhr, daß ein Paar, dessen Horst er stören ließ, wiederholt hart am Kopf des emporkletternden Negers vorüberstieß. Die Jungen ähneln schon nach dem Ausfliegen den Eltern und erhalten ihr volles Kleid bereits vor ihrer Abreise nach der Winterherberge.

Der Schwebeweih ist durchaus nicht scheu und läßt sich, wenn er aufgebäumt hat, bequem unterlaufen; demungeachtet ist die Jagd nicht leicht, weil der Vogel gewöhnlich fliegend gesehen wird und im Fluge sich fast regelmäßig außer Schußweite hält. Auch wenn er aufgebäumt, wählt er stets die höchsten Wipfel im Walde, sodaß nur ein Schuß mit der Büchse ihn mit Sicherheit in die Gewalt des Jägers bringt. Verwundet sucht er sich nach Art aller Falken zu vertheidigen.

Ueber sein Gefangenleben fehlen Berichte. Es mag schwierig sein, ihn an geeignete Nahrung zu gewöhnen.

In Südamerika leben einige Falken, welche wir Bussardweihen (Cymindis) nennen wollen, weil sie dem Wespenbussard fast ebenso nahe verwandt sind, als den bisher genannten Mitgliedern unserer Familie. Sie sind gestreckt gebaut; ihre Flügel sind ungemein lang und spitz, in ihnen die vierte Schwinge länger, als die übrigen; der Schwanz ist lang, breitfedrig und sanft gerundet; die Füße sind kurz und schwach, die Läufe dünn, und auf der Oberseite ein Stück befiedert, die Zehen schwach, mittellang mit dünnen, feinen, wenig gebogenen, aber langgestreckten Krallen bewehrt; der Schnabel ist hoch, seitlich stark zusammengedrückt, schmalfirstig, an der Schneide gerade, ohne Bucht oder Zahn; der Haken des Oberschnabels ist weit über den untern herabgebogen. Das Gefieder ist reich, großfedrig und habichtsartig gezeichnet.

Der Bussardweih (Cymindis uncinatus) ist 16 Zoll lang und 33 Zoll breit; der Fittig mißt 11 Zoll, der Schwanz 7 Zoll. Das Gefieder des alten männlichen Vogels ist einfarbig hellgrau mit bläulichem Anflug, auf der Unterseite etwas heller; die Schwung- und Schwanzfedern sind auf lichtem

Grunde dunkelbleigrau gebändert; über die Schwanzwurzeln verläuft eine breite, weiße Binde. Das Auge ist perlweiß, der Oberkiefer des Schnabels hornschwarz, der Unterkiefer weißlichgelb; die Wachshaut, der Zügel und ein Augenfleck sind graulichgrün; der Mundrand ist gelb, der Fuß orangengelb. Das Weibchen ist heller bleigrau, auf den Schwungfedern grau und schwarz gewellt, auf der Unterseite weiß in die Quere gebändert. Unter der breiten weißen Schwanzbinde verläuft eine schwarze, sodann eine bleifarbige und hierauf wiederum eine dunkle. Bei dem jungen Vogel ist der Rücken graubraun, jede Feder röthlich gerandet, die Unterseite des Leibes hellrothgelb, rostroth in die Quere gebändert; die schwarzbraunen Handschwingen sind durch hellere Binden gezeichnet und weißlich gesäumt; der Schwanz zeigt von oben gesehen zwei gelblichgraue, von unten gesehen zwei röthlichgelbe Binden und eine gleichfarbige Endbinde.

Aus den Beobachtungen des Prinzen von Wied, Schomburgk's, Burmeister's und anderer Forscher geht hervor, daß der Bussardweih über einen großen Theil Südamerikas verbreitet und in den Küstenwaldungen ebenso häufig ist, als in den Baumbeständen der Steppe, hauptsächlich aber einsam am Rande der Waldungen unfern menschlicher Ansiedlungen lebt. „Er ist", sagt der Prinz, „ein schöner schneller Vogel, dessen starke Flügel einen leichten, raschen Flug gestatten. Er ist nirgends selten. Meine Jäger schossen viele Vögel dieser Art. In seinem Magen fand ich Kerbthiere, auch Schnecken; doch frißt er unzweifelhaft auch Vögel und andere kleine Thiere. Er hat ein kühnes, wildes, stürmisches Wesen." Sein Nest baut auch er auf unersteigliche Bäume.

Als der nächste Verwandte der Bussardweihen wird der Syama der Indier (Baza lophotes) angesehen. Er ist einer der eigenthümlichsten aller Weihen. Seine Länge beträgt 13 bis 14 Zoll, seine Breite 30 Zoll, der Fittig mißt 9 Zoll und der Schwanz 5 Zoll. Der Schnabel ist klein, aber sehr gebogen, seitlich gefurcht; im Oberkiefer bemerkt man jederseits zwei scharfe Zähne, nahe der Spitze am Unterkiefer drei oder vier kleine Zähne. In den mäßig langen Flügeln ist die dritte Schwungfeder die längste; der Schwanz ist viereckig und mittellang, die Fußwurzel kurz, dick und oben befiedert; die Zehen sind kurz, die Nägel klein und ziemlich stark gekrümmt. Das reiche Gefieder, welches auf dem Kopfe eine Haube bildet, ist oben glänzend grünschwarz, ebenso auf den Hosen, den unteren Schwanz- und den unteren Flügeldeckfedern. Die Außenfahnen der Armschwingen sind schön nußbraun, die Schulterfedern und einige von den Deckfedern daneben innen weiß mit Braun gefleckt, wodurch ein unterbrochenes weißes Schwingenband entsteht. Die Unterseite ist weiß mit fünf oder sechs weißen Bändern von lebhaft nußbrauner Farbe zu Seiten des Bauches. Die Schwingen und der Schwanz sind von blaßbläulicher Farbe und ungestreift.

Ueber die Lebensweise dieses Vogels theilt uns Jerdon Einiges mit. „Dieser sehr schmuckbefiederte Weih wird, obgleich nur einzeln, in ganz Indien gefunden, im Süden ziemlich selten, bei Kalkutta nur gelegentlich, im untern Himalaya häufiger. Er nährt sich von Kerbthieren und treibt seine Jagd in den Wäldern der betreffenden Gegenden. In die Luft erhebt er sich nur selten, um zu kreisen. Seine Haube richtet er oft senkrecht auf." Anderweitige Beobachtungen sind mir nicht bekannt.

*

Die Milane im engeren Sinne, welche man in einer besondern Horde vereinigen kann, unterscheiden sich hauptsächlich durch gestreckteren Leibesbau, kleineren Kopf mit ziemlich schwachem Schnabel, durch lange große Flügel und langen, mehr oder weniger gegabelten Schwanz.

In Deutschland kommen zwei Arten dieser Gruppe als Brutvögel vor; andere haben sich nach Europa verflogen und werden deshalb unter den Vögeln dieses Erdtheils mit aufgezählt. In ebenen Gegenden unseres Vaterlandes, namentlich aber im Südosten desselben und weiter hinaus in Ungarn,

Rußland und Mittelasien bis nach Japan hin lebt der Gabelweih oder schwarze Milan (Hydroictinia atra), ein Vogel von 21 bis 23 Zoll Länge und 48 bis 50 Zoll Breite, dessen Fittig 16 und dessen Schwanz 10 bis 11 Zoll mißt. Der schwache Schnabel mit deutlichem Zahn und ziemlich langen Haken, der Flügel, in welchem die vierte Schwinge die längste, die erste aber kürzer, als die siebente ist, der schwach gegabelte schwarze Schwanz und das schmalfedrige Gefieder sind die Kennzeichen der Sippe, welche unser Vogel vertritt. Er selbst ist auf Kopf, Kehle und Hals schmuzigweiß, dunkelgraubraun in die Länge gestrichelt, auf der Brust röthlichbraun mit dunklerer Längszeichnung, auf dem Bauche und an den Hosen rostbraun mit schwarzen Schaftstrichen, auf dem Rücken, den Schultern und den Flügeldeckfedern dunkelbraun mit schmalen lichten Säumen an den Federn, auf den Außenflügeln rostfarbig, jede Feder hier bräunlichweiß gesäumt und am Schafte schwarz gefleckt. Die Schwingen sind an den Spitzen braunschwarz, auf der Innenfahne weißlich, der Schwanz ist braun, neun- bis zwölfmal durch schmale schwarze und braune Querbinden gezeichnet. Der Schnabel ist schwarz, die Wachshaut gelb, das Auge braungrau, der Fuß orangegelb. Bei jüngeren Vögeln ist das Braun einfarbiger, die Wachshaut und die Füße sind heller gelb als bei den Alten. Der Schnabel ist schwarz und das Auge dunkelbraun.

In Mitteldeutschland gehört der Milan nicht gerade zu den häufigen Vögeln; in Osteuropa und namentlich in Rußland ist er gemein; in Afrika und Südwestasien wird er durch den nahe verwandten Schmarotzermilan, welchen man beständig mit ihm verwechselt, vertreten. Bei uns zu Lande ist er Zugvogel; er erscheint im März und verläßt das Land im Oktober wieder; doch dehnt er seine Reise nicht eben weit aus, höchstens bis Egypten. Er liebt Wälder, welche Flüsse und stehendes Gewässer in der Nähe haben; denn die letzteren sind sein eigentliches Jagdgebiet. Die Wälder selbst dienen ihm außer der Brutzeit nur zum Schlafplatz.

Der Milan ist ein leiblich wohlbegabter und kluger, aber kein edler Raubvogel. Sein Flug ist leicht, auf lange Zeit schwebend, ziemlich gewandt, anhaltend, und durchaus nicht ermüdend, mit der köstlichen Flugbewegung der Edelfalken jedoch nicht zu vergleichen; sein Gang auf dem Boden ist ziemlich gut, d. h. besser als bei vielen andern Raubvögeln, seine Haltung auf den Bäumen eine hoch aufgerichtete. Seine Sinne sind scharf und namentlich das Gesicht ganz ausgezeichnet. Der Verstand ist, wie bemerkt, keineswegs gering, der Charakter aber erbärmlich. Der Milan und seine nächsten Verwandten sind die frechsten, zudringlichsten Bettler, welche es gibt. Zu feig und zu faul, sich einer mühevollen Jagd hinzugeben, belästigen sie die edeln Räuber in der widerwärtigsten Weise, greifen sie unablässig an und nöthigen sie, ihnen eine bereits erhobene Beute zuzuwerfen. Hierdurch hauptsächlich werden sie schädlich; denn ihre eigene Jagd fällt nicht besonders in das Gewicht. Der Milan bedroht alle kleinen vierfüßigen Thiere, namentlich Mäuse, Ratten und Hamster und wird hierdurch nützlich, er nimmt aber auch junge Hasen und Maulwürfe weg und ist ein ziemlich geschickter Fischer. Zuweilen während der Laichzeit stellt er den Fischen, wie es scheint, seinem Lieblingswild, eifrig nach, weil er aber nicht tauchen kann, ist der Schaden, welchen er der Fischerei zufügt, kaum bedeutend. Dagegen macht seine Zudringlichkeit ihn im Gehöft bald verhaßt. Junge Küchlein und anderes Federvieh werden ewig von ihm bedroht, und wenn auch seine Feigheit so groß ist, daß eine muthige Gluckhenne ihn zurückschrecken kann, erobert er sich doch, Dank seiner Klugheit, immerhin gar manches Hühnchen, Gänschen oder Entchen. In Ermangelung besseren Wilds stellt er den Fröschen eifrig nach, und auf dem Aase ist er eine regelmäßige Erscheinung.

Ende Aprils oder Anfangs Mai schreitet der Milan zur Fortpflanzung. Beide Gatten des Paares vergnügen sich durch spielendes Fliegen und erheben sich dabei in Schraubenlinien ohne Flügelschlag oft zu unermeßlichen Höhen. Das Männchen thut Dies auch während das Weibchen sitzt, zur Freude der Gattin. Der Horst, welcher auf hohen Waldbäumen angelegt wird, ist ein kunstloser Bau von dürren Zweigen, auf welche eine Lage von weichen Stoffen folgt. Stroh, zarte, dürre Pflanzenhalme, Mos und dergl., als innerste Lage, oft auch Lumpen und Papierschnitzel kleiden die Nestmulde aus. Drei bis vier, auf gelblichem oder graulichweißen Grunde braun marmorirte oder

dichtgefleckte Eier bilden das Gelege, welches von dem Weibchen mit großem Eifer bebrütet wird. Die Jungen erhalten Mäuse, Frösche und zuweilen auch junge Vögel zur Aetzung. Sie sitzen lange im Neste und werden auch nach dem Ausfliegen noch viele Wochen von den Alten ernährt, geführt, unterrichtet und gewarnt. Dann vereinzelt sich die Familie und jeder Einzelne geht seinen Geschäften nach, bis gegen den Herbst hin die Paare sich zu Trupps und diese zu Schwärmen vereinigen, welche nun gemeinsam die Winterreise antreten.

Im Käfig ist der Milan, wie alle seine nächsten Verwandten, ein angenehmer Vogel. Er macht wenig Ansprüche und ergibt sich bald in den Verlust seiner Freiheit, ja er gewinnt nach kurzer Zeit seinen Pfleger außerordentlich lieb, begrüßt ihn mit fröhlichem Geschrei, wenn er ihn von weitem erblickt und versucht überhaupt, seine Zuneigung in jeder Weise an den Tag zu legen. Mit andern Raubvögeln gleicher Größe verträgt er sich vortrefflich. Er ist zu feig, um sie zu überfallen, andere Rücksichten kennt er nicht; denn mit der größten Seelenruhe frißt er die Leiche desjenigen auf, mit welchem er jahrelang friedlich vereinigt lebte.

Der Milan Indiens ist die Gowinda (Hydroictinia Govinda), über deren Lebensweise neuerdings Jerdon ausführlicher berichtet hat. „Sie verbreitet sich durch ganz Indien und ist einer der gemeinsten Vögel des Landes vom Meer bis zu 8000 Fuß Höhe, bevorzugt große Städte und Ortschaften, siedelt sich hier an, folgt den Reisenden, nimmt Speise unmittelbar vor dem Menschen auf, jagt andern Vögeln und ihren eigenen Kameraden die Nahrung ab und nimmt auch wohl ein Huhn oder einen verwundeten Vogel jeder Art, selbst erwachsene Hennen, auf. Philipps sagt, daß sie ein sehr listiger Vogel sei, welcher Papageien und Hühner wegnehme, sich aber vor andern Falken und Krähen fürchte, es z. B. gestatte, daß Krähen ein Stück Fleisch vor ihm zertheilten, welches zu erhalten er offenbar sehr gierig sei. Dies stimmt schlecht zu meinen Beobachtungen. Obwohl die Gowinda mit den Krähen in ziemlich guter Freundschaft lebt, habe ich gesehen, daß sie diese verfolgt und zwingt, ihr das erbeutete Stück hinzuwerfen. Bligh erwähnt, daß er von glaubwürdigen Leuten gehört habe, der Milan fresse zuweilen sogar Krähen. Diese ihrerseits verfolgen die Gowinda, wie es scheint, aber blos, um sich zu vergnügen. Bligh sagt, daß sie sich in großen Scharen vereinigen; ich habe Dasselbe beobachtet. Die Milane der ganzen Nachbarschaft kamen zusammen und hielten gleichsam eine Berathung ab. Es wird gesagt, daß sie während der Regenzeit Kalkutta auf drei bis vier Monate gänzlich verlassen; ich habe Dies an andern Orten nicht gefunden. Sie paaren sich zu Weihnachten und brüten vom Januar bis April. Das Nest wird aus Stöcken und Reisig erbaut, oft mit Lumpen ausgefüttert und auf Bäumen, hohen Gebäuden, selten auf Felsen angelegt. Es enthält zwei oder drei Eier."

Von dem afrikanischen Vertreter des Milans, welcher mit Fug und Recht Schmarotzermilan (Hydroictinia parasitica) genannt wird, würde ich hier gern eine ausführlichere Schilderung eingeschaltet haben, hätte ich solche nicht erst vor Kurzem in meinen „Ergebnissen u. s. w." veröffentlicht. Ich muß daher diejenigen meiner Leser, welche über den merkwürdigen Vogel näher unterrichtet sein wollen, ersuchen, die dort gegebene Beschreibung nachzulesen. Der Schmarotzermilan verdient bekannt zu werden; denn die Rolle, welche er spielt, ist ungleich bedeutsamer für den Menschen, als die Thätigkeit seiner europäischen Verwandten.

Der Königsweih oder der rothe Milan, der Gabel-, Röthel-, Rüttel-, Hole- und Kürweih, der Stein-, Stoß-, Hühner- und Gabelgeier, Gabler, Gabel- oder Schwalbenschwanz, Schwimmer, Krümmer, Stert oder Tyverl (Milvus regalis) gilt uns als das Urbild aller Milane. Er unterscheidet sich von dem vorigen durch verhältnißmäßig stärkeren,

höheren und kurzhakigeren Schnabel, durch ein anderes Verhältniß der Schwungfedern, da die erste Schwinge ebenso lang ist, als die siebente, sowie endlich durch den verhältnißmäßig längeren und breiteren, auch tiefer ausgegabelten Schwanz. Doch sind die Unterschiede zwischen beiden Sippen äußerst geringfügige, und es ist deshalb durchaus kein Verstoß gegen die Wissenschaftlichkeit, wenn man beide Milane als Glieder ein und derselben Sippe betrachtet.

Die Länge des Königsweih beträgt 2 Fuß, die Breite 4¾ Fuß, der Fittig mißt 1½ Fuß, der Schwanz etwas über 14 Zoll. Das Weibchen ist um fast 3 Zoll länger und um ebenso viel breiter, als das Männchen. Das Gefieder, welches sich durch breitere Federn auszeichnet, ist rostroth, überall mit schwarzbraunen Schaftstrichen und Schaftflecken gezeichnet. Der Kopf und Hals sind auf weißem



Der Schmarotzermilan (Hydroictinia parasitica).

Grunde braun in die Länge gestreift, die Schwingenspitzen sind schwarz, der Schwanz ist rostroth, dunkler braun gebändert. Bei jungen Vögeln ist der Kopf gelblichweiß und rostroth gefleckt und jede Feder der Unterseite licht gerandet.

Ebene Gegenden Europas von Südschweden an bis Spanien und von hier bis Sibirien sind die Heimat des gemeinen und unedeln Raubvogels, welchen Schiller als „König der Lüfte" bezeichnet hat. Im nördlichen Deutschland fehlt er nirgends; die gebirgigen Gegenden aber berührt er nur während seines Zuges. Er erscheint regelmäßig zu Anfang des März und verweilt im Lande bis zu den ersten Tagen des Oktobers, bleibt auch wohl in gelinden Wintern einzeln in der Heimat, falls er hier glaubt, sich durch das Leben schlagen zu können. Auf seinen Zügen vereinigt er sich oft zu zahl=

reichen Flügen von funfzig bis zu zweihundert Stücken, und solche Reisegesellschaften scheinen während des ganzen Winters zusammenzuhalten. Bei Toledo beobachteten wir mitten im Winter einen Flug, welcher mindestens achtzig Stück zählte, in inniger Verbindung, bei Tage gemeinschaftlich jagend, nachts ein kleines Wäldchen am Ufer des Tajo zum Schlafplatz erwählend, während zur Sommerszeit in derselben Gegend der Königsweih höchstens paarweise getroffen wird. Nach Nordwestafrika streicht unser Raubvogel oft hinüber, in Egypten aber kann er nur ausnahmsweise vorkommen; ich wenigstens habe ihn bei meinen vielen Jagden niemals beobachtet.

In früheren Zeiten spielte der Königsweih dieselbe Rolle, welche gegenwärtig Schmarotzermilan und Gowinda übernommen haben. „In den Tagen König Heinrichs VIII.", sagt Pennant, „schwärmten über die britische Hauptstadt viele Milane umher, welche von den verschiedenen Auswurfsstoffen in den Straßen herbeigezogen worden und so furchtlos waren, daß sie ihre Beute inmitten des größten Getümmels aufhoben. Es war verboten, sie zu tödten."

Der Königsweih ist nichts weniger, als ein königlicher Vogel. Er ist träge, ziemlich schwerfällig und abscheulich feig. Sein Flug ist langsam, aber ungemein anhaltend, sanft schwimmend, zuweilen Viertelstunden lang durch keinen Flügelschlag unterbrochen und dann nur durch den breiten Schwanz geregelt. Er hebt den Vogel, scheinbar ohne jegliche Anstrengung, zu ungemessenen Höhen empor und trägt ihn ein anderes Mal große Strecken weit, dicht über den Boden dahin. Der Gang ist schlecht, mehr ein Hüpfen, als ein Schreiten; aufgebäumt gleicht der Königsweih dem besprochenen Verwandten. Diesem ähnelt er auch hinsichtlich der Ausbildung seiner Sinne und bezüglich seiner geistigen Fähigkeiten. Auch er ist klug und selbst listig, aber erbärmlich feig, faul und schamlos dreist. Seine Stimme ist wenig anmuthig, langgezogen und lachend meckernd; die Silben „Hihihiää" geben sie ungefähr wieder. Zur Begattungszeit hört man ein eigenthümliches Getriller, welches außerdem wohl auch hohes Wohlbehagen verkündet.

Kleine Säugethiere und noch nicht flugfähige Vögel, Echsen, Schlangen, Frösche und Kröten, Heuschrecken, Käfer und Regenwürmer bilden die Nahrung des Königsweih. In den Bauergehöften raubt er junge Küchlein weg; den Gänsehirten macht er Sorgen; den Jäger erbittert er wegen seiner Angriffe auf junge Hasen oder auf Rebhühner; den Edelfalken treibt er durch schamloses Betteln die erworbene Beute ab. Aller dieser Sünden ungeachtet, gehört er zu den nützlichsten Vögeln unseres Vaterlandes. Wenn eine Mäusepest die Felder heimsucht, wenn die gefräßigen Nager zu Milliarden sich vermehren, dann stellt sich auch der Königsweih ein, und nunmehr lebt er wochenlang herrlich und in Freuden; denn Dutzende von Mäusen bluten tagtäglich unter seinen Klauen. Rechnet man ihm die Vertilgung der gedachten schädlichen Nagethiere und seine Jagd auf verderbliche Kerbthiere gebührend an, so muß man zu dem Schlusse kommen, daß ihm ein junges Häschen oder Gänslein wenigstens nicht zu mißgönnen ist. Wäre er minder frech, bettelte er nicht so unverschämt und zwänge er dadurch die Edelfalken nicht, mehr zu rauben, als sie bedürfen, wir würden ihnen einen Ehrenplatz unter den natürlichen Wohlfahrtswächtern unserer Felder anweisen. Aber der Arme sündigt eben zu oft vor den Augen des Menschen, und die Sünde ist nicht blos der Leute, sondern auch der Vögel Verderben.

Hinsichtlich des Fortpflanzungsgeschäfts gilt fast Dasselbe, was ich von dem Milan berichtete; doch liebt es der Königsweih noch mehr als jener, sein Nest mit Lumpen und Papier verschiedener Art auszukleiden, und nicht immer erwählt er sich dazu die saubersten Lumpen oder Fetzen. Baron König-Warthausen, ein eifriger Naturforscher, versichert, daß die Untersuchung des Horstes zuweilen recht unerquicklich werden könne, weil der Königsweih die benöthigten Zeitungspapiere oft in ekelhaftem Zustande auflese. Wenn der Vogel es haben kann, nimmt er mit einem alten Krähenneste oder Falkenhorste vorlieb, sonst führt er den Bau selbst aus. Das Gelege pflegt zu Ende Aprils vollständig zu sein; es enthält regelmäßig zwei, seltener drei Eier, welche auf weißlichem Grunde mit röthlichen Flecken bedeckt sind. Das Weibchen brütet allein, das Männchen sorgt für die Nahrung. Die Jungen werden von beiden Eltern in derselben Weise erzogen, wie die jungen Milane.

In der Gefangenschaft wird der Königsweih ebenso zahm, als der Milan; er ist auch ebenso genügsam und gewöhnlich ebenso verträglich, doch kommen Ausnahmen vor. „Ich hielt“, erzählt Berge, „längere Zeit einen Milan auf einer geräumigen Bühne. Diese mußten später zwei halb erwachsene Katzen mit ihm theilen. Sie erhielten täglich Brod in Milch aufgequellt zur Nahrung. Anfangs schien der Vogel seine Gesellschafter nicht zu beachten; bald aber verjagte er sie stets von ihrem Futtergeschirr, wenn sie fressen wollten, und binnen kurzem steigerten sich diese Aeußerungen des Neides so weit, daß der Königsweih alles Fleisch, welches er erhielt, unberührt ließ und täglich zweimal den mit Brod und Milch gefüllten Katzenteller leerte. Schließlich mußte man die Katzen entfernen, weil man befürchtete, daß sie verhungern würden. Während der ganzen Zeit genoß der Vogel kein Fleisch; er duldete aber auch nicht, daß die Katzen dieses zu sich nahmen.“ Andere Gefangene zeigten sich liebenswürdiger. „Einer meiner Bekannten“, sagt Lenz, „besaß einen flügellahmen Königsweih und ließ ihn im Garten frei gehen. Dort baute er ein Nest, legte zwei Eier und brütete fleißig. Dies wiederholte der Vogel im nächsten Jahre und nun wurden ihm drei Hühnereier untergelegt. Er brütete drei Küchlein aus, holte sie, so oft sie aus dem Neste liefen, mit dem Schnabel zurück, stopfte sie unter sich und versuchte, sie mit Fleischstückchen zu füttern. Die Thierchen gingen aber leider durch das viele Unterstopfen zu Grunde.“

Unsere Milane gewähren mir wegen ihrer treuen Anhänglichkeit an ihre Bekannten und ihre freundliche Begrüßung derselben viel Freude. Sie gehören entschieden zu den liebenswürdigsten aller Raubvögel, welche der hamburger Thiergarten besitzt.

Der ausgezeichnetste aller Milane ist der Schwalbenweih (Nauclerus furcatus), ein bei aller Einfachheit der Zeichnung prachtvoller Raubvogel Süd- und Mittelamerikas, welcher sich jedoch schon wiederholt nach Europa verflogen und deshalb auch unter den Vögeln dieses Erdtheils aufgezählt wird. Er ist ein in jeder Hinsicht auffallender Vogel. Der Leib ist kräftig, der Hals kurz, der Kopf klein, aber lang, der Flügel schwalbenartig gebaut, sehr lang und sanft zugespitzt, in ihm die dritte Schwinge die längste, der Schwanz außerordentlich lang und so tief gegabelt, daß die äußersten Federn mehr als noch einmal so lang sind, als die mittelsten. Der Schnabel ist ziemlich lang, aber niedrig, schon vom Grunde aus sanft herabgekrümmt, starkhakig, an der Schneide gerade, ohne Zahn oder Ausschnitt, aber tief gespalten. Der Fuß ist kurz und klein, jedoch ziemlich kräftig; die kurzen Zehen sind mit stark gekrümmten, äußerst spitzigen Nägeln bewehrt. Das Gefieder ist weich und großfedrig. Bei dem alten Vogel ist das ganze Gefieder mit Ausnahme des Mantels und Schwanzes weiß; letztere sind schwarz, metallischgrün glänzend. Die Armschwingen sind an der Innenfahne bis gegen die Spitze hin reinweiß; bei der letzten Schwinge zeigt sich das Schwarz nur an der Spitze. Bei jungen Vögeln bemerkt man am Nacken und Hinterkopf schwarze Federschäfte und zuweilen dunklere Schaftstriche. Das Rückengefieder ist graulich und glanzlos, die unteren Deckfedern haben graue Spitzen, und die letzten Armschwingen sind reinweiß. Das Auge ist kaffee- oder dunkelbraun, der Schnabel schwarz, die Wachshaut blaugrau, der Fuß grünlichlichtblau, die Krallen sind lichthornfarben. Das Männchen ist etwas kleiner als das Weibchen, am Rumpfe reiner weiß und auf den Flügeln glänzender schwarz gefärbt. Die Länge beträgt 23 Zoll, die Breite 50 Zoll, der Fittig mißt 16 Zoll, die längste Schwanzfeder 12 Zoll.

In ganz Südamerika von Südbrasilien an bis zu den südlich vereinigten Staaten ist der Schwalbenweih ein überall vorkommender und stellenweise sehr häufiger Vogel. Die vereinigten Staaten bewohnt er nur während der Sommermonate. Er erscheint nach Audubon in Louisiana und Mississippi, wo er sehr häufig ist, mit Anfang Aprils in großen Scharen und verläßt das Land wieder im September. Einzelne schweifen über die Grenzen ihres Verbreitungskreises hinaus und

zeigen sich in Pennsylvanien, New-York und andern nördlichen Staaten; sie aber sind ebenso gut als Verirrte anzusehen, wie diejenigen, welche in Europa erlegt wurden. Eigentlich seßhaft sind sie nur im Süden Nordamerikas, in Mejiko und Brasilien.

Der Schwalbenweih ist allbekannt; denn er weiß sich bemerklich zu machen und muß auch dem gleichgiltigsten Laien auffallen. Höchst selten sieht man ihn einzeln oder paarweise, gewöhnlich in zahlreichen Trupps in hoher Luft schwebend oder theilweise aufgebäumt auf einem einzeln stehenden Baume, welcher dem Schwarm abwechselnd zum Ruhesitze dient. Solche Flüge zählen zwanzig bis zweihundert Stück und der von ihnen erwählte Baum erhält durch die prächtigen und lebendigen Vögel einen wunderbaren Schmuck. „Der Flug des Schwalbenweihs", sagt Audubon, „ist überraschend schön und sehr anhaltend. Der Vogel bewegt sich durch die Luft mit solcher Leichtigkeit und Zierlichkeit, daß Jeder, welcher auch nur einigermaßen Vergnügen an Beobachtung der Vögel hat, von dem Schauspiel entzückt sein muß. Dahin gleitend erhebt sich der Weih in großen Kreisen zu unschätzbarer Höhe, nur mit dem tiefgegabelten Schwanze die Richtung des Fluges bestimmend, stößt dann plötzlich hernieder mit der Schnelligkeit des Blitzes, erhebt sich von neuem, segelt weg und ist bald außer Sicht. Ein anderes Mal sieht man einen Schwarm rund um einen Baum sich bewegen, in raschem Flug zwischen den Zweigen hindurch jagend oder den Stamm fast berührend und dabei Kerfe oder kleine Eidechsen, ihre Beute, ergreifen. Die Bewegungen der Vögel sind bewunderungswürdig schnell und manchfaltig. Die tiefen Bogen, welche sie beschreiben, die plötzlichen Kreise und Querzüge und die außerordentliche Leichtigkeit, mit welcher sie die Luft zerschneiden, muß jeden Beobachter entzücken."

Die Nahrung des Schwalbenweihs besteht vorzugsweise, ja fast ausschließlich in Kerbthieren. Audubon ist der einzige Naturforscher, welcher angibt, daß der Vogel auch Eidechsen und Schlangen aufnimmt; alle übrigen Beobachter behaupten einstimmig, daß er nur auf Kerfe Jagd mache. Dies geschieht ganz in der Weise, wie Schwalben bei ihrer Jagd zu Werke gehen, nur mit dem Unterschiede, daß der Schwalbenweih seine Beute nicht mit dem Schnabel, sondern mit dem Fuß ergreift. „Bei unserer Reise durch die Berge", erzählt R. Owen, „sahen wir plötzlich einen großen Schwarm von Schwalbenweihen vor- und rückwärts durch die Luft gleiten, ganz niedrig über dem Wege dahin, welchen wir verfolgten. Manche von ihnen schwebten kaum zwölf Fuß über den Boden entlang. Der ganze Haufen hielt sich eng zusammen und erinnerte lebhaft an unsern Thurmsegler, wie er in geschlossenem Fluge unsere alten und hohen Gebäude umschwirrt. Die Schwingen waren gebreitet und der Schwalbenschwanz weit geöffnet. Die Vögel flogen nicht schnell, aber kräftig und stetig ohne jegliche sichtbare Bewegung der Flügel. Unser Erscheinen schien sie nicht im Geringsten zu behelligen, nicht einmal die Ausrufe des Entzückens, welche mein Gefährte laut werden ließ, alle seine Zeichen und Winke, welche ich umsonst zu verhindern suchte, machten die Falken unruhig. Einige zogen manchmal vier oder fünf Ellen an uns vorüber und gaben uns dabei die beste Gelegenheit, ihre Bewegungen genau zu beobachten. Dann und wann wurde ein Haupt langsam und anmuthig gedreht oder niedergebogen, dann zugleich der Fuß, welcher sich vorher zusammengekrampft und einen Gegenstand gefaßt hatte, vorgeschoben, sodaß er den bisher geschlossenen Schnabel berührte. In dieser Stellung verblieb der Weih aber nur einen Augenblick. Der Schnabel wurde geöffnet, die Beute verschluckt und das Haupt wieder erhoben. Diese Bewegung wiederholte nicht nur einer von den Raubvögeln, sondern die ganze Gesellschaft. Die Ursache wurde uns bald klar: die Schwalbenweihen machten Jagd auf eine prächtig gefärbte Bienenart, welche wir leider nicht näher bestimmen konnten."

Nicht blos die Forscher, sondern auch die Vögel kennen den Schwalbenweih als Kerbthierfresser, und einzelne von ihnen betrachten den Räuber deshalb mit schelen Augen als Beeinträchtiger ihres Gewerbes. „Wir sahen", theilt uns Burmeister mit, „einen Schwalbenweih, welcher von einem Tyrann (Saurophagus sulphuratus) verfolgt wurde. Dieser stieß unausgesetzt auf ihn herab und brachte den Falken in nicht geringe Verlegenheit. Der Tyrann hat auf den Falken eine wahre Wuth,

und wo er ihn erblickt, fällt er ihn an, vielleicht weil er weiß, daß jener ihm die besten Käfer, welche jener im Fluge von den Zweigen abliest, vor dem Schnabel wegnimmt, während er seine Beute nur im Fluge packt und die sitzenden Kerfe unbehelligt läßt."

„Bei ruhigem und warmen Wetter", fährt Audubon fort, „segelt der Schwalbenweih in unermeßlicher Höhe dahin, ein großes Kerbthier, Musquitofalk genannt, verfolgend, und gibt dabei alle Flugkünste zum Besten. Sein hauptsächlichstes Futter aber bilden große Heuschrecken, Raupen, kleine Schlangen, Eidechsen und Frösche. Er streicht hart über dem Felde dahin, hält zuweilen einen Augenblick an, schwebt hernieder, packt eine Schlange am Halse, erhebt sie und zerreißt sie in der Luft."

„Wenn die Raubvögel in dieser Weise jagen, ist es nicht schwierig, sich ihnen zu nähern, während sie sonst sehr scheu sind. Hat man einmal einen von ihnen erlegt, dann erscheinen alle anderen über dem Todten, als hätten sie die Absicht, ihn wegzunehmen. Ich habe bei solchen Gelegenheiten verschiedene von ihnen geschossen und so schnell gefeuert, als ich mein Gewehr laden konnte. Sonst hält es schwer, sie zu erbeuten, weil sie bei Tage in hoher Luft dahinfliegen oder zur Nachtruhe die höchsten Fichten und Cypressen erwählen, welche die Flüsse und Seen umsäumen." — Azara bemerkt, daß einer seiner Freunde, um die ihm sonst unerreichbaren Raubvögel zu erlegen, einen ihnen ähnlich gestalteten und bemalten Drachen steigen ließ, welcher sie herbeizog und in Schußnähe brachte.

„Der Schwalbenweih paart sich sofort nach seiner Ankunft in den südlichen Staaten. Seine Brautwerbung geschieht im Fluge, und seine Bewegungen sind dann schöner als je. Der Horst wird regelmäßig in den Wipfelästen der höchsten Eichen oder Fichten erbaut, am liebsten an dem Ufer eines Stromes oder Teiches. Er ähnelt dem der gewöhnlichen Krähe, besteht äußerlich aus trockenem Reisig, vermischt mit „spanischem" Mos, und ist innerlich mit weichem Gras und einigen Federn ausgefüllt. Die vier bis sechs Eier des Geleges sind auf grünlichweißem Grunde gegen das stärkere Ende hin mit wenigen unregelmäßigen Flecken von dunkelbrauner Farbe gezeichnet. Männchen und Weibchen brüten abwechselnd, und einer der Gatten füttert dabei den andern. Die Jungen entschlüpfen dem Ei in einem Dunenkleide von gelblicher Farbe, erhalten dann ihr Jugendkleid und ähneln bereits im Herbst fast vollständig den Alten, deren Kleid sie im nächsten Frühlinge tragen."

Bis jetzt ist es unmöglich gewesen, den prachtvollen Falken längere Zeit in der Gefangenschaft zu erhalten. Audubon berichtet von einem, welchen er mehrere Tage im Käfig hielt. Er verweigerte jegliche Nahrung, brach sogar den Inhalt seines Magens aus und ließ sich auch nicht stopfen. Mit gesträubtem Gefieder saß er da, mißgelaunt auf einer Stelle. Nur wenn man ihn an seinen Flügeln packte, versuchte er seine Klauen zu gebrauchen. Er starb an Entkräftung. Jung aus dem Neste genommene Vögel dieser Art würden wohl an passendes Ersatzfutter gewöhnt werden können; doch scheint Dies kein einziger der amerikanischen Forscher versucht zu haben.

In Afrika findet sich ein ähnlich gestalteter Weih, welcher neuerdings auch zum Vertreter einer eigenen Sippe Chelidopterix erhoben worden ist, weil sich der Flügel und Fußbau beider Vögel unterscheidet. Der Zwergschwalbenweih, wie wir ihn nennen wollen (Chelidopterix Riocouri), ist auf der Oberseite graublau, auf Rücken und Schultern etwas dunkler, als auf dem Flügel und dem Schwanze. Die Spitzen aller Schwungfedern der zweiten Ordnung sind weiß, die Stirn, der Zügel, die Wangen und die Unterseite reinweiß, die unteren Flügeldeckfedern schwarz; der Schnabel ist schwarz, der Fuß gelb. Die Länge beträgt 13 bis 14 Zoll, wovon auf den Schwanz 7 Zoll kommen; der Fittig mißt $8\frac{2}{3}$ Zoll.

Ueber das Leben des Zwergschwalbenweihs ist soviel wie Nichts bekannt. Er bewohnt Mittelafrika, namentlich die westlichen Steppenländer desselben, kommt aber auch regelmäßig in Kordofahn vor; ich wenigstens habe ihn dort oft beobachtet. Aber ich habe ihn niemals anders gesehen, als in hoher Luft und immer nur auf kurze Zeit. Ein einzelner Vogel streicht in bedeutender Höhe seines Wegs dahin, kommt höchstens so tief herab, daß man ihn eben erkennen kann, zieht ein paar Kreise

über dem Beobachter, und ist wenige Minuten später den Blicken entschwunden. Dies ist Alles, was ich sagen kann; andere Beobachter scheinen auch nicht mehr erfahren zu haben, und somit wissen wir durchaus nicht, ob das niedliche Geschöpf seinen amerikanischen Verwandten auch in der Lebensweise ähnelt oder nicht.

*

Die Feldweihen (Circi) sind mittelgroße, schlank gebaute Raubvögel mit kleinem schwächlichen Leib, großen, ziemlich schmalen und langen Flügeln, mittellangem, breiten Schwanz, sehr langen, aber schwachen und kurzzehigen Füßen und kleinem, schwachen, stark gekrümmten Schnabel mit langem Haken und stumpfem Zahn. Im Fittig überragen die dritte und vierte Schwinge die übrigen, die erste ist sehr kurz. Sie sind die Arten der Familie, bei denen sich gewisse Gesichtsfedern zum Schleier ausgebildet haben. Das übrige Gefieder ist weich, am Halse locker, weich und schlaff.

Alle Weihen sind gewissermaßen als Erdfalken anzusehen. Sie erheben sich nur selten in bedeutende Höhen; gewöhnlich streichen sie ziemlich langsam mit schwankendem Flug sehr niedrig über die Felder, Wiesen und Gewässer dahin, alle Erdvögel und namentlich deren Nester, sowie kleine Säugethiere, Lurche und Fische bedrohend. Sie fangen nur laufendes oder schwimmendes Wild; fliegenden Vögeln können sie Nichts anhaben.

In Deutschland leben vier echte Weihen, welche in zwei Sippen geschieden worden sind. Die Wiesenweihen (Strigiceps) kennzeichnen sich durch deutlichen Schleier und große Verschiedenheit hinsichtlich der Färbung des Gefieders je nach Alter und Geschlecht. Von dieser Sippe kommen drei Arten in unserm Vaterlande vor: der Korn-, Steppen- und Wiesenweih.

Ersterer (Strigiceps cyaneus), auch Blau- oder weißer Weih oder Falk, Blau-, Mehl-, Kornvogel, Schwarzflügel, Spitz- und Ringelgeier genannt, ist 17 Zoll lang, wovon 8½ Zoll auf den Schwanz kommen, und 40 Zoll breit, wobei auf den Fittig 14 Zoll zu rechnen sind. Das alte Männchen ist auf der Oberseite licht aschblau, auf der Unterseite weiß, im Genick braun und weiß gestreift. Die erste Schwinge ist schwarzgrau, die fünf folgenden sind schwarz, gegen die Wurzel hin grau oder weiß, die übrigen Schwingen sind aschgrau. Der Schwanz ist durch einige dunkle Querflecken gebändert. Bei dem alten Weibchen ist der Oberkörper fahlbraun mit weißlichen Streifen über den Augen und rostgelblichen Rändern an den Federn des Hinterkopfes, des Hinterhalses und der Oberflügel. Der Schwanz ist abwechselnd breit braun und rostgelb gebändert, der Unterkörper auf rostgelblichem Grunde bräunlich in die Länge gefleckt. Die Jungen ähneln dem Weibchen. Der Augenstern, die Wachshaut und der Fuß sind citronengelb; der Schnabel ist hornschwarz.

Der Steppenweih (Strigiceps pallidus) ist etwas kleiner, nur 16½ Zoll lang und 38½ Zoll breit; die Länge des Schwanzes beträgt 8¼ Zoll, die Länge des Fittigs 13 Zoll. In der Färbung ähnelt der Steppenweih dem Kornweih außerordentlich; das alte Männchen ist aber stets blässer, oben bleigrau, unten reinweiß; der Schwanz und der Bürzel sind deutlich aschgrau gebändert, die Flügelspitzen sind schwarz. Das alte Weibchen ist oben braun, mit hell rostfarbigen Federkanten, unten blaßrothgelb mit rostfarbenen Längsflecken. Die Jungen unterscheiden sich von ihm durch den ganz ungefleckten rostgelben Unterkörper. Zur Unterscheidung der beiden außerordentlich nahe verwandten Arten mag auch noch Folgendes dienen. Beim Kornweih ist die vierte Schwinge, beim Steppenweih die dritte die längste; bei jenem sind die oberen Schwanzdeckfedern weiß, bei diesem weiß und dunkel gebändert. Die Weibchen sind kaum zu verwechseln.

Der Wiesenweih endlich (Strigiceps cyneraceus), welcher von Kaup zum Vertreter einer besonderen Sippe (Glaucopterix) erhoben wurde, ist 17 Zoll lang und 42 Zoll breit, der Fittig mißt 14¼ Zoll, der Schwanz 8½ Zoll. Der Schleier ist undeutlich, der Flügel sehr lang.

Beim alten Männchen sind Kopf, die ganze Oberseite, der Hals und die Vorderbrust aschblau, der Bauch und die Schenkel weiß mit rostrothen Schaftstrichen, die Schwingen erster Ordnung ganz schwarz, die der zweiten licht aschblau mit einem schwarzen Querbande durch die Mitte, welches auf dem Außenflügel eine deutliche Binde bildet. Der Schwanz ist vier- bis fünfmal dunkel gebändert. Alte Weibchen und jüngere Männchen sind braungrau, auf dem Scheitel rostroth und schwarz gestreift, auf der Unterseite weiß mit kleinen undeutlichen rostfarbenen Flecken, junge Vögel auf der Unterseite rostfarben ohne Flecken, auf der Oberseite dunkelbraun mit rostbraunen Spitzensäumen an den Federn und mit einem weißen Fleck unter dem Auge, welcher von einem großen dunkelbraunen theilweise umgeben wird. Der Bürzel ist weiß, die Schwung- und Steuerfedern sind durch dunkle Querflecken gezeichnet. Bei den alten Männchen ist das Auge hochgelb, bei den Weibchen blaßgelb, bei den Jungen dunkelbraun; der Schnabel ist schwarz, die Füße sind gelb.

Der Kornweih verbreitet sich über den größten Theil Europas und über ganz Mittelasien, geht aber nicht weit nach Süden. In Indien ist er ein seltener Wintergast; in Afrika kommt er wahrscheinlich nicht vor. Hier vertritt ihn der Steppenweih, welcher von Egypten an bis in das Innere oder bis zur Westküste ungemein häufig vorkommt und, wie es scheint, nur ausnahmsweise im Süden und Südwesten Europas sich ansiedelt. Der Wiesenweih endlich bewohnt hauptsächlich den Südosten Europas, Ungarn, die Donautiefländer, ganz Rußland und den größten Theil Asiens, ist in Indien gemein und gehört auch in Amerika zu den häufigen Erscheinungen.

Hinsichtlich der Lebensweise ähneln sich alle drei Arten in so hohem Grade, daß es für uns vollständig genügen wird, wenn wir einen der drei Vögel, den Kornweih, ins Auge fassen. Die Namen der drei Arten deuten darauf hin, daß der eine Vogel die Felder, der andere die Wiesen und der dritte endlich die Steppen bevorzugt. Innerhalb dieser Gebiete aber treibt es einer wie der andere. Die Weihen sind bewegungsfähige und bewegungslustige, dreiste, kühne und schlaue, aber ziemlich unedle Raubvögel. Ihr Flug ist sanft, schwankend und unsicher, oft schwimmend, selten durch Flügelschläge beschleunigt. Die Schwingen werden dabei hoch nach oben getragen, die Spitzen derselben weit über den Körper gehalten; der Schwanz wird wenig gebreitet. Oft schwebt der Weih ohne Flügelschläge große Strecken dahin, und die einzige Bewegung, welche man wahrnimmt, ist ein eigenthümlich seitliches Drehen des Leibes, ein Schaukeln, wenn man so sagen darf, wodurch sich der Weih vor allen andern Raubvögeln unseres Vaterlandes auszeichnet. Höchst selten schwingt sich der Vogel zu beträchtlichen Höhen empor; man sieht ihn vielmehr regelmäßig dicht über den Boden dahineilen. Ueber die Felder fliegt er oft in Bogenkreisen, gewöhnlich aber in geradem, nur durch seitliche Ausbiegung unterbrochenen Zuge. Naumann sagt, daß der Kornweih die Bäume verabscheue und nur im höchsten Nothfall auf der Spitze eines solchen übernachte, für gewöhnlich aber auf einem kleinen Stein oder kleinen Hügel sich niederlasse und nachts im langen Gras, Schilf oder Getreide sich verstecke. Diese Angabe ist wenigstens nicht für alle Arten richtig. Der Steppenweih z. B. bäumt sehr regelmäßig, wenn er ruhen will; er wählt hierzu aber niemals die Krone eines Baumes, sondern immer die untern Aeste und hier wie die Eulen die Nähe des Stammes; er schläft auch auf Bäumen. Auf dem Boden bewegt sich der Kornweih mit verhältnißmäßiger Geschicklichkeit. Er läuft und springt sehr schnell, jagt auch laufend hinter Mäusen und noch nicht flugfähigen Vögeln her. Alle Weihen sind mit Ausnahme der Mittagszeit den ganzen Tag über in Bewegung und jagen auch noch in der Dämmerung. Ihr scharfes Gesicht und ihre großen, fast wie bei den Eulen gebildeten Ohren unterstützen sich bei ihren Jagden gegenseitig: die Weihen können auch durch das Gehör eine Beute auskundschaften. Gesicht und Gehör sind unzweifelhaft die ausgebildetsten Sinne, aber auch das Gefühl scheint sehr fein zu sein. Ueber den Verstand ein Urtheil zu fällen, ist schwer. Die Weihen sind scheu, aber ohne dabei zu unterscheiden; denn sie weichen vor dem Landmanne ebensogut aus, als vor dem Schützen; sie sind neugierig, lassen sich durch auffallende Dinge herbeilocken und dann oft leicht übertölpeln; sie sind frech und feig, vereinigen sich aber doch zuweilen mit Krähen, wenn es gilt, einen größeren Räuber zu verfolgen; sie lassen sich leicht zähmen, auch wenn sie als alte Vögel in die Gewalt des

Menschen kamen, gewöhnen sich aber durchaus nicht immer so leicht an den Käfig, wie Naumann behauptet, und noch viel weniger an den Menschen, und lernen wohl kaum ihren Pfleger von anderen Leuten unterscheiden. Als angenehme Stubenvögel glaube ich sie nicht ansehen zu dürfen. Die Stimme ist ein sanftes „Kikäk“ oder ein „Geschicker“, auch wohl ein durchdringendes Pfeifen.

Die Feldweihen müssen als überwiegend nützliche Vögel betrachtet werden. Mäuse bilden ihre Hauptnahrung; nebenbei verzehren sie Frösche und andere Lurche, aber freilich auch kleine Vögel und deren Eier. Der Weih kommt langsam und niedrig über der Erde dahingeflogen, sucht mit seinem scharfen Gesicht sorgfältig den Boden ab und stürzt sich, sobald er eine Beute gewahrt, auf diese hernieder. Den Mäusen wird ein derartiger Angriff regelmäßig verderblich; aber auch junge oder auf dem Boden brütende Vögel sind arg gefährdet. Während der Brutzeit nähren sich die Weihen oft wochenlang nur von Eiern und Nestjungen der Lerchen, Ammer, Regenpfeifer, Strand- und Wasserläufer, Rohrhühnchen und anderen Erd- und Sumpfvögeln, und dann thun sie als Nesterplünderer großen Schaden; während des übrigen Jahres aber sühnen sie dieses Verbrechen durch fleißigen Mäusefang wieder. Naumann sagt, daß sie niemals Aas berührten, Radde behauptet das Gegentheil; ich glaube, daß Naumann wohl recht haben wird; in Afrika wenigstens habe ich niemals einen Weih Aas auch nur umschweben sehen.

Die Feldweihen schreiten erst spät im Frühjahre zur Fortpflanzung. Sie nisten auf dem Boden und warten, bis das Schilf oder Gras eine hinlängliche Höhe erreicht hat, um den Horst genügend zu verstecken. Letzterer steht entweder in einem Strauche auf jungen Holzschlägen oder in sumpfigen Weidengebüschen, im langen Getreide oder endlich im Riedgras und Rohr der Bäche. Er ist nach Naumann ein großer Klumpen aus trockenen Reisern, Gräsern, Rohrhalmen, Kartoffelstengeln, Mist und dergleichen, welcher innen mit Thierhaaren, Federn, Mos und anderen weichen Stoffen ausgelegt ist. Oft bilden aber nur einige dürre, in die Runde gelegte Rohr- oder Strohhalme den ganzen Bau. Das Gelege enthält vier bis fünf Eier. Sie sind kugelig, feinkörnig, aber glanzlos und grünlichweiß, entweder ungefleckt oder mit feinen kleinen Spritzfleckchen gezeichnet. Die Jungen werden mit Mäusen, Nestvögelchen, Fröschen und Kerbthieren groß gefüttert.

Die Feldweihen scheinen wenig Feinde zu haben. Sie leben wie die meisten anderen Raubvögel mit den Krähen in beständigem Streit und werden von Schwalben, Bachstelzen, Kiebitzen und andern machtlosen Vögeln verfolgt, scheinen jedoch gegen die Angriffe verwandter oder vierfüßiger Räuber gesichert zu sein. Vor dem Schützen nimmt sich der Weih sehr in Acht, weil er überhaupt jedem Menschen ausweicht, und seine Jagd ist deshalb nur Sache des Zufalls. Gefangen wird er selten, höchstens noch auf den Lerchenherden.

Der Rohrweih (Circus rufus), welcher auch Schilf-, Mos-, Sumpf-, Wasser-, Brand- und Rostweih, -Falk und -Geier, Sumpfbussard, Rohrvogel und Weißkopf genannt wird, hat im wesentlichen denselben Leibesbau wie die Feldweihen, aber einen langen, starken Schnabel und kräftigere Fußwurzeln; auch ist der Schleier nur angedeutet. Die Länge beträgt 21 Zoll, wovon 10 Zoll auf den Schwanz kommen, die Breite 48 bis 50 Zoll. Das Weibchen ist um 1½ bis 2 Zoll länger und um 3 Zoll breiter. Das alte Männchen ist oft sehr bunt gezeichnet. Der Kopf ist auf Stirn und Scheitel braun mit gelben Federrändern, der übrige Oberkörper kaffeebraun; die Wange und die Kehle sind blaßgelb mit dunkleren Schäften, der Vorderhals und die Oberbrust gelb mit braunen Längsflecken; der übrige Unterkörper ist rostroth mit helleren Federspitzen; die meisten Schwingen zweiter Ordnung und alle Steuerfedern sind aschgrau. Beim Weibchen ist der Oberkopf und die Mitte des Nackens gelb, braun gestreift, der übrige Oberkörper kaffeerostbraun; der Flügel auf der Schultergegend und die oberen Deckfedern des Unterarmes sind gelb, braun in die Länge gefleckt; die

Kehle ist gelb, die Wangen und der übrige Vorderkörper sind rostbraun. Junge Vögel sind der Hauptfärbung nach dunkelbraun, auf dem Kopfe aber gelb. Manchfache Abweichungen kommen vor. Der Schnabel ist schwarz, der Fuß blaßgelb, das Auge bei alten Vögeln gelb, bei Jungen nußbraun.

Bis jetzt ist noch nicht mit Sicherheit festgestellt, wie weit der Verbreitungskreis des Rohrweihs eigentlich reicht. Man hat ihn fast auf der ganzen Erde gefunden: im gemäßigten Gürtel der alten Welt wenigstens kommt er überall vor. Wasserreiche Gegenden bilden seinen Aufenthalt; an rohrbewachsenen Seen, Sümpfen und Brüchen ist er gemein. Im Winter erscheint er massenhaft in Südeuropa, in Egypten und in Indien. In beiden letztgenannten Ländern ist er dann der häufigste aller Raubvögel. Trockene Gegenden meidet er ängstlich, und auch im Gebirge findet er sich nicht. Er erscheint bei uns im März, bezieht seinen alten Stand wieder, läßt sich auch so leicht nicht vertreiben und wandert, wenn Dies geschieht, wieder ein. Hinsichtlich der Lebensweise und des Betragens



Der Rohrweih (Circus rufus).

unterscheidet sich der Rohrweih nur insoweit von den Feldweihen, als sein Wohnort Dies bedingt. Er ist hier Dasselbe, was der Feldweih in seinem Gebiet. Seine Jagd gilt vornehmlich den Wasser- und Sumpfvögeln; wenn diese fehlen, greift er Frösche, Fische, Wasserkerbthiere und nach Jerdon auch Spitzmäuse und Wasserratten an. Auch er raubt nur Beute, welche sitzt, läuft, kriecht oder schwimmt. Während der Nistzeit ist er der abscheulichste Raubvogel, welchen wir haben, weil er die Bruten der Sumpfvögel massenhaft zerstört. Er weiß selbst große Eier geschickt zu öffnen; kleinere verschluckt er gleich mit der Schale. Nur die Schwaneneier scheinen ihm zu fest zu sein. „Ich habe ihn", sagt Naumann, „eine lange Weile an denselben herumpicken und unverrichteter Sache wieder abziehen sehen." Kleinere Schwimmvögel, welche selbst nicht vor seinen Klauen sicher sind, jagt er, um die Eier zu erlangen, vom Neste. Wahrscheinlich seinetwegen verbergen alle Schwimmvögel ihre Eier so sorgfältig als möglich mit den Neststoffen. Von der Brutzeit an bis in den Herbst bilden, nach Naumann, die Wasserhühner sein bevorzugtes Wild. Sie jagt er unermüdlich. Jene kennen ihren Feind, rufen

sich, wenn sie ihn ankommen sehen, schnell zusammen und eilen dem nächsten Schilf zu. „Verfolgt sie der Raubvogel auch hier, so flüchten sie wieder nach dem blanken Wasser und suchen sich durch Untertauchen zu retten; denn im Rohr macht er sie oft müde, indem er von einem Rohrstengel zum andern so lange hinter ihnen herspringt, bis er eine ertappt. Den alten Enten thut der Rohrweih Nichts zu leide, und wenn die Mutter zugegen ist, darf er sich auch nicht an die Jungen wagen; denn die Alte springt, sobald der Räuber Miene macht, auf ihre Kinder zu stoßen, ihm entgegen und schnappt nach ihm." Dem Jäger wird der Weih oft sehr lästig, namentlich in Egypten und Indien, wo er gerade während der besten Jagdzeit massenhaft auftritt. Er nimmt hier die geschossenen Schnepfen in unverschämter Weise dem Schützen vor den Augen weg.

Der Horst wird Anfangs Mai auf erhabenen Stellen im Röhricht gefunden. Er ist ein wirrer Bau aus Rohr- oder Schilfstengeln, Binsen und dgl. Das Gelege besteht aus vier bis sechs großen Eiern von grünlichweißer Farbe. Während das Weibchen brütet, unterhält es das Männchen durch allerlei Gaukeleien. „Es schwingt sich", sagt Naumann, „oft zu einer außerordentlichen Höhe in die Luft, läßt allerlei traurige, angenehme Töne hören, stürzt sich plötzlich mit beständigen Schwenkungen aus der Höhe herab, schwingt sich wieder hinauf und wiederholt Dies oft stundenlang." Die Jungen werden von beiden Eltern mit entsprechender Nahrung aufgefüttert, sehr reichlich versorgt, warm geliebt und muthig vertheidigt.

Alle Wasser- und Sumpfvögel sind dem Rohrweih von Herzen feind, aber auch die Krähen necken und verfolgen ihn, wo sie ihn sehen. Der Mensch thut wohl, wenn er ihn so viel als möglich vernichtet, weil der Schaden, welchen er anrichtet, den Nutzen, welchen er stiftet, weit überragt, selbst wenn man es ihm zu Gute rechnen wollte, daß er als Baizvogel Dienste leistet. Freilich geben sich nur die Baschkiren und Kirgisen die Mühe, ihn zur Entenjagd abzurichten, bei uns zu Lande hat Niemand daran gedacht, Dies zu thun. Im Käfig ist der Rohrweih einer der langweiligsten Gesellen, welche die Ordnung der Raubvögel überhaupt aufzuweisen hat.

In Neuholland leben Weihen, welche unter dem Namen Spilocircus getrennt worden sind, obgleich sie sich im wesentlichen nur durch eigenthümliche Färbung, nicht aber durch Eigenthümlichkeiten der Gestalt unterscheiden.

Der Fleckenweih (Spilocircus Jardinii) ist etwa so groß, wie ein Rohrweih. Der Oberkopf, die Wangen und die Ohrdecken sind dunkel nußbraun mit schwarzbraunen Schaftstrichen; das Gesicht, der Rücken und die Brust sind dunkelgrau, die Unterseite der Flügel, der Bauch und die Schenkel kastanienbraun. Die meisten Federn des Unterrückens und der Schultern und alle der Unterseite von der Brust an sind zu beiden Seiten des Schaftes durch weiße runde Flecken geschmückt; die Schwingen sind dunkel und die Schwanzfedern abwechselnd dunkelbraun und grau gebändert. Der Schnabel ist an der Wurzel grau, an der Spitze schwarz, der Fuß gelb, das Auge orangegelb. Junge Vögel sind auf der Oberseite einfarbig dunkelbraun, auf der Unterseite aber gestreift, anstatt gefleckt.

Nach Gould findet sich der Fleckenweih in ganz Neusüdwales an geeigneten Orten überall häufig. In seiner Lebensweise unterscheidet er sich nicht von seinen europäischen Verwandten. Kleine Säugethiere, Vögel, Eidechsen und Schlangen bilden seine Nahrung. Der Horst steht ebenfalls auf dem Boden.

* *
*

Beide Hälften und fast alle Gürtel der Erde beherbergen große oder mittelgroße, etwas plump gestaltete Raubvögel, welche in vieler Hinsicht an die Adler erinnern, durch ihr unedles Wesen sich aber sehr unterscheiden. Wir nennen sie den bei uns vorkommenden Arten zu Liebe Bussarde oder Busaare (Buteones). Ihr Leib ist ziemlich plump, der Kopf ist dick, breit und flach, der Schnabel

kurz, von der Wurzel an gekrümmt, seitlich zusammengedrückt, am Rande zahnlos, der Hals kurz, der Flügel ziemlich lang und rundlich, die vierte Schwinge gewöhnlich über die andern verlängert, der Schwanz mittellang, der Fuß mittelhoch, kurz und schwachzehig, aber mit spitzen, scharf gekrümmten Krallen bewehrt. Das Gefieder ist reich und mehr oder weniger schlaff, die Federn sind groß, lang und breit, die Kopffedern gewöhnlich schmal und spitzig, ausnahmsweise wohl auch zu Hauben verlängert. Düstere Färbung ist vorherrschend, die Zeichnung aber manchfachem und oft zufälligen Wechsel unterworfen.

Die Bussarde bewohnen Gebirge und Ebenen, hier wie da am liebsten kleinere Waldungen, welche von Feldern umgeben sind. Letztere oder ihnen entsprechende Ebenen bilden das Jagdgebiet unserer Vögel. Während der Brutzeit siedelt sich ein Paar fest an und bemächtigt sich der Herrschaft über ein gewisses Gebiet, welches an das des nächsten Paares grenzt. Doch sind die Bussarde durchgehends sehr friedliche Vögel und vertreiben nur aus der nächsten Nähe des Horstes eifersüchtig andere ihrer Art oder Raubvögel überhaupt. Unsere nordischen Arten sind Wander- oder Strichvögel; diejenigen, welche in wärmeren Ländern leben, können als Standvögel angesehen werden. Alle Arten fliegen langsam, aber anhaltend und lange Zeit schwebend, jedoch mehr nach Art der Adler, als nach Art der Weihen. Wenn sie eine Beute erspäht haben, rütteln sie über ihr, wie die kleineren Falken, beim Angriff stoßen sie verhältnißmäßig langsam in schiefer Richtung nach unten. Sehr gern jagen sie von einer Warte aus. Sie setzen sich auf einen erhöhten Gegenstand im Felde, am liebsten auf einen Baum oder hohen Erdhaufen und beobachten vonhieraus scharf den Boden in ihrer Nähe. Regt sich hier Etwas, so erheben sie sich und gehen nun zum Angriff über. Auf dem Boden sind auch sie noch ungeschickt; ihr Gang ist ein Hüpfen, kein Schreiten. Unter ihren Sinnen steht das Gesicht unzweifelhaft oben an: ihr Auge kommt an Schärfe dem Adlerauge gleich. Das Gehör ist gut, Gefühl und Geschmack sind ziemlich entwickelt. Die geistigen Fähigkeiten scheinen geringer zu sein, als sie es wirklich sind. Klüger als die meisten Weihen sind die Bussarde gewiß, obwohl sie sich oft recht herzlich dumm benehmen. Doch lernen sie bald Gefährliches vom Ungefährlichen unterscheiden, und nach einiger Verfolgung werden sie ungemein vorsichtig. Listig kann man sie nicht nennen; sie gehen eher plump zu Werk bei allem, was sie thun und treiben. Man nennt sie träge, weil sie stundenlang auf ein und derselben Stelle sitzen; streng genommen aber thut man ihnen unrecht: denn gerade während dieser Stellung sind sie sehr eifrig beschäftigt, wenn auch nur mit den Augen. Einen fliegenden Bussard kann man gewiß nicht träge schelten, am allerwenigsten dann, wenn er des Spielens halber stundenlang prachtvolle Kreise zieht und gleichsam zwecklos zu ungeheuern Höhen sich emporschraubt. Aber freilich sind sie nicht in dem Sinne Räuber, wie viele andere ihrer Verwandten. Es fehlt ihnen das Ungestüme und insbesondere der Blutdurst, welcher jene, nicht immer zu ihrem Vortheil, auszeichnet. Sie sind tüchtige Fresser; haben sie aber einmal das Nöthige erlangt, so begnügen sie sich und jagen nicht weiter. Mit andern Raubvögeln leben sie in leidlichem Frieden, nur gegen den Uhu bekunden sie einen tödtlichen Haß. Sie dagegen werden von kleinen Raubvögeln vielfach angegriffen, wie es scheint, hauptsächlich deshalb, wenn es den schnellen und muntern Falken Vergnügen gewährt, die ungeschickten Bussarde zu necken.

Kleine Wirbelthiere und Kerfe, Schnecken, Würmer, Larven, ja sogar Pflanzenstoffe bilden die Nahrung der Bussarde. Alle Arten der Familie machen sich nützlich, einzelne in so hohem Grade, daß sie von uns als heilige Vögel betrachtet werden sollten. Sie vertilgen die lästigen Mäuse in unzählbarer Menge, kämpfen außerdem wacker mit Schlangen und anderem widerwärtigen Gezücht und greifen höchstens dann und wann ein Thier an, welches wir ihnen mißgönnen, weil wir selbst Jagd auf dasselbe machen. Alle nützlichen Vögel sind, solange sie gesund und bewegungsfähig, vor ihnen gesichert. Täppische Junge oder verwundete Vögel greifen sie freilich an, aber der Schaden ist wirklich kaum in Betracht zu ziehen.

Der Horst wird auf hohen Bäumen angelegt. Er ist ziemlich kunstlos und andern Raubvogelhorsten im wesentlichen ähnlich. Das Gelege besteht ausnahmsweise nur aus einem einzigen Ei,

zählt gewöhnlich aber deren drei bis vier. Die Jungen werden von beiden Eltern ernährt, reichlich versorgt, sehr geliebt, gegen Angriffe vertheidigt und nach dem Ausfliegen noch längere Zeit geführt.

Jung aus dem Neste genommene Bussarde werden bald so zahm, daß sie sogar zum Aus- und Einfliegen gewöhnt werden können. Auch alt eingefangene überwinden bald den Verlust ihrer Freiheit und schließen sich nach kurzer Zeit ihrem Pfleger innig an. Sie sind zwar nicht gerade liebenswürdig im Käfig, immerhin aber angenehme Raubvögel, welche man mit der Zeit lieb gewinnt.

Die Schlangenbussarde (Circaëti), welche von vielen Naturforschern zu den Adlern gestellt und dann Schlangenadler genannt werden, mögen als Uebergangsglieder von den Adlern zu den Bussarden die erste Stelle finden. Sie sind große Vögel von durchaus eigenthümlichem Gepräge. Ihr Leib ist gestreckt, aber kräftig, der Hals kurz, der Kopf ziemlich groß, der Schnabel stark, von der Wurzel an gekrümmt, seitlich etwas zusammengedrückt mit langem Haken und geraden Schneiden. Die Flügel sind breit und lang, die dritte oder vierte Schwinge ist über die übrigen verlängert; der Schwanz ist mittellang, breit und gerade abgeschnitten, der Fuß hoch, mit einem wahren Panzer von Schildern umgeben, sehr kurzzehig und mit kurzen, gekrümmten und spitzen Nägeln bewehrt. Die großen und langen Federn liegen locker an und spitzen sich an Kopf und Nacken wie bei den Adlern zu.

In Europa lebt eine Art der Sippe, der Schlangen- oder Natternbussard und bezüglich Adler (Circaëtus brachydactylus oder gallicus), ein Vogel von 26 bis 28 Zoll Länge und 66 bis 69 Zoll Flugbreite, dessen Fittig 18 Zoll und dessen Schwanz 9 Zoll mißt. Die Oberseite ist braun, die Spitzenfedern des Kopfes und Hinterhalses sind mattbraun, heller gesäumt, die Rücken-, Schulter- und kleinen Flügeldeckfedern tiefbraun, heller gekantet, die Schwingen schwarzbraun, fein hellbraun gesäumt, weiß gekantet und mit schwarzen Querbinden gezeichnet, die Schwanzfedern dunkelbraun, breit weiß zugespitzt und dreimal breit schwarz gebändert. Stirn, Kehle und Wangen sind weißlich, schmal braun gestrichelt, Kropf und Oberbrust sind lebhaft hellbraun. Die übrige Unterseite ist weiß, spärlich hellbraun in die Quere gefleckt. Ein Kreis von wolligem Flaum umgibt das große Auge, nach vorn gerichtete Borsten bedecken den Zügel. Das Auge ist gelb, der Schnabel bläulichschwarz, die Wachshaut und die Füße sind lichtblau. Junge Vögel unterscheiden sich wenig von den Alten.

Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde der Schlangenadler als ein sehr unbekannter Vogel angesehen, und seine Naturgeschichte ist auch wirklich erst in den letztvergangenen Jahren festgestellt worden. Der auffallende und leicht kenntliche Raubvogel mag früher mit lichten Bussarden verwechselt worden sein, bis man anfing, auf ihn zu achten. Seit dieser Zeit hat man ihn überall in Deutschland gefunden und außerdem in allen südlichen Ländern dieses Erdtheils beobachtet. Sein Verbreitungskreis dehnt sich jedoch weit über die Grenzen Europas hinaus. Der Schlangenadler ist wenigstens zeitweilig häufig in Nordafrika und nach Jerdon keineswegs selten in Indien. Bei uns zu Lande ist er ein Sommervogel, welcher Anfangs Mai ankommt und uns im September wieder verläßt. Seinen Stand wählt er sich in großen einsamen Waldungen und hier führt er, soweit bis jetzt bekannt, ein wahres Stillleben, d. h. er macht sich wenig bemerklich, weil er ein ruhiger und träger Gesell ist. In Indien, wo er ebenfalls brütet, bewohnt er weniger die Waldungen und Dschungeln, als die offenen Ebenen und das bebaute Land, gleichviel ob dasselbe trocken oder feucht ist. In Nordafrika sieht man ihn hauptsächlich im Winter, oft in Gesellschaften von sechs bis zwölf Stück, gern auf den Felsen nahe am Strome, noch lieber aber in der Steppe und hier zuweilen viele Meilen weit von einem ihm zugänglichen Gewässer entfernt. In Nordwestafrika hat man ihn horstend gefunden.

Lebensweise und Betragen, Sitten und Gewohnheiten des Schlangenbussards erinnern ungleich mehr an unsern Mäusebussard, als an irgend welchen Adler. Er ist nach meinen Beobachtungen ein ruhiger, fauler, grilliger und zänkischer Vogel, welcher sich um Nichts anderes zu bekümmern

scheint, als um das Wild, welches er jagt, und um andere seiner Art, welche im Fange glücklicher waren. Am Horste ist er nach allen Angaben sehr scheu und vorsichtig und nach Jerdon's Behauptung auch lärmend d. h. schreilustig; in Afrika vernimmt man kaum einen Laut von ihm und lernt ihn als einen der unvorsichtigsten aller dortigen Raubvögel kennen. Wenn er aufgebäumt hat, glotzt er den sich nähernden Jäger mit seinen großen Augen albern an und denkt an alles Andere, nur nicht an das Fortfliegen. Fast sämmtliche Schlangenbussarde, welche ich erlegte, ließen sich ohne weiteres unterlaufen und vom Baume herabschießen. Doch sieht man ihn nur gegen den Abend und in den frühesten



Der Schlangen- oder Natternbussard (Circaëtus brachydactylus oder gallicus).

Morgenstunden aufgebäumt, während des ganzen übrigen Tages aber betreibt er seine Jagd und zwar mit einer Gemächlichkeit und Langsamkeit ohne Gleichen. Kreisend schwebt er über den nahrungsversprechenden Ebenen dahin oder sitzt bewegungslos am Rande der Gewässer, um, wie unser Bussard, auf Beute zu lauern. Im Fluge rüttelt er oft wie sein Vetter, der Bussard; Dies aber sieht wo möglich noch ungeschickter aus, als bei diesem. Beim Angriffe senkt er sich langsam in die Tiefe herab und bewegt sich beim Angriff vermittelst einiger Flügelschläge noch eine Zeit lang über dem Boden dahin, bis er endlich mit weit ausgestreckten Fängen auf diesen herabfällt, um das ins Auge gefaßte Thier zu ergreifen. Bei seinen Fußjagden, wie ich sie nennen möchte, wadet er oft in das seichte Wasser hinein

und greift dann plötzlich mit einem Fange vorwärts. Besonders auffallend war es mir, zu erfahren, daß er alle andern seiner Art mit schelen Augen betrachtet und futterneidisch über sie herfällt, wenn sie glücklicher waren. Es darf nur einer eine Schlange oder Eidechse fangen wollen, da gibt es gewiß erst eine tüchtige Beißerei. Sowie sich einer herabsenkt, um eine Beute aufzunehmen, eilt ein zweiter auf ihn los, packt ihn mit Wuth an und nun beginnt eine Balgerei, welche so heftig wird, daß beide Gegner sich zuweilen in einander verkrallen, gegenseitig am Fliegen hindern und zum Boden herabfallen. Hier angekommen, rennt jeder ein paar Schritte dahin und erhebt sich nun langsam wieder, wahrscheinlich eifrig nach der inzwischen entschlüpften Beute spähend. Zur Mittagszeit besucht er die Sandbänke am Strome, um zu trinken, hüpft hier rabenartig umher, fliegt auch wohl von einer Stelle zur andern und entfernt sich dann langsam. Bei der größten Hitze bäumt er auch Mittags auf und sitzt dann stundenlang, anscheinend regungslos, hoch aufgerichtet wie ein Mann. Zur Nachtherberge wählt er gern einzeln stehende Bäume, welche eine weite Umschau gestatten, aber auch hier läßt er den Menschen ohne Bedenken an sich herankommen.

Der Schlangenbussard verdient seinen Namen; denn seine Jagd gilt vorzugsweise diesen Lurchen. Aber er begnügt sich nicht mit ihnen, sondern nimmt auch Eidechsen und Frösche auf, stellt den Fischen eifrig nach und jagt, nach Jerdon, selbst auf Ratten, schwache Vögel, Krebse, große Kerbthiere und Tausendfüßler. Jerdon sah ihn sogar auf einen verwundeten Hasen stoßen und zuweilen eine angeschossene Ente aufnehmen. Doch bilden Lurche unter allen Umständen sein Lieblingswild. Er geht beim Angriffe so verständig zu Werke, daß ihm selbst die gefährlichste Schlange wenig oder Nichts anhaben kann. Seine Kunst im Jagen scheint ihm angeboren zu sein. „Mein jung aufgezogener Schlangenadler", so schreibt Mechlenburg an Lenz, „stürzt sich blitzschnell auf jede Schlange, sie mag so groß und wüthend sein, als sie will, packt sie dicht hinter dem Kopf mit dem einen Fuße und gewöhnlich mit dem andern Fuße weiter hinten, unter lautem Geschrei und Flügelschlägen; mit dem Schnabel beißt er dicht hinter dem Kopfe die Sehnen und Bänder durch, und das Thier liegt widerstandslos in seinen Fängen. Nach einigen Minuten beginnt er das Verschlingen, indem er die sich noch stark windende Schlange, den Kopf voran, verschluckt und bei jedem Schluck ihr das Rückgrath zerbeißt. Er hat in Einem Vormittage binnen wenigen Stunden drei große Schlangen verzehrt, worunter eine fast vier Fuß lange und sehr dicke. Nie zerreißt er eine Schlange, um sie stückweis zu verschlingen. Die Schuppen speit er späterhin in Ballen aus. Schlangen zieht er jedem andern Nahrungsmittel vor. Zu gleicher Zeit habe ich ihm lebende Schlangen, Ratten, Vögel und Frösche gebracht, doch fuhr er, die ihm näher befindlichen Thiere nicht berücksichtigend, auf die entfernteren Schlangen los." Elliot erwähnt, daß man einen gesehen habe, welcher von einer Schlange eng umringelt worden war, deren Kopf aber doch so fest hielt, daß alle Anstrengungen des Giftlurches vergeblich waren. Uebrigens ist die Geschicklichkeit des Schlangenbussards und sein dichtes Gefieder sein einziger Schutz gegen das Gift der Schlangen; denn er ist keineswegs giftfest, wie man früher glaubte. Auf den Wunsch von Lenz ließ Mechlenburg seinen Schlangenbussard von einer Kreuzotter beißen und zwar in den Kropf. Der Vogel verlor von Stund an seine Munterkeit und endete am dritten Tage.

Der Horst, welcher ausnahmsweise auf Felsen steht, wird Anfangs Juni erbaut oder bezüglich wieder bezogen; denn das Paar kehrt, auch wenn ihm die Eier genommen werden, viele Jahre lang regelmäßig zu demselben Horste zurück. Er ist kaum größer, als der Horst unseres Bussards, besteht aus dürren, nicht eben starken Zweigen, und die flache Nestmulde ist mit eben solchen ausgelegt. Wie bei andern Raubvögeln kleiden die Alten die Nestmulde wohl auch mit grünem Laub aus und befestigen außerdem grüne Zweige als Schattendach. Man hat regelmäßig nur ein einziges Ei gefunden und zwar in den ersten Tagen des Mais, bald nach Ankunft der Vögel am Horste. Jerdon und andere Forscher sprechen übrigens auch von zwei Eiern in ein und demselben Horste. Das Ei ist länglichrund, verhältnißmäßig sehr groß, dünn und rauhschalig und bläulichweiß von Farbe. Beide Gatten brüten nach Mechlenburg achtundzwanzig Tage lang, beide theilen sich auch in Erziehung

und Auffütterung der Jungen. Bei Gefahr trägt die besorgte Mutter ihre Jungen einem andern Horste zu. Dies beobachteten übereinstimmend Graf Wodzicki und die Jäger des Prinzen von Wied.

Jung aufgezogene Schlangenadler werden bald zahm und zutraulich; doch muß man sich, um Solches zu erreichen, viel mit ihnen abgeben. Bei der Fütterung geberden sie sich, nach Homeyer, sehr eigenthümlich. Sie stürzen sich auf die hingeworfenen Fleischstücke mit einem großen Sprunge, legen sich mit ausgebreiteten Flügeln darauf, schreien laut und wohlklingend „bli bli", fast wie ein Bussard und sehen sich mißtrauisch um, als glaubten sie, daß ihnen jeder andere Vogel die Nahrung wegnehmen wolle. Ihr Futterneid zeigt sich also schon in frühester Jugend. Leider ist es gar nicht so leicht, einen Schlangenbussard für den Käfig zu erhalten. Ich habe nur zwei von ihnen in der Gefangenschaft beobachten können, den einen im Thiergarten von Marseille, den andern in dem unsrigen. Der letztere war durch einen Schuß schwer am Flügel verwundet worden und unsere Mühe, ihn zu heilen, leider vergeblich, sodaß wir uns genöthigt sahen, den Fittig ihm abzulösen. Auch dieser Vogel wurde bald so zahm, daß er ungescheut in unserer Gegenwart fraß; er war aber selbstverständlich nicht im Stande, uns sein eigentliches Wesen zu offenbaren. Still und ruhig saß er auf ein und derselben Stelle und starrte Jeden, welcher sich ihm näherte, furchtlos mit den großen Augen an. Er starb bei Eintritt der rauhen Witterung. Von andern Gefangenen hat man beobachtet, daß sie sich gern mit den Füßen in ihr Wassergefäß stellen und hier stundenlang verweilen; der unsrige that Dies nicht.

Sehr ausgezeichnete Bussarde bewohnen Südafrika und Südasien, namentlich die malaiischen Inseln. Man hat sie Flecken- oder Schopfbussard (Spilornis) genannt. Die bekannten Arten sind Vögel von ansehnlicher Größe, kräftig gebaut, mit langen und spitzen Flügeln, welche bis zur Schwanzhälfte hinabreichen und deren vierte Schwinge die längste ist, mit ziemlich langem, abgerundeten Schwanz, verhältnißmäßig hohen Läufen, kurzen und starken Fängen. Der Schnabel ist gerade an der Wurzel, gegen die Spitze hin stark gekrümmt und in einen mittellangen, ziemlich spitzen Haken ausgebogen. Die Schneide des Oberkiefers ist zahnlos, der Rand des Unterkiefers gegen die Spitzen hin ausgeschnitten. Das reiche Gefieder verlängert sich auf dem Hinterhaupt zu einem schönen Schopfe.

Le Vaillant beschreibt einen hierher gehörigen Vogel, welchen er Bacha nannte (Spilornis Bacha). Dieser erreicht eine Länge von 22 bis 24 Zoll, wovon 10 Zoll auf den Schwanz kommen. Die Färbung ist ein düsteres Graubraun, welches auf der Oberseite dunkler, als auf der untern ist. Auf dem Flügelrande, der Unterbrust, dem Bauche und den Schenkeln ist jede einzelne Feder mit drei bis vier runden weißen Punkten bezeichnet, welche lebhaft von dem dunkeln Grunde abstechen. Die Flügel sind schwärzlichgraubraun, ihre Deckfedern weiß gerandet; die Steuerfedern zeigen in der Mitte eine breite gilblichweiße Binde und sind an der Spitze grauweiß gesäumt; die Schopffedern sind weiß, an der Spitze aber schwarz, wie die Federn der Stirn. Das Auge ist braunroth, die Wachshaut und der Fuß sind gelb, der Schnabel ist graulichhornblau.

Es scheint, als ob der Bacha seit Le Vaillant am Vorgebirge der guten Hoffnung nicht wieder erlegt worden sei, und F. Heine glaubt sich deshalb berechtigt, Le Vaillant's Lebensbeschreibung des Vogels für erfunden zu halten. Wer, wie ich, die Genauigkeit der Le Vaillant'schen Beschreibungen durch eigene Beobachtungen erprobt hat, wird minder voreilig sein. Bis jetzt ist nach meiner Ansicht durchaus kein Grund vorhanden, Le Vaillant hinsichtlich dieses Vogels an den Pranger zu stellen.

Der Bacha bewohnt das Innere Südafrikas und Java, Ostindien, Nepal und China, falls der asiatische Vogel wirklich mit dem afrikanischen als gleichartig betrachtet werden darf. Nach Le Vaillant hält er sich in den dürrsten und unfruchtbarsten Gebirgsgegenden des Innern auf und jagt hier

von Bäumen oder Felsblöcken aus nach kleinen Säugethieren bis zur Größe eines Klippschliefers, im Nothfall auch nach Lurchen und Kerbthieren. Er ist keineswegs häufig und lebt einsam, im Ganzen nach Art unseres Bussard. Seine Stimme, welche er oft vernehmen läßt, klingt schwermüthig; Le Vaillant versucht sie durch die Silben „Huihihi“ wiederzugeben. Vor dem Menschen flüchtet der Vogel mit großer Vorsicht, deshalb hält es sehr schwer, seiner habhaft zu werden. Die Fortpflanzung fällt in die letzten Monate unseres Jahres. Der Horst, ein kunstloser Bau, steht in tiefen Felsenhöhlen und enthält zwei bis drei Eier.

Ueber den malaiischen Vogel hat neuerdings Bernstein Einiges mitgetheilt. „Obschon dieser Vogel hier auf Java ziemlich gemein ist“, sagt er, „habe ich über seine Lebensweise doch erst wenig Beobachtungen sammeln können. Er scheint ein träger Gesell zu sein, den man verhältnißmäßig selten umherfliegen sieht. Oefters traf ich ihn längs des Waldsaumes und in kleinen Feldhölzern, auch wohl in Baumgruppen der Dörfer an, wo er, auf einem nicht gerade hohen Aste sitzend, auf Beute zu lauern schien und bei meinem Erscheinen sofort still und geräuschlos abstrich. Er scheint ein feiger Räuber zu sein. Ich sah ihn einmal vor einer einzigen Krähe die Flucht nehmen. Mehrere von ihnen habe ich lebend besessen. Alt gefangene zeigten sich anfangs sehr furchtsam, drückten sich, wenn sie sich beobachtet sahen, in eine Ecke ihres Behälters und konnten sich in demselben in den ersten Tagen nicht zurecht finden. Sie blieben daher meistens auf dem Boden sitzen und lernten erst nach einiger Zeit die Sitzstangen gebrauchen. Bei der Annäherung eines Menschen betrugen sie sich sehr eigenthümlich. Sie sträubten die Kopffedern, zogen den Hals ein, breiteten die Flügel etwas aus, sperrten den Schnabel auf und ließen fast ununterbrochen ein ängstliches „Hi, hi, hihihihi“ hören. Jung aus dem Neste genommene wurden ziemlich zahm und erhoben in Gegenwart fremder Personen das erwähnte Angstgeschrei. Außerdem aber ließen sie, zumal wenn ich oder der ihnen gewöhnlich das Futter bringende Javanese in die Nähe eines ihrer Käfige kam, öfters ein zutrauliches Gackern hören. Jedoch auch sie nahmen, wenn man sie scharf ansah, die soeben erwähnte, fast eulenartige Stellung ein.“

„Der Horst ist zweimal durch einen in meinen Diensten stehenden malaiischen Jäger gefunden worden. Er stand angeblich auf einem mittelmäßig hohen, dicht belaubten Baume und enthielt das eine Mal ein Ei, das andere Mal deren zwei. Ihre Grundfarbe ist ein mattes, glanzloses, nicht ganz reines Weiß. Die Zeichnung besteht aus größeren und kleineren, unregelmäßigen braunen und röthlichbraunen Flecken und Tüpfeln, welche entweder über die ganze Eierschale gleichmäßig verbreitet sind oder gegen die Enden hin in größerer Menge sich zusammendrängen.“

Andere Arten der Sippe bewohnen Indien, Ceylon und die Philippinen.

Unter unsern deutschen Bussarden mag der Wespenbussard (Pernis apivorus) zuerst erwähnt werden, weil man ihn als ein Uebergangsglied zwischen Weihen und Bussarden betrachten darf. Er ist gestreckter gebaut, als andere Bussarde, langflügelig und langschwänzig, der Schnabel ist lang, niedrig, schwach und nur gegen die Spitze hin scharf gekrümmt; die Füße sind kurz, die Zehen mittellang, die Nägel lang, schwach und wenig gekrümmt. Im Flügel ist die dritte Schwungfeder die längste, der Zügel ist mit kurzen, steifen Federn bedeckt, das übrige Gefieder ist härter und liegt dichter an als bei andern Verwandten.

Unser Wespen- oder Honigbussard, Wespen-, Bienen-, Honigfalk oder Geier erreicht eine Länge von 23 bis 24 und eine Breite von 52 bis 54 Zoll, die Fittiglänge beträgt 15, die Schwanzlänge 9 Zoll. Das Gefieder ist manchfachem und zufälligen Wechsel unterworfen; doch sollen nach Behrend's Beobachtungen manche Spielarten sich durch mehrere Geschlechter hindurch treu fortpflanzen, also die Abkömmlinge zweier gleichmäßig gefärbten Eltern ein diesen ähnliches Kleid erhalten. Im allgemeinen läßt sich über die Färbung des Vogels wenig sagen. Das Gefieder ist zuweilen

einfarbig braun, nur der Schwanz durch drei große und mehrere kleine braune Binden gezeichnet; der Kopf pflegt dann bei dem Männchen graublau zu sein. Oft wieder ist der Oberkörper braun, der Unterkörper hingegen mehr oder weniger weiß gefleckt oder weiß und durch braune Querflecken und Schaftstriche gezeichnet. Junge Vögel sind gewöhnlich braun oder gelbbraun, die Federn dunkler geschäftet, die des Nackens heller. Außer den angegebenen Farbenverschiedenheiten kommen eine Menge anderer vor. Das Auge ist silberweiß bis goldgelb, der Schnabel schwarz, die Wachshaut goldgelb, der Fuß citronengelb.

Ganz Europa mit Ausnahme der nördlichsten Länder sind als Heimat des Wespenbussards anzusehen. Auf seinem Zuge berührt er Westafrika, während er in Nordosten zu fehlen scheint, wenigstens haben ihn weder Heuglin noch ich jemals hier gesehen, und Rüppell's Angabe, daß er häufig in Egypten und Arabien vorkomme, bedarf also jedenfalls einer Berichtigung. In Deutschland kommt er überall vor, ist jedoch nur in gewissen Gegenden häufig. Behrends erwähnt, daß er den Wespenbussard etwa zwanzig Jahre in der Nähe Koburgs in jedem Feldholze horstend angetroffen habe, während er schon bei Gotha selten ist. In Norddeutschland scheint er häufiger zu sein, als im Süden; nirgends aber tritt er so zahlreich auf wie sein Verwandter, der Mäusebussard.

„Der Wespenbussard", sagt Naumann, „ist ein sehr unedler, feiger Vogel und übertrifft in dieser Hinsicht alle anderen einheimischen Raubvögel. Gutmüthigkeit und Furchtsamkeit, auch dummer Trotz sind Grundzüge seines Charakters. Er ist scheu und fliegt langsam und schwerfällig, auch meistentheils nur niedrig über dem Boden dahin." Mein Vater behauptet das Gegentheil. Er sagt, daß der Flug äußerst leicht, schön und schwimmend sei, daß der Vogel oft sehr hoch steige und in der Luft weite Kreise beschreibe. „In seinem Betragen", fährt Naumann fort, „verräth er die größte Trägheit. Man sieht ihn stundenlang auf einem Flecke, mehrentheils auf Grenzsteinen und einzelnen Feldbäumen sitzen und auf seinen Raub lauern. Gegen die Gewohnheit anderer Raubvögel geht er ziemlich gut, er verfolgt auch die Kerbthiere sehr oft zu Fuße. Die Stimme ist ein hastiges, oft wiederholtes „Kikikik", welches zuweilen mehrere Minuten in einem Zuge fortdauert."

Hinsichtlich seiner Nahrung unterscheidet sich der Wespenbussard von allen übrigen Raubvögeln Europas. Er trägt nicht umsonst seinen Namen; denn die Wespen bilden in der That einen Haupttheil seiner Mahlzeiten. Er frißt aber nur Wespen, deren Ausbildung noch nicht vollendet ist, niemals ausgeflogene, vor deren Giftstachel er sich zu fürchten scheint. „In den Morgenstunden eines Julitages", erzählt Behrends, „bemerkte ein Feldarbeiter einen Wespenfalk, welcher mit dem Ausscharren eines Wespennestes beschäftigt war. Obgleich der Vogel zu wiederholten Malen von dem Arbeiter aufgescheucht wurde, erschien er doch immer bald wieder, seine Arbeit eifrig fortsetzend. Mittags erlegte ich den Vogel, noch bevor er seinen Zweck, zur Wespenbrut zu gelangen, erreicht hatte. In seinem Körper und Magen fand ich Nichts als Käferreste, keine Spur von Wespen, welche doch während seiner sechsstündigen Arbeit seinen Kopf zu Hunderten umschwärmten, von ihm aber durch Kopfschütteln abgewehrt wurden. Diese Beobachtung erregte natürlich meine Aufmerksamkeit, und es war mir sehr erwünscht, daß ich bald darauf ein leicht verwundetes altes Weibchen erhielt und an diesem Versuche anstellen konnte. Hielt ich diesem Vogel eine Wespe vor, so fraß er sie nicht nur nicht, sondern wich sogar vor derselben zurück oder biß im günstigsten Falle endlich nach ihr, schnellte sie aber weg. So oft ich auch meine Versuche wiederholte, das Ergebniß war immer dasselbe. Niemals war er zu bewegen, eine Wespe zu fressen." Aus den ferneren Beobachtungen von Behrends geht hervor, daß der Wespenbussard den Wespen, welche er verschluckt, nicht erst den Stachel abbeißt, wie u. A. von meinem Vater angegeben worden ist, daß er bei dem Ausscharren der Wespennester die größte Ausdauer beweist und außer den Wespen vorzugsweise Heuschrecken, Käfer, Raupen, Frösche und Eidechsen frißt. Reste von warmblütigen Thieren fand Behrends nur selten, Hummeln niemals, auch keine Blüthenkätzchen von Birken und Nadelhölzern, wie Naumann es angibt, wohl aber Blätter der Heidelbeerstaude. Naumann betrachtet ihn als einen argen Nestplünderer und gibt ihm außerdem schuld, neben Mäusen, Ratten, Hamstern und dgl. auch wohl einen jungen Hasen abzu-

würgen. Beim Habicht soll er sich zuweilen zu Gaste bitten, d. h. so lange in der Nähe des fressenden Räubers warten, bis dieser seine Tafel aufgehoben hat und dann mit Dem vorlieb nehmen, was jener übrig läßt. Im Hochsommer endlich soll er, außer den Heidelbeeren, auch Preißel- und andere Waldbeeren gern verzehren.

Der Horst steht gewöhnlich in geringer Höhe auf den unteren Aesten starker Buchen oder Eichen, seltener im Schwarzwalde, oft kaum versteckt und zuweilen dicht an belebten Fahrstraßen; der Wespenbussard scheint sich also keine Mühe zu geben, ihn zu verbergen. Der Bau selbst ist schlecht; er besteht aus dünnen Reisern, welche leicht über einander geschichtet und zuweilen so liederlich zusammengelegt sind, daß man von unten aus die Eier durchschimmern sehen kann. Zwei bis vier Eier, welche nach Gestalt und Farbe sehr abweichen, bilden das Gelege. Die Eier sind bald rundlich, bald eiförmig; ihre Schale ist mehr oder weniger glänzend und auf gelbweißem oder braunrothen Grunde heller oder dunkler marmorirt, zuweilen gleichmäßig, zuweilen auf der einen Hälfte dunkler, als auf der andern. Ob beide Geschlechter sich im Brüten abwechseln oder ob nur das Weibchen brütet, ist zur Zeit noch nicht mit Sicherheit festgestellt. Die beiden Jungen werden anfänglich mit Raupen, Fliegen und andern Kerbthieren ernährt und zwar, indem die Eltern ihnen die im Schlunde gesammelte Speise vorspeien, während sie später ganze, mit Brut angefüllte Waben und Wespennester auftischen und schließlich auch junge Frösche, Vögel und dergl. herbeischaffen.

Der Wespenbussard wird von allen kleinen Vögeln und von den Krähen bitter gehaßt, hat aber unter den Thieren eigentlich keinen Feind, welcher ihm schädlich werden könnte. Der Mensch verfolgt ihn nicht; denn der Nutzen, welchen er bringt, überwiegt den von ihm angerichteten Schaden sehr bedeutend.

In der Gefangenschaft ist der Wespenbussard höchst unterhaltend, wie aus den nachstehend wiedergegebenen Worten von Behrends hervorgehen mag. „Ein schon flugbares junges Männchen, welches ich bei dem Horste eingefangen, ward schon nach wenigen Wochen gegen ihm bekannte Personen, wie auch gegen meine Hunde im hohen Grade zutraulich, ja anhänglich, stellte sich aber gegen jeden fremden Hund in Positur, sträubte die Federn und ging auf ihn los. Eine besondere Zuneigung hatte er gegen einen kleinen Hund, dem er fast beständig zur Seite war. Lag der Hund, so setzte der Vogel sich zwischen seine Füße, spielte mit ihm oder zauste mit dem Schnabel seine Haare, was er sich denn auch gutwillig gefallen ließ. Nur beim Fressen war der Vogel zuweilen tückisch, jagte die Hunde vom Futter, die sich ihm, auch selbst ein großer Jagdhund, nicht widersetzten, und bewachte das Futter oft längere Zeit ohne selbst davon zu fressen. Er lief in und außer dem Hause umher, und fand er eine Thür verschlossen, so schrie er aus Leibeskräften solange, bis solche geöffnet wurde. Einen öffentlichen Garten in der Nähe meiner Wohnung, wo er ein beliebter Gast war und immer Etwas zugeworfen erhielt, besuchte er im Sommer täglich; im Spätsommer und Herbste lief er oft halbe Tage lang nahrungsuchend auf den Stoppelfeldern herum. Er hörte auf den Ruf „Hans“, kam aber nur, wenn er gelaunt oder hungrig war. In Zeiten guter Laune sprang er Frauenzimmern auf den Schoß, hob oft einen Flügel auf, um sich unter demselben krauen zu lassen, wobei er unter sichtlichem Wohlbehagen die Augen zudrückte; oder setzte sich auf deren Schultern und spielte in den Haaren herum, die er durch den Schnabel zog; dabei ließ er immer einen piependen Ton hören. That ihm Jemand Etwas zu Leide, so merkte er es lange Zeit und mied diese Person. Hatte er Hunger, so lief er der Magd, die ihn gewöhnlich fütterte, schreiend im ganzen Hause nach und zupfte dabei an deren Kleidern; wollte sie ihn abwehren, so schrie er entsetzlich und stellte sich zur Wehre. Seine liebste Nahrung war Semmel und Milch; doch fraß er auch alles Andere, wie Fleisch, Mehlspeisen, Kartoffeln, zuweilen auch einen kleinen Vogel. Ein Wespennest, welches in einem Garten an einem Busche hing, interessirte ihn nicht im Mindesten. Wespen, die ihm um den Kopf flogen, suchte er durch Kopfschütteln abzuwehren, hielt man ihm solche vor den Schnabel, so biß er dieselben todt, fraß aber nie eine.“

„Doch will ich diese Beobachtung durchaus nicht als Beweis für meine Behauptung, daß der Wespenfalk keine flugbare Wespe fresse, anführen, da bekanntlich die meisten in der Gefangenschaft

jung aufgezogenen Vögel ihre Natur verleugnen, was bei diesem ganz besonders der Fall war, da er nicht einmal die Lieblingsspeise der Wespenfalken, Wespenbrut, fraß."

„Gegen Kälte war der Vogel sehr empfindlich; er versteckte sich im Winter häufig unter den Ofen, wo er, da er nicht gern im Zimmer geduldet wurde, sich ganz ruhig verhielt, um seine Anwesenheit nicht zu verrathen. Im allgemeinen hatte der Vogel mehr das Betragen einer Krähe als eines Raubvogels; nur waren seine Bewegungen gemessener und bedächtiger, sein Gang schreitend, nie hüpfend, nur wenn er gejagt wurde, machte er einige Sätze. Er starb nach drei Jahren."

„Das bereits oben erwähnte, alt eingefangene Weibchen zeigte im ganzen ein übereinstimmendes Betragen, liebte aber Wespenbrut leidenschaftlich gern. Hielt man ihm ein Wespennest vor, so wurde es sichtlich aufgeregt, stieß mit großer Begierde danach und verschluckte ganze Stücke davon. Leere Wespennester zerriß es, nach Brut suchend, in kleine Fetzen. Sonst war, wie bei dem vorigen, Semmel und Milch seine Lieblingsspeise. Todte Vögel ließ es oft unberührt, lieber waren ihm Frösche; auch Maikäfer fraß es, doch nicht besonders gern. Gegen meine übrigen Hausthiere war der Bussard im hohen Grade verträglich. Ergötzlich war es anzusehen, wenn er mit denselben, nämlich mit zwei Meerschweinchen, einem Staar, einem Goldregenpfeifer und zwei Wachteln aus einer Schüssel fraß. Keines der genannten Thiere zeigte die geringste Furcht vor ihm, ja, der naseweise Staar biß oft aus Futterneid nach ihm oder spritzte ihm Milch ins Gesicht, was er ganz ruhig hinnahm. Zuweilen erhob er sich dabei sehr gravitätisch und überschaute mit stolzem Blick den bunten Kreis seiner Tischgenossen. Einmal erhielt ich eine Taube, einen großen sogenannten Türkentauber, die nicht fliegen konnte; ich setzte dieselbe sogleich neben den Falken und erstaunte nicht wenig, als dieselbe, statt Furcht zu zeigen, sich innig an den Falken schmiegte. Sie zeigte überhaupt bald eine solche Anhänglichkeit an ihn, daß sie nicht mehr von dessen Seite wich. War sie von der Stange, auf welcher sie neben dem Falken saß, zum Futter herabgehüpft, so lief sie, da sie nicht fliegen konnte, so lange unter dem Falken hin und her, bis man sie wieder hinauf setzte; verhielt sich der Falk nicht ruhig, so hackte sie oft nach ihm, was ihn aber gar nicht zu beleidigen schien. So gutmüthig nun aber der Falk gegen Menschen und die genannten Thiere war, so bösartig war er, wenn ein Hund in seine Nähe kam; hier zeigte er einen Muth und eine Wildheit, die in Erstaunen setzte: pfeilschnell und mit größter Wuth schoß er von seiner Stange nach dem Kopf des Hundes, schlug seine Fänge ein, biß, und schlug ihn mit den Flügeln; dabei sträubte er die Federn und fauchte wie eine Katze. Die Hunde, auch die stärksten und bösartigsten, geriethen in die größte Angst und suchten das Weite. Auch wenn der Hund entronnen war, beruhigte er sich nicht gleich, sondern biß eine Zeit lang in blinder Wuth nach Allem, was sich ihm näherte."

„Er liebte sehr den Sonnenschein, setzte sich daher oft mit ausgebreiteten Flügeln und geöffnetem Schnabel an ein offenes Fenster und flog auch auf die benachbarten Dächer; Regen scheute er sehr; wurde er von einem solchen überrascht, so verkroch er sich schnell in die nächste Ecke. Gegen Kälte war er sehr empfindlich und mußte deshalb im Winter in der Arbeitsstube gehalten werden, wo er, auf einer Stuhllehne sitzend, sich ganz ruhig verhielt."

„Nachdem ich den Vogel vier Jahre lang gehalten, erfror er in einer kalten Nacht."

In Indien wird unser Wespenbussard durch den gehäubten Honigfalken (Pernis cristatus) vertreten, den einzigen Verwandten von jenem, welchen man kennt. Er findet sich durch ganz Indien in bewaldeten Gegenden, vom Meere an bis zu 8000 Fuß Höhe und ernährt sich, wie sein europäischer Verwandter, von jungen Bienen, Wespen, Ameisen, Raupen u. dergl., hauptsächlich also von Kerbthieren, gelegentlich aber auch von Ratten und Lurchen und, wie von den Eingebornen erzählt wird, von Vogeleiern und jungen Vögeln. Burgeß erwähnt, von den Indiern berichtet worden zu sein, daß dieser Vogel, wenn er ein Immennest zerstöre, die stechlustigen Kerbthiere mit seinem Schwanze vertreibe.

Sein Horst steht auf Bäumen; die Eier sind auf lichtem Grunde stark gefleckt.

Die nördlichen Länder der Erde bewohnt ein Bussard, welcher sich von allen übrigen Arten seiner Familie durch seine wie bei den Adlern befiederten Fußwurzeln unterscheidet, der Rauchfußbussard (Archibuteo lagopus). Der Schnabel ist klein und schmal, stark gekrümmt und langhakig, die großen Flügel, in denen die dritte oder vierte Schwungfeder die übrigen überragt, erreichen, zusammengelegt, das Ende des langen, abgerundeten Schwanzes. Das Gefieder ist locker, die Federn sind groß und lang, die, welche den Kopf und Nacken bekleiden, mittellang und zugerundet. Die Färbung ist ein Gemisch von Weiß, Gelblichweiß, Rothgrau, Braunschwarz und Braun. Die Stirn ist weißlich, die Schwingenspitzen sind schieferschwarz, der Schwanz ist weiß, vor der grauen Spitze schwarz gebändert. Die Unterseite ist bei dem Männchen gewöhnlich auf der Brust, bei dem Weibchen aber am Bauche schwarzbraun gefleckt, die Hosen sind rostgelb oder weißgrau und ebenfalls braun gefleckt. In der Jugend sind Unterbrust und Bauch schwarzbraun, die Unterhälfte des Schwanzes ist weiß, die vordere braun. Auch bei diesem Bussard ändert die Zeichnung zufällig ab. Die Länge beträgt 22 bis 25 Zoll, die Breite 56 bis 62 Zoll. Das Weibchen ist größer als das Männchen.

Der Rauchfußbussard vertritt im hohen Norden seinen bei uns lebenden Verwandten und ist der hauptsächlichste Feind der dort so häufigen Wühlmäuse, namentlich der Lemminge. Bei uns ist er ein ebenso eifriger Mäusejäger, wie sein Verwandter, frißt auch, wie dieser, von jedem Aas, welches er findet, wie er denn überhaupt in seiner Lebensweise die größte Aehnlichkeit mit jenem zeigt, sodaß es für uns unnöthig ist, ihn im besondern ausführlich zu beschreiben. Nur soviel dürfte hervorzuheben sein, daß sein Horst vorzugsweise auf Felsen, nicht aber auf Bäumen angelegt wird.

Unser Mäusebussard (Buteo vulgaris), das Urbild der Familie, unterscheidet sich durch kleinen, schmalen, stark gekrümmten Schnabel, nackte, d. h. unbefiederte Fußwurzeln, einen verhältnißmäßig kürzeren Schwanz und ein minder lockeres Gefieder von dem Rauchfuß, mit welchem er in allem Uebrigen durchaus übereinstimmt.

Der Mäusebussard oder Mauser, sonst auch Bußhard und Busaar, Mäusehabicht, Mäusefalk, Mäuseaar, Mäusegeier, Rüttelweih, Wasservogel, Unkenfresser und Waldgeier genannt, wird 22 bis 25 Zoll lang und 50 bis 58 Zoll breit, der Schwanz mißt 8 bis 9 Zoll. Ueber die Färbung ist schwer etwas allgemein Giltiges zu sagen; denn der Bussard ändert außergewöhnlich ab, sodaß man selten zwei vollkommen gleich gefärbte Stücke von ihm sieht. Einzelne sind gleichmäßig schwarzbraun, auf dem Schwanze gebändert; andere sind braun auf der Oberseite, der Brust und den Schenkeln, sonst aber auch auf lichtbraungrauem Grunde in die Quere gefleckt; andere sind lichtbraun, bis auf den Schwanz längs gestreift, andere gilblichweiß mit dunkleren Schwingen und Schwanzfedern, auf der Brust gefleckt, auf den Steuerfedern gebändert u. s. w. Das Auge ist in der Jugend graubraun, später röthlichbraun, im hohen Alter grau. Die Wachshaut und die Füße sind gelb, der Schnabel ist am Grunde bläulich, an der Spitze schwärzlich.

Als Heimat ist der größte Theil Europas und Mittelasien zu betrachten. In Südeuropa kommt er im Winter überall vor, während er im Sommer nur hier und da, immer sehr einzeln, in höheren Gebirgen sich aufhält. In Nordafrika erscheint er einzeln und ebenfalls selten auf dem Zuge. Dasselbe gilt für die Tiefebenen Indiens; im Himalaya hingegen ist er stellenweise gemein. Bei uns zu Lande ist er Strichvogel, in kälteren Gegenden aber Zugvogel: sie verläßt er im September und Oktober, zu ihnen kehrt er im März oder April zurück. Gelegentlich des Zuges bildet er Gesellschaften von zwanzig bis über hundert Stücken, welche zwar mit einander in gleicher Richtung dahinfliegen, aber durchaus keine Schwärme bilden, sondern sich über Flächen von einer halben Geviertmeile vertheilen. Dabei fliegen die Vögel langsam dahin und zwar meist in ziemlicher Höhe. Sie finden auch stets noch Zeit, halbe Stunden lang in weiten Kreisen sich emporzuschrauben. Auf dem Rück=

zuge verweilen sie gern einige Tage an einem Nahrung versprechenden Orte, wandern dann ein Stück weiter und werden nun wieder durch andere ersetzt, welche ihnen nachrücken. Zum Standorte wählt sich der Bussard Waldungen aller Art, am liebsten aber doch solche, welche mit Feld und Wiesen abwechseln, aus dem ganz einfachen Grunde, weil solche Gegenden ihm eine sichere Nahrung versprechen. Er fehlt aber auch in den großen, ausgedehnten Forsten nicht und steigt hoch im Gebirge empor.

Der Geübte erkennt den Bussard auf den ersten Blick, derselbe mag sitzen oder fliegen. Er ist langsam und ungeschickt. Gewöhnlich sitzt er zusammengedrückt, mit wenig anliegenden Federn, gern auf einem Fuße, den andern zusammengebogen zwischen den Federn versteckt. So kann er stundenlang verharren, ohne sich zu rühren; doch ist er deshalb keineswegs unthätig. Der Stein, der Erd-



Der Mäusebussard (Buteo vulgaris).

hügel oder der Baum, welchen er zum Ruhesitze erwählt hat, dient ihm als Warte, von welcher aus er sein Gebiet überschaut, und auch während der tiefsten Ruhe schweift sein Auge über dieses Gebiet dahin. Der Flug ist langsam, aber leicht, fast geräuschlos und auf große Strecken hin schwebend. Bei gewöhnlicher Jagd erhebt sich der Bussard seltener in bedeutende Höhe; im Frühjahre aber und namentlich zur Zeit seiner Liebe steigt er ungemein hoch empor und entfaltet dabei Künste, welche man ihm kaum zutrauen möchte. Seine Stimme ähnelt dem Miauen einer Katze, und ihr verdankt er seinen Namen, da das Wort Buse soviel als Katze bedeutet, der Bussard also Katzenaar genannt worden ist. Unter den Sinnen steht das Gesicht obenan; aber auch das Gehör ist sehr scharf, das Gefühl sehr fein, der Geschmack wenigstens nicht verkümmert und der Geruch vielleicht ausgebildeter, als wir glauben.

Die geistigen Fähigkeiten scheinen wohl entwickelt zu sein. Der Bussard dürfte blos von Dem für dumm gehalten werden, welcher sich blos oberflächlich mit ihm beschäftigte. Sowohl der freilebende, wie der gefangene gibt oft genug Beweise großer Klugheit, List und Verschlagenheit.

Ende Aprils oder zu Anfang des Mai bezieht der Bussard seinen alten Horst wieder oder erbaut sich einen neuen. Er erwählt hierzu einen ihm passenden Baum in Laub- oder Nadelwäldern, trägt stärkere Zweige zusammen, welche nach obenhin immer dünner und zuletzt mit großer Sorgfalt ausgewählt zu werden pflegen, sodaß die flache Vertiefung mit zarten, grünen Reisern ausgeschmückt erscheint. Der ganze Bau hält ungefähr zwei Fuß im Durchmesser. Zuweilen füttert der Bussard die Mulde auch mit Mos, Thierhaaren und andern weichen Stoffen aus. Oft richtet er sich auch nur ein einzelnes Krähen- oder Rabennest her. Das Gelege besteht aus drei bis vier Eiern, welche auf grünlichweißem Grunde hellbraun gefleckt sind. Das Weibchen scheint allein zu brüten; die Jungen aber werden vor und nach dem Ausfliegen von beiden Eltern gemeinschaftlich ernährt.

Der Vorsteher des Museums eines unserer Kleinstaaten theilt der thierkundigen Lesewelt mit, daß er im Frühjahre 1854 vor der Krähenhütte tagtäglich vierzehn bis funfzehn Bussarde erlegt habe und daß auf drei Krähenhütten der Umgegend um diese Zeit gegen 400 Stück „dieser Raubvögel" geschossen worden seien. Es liegt leider kein Entschuldigungsgrund der schmachvollen Handlungsweise dieses Mannes vor; denn derselbe ist wiederholt als Naturforscher aufgetreten: von Nichtkenntniß des Frevels, welchen er beging, ist also nicht zu reden. Wenn ein roher Bauer, welcher eben gelernt hat, ein Gewehr zu handhaben, einen Bussard todtschießt, weil er in ihm einen Geier sieht, so ist Das, wenn auch nicht zu entschuldigen, so doch zu begreifen; wenn aber ein Mann, welcher seiner Stellung halber doch mindestens eine Naturgeschichte der Vögel gelesen haben muß, sich eines derartigen Verbrechens schuldig macht, so verdient er als abschreckendes Beispiel öffentlich an den Pranger gestellt zu werden. Die Bussarde sind neben unsern Eulen und neben den Thurmfalken die nützlichsten unserer Raubvögel; sie gehören zu den nützlichsten Thieren überhaupt. Ihr Nutzen läßt sich kaum berechnen, obgleich man ganz bestimmte Zahlenangaben zu Grunde legen kann. Hauptnahrung dieser Vögel bleiben unter allen Umständen Mäuse und zwar diejenigen Arten, welche dem Land- und Forstbau am allerempfindlichsten schaden. Von diesen Mäusen verzehrt ein Bussard, wenn er es haben kann, vierzig bis funfzig Stück an einem Tage: Blasius hat dreißig Stück aus dem Magen eines einzigen gezogen, Martin hat etwa hundert Bussarde geöffnet und in aller Kröpfen nur Mäuse gefunden. „Rechnen wir", sagt Lenz, „auf jeden Bussard im Durchschnitt täglich zehn Mäuse, so macht das für das Jahr 3650 Stück"; wir können aber mindestens dreißig Mäuse auf einen Bussard rechnen und haben es also mit wenigstens 10,000 Stück schädlicher Nagethiere zu thun, welche von einem einzigen dieser heiligen Vögel vertilgt werden. Aber auch der Bussard findet, daß es nicht gut sei, allein zu sein. Er wählt sich eine Gefährtin und erzeugt mit ihr Junge. Drei Junge bilden schon eine Familie von fünf Stücken, welche ihre Thätigkeit einem kleinen Gebiet widmet, einem großen Feldstück etwa, höchstens dem Theile einer Flur. Diese fünf vernichten vielleicht nur 50,000 Mäuse unmittelbar, aber sie vernichten in ihnen die Eltern von funfzigmal soviel Nachkommen!

Und solche Vögel hat der Herr Doktor, der Herr Vorstand eines Museums, der Vertreter der Thierkunde in einer Residenzstadt dutzendweise erlegt!

Aber mehr noch. Der Bussard begnügt sich nicht mit Mäusen allein; er macht auch Jagd auf Ratten, auf Hamster, auf Schlangen und Kerbthiere. Er ist es, welcher die Kreuzotter im Schach hält. Man hat ihm nachgesagt, daß er einen jungen Hasen oder ein Rebhuhn auch nicht verschmähe, und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß er dieses oder jenen wegnimmt, wenn er es kann. Ebenso gewiß aber ist es, daß er einen nur mittelgroßen Hasen nicht mehr angreift, daß er nur bei Tage jagt, wo der Hase möglichst verborgen im Lager liegt, und daß er ein gesundes Rebhuhn oder irgend welchen andern Vogel nicht zu fangen vermag. Er bittet sich auch bei dem Wanderfalken zu Gaste, indem er diesem eine eben gefangene Beute abjagt; aber auch Dies geschieht nur ausnahmsweise, nicht regelmäßig. Der Schaden also, von welchem man gesprochen hat, verdient gar nicht der Erwähnung;

es handelt sich hier nur um den Nutzen und zwar um einen Nutzen, welcher uns alle unmittelbar angeht, weil wir alle des täglichen Brodes bedürfen. Gelegentlich der Beschreibung der Mäuse und ihres Treibens ist erwähnt worden, wie machtlos wir den kleinen Nagethieren gegenüberstehen, wie unfähig wir sind, uns durch eigene Kraft und Anstrengung vor ihnen zu schützen, wie große Summen wir aufwenden müssen, um nur Das zu leisten, was ein einziger Bussard vollbringt — und von diesen Vögeln hat der Herr Doktor gegen vierhundert schießen helfen! Es ist unnöthig, darüber noch weiter ein Wort zu verlieren, der Mann hat sich selbst gebrandmarkt! Jeder Vernünftige aber wird einsehen, daß er verpflichtet ist, dem Treiben der Genossen des Herrn Doktors mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten und nach seinen Kräften zur Heiligsprechung der nützlichen Vögel mitzuwirken.

Ich will aber die Naturgeschichte der Bussarde mit diesen Worten nicht beschließen, sondern unsern Lenz noch einiges erzählen lassen von seinen Beobachtungen, welche er an gefangenen Bussarden angestellt hat, um die Heldenthaten unserer Vögel dem giftigen Gewürm gegenüber kennen zu lernen. „Am 26. Juni, da meine Busaare, die ich ganz jung bekommen und aufgezogen hatte, erst etwa zwei Drittel ihrer Größe erreicht hatten, waren ihnen bis dahin nur Fleischstücke, Mäuse, Frösche und kleine Vögel zur Nahrung gereicht worden, aber noch keine Schlange zu Gesicht gekommen. Da ließ ich einmal zufällig, ohne die Busaare zu beachten, in einer großen Stube eine Ringelnatter laufen, die etwa vier Fuß lang war, und die ich Fremden zeigen wollte, welche mich gerade besuchten. Hinter den Fremden saßen die Busaare. Kaum hatten sie die losgelassene Schlange bemerkt, als sie augenblicklich zwischen den Fremden hin auf das ungeheure Thier losstürzten, um es zu packen. Die Schlange ringelte sich zusammen, zischte drohend, und sperrte den Rachen kampffertig den beiden Feinden entgegen. Ich hatte sogleich den Fuß zwischen diese und die Schlange gesetzt, und drängte die Vögel, welche immer wieder drauf los wollten, zurück. Jetzt nahm ich die Ringelnatter, welche ich wegen ihrer Größe noch aufsparen wollte, weg, und brachte dagegen dem einen Busaar eine andre von etwa 2½ Fuß Länge. Ohne Bedenken griff er sie im Augenblicke mitten am Leibe. Sie zischte verzweiflungsvoll, sperrte wüthend den Rachen weit auf, und umschlang seine beiden Füße so fest, daß er wankte und sich auf Schwanz und Flügel stützen mußte, um nicht zu fallen. Ohne sich an ihre Bewegungen zu kehren, arbeitete er fortwährend mit der Schnabelspitze an der Mitte ihres Leibes, bedurfte aber doch wohl zwölf Minuten, bevor er die zähe Haut zu zerreißen vermochte; sobald er Dies aber durchgesetzt hatte, benutzte er das entstandene Loch, um weiter zu fressen, zerriß die Schlange endlich in Stücke und verschlang diese einzeln. Eins von den Stücken war über einen Fuß lang und er hatte große Mühe, das Ding hinunter zu würgen. Als er fertig war, gab ich seinem Bruder, der bisher dem Schmause mit kummervollem Blicke zugesehen hatte und von mir an der Theilnahme verhindert worden war, eine ebenso große Ringelnatter; er war aber stärker als jener, überwältigte sie schneller, zerriß sie in der Mitte und verschlang sie in zwei langen, sich immerwährend krümmenden Stücken. Zumal suchte der Kopf, welcher das Ende des einen Stücks ausmachte, immer wieder aus dem Schnabel hervorzukriechen, was dem Vogel viel Mühe verursachte, weil er immer wieder von neuem anfangen mußte zu schlucken. Endlich bändigte er den Kopf dadurch, daß er den zweiten Theil der Natter mit dem Schnabel packte, schluckte und wie einen Pfropf auf den ersten, den Kopf enthaltenden Theil setzte. Nun war er fertig und sah sich, wie auch der andre, nach mehr um; es wurde aber nichts gereicht; auch war es schon spät Abends, und die Vögel begaben sich endlich zur Ruhe. Am folgenden Morgen suchte ich sie sogleich auf und fand, daß der eine den Schmaus verdaut, der andre ihn aber wieder ausgespien hatte. Die Vögel erwachten, als ich zu ihnen trat, und derjenige, welcher gespien hatte, verschluckte nun sogleich die ganze Mahlzeit nochmals mit großer Begierde, ein Beweis, wie angenehm ihnen diese Nahrung ist. Von jetzt an wurde flott gelebt, und fast täglich fette Blindschleichen und Ringelnattern aufgetischt, die immer gleich ohne weiteres gepackt und gefressen wurden; die kleineren wurden ganz und lebendig, die größeren stückweis verschluckt."

„Der 20. Juli ward nun zum ersten Kampfe mit einer Kreuzotter bestimmt. Eine Menge Zuschauer hatten sich versammelt, wodurch jedoch die Busaare etwas scheu wurden. Ich trennte sie,

sodaß der eine hinter den Zuschauern, der andre aber auf dem Griffe einer großen Hobelbank saß. Ich brachte eine große Kreuzotter herein, legte sie auf den Boden und erwartete, daß der Falk, hungrig wie er war, blindlings auf sie, wie auf eine Ringelnatter, herabstoßen würde. Ich hatte mich geirrt; er erkannte sogleich die Gefahr und blieb, das kühne Falkenauge fest auf den grimmigen Feind gerichtet, als wenn er überlegte, ob er ihm gewachsen wäre, ruhig sitzen. Die Schlange ihrerseits faßte auch ihn sogleich ins Auge, schien an meine Gegenwart gar nicht mehr zu denken und rührte sich, nachdem sie sich zusammengeringelt, nicht vom Flecke. Jetzt ergriff ich sie mit einer Zange an der Schwanzspitze, hob sie empor und legte sie auf die Bank. Noch ehe ich sie niederlegte, trat der Falk, gewohnt, aus meinen Händen sein Futter zu erhalten, nahe heran; da sie aber dalag, sich schnell zusammenringelte, zischte und wüthend nach ihm in die Luft biß, stieß er einen Schrei des Entsetzens aus, sträubte das ganze Gefieder und sprang mit weit ausgebreiteten Flügeln zurück. In dieser herrlichen, malerischen Stellung verweilte er, das Auge unverwandt auf den tückischen Feind gerichtet, der ihn mit glühenden Augen anblitzte und nur ihn zu sehen schien, obgleich ich ganz nahe dabei stand. Jetzt warf ich, um ihn näher zu locken, Stückchen Fleisch auf die Kreuzotter. Er trat bedächtig näher; aber ein in die Luft zuckender Biß trieb ihn sogleich in seine vorige Lage zurück. Dasselbe wiederholte sich mehrmals. Nun schob ich ihm die Schlange langsam näher. Schritt vor Schritt, mit hoch gehobenen Flügeln und gesträubtem Gefieder wich er behutsam, bis er ans Ende der Bank gedrängt und gezwungen war, sie zu verlassen. — Alsbald legte ich die Otter wieder auf den Boden. Ein hingeworfenes Stückchen Fleisch lockte schnell den andern Busaar aus seiner Ecke hervor; begierig stieß er nach dem Fleische, aber in dem Augenblicke, wo er es ergreifen wollte, zischte die nahe liegende Otter und biß wüthend nach ihm hin. Laut schreiend, mit hoch gehobenen Schwingen fuhr er zurück, trat aber doch wieder näher, um das Fleisch zu holen, und ward wieder durch einen drohenden Biß verscheucht. Jetzt kroch die Schlange in die Ecke der Stube, und der Falk nahm sein Fleisch. In der Ecke zog sie sich zusammen und hob drohend den Kopf empor. Ich warf wieder Fleisch auf sie; der Falk rückte nahe heran, aber ohne einen Angriff zu wagen. Sie aber lehnte sich an der Wand mit dem Rücken empor, zischte schrecklich, stieß ihre zitternde Zunge weit hervor und biß unaufhörlich nach dem immer wieder nahenden und dann zurückspringenden Falken. Es war ein herrliches Schauspiel, wie er schreiend, mit hoch gehobenen Flügeln vor ihr stand. Noch ein paarmal versuchte ich, die Otter am Schwanze hervorziehend, den Kampf einzuleiten. Vergebens. Endlich entfernte ich die Otter und warf dafür den Vögeln ein Paar Blindschleichen vor, welche diesmal weit behutsamer als gewöhnlich gepackt und verzehrt wurden. Auch eine etwa zwei Fuß lange Ringelnatter, die ich noch brachte, wurde sehr bedächtig ergriffen, dann aber fröhlich verspeist."

„Der Erfolg hatte meinen Erwartungen nicht entsprochen; doch war es mir äußerst merkwürdig, daß diese Vögel, welche schon oft große Schlangen und Ratten bekämpft hatten, durch einen wunderbaren Naturtrieb geleitet, die Giftschlange sogleich erkannten und den gefährlichen Kampf vermieden. — Doch meine Falken waren noch nicht vollkommen erwachsen; die große Gesellschaft konnte sie eingeschüchtert haben; ich hatte schon erprobt, daß sie Stückchen Kreuzotterfleisch begierig fraßen, daß ihnen das Gift innerlich nicht schadete; der Geruch der Kreuzotter konnte es auch nicht sein, der sie schreckte, denn der Busaar folgt nie dem Geruche, sondern nur dem Auge: das Auge war es, dessen Scharfblick ihm sogleich den Todfeind verrieth. Ich ließ demnach den Muth nicht sinken und veranstaltete nach zwei Tagen ein neues Kampfspiel, wobei ich nur wenige Zuschauer zuließ. — Erst warf ich jedem Busaar eine Blindschleiche hin, die er nach Gewohnheit sogleich ergriff und lebend verschlang. Sowie der erste seine Blindschleiche hinunter hatte, legte ich ihm eine eben nicht größere, junge, braune Kreuzotter vor. Der Falk sträubte sogleich das Gefieder, hob die Schwingen hoch empor, schrie laut auf, fuhr aber doch, diesmal seiner Uebermacht sich bewußt, auf den Feind los, packte ihn mitten am Leibe mit den Krallen und schlug schreiend mit den Flügeln auf und nieder. Sein Angriff, sein ganzes Benehmen war von der Art, wie er giftlose Schlangen zu ergreifen pflegte, höchst verschieden. Die Gefahr wohl kennend, hielt er den Kopf hoch und schien zu zielen. Die Otter

schlang sich um seine Füße, zischte und biß in voller Wuth unaufhörlich nach allen Seiten, aber so blindlings, daß sie nur die Luft und seine hoch gesträubten Federn oder schlagenden Schwingen traf. Plötzlich, mit der Schnelle des Blitzes, fuhr ein sicherer und gewaltiger Schnabelhieb auf ihren Kopf herab, der im Augenblick zersplittert war. Noch krümmte sie sich erbärmlich; er aber wartete, allen ihren Bewegungen mit dem Auge folgend, bis sie fast leblos war, und schluckte sie dann, den Kopf vorweg, ganz hinunter."

„Stolz blickte er jetzt umher, und sein Auge schien einen neuen Feind herauszufordern. Ich legte eine junge, etwa 13 Zoll lange Kreuzotter in einiger Entfernung von ihm nieder. Sie gewann Zeit, sich zusammen zu ringeln; ihr Zischen, ihre nach dem Falken hin zuckenden Bisse, ihre flammenden Augen, mit denen sie nur ihn zu sehen schien, bewiesen deutlich, daß auch sie, die wohl noch nie einen Busaar gesehen, auf den ersten Blick den Todfeind erkannte und den Kampf auf Leben und Tod voraussah. Mich achtete sie nicht Eines Blickes werth. Schlagfertig, aber behutsam, mit gehobenen Flügeln nahete sich der Falk und schien zu spähen, ob der Feind eine Blöße geben würde. Es war ein herrlicher Anblick, den ich mich nicht sogleich zu unterbrechen entschließen konnte. Endlich warf ich eine fette Froschkeule auf die Otter; der Falk sprang zu und packte mit gewaltigen Krallen Frosch und Schlange zugleich. Sie wand sich, zischte und biß wüthend um sich. Er schlug, wie vorher, mit den Flügeln, um sie zu verwirren, auf und nieder, hielt den Kopf hoch, faßte dann plötzlich mit einem Schnabelhiebe ihren Kopf und drückte ihn kräftig zusammen. Sie rang den Kopf wieder los und suchte, jedoch halb ohnmächtig, wieder zu beißen. Ein neuer Hieb, der den Kopf faßte, und von dem sie sich abermals loswand, vermehrte ihre Betäubung, aber verhinderte sie noch nicht, wieder zu beißen, wiewohl ihre Bisse nun vollends unsicher waren. Jetzt zerriß ihr der Busaar vollends den Kopf, wartete, wie vorher, erst noch, bis ihre Kräfte ganz gesunken waren, und verschlang dann auch diese Otter ganz und mit dem Kopf vorweg. An diesem und dem folgenden Tage gab ich ihm nun keine Speise mehr, woran Federn oder Haare, welche die verschluckten Giftzähne hätten einhüllen können, gewesen wären. Bis zum Abend des folgenden Tages spie er keinen Ballen aus; daher gab ich ihm einen Kreuzschnabel, den er sammt Kopf und Federn stückweis verschlang. Am folgenden Morgen spie er einen Ballen von der Größe eines kleinen Hühnereies aus; ich durchsuchte denselben genau, fand aber die Zähne der Schlangen nicht darin; er bestand nur aus den Federn des Kreuzschnabels, dessen stärksten Knochen und Schnabel und wenigen Bauchschildern der Ottern. Es wären bestimmt mehr Schuppen mit dabei gewesen, wenn die Schlangen älter gewesen wären; denn wenn er große Schlangen gefressen hat, so wirft er einen nicht ganz unbeträchtlichen Ballen aus, der aus den Bauchschildern, einigen Schuppen, aber höchst selten auch aus einzelnen Knochenstücken besteht. Er verdaut also die Schlangenknochen und deren Zähne."

„Den 2. August, da die Busaare ziemlich erwachsen und bei voller Kraft waren, begann ein neues Kampfspiel. Der größte der beiden Falken saß auf dem Boden, der kleinste auf der Hobelbank. Vor jenem legte ich eine große Kreuzotter nieder. Sie fauchte arg und biß grimmig nach ihm hin. Ruhig, mit gesträubtem Gefieder stand er da, blickte sie unverwandt an und schien den Augenblick zu erwarten, wo er sie mit Vortheil angreifen könnte. Jetzt warf ich einen halben Frosch hinter die Otter; er stürzte los, packte, ohne den Frosch zu berühren, die Otter mit den Krallen mitten am Leibe und wollte eben mit der sich verzweiflungsvoll krümmenden und um sich beißenden in eine Ecke hüpfen, als plötzlich der andre Busaar von der Hobelbank herabstieß und das Schwanzende der Schlange ergriff. Sie rissen sich um den Raub, indem jeder mit der einen Kralle ihn hielt, mit der andern gegen seinen Kameraden heftig kämpfte. Eiligst trennte ich die Hitzköpfe und ließ Dem die Beute, der sie zuerst gepackt hatte. Er hielt sie schreiend und heftig mit den Flügeln schlagend zwischen beiden Krallen; sie biß unaufhörlich zischend um sich, und die Bisse trafen theils seine Federn, oder die Luft, theils glitten sie an dem Hornpanzer seiner Füße ab. Den Kopf, welchen er hoch hielt, konnte sie nicht treffen. Er mußte glauben, sie nicht richtig gefaßt zu haben, ließ sie los, faßte sie aber, indem sie wegeilte, sogleich wieder mitten am Leibe, zielte mit dem Schnabel nach ihrem Kopfe, traf und

zermalmte ihn. Jetzt wartete er in gespannter Aufmerksamkeit ab, bis das Unthier ganz kraftlos zu sein schien, dann riß er zuerst den Kopf in Stücke, die er verschlang, darauf fraß er den Hals und das Uebrige. Es war ein fetter Leckerbissen, denn die Otter war über zwei Fuß lang und enthielt viele Eier; doch ließ er Nichts übrig und fraß sogar gleich hinterdrein noch einen Frosch."

„Währenddem er so recht angenehm beschäftigt war, legte ich auch seinem Bruder eine erwachsene Kreuzotter vor. Ohne sich viel zu besinnen, sprang er zu, faßte sie schreiend und mit den Flügeln schlagend mitten am Leibe und erwartete den Augenblick, wo er ihr den Kopf zerspalten könnte. Sie aber wand sich, nach allen Seiten um sich beißend, wieder los; er ließ sie ein Stückchen fortkriechen, sprang dann nach und faßte sie weit hinten am Leibe; Kopf und Vorderleib waren frei, und sie hätte ihn jetzt leicht, wohin sie wollte, beißen können; dazu aber war sie viel zu dumm; sie biß, gerade vom Busaar abwärts, immer in die Luft. Jetzt sprang er weiter vor und ergriff sie so, daß er den Kopf zwischen den Krallen des einen Fußes hielt; mühsam wand sie den Kopf los, aber in dem Augenblicke traf und zerschmetterte ihn ein Schnabelhieb. Auch diesmal ward, wie immer, der Kopf zuerst und dann das Uebrige verzehrt; dann setzte er sich ruhig nieder, um von seinen Siegesthaten zu ruhen."

„Nicht ganz so gut bekam dem ersten Busaar sein Sieg. Schon während er noch fraß, hatte ich bemerkt, daß sein linker Fuß etwas lahm war; bald schwoll er da, wo die Zehen vom Mittelfuße ausgehen, so bedeutend auf, als es nur das wenige dort befindliche Fleisch und die zähe Hautbedeckung gestatten konnten. An dieser Stelle ist der Fuß nur mit kleinen Schuppen bedeckt, daher hatten die Giftzähne hier durchdringen können. Die Zähne einer Ratte, so scharf sie auch sind, durchschneiden die zähe Fußbedeckung des Busaars nicht, aber die Giftzähne der Otter, welche den feinsten Nadeln gleichen, dringen, wenn sie nicht abgleiten, durch. Ohne weiter ein Zeichen des Schmerzes zu äußern, als daß er den schwellenden Fuß unter die Federn zog, setzte er sich ganz gelassen, die Verdauung des reichlichen Schmauses abwartend, nieder; aber auch das gesunde Bein blutete, denn es war, entweder durch den Biß der Schlange oder, wie ich glaube, im Kampf mit seinem Bruder, eine Schuppe abgerissen. Mit Einbruch der Nacht sank die Geschwulst schon wieder; am folgenden Morgen war sie kaum noch bemerkbar, auch trat er häufig wieder mit dem Beine auf, und am dritten Tage war er wieder ganz gesund."

Um die Gefährlichkeit derartiger Kämpfe ganz würdigen zu können, muß man wissen, daß die Bussarde nicht gefeit sind gegen das Gift der Kreuzottern, sondern den Bissen des tückischen Lurches erliegen, wenn diese einen blutreichen Theil des Leibes getroffen haben. Es mag allerdings selten vorkommen, daß der Raubvogel nicht als Sieger aus dem Kampfe hervorgeht; einzelne aber finden gewiß ihren Tod in dem Kampfe mit Kreuzottern. So erfuhr Holland eine wirklich rührende Geschichte von einem ihm befreundeten glaubwürdigen Forstmann. Derselbe hatte einen Bussardhorst erstiegen, weil der Vogel, den er von unten schon gesehen, nicht abgeflogen war. Als er nun zum Horste kam, bemerkte er, daß der Bussard nicht mehr lebte. Er nahm ihn in die Höhe und sah zu seinem nicht geringen Schrecken eine lebende Kreuzotter unter dem Bussard liegen. Dieser mußte also die Schlange in den Horst getragen, einen Biß von ihr empfangen haben und an demselben verendet sein.

Es würde die engen Grenzen unseres Buches weit überschreiten, wollte ich auf andere Vertreter der Bussardsippe Rücksicht nehmen. An ihnen ist nirgends Mangel, sie finden sich auf der ganzen Erde in zahlreicher Artenmenge. Es gibt aber noch Familienverwandte, welche wenigstens kurz erwähnt werden müssen.

Ein solcher ist der Heuschreckenbussard (Poliornis rufipennis), ein kleiner und anmuthiger Vogel, welcher das Innere Afrikas bewohnt. Die Kennzeichen seiner Sippe sind ein ziemlich langer

und verhältnißmäßig starker Schnabel mit langem, aber schwach gebogenen Haken und weit vorragender Wachshaut, lange, spitze Flügel, welche fast bis zum Ende des Schwanzes herabreichen und in denen die vierte Schwinge die längste ist, ein ziemlich langer Schwanz und verhältnißmäßig hohe, aber schwache Beine mit kleinen Zehen. Das Gefieder der afrikanischen Art ist auf der Stirn weißlich, auf dem Mantel bräunlichaschgrau, auf dem Kopf, Nacken und der Unterseite rostgelb; die Rückenfedern sind dunkler geschäftet und lichter gerandet, die Federn der Unterseite durch dunklere Längsflecken gezeichnet; der Schwanz ist oben dunkelaschgrau, weiß gesäumt, gegen die Spitze dunkler gebändert; die Schwingen sind rostroth, an der Spitze aber schwarz mit weißem Saume und lichter Innenfahne. Iris, Wachshaut, der nackte Zügel und die Füße sind hochgelb; der Schnabel ist an der Wurzel orangenroth, an der Spitze hornschwarz. Die Länge des Männchens beträgt 14¼ Zoll, der Fittig mißt 11 Zoll, der Schwanz 6¾ Zoll.

In den von mir bereisten Gegenden Innerafrikas ist der Heuschreckenbussard Zugvogel. Er erscheint mit Beginn der Regenzeit in den Steppen des Ost-Sudahns und ist dann bald überall recht häufig, einzig und allein deshalb, weil die Steppe ihm jetzt mehrere Wochen lang eine reiche Nahrung gewährt. Alle Heuschreckenbussarde, welche ich während der Regenzeit erlegte, waren mehr oder weniger in der Mauser, und daraus also geht hervor, daß sie in der Steppe nicht brüten, sondern nur eine Zeit lang Herberge nehmen, wie unsere Wandervögel in südlicheren Ländern. In seinem Betragen ist der Vogel halb Bussard, halb Thurmfalk. Man sieht ihn auf dürren oder sonst wie eine leichte Umschau gewährenden Baumästen halbe Stunden lang ruhig sitzen und dann plötzlich sich erheben, mit raschem, zierlichen, aber immer noch bussardartigen Fluge über die Steppe dahingleiten, sich auch wohl rüttelnd auf ein und derselben Stelle erhalten und endlich plötzlich nach unten stoßen, um eine Heuschrecke aufzunehmen. Diese Kerbthiere bilden jetzt seine ausschließliche Nahrung. Mit Beginn der Dürre verschwindet er wieder, dann zieht er unzweifelhaft seinen Brutplätzen zu, welche im tiefern Innern liegen mögen.

Mehr weiß ich über den afrikanischen Heuschreckenbussard nicht zu erzählen und es erscheint mir deshalb angemessen, meine Angaben durch Jerdon's Bericht über einen verwandten Vogel zu vervollständigen.

In Indien nämlich vertritt den afrikanischen Heuschreckenbussard der Tesa der Indier (Poliornis Tesa). Er verbreitet sich über einen großen Theil des Landes und ist in gewissen Gegenden sehr häufig, ebensowohl im angebauten Lande, als in offenen Ebenen und den Dschungeln. Hier jagt er auf Ratten oder Mäuse, Eidechsen, kleine Schlangen, Frösche, Krabben und große Kerbthiere; dann und wann mag er wohl auch einen jungen oder kranken Vogel aufnehmen: Burgeß versichert, daß er einem Tesa Ueberbleibsel einer erwachsenen Wachtel abgenommen habe. Der Flug dieses Bussards ist ziemlich schnell. Er wird beschleunigt durch wiederholte und rasche Flügelschläge und hat mit dem Flug des Thurmfalken große Aehnlichkeit. Gewöhnlich fliegt er niedrig über dem Boden dahin, nicht selten aber läuft er auch auf mehrere Ellen einem Kerbthier nach. Sehr hübsch sieht es aus, wenn er im hohen Grase Heuschrecken fängt: er betreibt dann seine Jagd halb fliegend, halb laufend. Der Horst steht auf Bäumen, die weißen Eier, gewöhnlich vier an der Zahl, werden im April oder Mai gelegt. Burgeß fand die Eier braun gefleckt und bespritzt, Jerdon aber hat nur weiße gefunden.

Im südlichen Amerika leben Bussarde, welche sich vor den übrigen durch einen ungemein dünnen und niedrigen Schnabel mit sehr stark herabgekrümmtem langen Haken auszeichnen. Auch sind sie gestreckter gebaut, kleinköpfiger und verhältnißmäßig langflügliger, als die übrigen. Der Flügel, in dem die vierte Schwinge die längste, ist schmal, sehr spitz und ragt in der Ruhe über das Ende des

ziemlich langen und breiten, gerade abgestutzten oder etwas ausgeschnittenen Schwanzes hinaus. Die Beine sind schwach, nacktläufig, die langen Zehen mit langen, dünnen, wenig gebogenen Krallen bewaffnet.

Die bekannteste Art dieser Sippe, der Hakenbussard (Rostrhamus hamatus), ist 16 bis 17 Zoll lang und 40 bis 42 Zoll breit; der Fittig mißt 13 bis 13½, der Schwanz 6 bis 6½ Zoll. Das Gefieder ist gleichmäßig dunkelaschgrau, auf Rücken und Schultern blaßbräunlich überlaufen; die schmalen Schenkelfedern sind röthlich gesäumt, die oberen Schwanzdeckfedern weiß, die unteren gelblichweiß, die Schwungfedern einfarbig bräunlichschwarz, die Schwanzfedern an der Spitzenhälfte schwarz, grünlichglänzend, an der Wurzel weiß und ebenso gesäumt. Das Auge ist lebhaft blutroth, die Wachshaut, die Zügel, die Mundwinkel, der halbe Unterkiefer und die Beine sind hoch orangengelb, der Schnabel ist schwarz. Die Farbe der jungen Vögel weicht vielfach von dem Gefieder der alten Vögel ab.

Der Hakenbussard, welcher auf Cuba Caracolero oder Schneckensammler genannt wird, verbreitet sich weit über Südamerika, bewohnt aber hauptsächlich die Steppen oder die offenen Gegenden überhaupt, nach d'Orbigny besonders häufig die Ufer der Seen und Moräste. Auf Cuba ist er gemein. Er lebt gesellig, oft in sehr zahlreichen Trupps von mehr als dreißig Stück, welche sich so eng zusammenhalten, daß man zuweilen ein Dutzend und mehr von ihnen auf ein und demselben Baume sieht. Auch wenn sie fliegen, rufen sie sich fortwährend durch laute Schreie zusammen. Wie alle geselligen Vögel lassen sie sich schwer in der Nähe beobachten; denn jeder einzelne ist für die Sicherheit der Gesammtheit bedacht. Ihr Flug ist leicht und anmuthig, ihre Haltung im Sitzen edel. Sie streifen weit umher und scheinen sich außer der Brutzeit niemals lange in ein und demselben Gebiete aufzuhalten. Ihre Nahrung besteht vorzugsweise in Lurchen, Fischen und Kerbthieren; Vögel und Säugethiere scheinen nicht von ihnen behelligt zu werden.

Ueber das Fortpflanzungsgeschäft ist man noch nicht im Klaren; soviel aber weiß man, daß sie gesellschaftlich nisten. Gundlach bemerkte in einer, mehrere Geviertmeilen haltenden Mor- und Sumpfgegend eine Menge Nester auf Bäumchen am Rande eines sehr großen Teiches und erfuhr, daß sie die Horste des „Schneckenjägers" seien. Die Jungen waren im April bereits ausgeflogen; es scheint also, daß die Brutzeit in den ersten Monaten unseres Jahres, im Januar oder Februar, beginnt. Schomburgk dagegen behauptet, daß der Horst auf unersteiglichen Bäumen angelegt werde.

Ueber das Gefangenleben scheint bis jetzt Nichts veröffentlicht worden zu sein.

Eine andere Art der Familie ist aus dem Grunde beachtenswerth, weil sie als ein Uebergangsglied von den Bussarden zu den Aasfalken angesehen wird. Von andern Naturforschern wird der betreffende Vogel freilich zu den Habichtsadlern gesellt; denn auch mit diesen hat er Aehnlichkeit. Der Urubitinga oder Fersenbussard (Hypomorphnus Urubitinga) ist einer der größten aller Bussarde. Der Schnabel ist im Verhältniß ziemlich klein, aber doch lang, hoch, gerade am Wurzeltheil, von hier an aber zu einem mäßig langen Haken herabgebogen; der Kopf ist groß, der Flügel ziemlich lang, in ihm die vierte Schwinge ein wenig über die dritte und fünfte verlängert; der Schwanz ist sehr lang und breitfedrig, der Fuß auffallend hoch, da der Lauf über zweimal so lang als die Mittelzehe ist; die Zehen sind schwach, aber mit starken, spitzen und scharf gekrümmten Krallen bekleidet. Das Gefieder ist ziemlich reich, bekleidet aber den Zügel, die Augengegend, die Wangen und die Kehle nur spärlich mit borstenartigen Gebilden; der Augenlidrand trägt steife Wimpern. Die Länge beträgt nach den Messungen des Prinzen von Wied 22¼ Zoll, die Breite 51 Zoll; der Fittig mißt 15½, der Schwanz 9 Zoll. Das Weibchen ist größer als das Männchen. Alte Vögel

sind braunschwarz, die Nackenfedern an ihrer Wurzel weiß, die Rückenfedern aschbläulich schimmernd, die Federn der Innenschenkel durch einige fein punktirte lichte Querstreifen gezeichnet, die dunkelbräunlichschwarzen Schwingen mit schwachen aschbläulichen schmalen Querbinden, die Schwanzfedern an ihrer Wurzel schwarzbraun, in ihrer Mitte reinweiß mit schwarzbraunen Spitzenbinden und einem schmalen schmuzigweißen Außensaum. Das Auge ist bräunlichgelb, die Wachshaut und die Wurzel des Unterkiefers sind gelb, der übrige Schnabel ist hornschwarz, der Fuß hellgelb. Der junge Vogel ist gelb oder gelbbraun, das Rumpfgefieder durch breite schwarzbraune Spitzenflecken gezeichnet; die Schwingen und Schwanzfedern sind gelb und braun gebändert, mit breiteren Endsäumen.

Unter allen Bussarden scheint der Urubitinga der kühnste und edelste zu sein. Er bewohnt ausschließlich die Wälder, am liebsten die Waldränder in der Nähe von Pflanzungen oder solche, welche an Sümpfe stoßen; doch hat ihn der Prinz von Wied auch in offenen Gegenden beobachtet. „Oft sahen wir ihn“, sagt er, „in einer dichtbelaubten Baumkrone sitzen, wo eine Menge verschiedener Vögel, als Pfefferfresser, Schwarzvögel und andere um ihn her versammelt waren, um ihn unter lautem Geschrei zu necken. Gewöhnlich erträgt er ruhig diese Schmähungen, fängt sich aber meistens doch einen oder den andern seiner Verfolger. Die Brasilianer behaupten, daß er besonders den Affen nachstelle, sowie Dies überhaupt von den Eingebornen allen größeren und stärkeren Raubvögeln nachgesagt wird. In seinem Magen findet man Ueberreste von kleinen Säugethieren und Vögeln, von Eidechsen, Schlangen, Schnecken, Heuschrecken und anderen.“ Nach Tschudi verschmäht der Urubitinga todte Thiere nicht und sammelt sich zuweilen in großer Anzahl auf denselben. Er frißt aber nur einmal davon und zwar, wenn das Fleisch noch nicht in Verwesung übergegangen ist; nachdem er sich gesättigt hat, fliegt er weg und kehrt nicht wieder zu dem Aase zurück: faules Fleisch berührt er nicht. Kleine Nager scheinen seine Hauptnahrung auszumachen. Er fliegt oft auf den Boden herab und betreibt hier laufend seine Jagd. Der Flug ist stolz und anhaltend, die Stimme ein höchst feiner, hoher Laut, welcher oft zweitönig ausgestoßen wird. Beim Aufbäumen wählt er sich meist die unteren starken Aeste der Baumkronen.

Den Horst hat Schomburgk häufig an Flußufern, immer aber auf unersteiglichen Bäumen gesehen. Er enthält nach Burmeister zwei längliche, auf weißem Grunde heller und dunkler rostbraun gefleckte und getüpfelte Eier. Vor dem Menschen nimmt sich der Urubitinga wohl in Acht. Er ist schwerer zu beschleichen, als die meisten übrigen Raubvögel Brasiliens. In der Gefangenschaft gehört er zu den größten Seltenheiten.

* * *

In der Südhälfte Amerikas leben Raubvögel, welche in ihrem Wesen ebensoviel von den Falken, wie von den Geiern an sich haben und deshalb bezeichnend Geierfalken (Polybori) genannt werden. Sie sind schlank gebaut; ihr Flügel ist verhältnißmäßig kurz, der Schwanz lang und breit, etwas zugerundet, ihr Lauf hoch und dünn, die Zehen sind mittellang und schwach, die Krallen wenig gebogen, an der Spitze aber schlank zugespitzt; der Schnabel ist verhältnißmäßig lang, am Grunde grade, an der Spitze schwach gebogen mit kurzem Haken und geraden Schneiden. Das Gefieder ist hart; die Federn sind groß, die des Kopfes zugespitzt, aber nicht besonders verschmälert. Die Zügel bleiben regelmäßig, die Kehle und Vorderstirn ausnahmsweise nackt. Das Auge wird von starken Wimpern umgeben.

Ueber Heimat, Aufenthalt, Lebensweise und Betragen dieser merkwürdigen Vögel liegen zahlreiche und sehr ausführliche Beobachtungen vor. Wir verdanken namentlich dem Prinzen von Wied, d'Orbigny, Darwin, Schomburgk, Tschudi, Audubon und Burmeister eingehendere Schilderungen der Geierfalken, „welche“, wie Darwin sagt, „durch ihre Zahl, geringe Scheu und

widrige Lebensweise Jedem auffallen müssen, der blos an die Vögel des nördlichen Europas gewöhnt ist. Sie ersetzen nicht blos die Geier, sondern auch die Raben, Krähen und Elstern, eine Gruppe von Vögeln, welche in Südamerika gänzlich fehlt". Eine Art von ihnen dehnt ihre Heimat über außerordentlich große Länderstrecken aus: sie findet sich von Florida an durch ganz Südamerika bis gegen die Magelhaensstraße hin und von den Küsten des atlantischen bis zum stillen Weltmeere; andere Arten sind ebenfalls weit verbreitet, bewohnen aber doch nur gewisse Länderstrecken und werden in den benachbarten durch andere ersetzt. Wo man aber auch seinen Fuß hinsetzen mag in Südamerika, vom Meeresgestade an bis zu den Hochbergen der Anden hinauf, überall wird und muß man diesen Vögeln begegnen; denn sie drängen sich dem Menschen förmlich auf. Sie theilen nicht nur seine Wohnplätze mit ihm, sondern verfolgen ihn auch auf seinen Reisen. Von ihnen spricht jeder Europäer, welcher Brasilien bereiste, von ihnen weiß auch der unkundigste Laie zu berichten, und es ist mehr als wunderbar, daß „ein Naturforscher", dessen Name Nichts zur Sache thut, auf seinen mehrjährigen Reisen in Südamerika die Geierfalken vollständig übersehen zu haben scheint und in einer von ihm herausgegebenen Naturgeschichte des Thierreichs andere Beobachtungen an die Stelle der seinigen setzen muß.

„Die Geierfalken", sagt d'Orbigny, „sind die aufdringlichsten Schmarotzer des Menschen in den verschiedenen Stufen seiner Gesittung. Treue Gefährten des wilden Wanderers begleiten sie ihn von einem Saume des Waldes zu dem andern, längs der Ufer der Flüsse dahin oder durch die Ebene und nehmen ihren zufälligen Aufenthalt da, wo der Mensch sich niederläßt. Wo letzterer auch auf einige Zeit verweilen mag, wo er eine Hütte aufschlägt, erscheint der Geierfalk, um sich auf ihr niederzulassen, gleichsam als wolle er zuerst Besitz nehmen; er umschweift sie, bereit, die weggeworfenen Nahrungsreste des vereinsamten Ansiedlers aufzunehmen. Wenn der Mensch einen Weiler gründet, folgt ihm der Geierfalk auch dahin, nimmt in der Nachbarschaft seinen Stand und streift nun ohne Unterlaß zwischen den Häusern umher, welche ihm reichliche und leicht zu gewinnende Nahrung versprechen. Wenn endlich der Mensch sich anschickt, Ländereien urbar zu machen und sich mit einer großen Zahl von Hausthieren umgibt, scheint sich die nie ermattende Beschäftigung des Geierfalken noch zu vermehren. Sein Leben wird jetzt gesichert; denn der Vogel fürchtet sich nicht, selbst inmitten der Ortschaften sein Wesen zu treiben und hier aus der Nachlässigkeit der Bewohner Vortheil zu ziehen, sei es, indem er ein junges Hühnchen erhebt, oder sei es, indem er von den zum Trocknen aufgehängten Fleischstücken eins oder das andere sich wegstiehlt. Wie der Geier, muß auch er der Fahrlässigkeit der Dörfer- und Städtebewohner abhelfen, indem er die Thierleichen und den Unflat verschlingt." Zwei Arten der Familie finden sich stets vor den Thüren der Wohnungen in der Tiefe oder nahe der Wälder, andere umschwärmen in derselben Absicht das Haus im Gebirge. Wieder andere bewohnen die ausgedehnten Waldungen, und einige endlich finden sich längs der Seeküste; denn nicht blos Aas und Unflat bilden die Nahrung dieser merkwürdigen Vögel: sie fressen vielmehr alles Genießbare, welches das Thierreich ihnen bietet, ohne daß sie sich darum mühen müssen. Ja, eine Art von ihnen nährt sich sogar vorzugsweise von Früchten des Waldes. Doch bildet Aas und Unrath immer ihre hauptsächlichste Speise, und da, wo eine Thierleiche liegt, finden diese Vögel zu Hunderten sich ein.

Die Geierfalken haben einen Flug, welcher sie von weitem kenntlich macht. Ihr Flügel sieht viereckig zugestutzt aus, weil die ausgebreiteten Schwingen an Länge gleich zu sein scheinen, und auch die Schwanzfedern sind im Fluge weit ausgebreitet. Der Flug selbst ist schnell, wenn der Vogel eilig ist; gewöhnlich aber scheint Dies nicht der Fall zu sein, und der Geierfalk schwebt dann langsam und ziemlich niedrig über der Erde dahin. Der Gang unterscheidet diese Vögel von allen übrigen Falken. Man sieht sie sich auf dem Boden ergehen, mit langsamen Schritten, anscheinend ohne alle Beschwerde, mehr nach Art der Geier, als in der ungeschickten Weise anderer Raubvögel. Eine Art ist so sehr auf dem Boden zu Hause, daß sie niemals Bäume, sondern immer Felsblöcke zu ihren Ruheplätzen erwählt, wie viele Geier es zu thun pflegen. Unter den Sinnen steht das Auge obenan; das Gehör

ist gut entwickelt, aber auch der Geruch scheint wohl ausgebildet zu sein; wenigstens sind die Nasenlöcher, wie bei den Geiern, immer feucht. Ihr geistiges Wesen ist ein Gemisch von Harmlosigkeit und Frechheit, von Geselligkeit und Unverträglichkeit. Verstand kann man ihnen keineswegs absprechen, liebenswürdig aber sind sie nicht. Besonders unangenehm ist auch ihr oft wiederholter, durchdringender Schrei, welcher unter lebhaften Bewegungen des Kopfes ausgestoßen und namentlich dann vernommen wird, wenn der Geierfalk etwas Genießbares erspäht hat.

Der Horst wird oft auf dem Boden, ebenso häufig aber auch auf Bäumen angelegt. Die Eier sind rundlich und fleckig, nach Art anderer Falkeneier. Ihrer zwei bis sechs bilden das Gelege. Beide Eltern scheinen zu brüten, und beide lieben ihre Brut in hohem Grade.

Gefangene Geierfalken gelangen sehr selten zu uns. In Brasilien scheint sich Niemand mit ihnen abgeben zu wollen, und nach Europa schickt man sie nicht, weil man sie für zu gemein, zu werthlos hält. Deshalb gehören sie in unsern Thiergärten zu den seltneren Erscheinungen.

Eine der verbreitetsten Arten der Familie ist der Chimango, wie die Brasilianer ihn nennen (Milvago Chimachina). Er ist schlank gebaut, sein Kopf mäßig groß, der Flügel lang und zugespitzt, in ihm die vierte Schwinge die längste, der Schwanz mäßig lang, ein wenig abgerundet, der Fuß mittelhoch und schlank, am Laufe nur wenig befiedert, mit ziemlich langen Zehen, welche mit mäßig starken und gekrümmten Klauen bewehrt sind. Der Schnabel ist gestreckt, schwach, kurzhakig, am Rande des Oberkiefers ohne Zahn; die Wachshaut ist ziemlich breit, vor dem runden, mit erhabenem Rande umgebenen Nasenloche ausgebuchtet; das Gefieder deckt die Kehle nur spärlich und läßt den Zügel und die Umgebung des Auges frei. Beim alten Vogel ist die allgemeine Färbung ein schmuziges Weiß; die Flügel, der Rücken, der Schwanz und ein Streifen vom Auge nach dem Hinterkopfe sind dunkelbraun, die vier vordersten Schwingen sind in ihrer Mitte an beiden Fahnen weiß und dunkel punktirt, wodurch ein lichtes Querband entsteht; die übrigen Schwingen sind an der Wurzel gelblichweiß, schwärzlich in die Quere gestreift, an der Spitzenhälfte schwarzbraun; die Schwanzfedern haben breite schwarzbraune Spitzen, im Uebrigen sind sie auf weißlichem Grunde schmal schwarzbraun gebändert. Das große Auge ist graubraun, der Schnabel an der Wurzel blaßbläulichweiß, an der Spitze lichter; die Wachshaut, der Zügel, das Augenlid, eine schmale Einfassung des Auges und die Kinnhaut sind orangengelb; der Fuß ist blaßbläulich. Männchen und Weibchen unterscheiden sich wenig in der Färbung. Das letztere ist schmuziger, und die Binden im Schwanze sind breiter; auch haben die hintern Schwungfedern weiße Spitzenränder. Bei jungen Vögeln sind Oberkopf und Wangen dunkelbraun, die Seiten und der Hintertheil des Halses gelblichweiß und dunkelbraun gefleckt, der Rücken dunkelbraun, an einigen Federn röthlich gerandet; die Deckfedern der Flügel sind roth- und schwarzbraun in die Quere gebändert; die Kehle ist schmuzigweißlich, die Brust schwärzlichbraun, jede Feder in der Mitte gelblich längs gestreift; der Bauch erscheint gilblich. Die Länge beträgt beim Männchen 14⅓, beim Weibchen 15½ Zoll, die Breite bei jenem 31 Zoll; der Fittig mißt gegen 10 Zoll, der Schwanz gegen 6¼ Zoll.

Der Chimango verbreitet sich über einen großen Theil Südamerikas. In Brasilien ist er überall häufig; in Guiana lebt er vorzugsweise in der Steppe, namentlich in ausgetrockneten Sümpfen; in Chile ist er gemein, auf Chiloe ein unsäglich häufiger Vogel, an der Küste von Patagonien und auf dem Feuerlande immer noch eine regelmäßige Erscheinung. Am liebsten hält er sich in offenen, ebenen Gegenden auf. Die Triften, auf denen Vieh weidet, sind sein Lieblingsaufenthalt; weil ihm aber Niemand nachstellt, kommt er auch den menschlichen Wohnungen sehr nahe. Auf Chiloe sieht man ihn nach Boeck auf allen Dächern der Häuser scharenweise sitzen oder zu

Dutzenden dem Pfluge folgen, und auch an der Meeresküste findet er sich regelmäßig ein. Im Gebirge hingegen kommt er nur bis zu einem gewissen Höhengürtel vor. Sein Gang auf dem Boden ist sicher, sein Blick stolz, gar nicht mit der geier- oder rabenartigen Lebensweise übereinstimmend. Der Flug ist nicht sehr schnell; das Schweben wird durch ziemlich viele Flügelschläge unterbrochen. Der Vogel erhebt sich aber nie hoch in die Luft, wie die edeln Arten seiner Zunft, und beschreibt auch niemals Kreise in ihr. „Man sieht ihn", sagt der Prinz, „nur geradeaus von einer Stelle zur andern fliegen, öfters paarweise, oft allein, aber nie in Flügen oder Gesellschaften." Er ist ein sehr streitsüchtiger und zänkischer Vogel, welcher mit Seinesgleichen und Verwandten sich fortwährend herumstreitet, mit andern, nicht zu seiner Ordnung gehörigen Vögeln aber in leidlich gutem Einvernehmen lebt.

Kaum ein anderer Raubvogel noch nährt sich von so verschiedenen Stoffen, wie der Chimango. Er frißt, wie Darwin behauptet, Alles, selbst das Brod, welches mit dem Kehricht aus dem Hause geworfen worden ist, oder rohe Kartoffeln, welche er nicht blos bei den Häusern wegstiehlt, sondern sogar ausscharrt, kurz nachdem sie gepflanzt worden sind. Er ist der letzte Vogel, welcher das Gerippe eines Aases verläßt; man sieht ihn oft innerhalb der Bauchhöhle einer Kuh oder eines Pferdes, wie einen Vogel in einem Käfige. Würmer und Kerbthierlarven bilden zeitweilig ein leckeres Gericht für ihn, und auf den Hausthieren findet er sich regelmäßig ein, um Läuse und andere Kerbthiere oder deren Maden von ihnen abzulesen. In den Sümpfen sucht er sich Schnecken und Lurche zusammen, an der Meeresküste klaubt er Seethiere aller Art auf, welche die Flut an den Strand warf. Vögel und Säugethiere scheint er nicht zu jagen. Alle Forscher fanden in dem Magen der von ihnen getödteten nur weiße Maden und Würmer, Schnecken und Fische, niemals aber Spuren von gefressenen Vögeln. Er wird lästig durch seine diebische Frechheit, noch viel lästiger aber durch sein Geschrei. Die Stimme ist ein feiner, hellschreiender, oft wiederholter Pfiff, welcher in den Dörfern, wo sich die Vögel scharenweise einfinden, geradezu betäubend wirken kann.

Im September und Oktober beginnt die Zeit der Liebe des Chimango. Er entfernt sich jetzt ein wenig von den Wohnungen, um auf einem passenden Baum seinen Horst zu gründen. Dieser ist ein großer, aber niedriger und oben platter Bau aus Reisern und Wurzeln. Das Gelege besteht nach d'Orbigny aus fünf bis sechs sehr rundlichen Eiern, welche auf röthlichem oder lichtgraulichem Grunde mit rothen und dunkelbraunen Flecken und Tupfen bedeckt sind, am dicken Ende gewöhnlich etwas dichter, als an der Spitze, im ganzen aber sehr unregelmäßig. Während der Brutzeit macht sich die Selbstsucht des Chimango etwas weniger bemerklich, als sonst: er ist geselliger und verträglicher gegen andere seiner Art und zeigt sich seinen Jungen gegenüber sehr zärtlich. Sobald dieselben aber sich selbst erhalten können, kehrt er alle Rauhigkeiten seines Wesens wieder heraus.

Ueber das Gefangenleben weiß ich Nichts zu berichten.

Eine andere Art der Sippe, der Geierbussard (Milvago australis oder M. Novae-Zelandiae), bewohnt das südlichere Amerika und ist besonders häufig auf den Falklandsinseln, welche der Mittelpunkt seines Verbreitungskreises zu sein scheinen. In der Größe gleicht dieser Falkengeier unserm Schreiadler. Das Gefieder des alten Vogels ist tiefschwarz, nur auf den Federn des Halses, des Rückens und der Brust weißlich in die Länge gestreift; die Hosen sind lebhaft rostroth, die Wurzeln der Schwungfedern und die Spitzen der Schwanzfedern weiß. Der Schnabel ist lichthornfarben, die Wachshaut wie der Fuß pommeranzengelb. Die Jungen unterscheiden sich von den Alten durch den Mangel der lichten Streifen an Hals und Brust. Die Federn sind hier rostroth und röthlichweiß gefleckt. Die Wurzel der Schwungfedern ist rostfarben, der Schwanz schwärzlichbraun ohne weiße Spitzen, der Schnabel ist dunkler, der Fuß braungelb.

Ueber die Lebensweise des Geierbussard haben Darwin und Abbott berichtet. „Diese Raubvögel", sagt Darwin, „kommen mit andern Arten ihrer Familie in vieler Hinsicht überein. Sie leben von

dem Fleische todter Thiere und von Seegeschöpfen. Auf einzelnen Inseln muß ihnen das Meer ihre gesammte Nahrung liefern. Sie sind nichts weniger als scheu, vielmehr furchtlos im hohen Grade und durchsuchen die nächste Nachbarschaft der Häuser ungescheut nach Auswurf aller Art. Wenn eine Jagdgesellschaft ein Thier tödtet, versammelt sich bald eine Anzahl von ihnen über der Leiche und wartet, auf der Erde sitzend, geduldig, ob nicht Etwas für sie abfällt. Sie greifen aber gern auch verwundete Thiere an: eine Scharbe, welche sich in diesem Zustande nach dem Ufer geflüchtet hatte, wurde augenblicklich von mehreren gepackt und getödtet oder der Tod wenigstens durch Schnabelhiebe der Räuber beschleunigt. Die Offiziere eines Kriegsschiffes, welche im Winter auf den Falklandsinseln waren, erwähnen mehrere Beispiele von der ungewöhnlichen Kühnheit und Raubsucht der Vögel. So fielen diese über einen Hund her, welcher fest schlafend nahe bei Einem aus der Gesellschaft lag, und bei ihren Jagden konnten die Schützen nur mit Mühe verhindern, daß die Geierfalken die von ihnen verwundeten Gänse vor ihren Augen ergriffen. Vor der Mündung eines Kaninchenbaues sollen oft mehrere von ihnen warten und dann gemeinschaftlich das Thier ergreifen, sobald es herauskommt. Um den Bord des Schiffes flogen sie, so lange dasselbe im Hafen lag, fortwährend herum, und man mußte gute Wache halten, um zu verhüten, daß sie das Leder vom Tauwerk rissen und das Fleisch und Wildpret vom Hintertheil des Schiffes stahlen." Daß sie Verwundete ihrer eigenen Art nicht verschonen, sondern im Gegentheil wüthend anfallen, tödten und fressen, erfuhr Abbott. „Sie sind äußerst lebhaft und auch ungemein neugierig; sie ergreifen fast Alles, was auf dem Boden liegt: ein großer, schwarzer, lackirter Hut wurde von ihnen beinahe eine Meile weit weggeschleppt, und ein paar schwarze Bälle, wie man sie zum Fang des Rindviehs braucht, ebenso. Herr Usborne erfuhr während der Küstenaufnahme einen bedeutenderen Verlust, weil ihm die Geierfalken einen kleinen Kompaß mit sammt der Büchse, in welcher er stak, wegstahlen und soweit forttrugen, daß er niemals wieder aufgefunden werden konnte. Außerdem sind die Vögel überaus streitsüchtig und so leidenschaftlich, daß sie zuweilen aus Wuth mit ihrem Schnabel das Gras ausreißen." Trotzdem zeigen sie sich feig, wenn ein muthiges Thier ihnen gegenübertritt: Abbott sah, daß ein Austernfischer den Geierbussard vertrieb, als dieser die Eier des Strandvogels wegstehlen wollte. Auf dem Boden laufen sie mit auffallender Schnelligkeit dahin, so gewandt fast wie Fasane, und dann sind sie eine schmucke Erscheinung, während sie im Sitzen weniger edel aussehen und wenn sie gefressen haben, wegen des weit hervortretenden Kopfes geradezu häßlich sind. Ihr Flug ist schwerfällig und plump; sie erheben sich deshalb auch nicht gern in die Luft, sondern bewegen sich mehr laufend als fliegend. Auch sie sind lärmend und stoßen häufig mehrere harsche Töne aus, welche so an das Krächzen der Krähen erinnern, daß die Robbenfänger die Geierbussarde geradezu Krähen nennen. Beim Schreien werfen sie wie andere Arten der Familie ihren Kopf nach oben und hinten. Der Horst wird auf den felsigen Klippen der Seeküste angelegt; er besteht gewöhnlich aus abgestorbenen Halmen des „Tussac"-Grases und ist innerlich oft mit Wolle ausgekleidet. Die zwei, ausnahmsweise auch drei Eier des Geleges findet man in der ersten Woche des Novembers. Die Eier sind rundlich, und auf braunem Grunde mit dunkleren Flecken, Strichen und Schmitzen gezeichnet. Nach Abbott's Angabe erhalten die Jungen erst im zweiten Lebensjahre das ausgefärbte Kleid.

Gefangene Geierbussarde sind selten in unseren Thiergärten; ich habe sie nur in London gesehen.

Die verbreitetste Art der Familie ist der Carancho oder Traro (Polyborus vulgaris oder P. brasiliensis). Er ist es, welcher von Florida an bis zur Südspitze Amerikas in allen Ebenen häufig gefunden wird. Die Sippe, welche er vertritt, kennzeichnet sich durch schlanken Leib, lange und kräftige Flügel, welche, zusammengelegt, beinahe das Ende des Schwanzes erreichen und in denen die dritte

Feder die längste ist, durch einen ziemlich langen Schwanz, dessen Federn am Ende wie bei den Geiern abgeschliffen werden, durch hohe, schlanke Beine mit ziemlich kurzen Zehen, welche mit starken und zugespitzten, aber wenig gekrümmten Klauen bewehrt sind. Der Schnabel ist groß, hoch gestreckt, an der Wurzel gerade, schwachhakig und zahnlos. Das Gefieder ist derb und glanzlos. Die Federn des Kopfes, des Halses und der Brust sind schmal, die des Rückens breit und gerundet; der Zügel, die Kinngegend und der Kropf sind mit kurzen, borstenartigen Federn so schwach bedeckt, daß sie nackt genannt werden können.

Der Carancho erreicht, nach Prinz von Wied's Messungen, eine Länge von 1 Fuß 2 Zoll bei einer Breite von mehr als 4 Fuß; die Fittiglänge beträgt 14 Zoll 9 Linien, die Schwanzlänge 7 Zoll



Der Carancho oder Traro (Polyborus vulgaris oder brasiliensis).

7 Linien. Die Federn des Ober- und Hinterkopfes, welche zu einer Haube aufgerichtet werden können, sind dunkelbräunlichschwarz; der Rücken ist schwarzbraun und weiß in die Quere gestreift, der Flügel dunkelbraun, an den hintern großen Deck- und Schwungfedern blaß quer gestreift; Wangen, Kinn, Kehle und Unterhals sind weiß oder gelblichweiß, die Brust- und Halsseiten in derselben Weise wie der Rücken gestreift; der Bauch, die Schenkel und der Steiß sind gleichmäßig schwarzbraun. Wurzel und Spitze der Schwingen sind schwarzbraun; die Spitze aber ist weiß mit feinen dunkeln Querbinden, Punkten und dreieckigen Randflecken an der Außenfahne; die Steuerfedern sind weiß mit sehr schmalen blaßbräunlichen Querbinden und einer breiten schwarzbraunen Spitzenbinde. Das Auge ist grau oder röthlichbraun, die Wachshaut, der Zügel und die nackte Umgebung des Auges

sind bräunlichgelb, der Schnabel ist blaßhellbläulich, der Fuß orangengelb. Das etwas größere Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen unbedeutend durch blässere Färbung. Bei dem jungen Vogel sind die Federn der oberen Theile hell gerandet und zugespitzt, die Scheitelfedern fahl bräunlichschwarz und alle übrigen Farben blaß und verloschen. Die Wachshaut ist blaßröthlich, der Fuß blaß graulichhellblau.

Durch Azara, den Prinz von Wied, Darwin, d'Orbigny, Audubon, Schomburgk, Tschudi, Boeck und andere Forscher haben wir so ausführliche Beschreibungen über Aufenthalt, Lebensweise und Betragen des Carancho erhalten, wie wir nur wünschen können. Unser Raubvogel bewohnt paarweise nicht selten alle ebenen Gegenden Südamerikas, am häufigsten die Steppen und dünn bestandene Waldungen. In den Urwaldungen fehlt er eben so gut, wie im Gebirge. Besonders häufig tritt er in sumpfigen Gegenden auf; hier sieht man ihn oft zu großen Gesellschaften vereinigt. „Man erblickt", sagt der Prinz, „viele dieser schönen Raubvögel, wie sie auf den Triften umherschreiten oder mit niedrigem Fluge, stark mit den Flügeln schlagend, von einem Gebüsch zu dem andern eilen. Auf der Erde nehmen sich die bunten und stolzen Thiere besonders schön aus. Sie gehen aufgerichtet und schreiten geschickt, da ihre hohen Fersen, ziemlich kurzen Zehen und wenig gekrümmten Klauen zum Gange ganz vorzüglich geeignet sind." Ihr Federbusch gibt ihnen nach Boeck ein majestätisches Aussehen, und ihre Kühnheit oder richtiger Dreistigkeit entspricht der Meinung, welche man sich von ihnen bildet, wenn man sie zuerst erblickt.

Ihre Nahrung besteht aus thierischen Stoffen aller Art. In den Steppen jagen sie nach Art unserer Bussarde auf Mäuse, kleine Vögel, Lurche, Schnecken und Kerbthiere; am Meeresgestade lesen sie Das auf, was die Flut an den Strand warf. Der Prinz fand die Ueberreste von Kerbthieren und besonders Heuschrecken, deren es in den brasilianischen Triften sehr viele gibt, in ihrem Magen; Boeck sah sie häufig in Gesellschaft der den Boden aufwühlenden Schweine, mit denen sie gemeinschaftlich Maden und Würmer verzehrten; Azara lernte sie als Verfolger des amerikanischen Straußes, der Lämmer und Hirschkälber kennen. „Ist eine Schafherde", sagt er, „nicht von einem guten Hunde bewacht, so kann es vorkommen, daß sich der Carancho über die neugebornen Lämmer hermacht, sie bei lebendigem Leibe anfrißt und ihnen die Därme aus der Leibeshöhle herausreißt. Traut sich Einer nicht, über einen Raub Meister zu werden, so ruft er vier oder fünf andere herbei, und dann wird er zu einem gefährlichen Räuber." Auf dem Aase ist er ein regelmäßiger Gast. „Wenn ein Thier", sagt Darwin, „auf der Ebene stirbt, so beginnt der Gallinazo das Fest, und der Carancho pickt dann die Knochen rein. Längs der Straßen in den Wüstenebenen Patagoniens sieht man oft eine große Anzahl der Vögel, um die Leichen von Thieren zu verzehren, welche aus Hunger oder Durst gestorben waren." Dem Landvolk ist unser Raubvogel sehr verhaßt, weil er das zum Trocknen bestimmte Fleisch mit der größten Frechheit wegstiehlt, sich aber zur Abwechslung auch sehr gern junge Hühner raubt oder andere schwache oder stärkere Hausthiere belästigt. Nach Darwin soll der Carancho auch eine große Menge Eier stehlen. Oft sieht man ihn auf dem Rücken der Pferde und Maulthiere stehen und hier die Schmarotzer zusammenlesen oder den Grind von den Wunden aufpicken, wobei das arme Thier mit gesenktem Ohr und gewölbtem Rücken ruhig dasteht, weil es sich des Vogels doch nicht entwehren kann. Daß sich der Carancho auch ohne Umstände an menschlichen Leichnamen sättigt, wenn er Dies haben kann, unterliegt kaum einem Zweifel; man kann Dies aus dem Betragen der Vögel schließen, wenn man sich auf einer jener öden Ebenen zum Schlafe hinlegt. „Beim Erwachen", sagt Darwin, „bemerkt man auf jedem benachbarten Hügel einen oder mehrere dieser Vögel und sieht sich von ihnen geduldig mit üblem Auge bewacht." Jagdgesellschaften, welche mit Hunden und Pferden ausziehen, werden während des Tages immer von einigen Caranchos begleitet, und oft nehmen sie dem Schützen den erlegten Vogel vor dem Auge weg. Auch andern Räubern fliegt unser Vogel eifrig nach, in der Absicht, ihnen eine eben gefangene Beute abzunehmen. Er verfolgt die großen Störche, welche ein Stück Fleisch verschlungen haben und quält sie so lange, bis sie dasselbe wieder von sich und ihm zur Beute geben. Dagegen wird auch er wieder von allerlei Vögeln verfolgt,

welche ihn necken, ärgern und quälen. Selbst seine nächsten Verwandten zanken sich beständig mit ihm herum. Wenn der Carancho, erzählt Darwin, ruhig auf einem Baumaste oder auf der Erde sitzt, so fliegt der Chimango oft lange um ihn herum, auf und nieder stoßend, und versucht, so oft er seinem Verwandten nahe gekommen ist, diesem einen Schnabelhieb zu versetzen, welchen letzterer seinerseits nach Kräften abzuwehren versucht. Mehr als alle übrigen Raubvögel ist der Carancho von Läusen geplagt. Sie bevölkern sein Gefieder in solcher Menge, daß man kaum im Stande ist, einen getödteten Vogel abzuziehen.

Aeußerst sonderbar und lächerlich ist die Stellung, welche der Carancho annimmt, wenn er schreit. Er legt den Kopf ganz auf den Rücken und schnarrt „Traaa", sodann erhebt er ihn und ruft „Rooo" mit einer krächzenden, heiseren Stimme, ähnlich dem Geknarr, welches entsteht, wenn Holz an Holz heftig angeschlagen oder gerieben wird. Dieser Schrei, welcher dem Vogel den Namen „Traro" verschafft hat, ist auf weithin hörbar, aber höchst unangenehm.

Der Carancho ist vom frühen Morgen bis gegen Sonnenuntergang ununterbrochen thätig und viel in Bewegung. Gegen Abend vereinigt er sich mit andern seiner Art und seinen treuen Genossen, den Aasgeiern, auf gewissen Schlafplätzen, am liebsten auf einzeln stehenden, alten Bäumen in der Steppe, wo er die untersten Aeste in Besitz nimmt. Zu solchen Bäumen kommt er aus einer Entfernung von fünf bis sechs Meilen herbei. In Ermangelung derselben bäumt er auf niederen Büschen auf oder setzt sich endlich auf passende Felsen und bezüglich Termitenhügel nieder.

Die zusammengehörigen Paare leben während des ganzen Jahres im engsten Verbande. Man erkennt sie auch dann, wenn Gesellschaften von ihnen sich vereinigt haben, an ihrem treuen Zusammenhalten. Die Brutzeit ist verschieden, je nach den Gegenden, welche der Carancho bewohnt. In Paraguay horstet er im Herbst, in Mittelamerika während der Frühlingsmonate. Der Horst wurde ebensowohl auf sehr hohen, als auf niederen Bäumen gefunden. Er ist ein großer, flacher Bau aus Reißig, dessen Nestmulde mit feinen Wurzeln, Gras und Mos ausgelegt ist. Die zwei Eier sind auf gilblichem Grunde braun und blutroth gefleckt. Die Jungen kommen in einem weißen Dunenkleide zur Welt, werden von ihren Eltern mit größter Sorgfalt erzogen und so lange sie der Hilfe bedürftig sind, in jeder Hinsicht unterstützt, bald aber verstoßen oder wenigstens mit Gleichgiltigkeit behandelt.

Ueber das Gefangenleben des Carancho liegen noch wenige Beobachtungen vor. In unsern Thiergärten gehört der Vogel, wie bemerkt, zu den seltenen Erscheinungen. Unser Thiergarten hat, aller Bemühungen ungeachtet, erst vor wenig Tagen einen lebenden Carancho erhalten können; vordem hatte ich ihn nur in London gesehen. Man erachtet es in Amerika nicht der Mühe werth, einen so häufigen und leicht zu erlangenden Vogel nach Europa zu senden, und deshalb erhalten wir ihn äußerst selten. Audubon berichtet von einem Pärchen, welches Strobel in der Nähe von Charleston ausgenommen hatte. Das Männchen zeigte sich oft außerordentlich herrschsüchtig gegen seine Schwester und ließ selten eine Gelegenheit vorübergehen, sie durch wiederholte und heftige Schläge zu quälen, wobei dann laute Schreie ausgestoßen wurden. Zuweilen wurde die Mißhandlung so arg, daß sich das arme Weibchen minutenlang auf den Rücken legte und zu ihrer Vertheidigung die Fänge vorstreckte. Auch das Weibchen schrie laut und unangenehm, aber nur das letztere warf beim Schreien den Kopf zurück. Ihrem Pfleger gegenüber zeigten sich die Caranchos keineswegs freundlich gesinnt. Wenn man sie mit der Hand ergriff, wehrten sie sich mit Schnabel und Klauen so ernsthaft, daß man sie gehen lassen mußte. Sie fraßen ebensogut todte als lebende Thiere, Ratten, Mäuse, Hühner verschiedener Arten und zeigten sich ebenso geschickt, wie Falken und Adler, wenn es galt, eine Beute mit den Klauen wegzutragen. Beim Kröpfen hielten sie ihre Nahrung mit den Klauen fest und würgten die abgerissenen Stücke sammt Muskeln, Haaren und Federn ohne Weiteres hinab. Sie fraßen viel auf einmal, konnten aber auch bequem tagelang hungern. Wasser war ihnen Bedürfniß; sie tranken sehr frühzeitig. Im zweiten Frühjahr ging ihr Kleid in das der Alten über, die volle Schönheit erhielten sie aber erst später.

Der Gefangene des hamburger Thiergartens hat uns keine Gelegenheit zu bemerkenswerthen Beobachtungen gegeben. Wir müssen ihn in einem engen Käfig halten, in welchem er sein eigentliches Wesen nicht bekunden kann. Auch er zeigt gegen seinen Pfleger keine Zuneigung, sondern höchstens Gleichgiltigkeit, wie er sich überhaupt um die Außenwelt wenig zu kümmern scheint. Durch seine hoch aufgerichtete Stellung fällt er auf; im Uebrigen besitzt er durchaus nichts Anziehendes. Stundenlang sitzt er regungslos auf ein und derselben Stelle, ohne eins seiner Glieder zu rühren; höchstens die Haube bewegt er langsam auf und nieder. Im Käfig wählt er sich den höchsten Ast zum Sitzpunkte; er meidet aber auch den ebenen Boden durchaus nicht, sondern ergeht sich zuweilen gern, indem er längere Zeit auf- und abwandelt. Fleisch ist seine gewöhnliche und anscheinend auch seine liebste Speise; indeß verschmäht er auch Pflanzenstoffe keineswegs: so scheinen ihm namentlich Kartoffeln sehr wohl zu behagen. Einen Stimmlaut haben wir niemals vernommen.

Durch Audubon erfahren wir noch außerdem, daß die frischen Farben aller nackten Hautstellen des Carancho nach dem Tode desselben außerordentlich schnell verbleichen und gänzlich unscheinbar werden, so daß der Vogel bereits eine Stunde nach seinem Tode nur theilweise noch die volle Pracht des Lebens zeigt.

In den tieferen Urwäldern wird der Carancho durch einen Familienverwandten ersetzt, welcher im Innern Brasiliens Ganga genannt wird. Er vertritt die Sippe Ibicter, welche der Prinz Schreibussarde nennt. Der Vogel ist gestreckt gebaut, sein Schwanz lang, der Flügel in der Ruhe bis über die Mitte desselben hinausreichend; der Fuß ist mäßig lang, die Fußwurzel der Mittelzehe an Länge gleich. Der Schnabel ist gestreckt, schmal, vorn fast nach der Spitze hinabgewölbt, mit schwachem Haken und zahnlosem Kieferrande. Zügel, Wangen und Kehle sind nackt, nur der vordere Theil des Zügels hinter der Wachshaut ist mit dünn stehenden strahligen Borsten bekleidet.

Der Ganga (Ibicter americanus oder I. nudicollis) ist 22 Zoll lang und 42 bis 45 Zoll breit; die Fittiglänge beträgt 15½, die Schwanzlänge 9½ Zoll. Das Gefieder ist auf Kopf, Hals, Rücken, auf den Flügeln, dem Schwanz, der Brust, den Seiten und dem Oberbauche glänzend schwarz, metallisch grün schimmernd, auf dem Unterbauch und den Schenkeln aber reinweiß. Das Auge ist lebhaft hochroth; die Wachshaut, der Rand des Mundwinkels und die Wurzel des Unterkiefers sind schön himmelblau; der nackte Theil des Gesichts ist zinnoberroth. Der Schnabel ist hellgrünlichgelb, an der Spitze etwas lebhafter, als an der Wurzel, der Fuß ist orangenroth. Junge Vögel sind nicht so schön schwarz und glänzend, sondern matter und ihre Federn bräunlich gerandet. Ihr Auge ist nicht roth, sondern braun.

Unter seinen Verwandten ist der Ganga der mindest bekannte. Ausführlicher über ihn haben nur der Prinz von Wied und Schomburgk berichtet. „In Brasilien", sagt der Prinz, „scheint der Ganga nur in großen „Sertongs" oder einsamen, leeren Urwäldern und in öden, wenig beunruhigten Gegenden zu leben. Ich fand ihn nicht eher, als bis ich, vom Süden nach Norden reisend, den 15. Grad südl. Breite überschritt und mich hier in die zwischen den Flüssen Ilhéos und Pardo gelegenen großen Waldungen vertieft hatte. Hier wurden wir zuerst durch eine sehr laute, durchdringende, höchst sonderbar durch die Einsamkeit der Wildniß schallende Stimme überrascht. Später haben wir den Vogel häufig in den großen Wäldern beobachtet, zuweilen einzeln oder paarweise, in zahlreichen Flügen, welche sich vereinigt hatten, wie Dies gegen das Ende der Brutzeit hin zu geschehen pflegt. Der Ganga lebt nur in großen Wäldern, da er sich von Bienen, Wespen und anderen Kerbthieren nährt; die vielen in jenen Wäldern vorkommenden Nester der Wespen werden von ihm bekriegt. Oft fand man seinen Magen ganz mit ihnen angefüllt. Er fliegt laut schreiend von einem Aste zum andern und fußt öfters auf hohen, dürren Zweigen, wo er sich schön ausnimmt. Seine Stimme wird alsdann häufig gehört; sie hat ein paar laute, von der Höhe zur Tiefe herabsinkende Töne, auf welche andere

folgen, die der Stimme eines eierlegenden Huhnes gleichen. Am Rio Pardo fand ich an den hohen, bewaldeten Urgebirgswänden eines tiefen Thales eine zahlreiche Gesellschaft dieser Vögel, welche hoch an den Thalwänden dahin von Baum zu Baum flogen und unter lautem Geschrei ihre Schwenkungen in der Luft machten. Sonini sagt, daß sie die Pfefferfresser begleiten sollen; Dies aber ist bestimmt eine von den Eingebornen erfundene Fabel: ich wenigstens habe den Tucan nie mit dem Ganga zusammen gesehen."

Schomburgk fügt Vorstehendem hinzu, daß der Ganga in Guiana zu den gewöhnlichsten Raubvögeln gehört und nur gesellig lebt. Die von dem Prinzen bezweifelte Beobachtung von Sonini und Mauduyt, daß der Ganga Früchte und Beeren frißt, wird durch Schomburgk bestätigt. „Der erste dieser lärmenden Vögel", sagt er, „den ich am Garupa verwundet vom Baume herabschoß, begann sich stark zu erbrechen, wodurch eine große Menge rother Früchte zum Vorschein kamen, die ich bei näherer Untersuchung für die einer Malpighia erkannte. Dies kam mir um so eigenthümlicher vor, als ich es bisher noch von keinem Raubvogel kennen gelernt. Daher öffnete ich jetzt auch jeden und fand jedesmal die Ueberbleibsel von Früchten und Beeren vor. Daß der Ganga auch Lurche verzehrt, ist gar nicht zu bezweifeln; Früchte und Beeren bilden aber jedenfalls seine Hauptnahrung."

Ueber das Brutgeschäft dieses merkwürdigen Vogels sind mir keine Beobachtungen bekannt und ebensowenig weiß ich Etwas über das Gefangenleben desselben zu berichten. Seine Naturgeschichte bedarf noch genauerer Forschung.

* * *

Der letzte Falk, welchen ich hier aufzuführen habe, ist der bekannte Kranichgeier (Gypogeranus serpentarius). Er ist einer der merkwürdigsten Raubvögel und einer eingehenderen Beschreibung wohl würdig. Ueber seine Stellung im System ist man noch keineswegs einig: er will sich nirgends einreihen lassen und wird deshalb als Vertreter einer besondern Familie betrachtet.

Der Kranichgeier ist sehr schlank gebaut. Der Flügel ist lang, aber gerade abgeschnitten, weil die ersten fünf Schwingen fast von gleicher Länge sind; das Handgelenk bewehren stumpfe Sporen oder Knochenvorsprünge. Der Schwanz ist auffallend lang, aber sehr stark abgestuft; die beiden mittleren Steuerfedern, welche schmäler als die übrigen sind, überragen weit die andern. Besonders auffallend sind die Füße gebaut: ihnen vorzüglich dankt der Kranichgeier seine vereinzelte Stellung. Die Läufe sind unverhältnißmäßig lang, die Zehen aber kurz, die Klauen wenig gekrümmt, mittellang und stumpf, jedoch stark. Der Hals ist schlank, der Kopf klein, breit, auf dem Scheitel etwas flach gedrückt. Der Schnabel ist kürzer, als der Kopf, dick, stark, fast von der Wurzel an gebogen, seitlich gewölbt, an der Spitze aber zusammengedrückt; der Haken ist mittellang, aber sehr spitzig; die Schneiden sind scharf und gerade, ohne irgendwelche Einbuchtung oder einen Zahn; die Wachshaut reicht fast bis zur Mitte des Oberschnabels hervor und erstreckt sich seitlich bis unter das Auge. Das Gefieder ist reich und großfedrig, am Hinterhaupte zu einem Schopfe verlängert, welcher aus sechs Paaren neben und hinter einander gestellter Federn besteht und aufgerichtet werden kann, im übrigen dagegen glatt anliegend. Der Zügel und die Augengegend sind unbefiedert. Die Färbung ist einfach, aber ansprechend. Ein helles Graublau ist vorherrschend; der Scheitel, der Federbusch, der Nacken, die Schwingen und die Steuerfedern mit Ausnahme der beiden längsten sind schwarz, an der Spitze weiß gesäumt; der Bauch ist schwarz und lichtgrau, der Schenkel schwarz und mattbraun gebändert. Die mittleren Steuerfedern sind graublau, weiß zugespitzt, vor der Spitze schwarz gefleckt, die unteren Schwanzdeckfedern sind lichtrostbraun. Das Auge ist graulichbraun, der Schnabel dunkelhornfarben, an der Spitze schwarz, die Wachshaut dunkelgelb, der Lauf orangengelb. Das Weibchen unterscheidet sich durch kürzeren Schopf und kürzere Schwanzfedern vom Männchen; sein Gefieder ist lichter, die Schenkelfedern sind braun und weiß gebändert, der Bauch ist weiß. Die Jungen ähneln dem

Weibchen. Die Länge des Männchens beträgt 41 bis 43 Zoll, die Fittiglänge 24 Zoll, der Lauf ist fast fußlang. Das Weibchen ist etwas größer als das Männchen.

Der Kranichgeier ist über einen großen Theil Afrikas verbreitet. Man hat ihn vom Kap bis zum 15. Grad nördlicher Breite und von der Küste des rothen Meeres bis zum Senegal gefunden. Außerdem soll er auf den Philippinen vorkommen; doch wäre es möglich, daß er dort eingeführt worden, also ursprünglich nicht heimisch gewesen. Der im Norden Afrikas lebende Vogel ist immer kleiner



Der Kranichgeier (Gypogeranus serpentarius).

als der im Süden hausende; möglicher Weise hat man es also mit zwei verschiedenen Arten zu thun. — Der eigenthümliche Bau dieses Vogels läßt im Voraus vermuthen, daß er nur in jenen weiten, steppenartigen Ebenen lebt, welche sich über den größten Theil des innern Afrikas ausdehnen. Ein wie der Kranichgeier gebildeter Raubvogel ist auf den Boden gewiesen und mehr oder weniger fremd in der Höhe. Er meidet ebensowohl die Waldungen, wie die Gebirge und jagt demgemäß hauptsächlich solchen Thieren nach, welche auf dem Boden leben. Die hohen Läufe sind das Bezeichnende an ihm, und sie weiß er in der That vortrefflich zu gebrauchen. Kein anderer Raubvogel geht mit größerer

Leichtigkeit, als der Kranichgeier. Hoch aufgerichtet schreitet er, anscheinend mit Würde, auf dem Boden dahin, meilenweit, ohne zu ermüden. Bei der Jagd oder auf der Flucht läuft er mit vorgebogenem Leibe ebenso schnell fast, wie ein Trappe oder ein anderer Laufvogel und nur ungern entschließt er sich, seine Schwingen zu gebrauchen. Um sich zu erheben, muß er erst einen Anlauf nehmen; auch scheint ihm das Fliegen zu Anfang schwer zu werden. Hat er sich jedoch einmal in eine gewisse Höhe gearbeitet, so schwebt er leicht und schön dahin, gewöhnlich auf weite Strecken, ohne irgend einen Flügelschlag. Dabei streckt er die Ständer wie ein Storch nach hinten und den Hals oft gerade vor, und das Bild des fliegenden Vogels wird dadurch so bezeichnend, daß man ihn mit einem andern fliegenden Räuber gar nicht verwechseln kann.

Alle Beobachter stimmen darin überein, daß der Kranichgeier paarweise lebt und ein ziemlich großes Gebiet bewohnt. Eigentlich häufig ist er nirgends; er kommt aber überall vor, wenn es auch oft schwer hält, ihn zu entdecken. Zuweilen betreibt er stundenlang seine Jagd in dem Halmenwalde, welcher die Steppen bedeckt und ihn dem Auge entzieht. Dann kann es geschehen, daß er plötzlich aufsteht vor dem Reiter, welcher bis dahin von seinem Vorhandensein keine Ahnung hatte. Ist er gesättigt, so tritt er gern auf eine weite Blöße hinaus und verweilt hier lange Zeit, regungslos auf ein und derselben Stelle sitzend, während der Verdauung einer träumerischen Ruhe sich hingebend. Doch vergißt er niemals seine Vorsicht; er nimmt sich unter allen Umständen vor dem Menschen in Acht und wittert in jedem Wanderer einen zu fürchtenden Gegner.

Bei besonderen Gelegenheiten vereinigt sich ausnahmsweise auch eine größere Anzahl dieser merkwürdigen Vögel. Wenn z. B. vor der Regenzeit das Gras der Steppe angezündet wird und der Brand auf Meilen sich ausdehnt, alle Steppenthiere auftreibend, findet sich regelmäßig der Kranichgeier ein, reicher Beute gewiß, und läuft und fliegt stundenlang vor der eilend vorrückenden Flammenlinie dahin.

Der Kranichgeier ist hauptsächlich Lurchfresser, verschmäht aber auch andere Wirbelthiere nicht, falls solche sich ihm bieten, und noch viel weniger Kerbthiere, welche zeitweilig seine Hauptnahrung bilden. Seine Freßlust ist merkwürdig groß; man kann ihn fast unersättlich nennen. Le Vaillant zog aus dem Kropfe eines von ihm getödteten 21 kleine Schildkröten, 11 Eidechsen und 3 Schlangen hervor, fand aber außerdem noch eine Menge Heuschrecken und in dem weiten Magen einen Klumpen von Wirbelthierbeinen, Schildkrotschalen und Kerbthierflügeln, welcher später wahrscheinlich als Gewölle ausgespieen worden wäre. Heuglin glaubt, daß er unter den Säugethieren noch schlimmer hause, als unter den Lurchen; alle übrigen Beobachter aber behaupten das Gegentheil und auch Heuglin scheint später ihnen beizustimmen. Der Kranichgeier ist von Alters her berühmt als Schlangenvertilger. „Er wagt es“, sagt Vaillant, „die gefährlichsten Schlangen anzugreifen und verfolgt sie, wenn sie fliehen, so rasch, daß es aussieht, als ob er über der Erde schwebe. Ist die Schlange eingeholt und setzt sie sich zur Wehre, zischt und bläht sie den Hals gewaltig auf; dann breitet der Vogel einen Flügel aus, hält ihn wie einen Schild vor die Füße, schlägt damit gegen den andringenden Lurch, hüpft rück- und vorwärts und führt die sonderbarsten Sprünge aus. Die Bisse der Schlange fängt er mit dem Flügel auf, erschöpft seinen tückischen Feind dadurch, schlägt ihn mit den Höckern des andern nieder, betäubt ihn, wirft ihn hierauf mit seinem Schnabel vielleicht auch noch in die Luft, zerbeißt ihm den Schädel und verschluckt ihn schließlich entweder ganz oder stückweise, nachdem er ihn zerrissen hat.“ Drayson sagt, daß man den Kranichgeier auch fliegend jagen sieht. „Einer dieser Vögel schwebt in einer Höhe von etwa 200 Fuß über dem Boden, hält plötzlich an, senkt sich hernieder und läuft auf die erspähte Beute zu. Er erscheint dann sehr beschäftigt, breitet seine Schwingen, haut angreifend mit dem Schnabel vor und benutzt abwehrend seine Flügel, erhebt sich zuweilen mit hohen Sprüngen in die Luft, wahrscheinlich dann, wenn sein Gegner, dessen Tücke ihm wohlbekannt ist, einen heftigen Angriff machte. Er läßt sich hierauf etwa zwanzig Fuß von demselben entfernt zum Boden hernieder und rückt von neuem zum Angriffe vor, bis dieser ihm endlich vollständig gelang.“ Heuglin sah, daß ein Kranichgeier Wüstenschildkröten

mit einem Schlage des kräftigen Fanges zerschmetterte; daraus scheint hervorzugehen, daß der Räuber unter Umständen auch diese Waffe den Schlangen gegenüber gebraucht. Aeltere Beobachter wollen gesehen haben, daß unser Vogel große Schlangen in die Luft hebt und sie aus bedeutender Höhe zu Boden fallen läßt, um sie zu zerschmettern; die neueren Reisenden wissen hiervon zwar Nichts zu berichten, doch ist die Angabe keineswegs unwahrscheinlich, weil auch andere Raubvögel in derselben Weise verfahren.

Ob der Kranichgeier einem wirksamen Bisse größerer Giftschlangen unterliegt oder im gewissen Sinne giftfest ist, kann zur Zeit mit Sicherheit noch nicht angegeben werden; so viel aber ist zweifellos, daß er getödtete Giftschlangen sammt ihren Zähnen ohne Bedenken verschlingt, sich also rücksichtslos der Gefahr aussetzt, durch die Zähne innerlich verwundet und bezüglich vergiftet zu werden.

Ueber die Fortpflanzung des Kranichgeiers liegen mehrfache, durchaus übereinstimmende Angaben vor. Am ausführlichsten berichten Vaillant und Verreaux. Im Juni oder Juli beginnen eifersüchtige Kämpfe zwischen den Männchen um den Besitz einer Gattin, welche sodann mit dem glücklichen Sieger gemeinschaftlich den Bau des Horstes in Angriff nimmt. Letzterer steht fast immer auf der Spitze eines hohen und dichten Busches, meist einer Mimose, sonst auch auf einzeln stehenden Bäumen. Zusammengelegte Reiser, welche mit Lehm gedichtet sind, bilden die Grundlage; die flache Mulde ist mit Pflanzenwolle, Federn und andern weichen Stoffen ausgefüttert. Der Horst wird jahrelang von demselben Paare benutzt; man erkennt sein Alter leicht an den verschiedenen Schichten, deren jedes Jahr eine neue bringt. Nicht selten ereignet es sich, daß die Zweige der äußeren Bedeckung neue Schösse treiben, welche alsdann den ganzen Bau vollständig umgeben und verdecken. Jeden Abend begibt sich das Paar zum Neste, um hier zu übernachten. Erst im August legt das Weibchen seine Eier, zwei, ausnahmsweise drei an der Zahl. Diese haben beinah die Größe eines Gänseeies, sind aber rundlicher, entweder reinweiß von Farbe oder spärlich mit röthlichen Tüpfeln gezeichnet. Nach sechswöchentlicher Bebrütung entschlüpfen ihnen die Jungen in einem schneeweißen Dunenkleide. Sie sind im hohen Grade hilflos und bleiben lange Zeit schwach auf den Beinen, verlassen aus diesem Grunde das Nest auch selten vor Ablauf des sechsten Monats. Entnimmt man sie dem Horste, so erfährt man, daß sie erst nach fünf bis sechs Monaten einigermaßen laufen können, sich aber immer noch oft auf die Fersen niederlassen müssen.

Sorgsam gepflegt, werden sie bald ungemein zahm und sind dann außerordentlich liebenswürdig. Man kann sie im Hofe unter dem zahmen Geflügel halten. Sie gewöhnen sich an dieses und leben in Eintracht mit den Hühnern, vorausgesetzt, daß der Hunger sie nicht zu Uebergriffen verleitet. Im Nothfall freilich ergreifen sie gelegentlich ein junges Küchlein, um es zu verzehren. Es wird behauptet, daß sie sich unter den Hühnern in ähnlicher Weise nützlich zu machen verständen, wie gezähmte Kraniche: sie lieben den Frieden und dulden die beliebten Zweikämpfe der Hähne durchaus nicht, laufen vielmehr, wenn sie zwei im ernsten Streit begriffen sehen, augenblicklich herbei und jagen die Kämpen mit Schnabelhieben aus einander. Zudem sollen sie die Ratten vertreiben und die einschleichenden Schlangen vertilgen. Aus diesem Grunde hält man sie am Vorgebirge der guten Hoffnung gern als Hofvögel. Nach Europa kommen solche Gefangene seltener als den Vorstehern der Thiergärten lieb ist. Ich habe bis jetzt nur einen einzigen Kranichgeier lebend gesehen und zwar im Thiergarten zu Amsterdam. Hier ist er schon seit Jahren der Gegenstand der Bewunderung aller Besucher. Er macht wenig Ansprüche, nimmt vielmehr mit der gewöhnlichen Nahrung anderer Raubvögel vorlieb.

Man hat den Versuch gemacht, den überaus nützlichen Vogel, dessen Tödtung am Vorgebirge der guten Hoffnung bei harter Strafe verboten ist, auf Martinique einzubürgern, um die überaus gefährlichen Lanzenschlangen, die Geisel jener Insel, zu vertilgen; der Versuch scheint aber mißlungen zu sein; wenigstens hat man nie wieder etwas von den dort ausgesetzten Vögeln vernommen.

Die Jagd des Kranichgeiers hat ihre Schwierigkeiten. Der Vogel ist schwer zu entdecken und noch schwerer zu beschleichen. Heuglin sagt, daß man ihn mit Pferden hetzen und dann lebend ein=

fangen könne; ich habe von solcher Jagd nie Etwas vernommen und würde sie bezweifeln, wenn der genannte Forscher nicht ausdrücklich hinzugefügt hätte, daß er selbst auf diese Weise in Zeit von zwei Tagen sechs Stück erbeutete. Alle Kranichgeier, welche ich im Freien beobachten konnte, waren ungemein scheu und erhoben sich rechtzeitig in die Luft, vereitelten also von vornherein jede Verfolgung zu Pferde.

Der Kranichgeier führt von altersher den auffallenden Namen Sekretär, dessen Bedeutung man erst begreift, wenn man erfährt, daß er seines Federbusches halber mit einem Schreiber verglichen wird, welcher die Feder hinter das Ohr gesteckt hat. Die arabischen Namen, welche der Vogel trägt, sind dichterischer, aber noch unverständlicher. Im Westen des Sudahn wird er das „Roß des Teufels" genannt, im Nordosten heißt er „Schicksalsvogel." Jeder Eingeborene weiß Etwas von ihm zu erzählen; die Berichte gehören jedoch größtentheils der Fabel an und haben für die Naturgeschichte des Kranichgeiers nicht den geringsten Werth. Ich habe niemals erfahren können, was er eigentlich mit dem, in der Anschauung aller Mahammedaner so bedeutsamen Geschick zu thun hat; nicht einmal das sonst so lebendige Märchen konnte mir hierüber Aufschluß geben.

* *
*

Die zweite Hauptabtheilung der Raubvögel wird durch die Geier gebildet. Ich habe oben bereits angedeutet, warum ich sie, welche unzweifelhaft als die unedelsten ihrer Ordnung angesehen werden müssen, auf die Falkenvögel folgen lasse und so den Eulen gewissermaßen bevorzuge: die gleichmäßigere Ausbildung ihrer Sinne ist es, welche mich leitete.

Die Geier (Vulturidae) sind die größten aller Raubvögel: die kleinsten unter ihnen kommen noch immer einem mittelgroßen Adler gleich. Sie sind kräftig gebaut, besitzen einen starken Schnabel, aber schwache Fänge; ihre Flügel sind groß; der Schwanz ist mittellang. Das Gefieder besteht aus großen und langen Federn, läßt aber gewöhnlich einzelne Theile des Kopfes frei und bekleidet niemals die Fänge bis zu den Zehen herab. Der Leib ist kräftig, fast schwerfällig, sehr breit auf der Brust und verhältnißmäßig kurz; der Hals ist mittel= oder (für Raubvögel) sehr lang, der Kopf groß oder klein, der Schnabel länger oder mindestens eben so lang, als der Kopf, gerade, nur vor der Spitze des Oberschnabels hakig herabgebogen, höher als breit, mit scharfen Schneiden und einer großen Wachshaut, welche ein Dritttheil und bei schwächeren Arten sogar die Hälfte der Länge einnimmt. Ein eigentlicher Zahn fehlt immer, er wird, wie bei den Adlern, durch eine hervorspringende Ausbuchtung der Schneide des Oberkiefers ersetzt. Bei einigen Arten kommen auch Hautwucherungen auf dem Schnabel vor, kammartige Erhöhungen namentlich. Die Flügel sind außerordentlich groß, dabei aber breit und meist sehr abgerundet, weil die vierte Schwinge gewöhnlich die längste ist. Der Schwanz ist mittellang, zugerundet und aus vierzehn steifen Federn gebildet. Ausnahmsweise kommt übrigens vor, daß im Flügel die zweite Schwinge die längste ist und daß der stark abgestufte Schwanz nur aus zwölf Federn besteht. Die Füße sind kräftig, die Zehen jedoch schwach, die Nägel kurz, wenig gebogen und immer stumpf, so daß die Fänge als Angriffswerkzeug nicht gebraucht werden können. Hinsichtlich des inneren Leibesbaues stimmen die Geier in allen wesentlichen Merkmalen mit den Falken überein; doch haben einige, der Länge ihres Halses entsprechend, mehr Halswirbel als jene. Die Schwanzwirbel sind breiter, das Brustbein ist verhältnißmäßig niedriger, die Armknochen sind länger, als bei den Falken; der Schlund erweitert sich zu einem Kropfe von beträchtlicher Größe, welcher gefüllt wie ein Sack aus dem Halse hervortritt; der Vormagen ist groß.

Wir nennen die Geier unedle Raubvögel, weil ihre Begabungen in der That nur als einseitige zu betrachten sind; falsch aber würde es sein, wollten wir unedel mit unvollkommen für gleichbedeutend halten. In gewisser Hinsicht müssen die Geier vielmehr als sehr hochstehende Vögel angesehen werden. Ihre Begabungen sind theilweise ausgezeichnet. Sie halten sich lässig, auf dem Boden sitzend sehr niedrig, tragen die Flügel abstehend vom Leibe und ordnen das Gefieder nur selten mit einiger Sorg=

falt; sie gehen zwar nicht anmuthig, aber ziemlich leicht, jedenfalls besser, als die große Mehrzahl der Falkenvögel, meist schrittweise, nicht hüpfend wie diese; sie fliegen langsam, aber mit einer ungemein großen Ausdauer: auch sie wissen das Luftmeer in sehr vollkommener Weise zu beherrschen; nur fehlt ihnen die Gewandtheit und die jähe Schnelligkeit der Falkenvögel. Ihre Sinne wetteifern an Schärfe mit denen anderer gefiederten Räuber; ihr Gesicht namentlich steht gewiß nicht hinter dem der Adler oder Edelfalken zurück: es reicht in Fernen, von denen wir uns kaum eine Vorstellung machen, welche wir nur erreichen können, indem wir unser Auge bewaffnen. Ihr Gehör, der nächstdem am höchsten entwickelte Sinn, ist sehr gut, ihr Geruch sicherlich schärfer, als bei andern Raubvögeln, obwohl durchgehends nicht so vortrefflich, wie man gefabelt hat, ihr Geschmack, ungeachtet der schmuzigen Nahrungsstoffe, welche sie zu sich nehmen, keineswegs verkümmert und ihr Gefühl, sei es, indem wir es als Empfindungs= oder indem wir es als Tastvermögen ansehen, nicht wegzuleugnen. Dagegen sind ihre Geistesfähigkeiten nur gering. Sie stehen weit zurück hinter den Adlern und Edelfalken, jedoch noch immer hoch über den Eulen, welche wir als die geistlosesten Raubvögel anzusehen haben. Alle hohen Geistesgaben, welche wir bei den Adlern und namentlich bei den Edelfalken bemerken, scheinen bei ihnen nur angedeutet zu sein. Sie sind dümmer, als die gedachten Verwandten, scheu, aber selten eigentlich vorsichtig, jähzornig und heftig, aber nicht unternehmend und noch viel weniger kühn, gesellig, jedoch auch keineswegs friedfertig; sie sind bissig und böswillig, dabei aber feig; ihr Geist erhebt sich nicht einmal zur List. Sie lernen nach und nach gefährliche Menschen oder Thiere von ungefährlichen unterscheiden, gewinnen aber nur selten wirkliche Anhänglichkeit an ein anderes Geschöpf. Immer zeigen sie sich plump und roh in ihrem Auftreten. Eine merkwürdige Beharrlichkeit in Dem, was sie einmal begonnen, ist ihnen eigen. Wir nennen sie träge, weil wir sie stundenlang in größter Ruhe regungslos an ein und demselben Orte verharren sehen; wir könnten aber von ihnen, welche den größten Theil des Tages fliegend verbringen, auch das Gegentheil behaupten. Ihr Wesen ist ein Gemisch von den verschiedenartigsten und scheinbar sich widersprechenden Eigenschaften. Man ist versucht, sie als ruhige und stille Vögel anzusehen, während die genauere Beobachtung doch ergibt, daß sie zu den leidenschaftlichsten aller Raubvögel gezählt werden müssen.

Erst wenn man die Art und Weise des Nahrungserwerbs der Geier kennt, lernt man sie verstehen. Der Name Raubvogel verliert bei ihnen fast seine Bedeutung. Nur wenige von ihnen, und auch diese wahrscheinlich blos ausnahmsweise, greifen lebende Thiere an, in der Absicht, sie zu tödten, und wenn sie es thun, geschieht es in einer durchaus eigenthümlichen Weise. Für gewöhnlich sammeln sie einfach Das auf, was ein günstiger Zufall ihnen überlieferte. Sie bestatten die Leichen, welche sie finden, oder räumen den Unrath weg, welchen sie erspähen. Zu dieser Arbeit brauchen sie ihre Geisteskräfte in keiner Weise anzustrengen; ihr Auge dient ihnen hierbei mehr als ihr Verstand. Weil aber der Zufall nicht immer sich ihnen günstig zeigt und sie demzufolge oft tagelang Mangel leiden müssen, geberden sie sich beim Anblick einer Beute, als müßten sie sich unter allen Umständen für gehabte Entbehrungen entschädigen und für kommende versorgen.

Vögel, welche auf diese Weise sich ernähren, können nur in warmen oder höchstens in gemäßigten Gürteln der Erde hausen; denn die kalten Kreise des Erdballs erfordern von allen ihren Bewohnern fleißige Arbeit. Der reiche Süden zeigt sich freigebiger; er liefert auch den Geiern soviel, daß sie sich ohne Sorgen durchs Leben schlagen können.

Mit Ausnahme Neuhollands beherbergen alle Erdtheile Mitglieder unserer Zunft. Die alte Welt ist reicher an Geiern, als die neue, und die hier lebenden Arten sind außerdem noch hinsichtlich ihres Vorkommens weit mehr beschränkt, als jene der östlichen Erdhälfte. Einige finden sich in annähernd gleich großer Menge in Europa, Asien und Afrika oder werden hier mindestens durch sehr nahe stehende Verwandte vertreten. Innerhalb ihres Verbreitungskreises sind die Geier nicht gebunden. Man begegnet ihnen in den heißen, durchglühten Ebenen, wie über den höchsten Zinnen der höchsten Gebirge der Erde. Sie sind es, welche, soviel bis jetzt bekannt, höher als alle andern Vögel in dem Luftmeere emporsteigen; sie sind befähigt, die großartigsten Veränderungen des Luftdruckes ohne

Beschwerde zu ertragen. Wenige Arten nur scheinen an gewissen Gegenden zu hängen; sie bevorzugen dieselben wenigstens. So nehmen einzelne im Gebirge ihren Stand und verlassen dasselbe nur ausnahmsweise, während andere wiederum ebene Gegenden in größerer Menge bewohnen, als die Hochgebirge. Von einem eigentlichen Standorte der Geier ist übrigens kaum zu reden. Ihre ungeheuren Flugwerkzeuge setzen sie in den Stand, und die Eigenthümlichkeit ihres Nahrungserwerbs nöthigt sie, größere Strecken zu durchstreifen, als irgend ein anderer Raubvogel sie durchfliegt. Blos während der Fortpflanzungszeit bindet sie die Sorge um ihre Brut an ein und dasselbe Gebiet; während des übrigen Jahres führen sie mehr oder weniger ein Wanderleben. Mit vollster Wahrheit kann man von ihnen sagen, daß sie überall und nirgends zu finden sind. Sie erscheinen plötzlich massenhaft in Gegenden, wo man tage= und wochenlang nicht einen einzigen von ihnen wahrnahm, und verschwinden ebenso spurlos wieder, als sie gekommen. Am treuesten scheinen noch die eigentlichen Gebirgsvögel der Zunft an ihrem Stande festzuhalten; sie hat man auch nach der Brutzeit immer an ein und derselben Stelle beobachtet. Die Nähe der menschlichen Wohnsitze meiden nur einzelne Geier; andere finden gerade hier mit größerer Leichtigkeit das tägliche Brod, als in Gegenden, in denen der Mensch, so zu sagen, noch nicht zur eigentlichen Herrschaft gelangt ist. Für alle Städte Südasiens und Afrikas sind gerade die Geier bezeichnende Erscheinungen; für Südamerika gilt Dasselbe, nur hinsichtlich der Arten in beschränkterer Weise.

Es wird die Lebensweise unserer Vögel anschaulich machen, wenn ich einzelne von ihnen handelnd auftreten lasse. Ich darf Dies um so eher thun, als ich die Geier nicht blos in der Gefangenschaft, sondern auch in ihrem Freileben beobachtet habe und oft genug Zeuge ihres Auftretens gewesen bin. Allerdings muß ich zu der nun folgenden Schilderung bereits gebrauchte Worte wiederholen; ich kenne aber keine älteren Beobachtungen, welche erschöpfend genug wären und bin durch spätere Prüfung von der buchstäblichen Richtigkeit meiner zuerst veröffentlichten Mittheilungen überzeugt worden.

Am Saume der Wüste liegt ein verendetes Kamel. Die ungeheuren Beschwerden der Wüstenreise, ein erlittener Samum haben es erschöpft; es erreichte, obgleich der Treiber dem ermatteten Thiere schon am vorigen Tage seine Last abnahm und es ledig neben den befrachteten Arbeitsgenossen einhergehen ließ, den Nil nicht mehr, sondern brach vollständig entkräftet auf Nimmerwiederaufstehen zusammen. Sein Herr ließ es, nachdem er mit nicht verhehltem Kummer über den durch seinen Tod erlittenen Verlust von ihm geschieden ist, unberührt liegen, weil sein Glaube ihm verbietet, das Geringste von einem gestorbenen oder nicht unter den üblichen Gebräuchen getödteten Thiere zu verwenden.

Am nächsten Morgen liegt der Leichnam noch unversehrt auf seinem fahlen Sterbebette: die nächtlich umherstreifenden Hiänen sind zufällig nicht in diese Gegend gekommen. Die Verwesung beginnt ihr Werk. Da erscheint noch am frühen Morgen ein Rabe über dem nächsten Bergesgipfel. Sein scharfes Auge erspäht schon von weitem das Aas; er schreit und nähert sich mit rascheren Flügelschlägen, kreist einigemal um das gefallene Thier, senkt sich dann herab und betritt, die spitzen Schwingen zusammenlegend, in nicht allzu großer Entfernung von demselben den Boden, nähert sich ihm nunmehr rasch und umgeht es mehreremal mit bedächtigem Spähen. Andere Raben folgen seinem Beispiele, und bald ist eine ansehnliche Gesellschaft dieser allgegenwärtigen Vögel versammelt. Nunmehr finden sich auch andere Fleischfresser ein. Der überall gegenwärtige Schmarotzermilan und der kaum minder häufige Schmuzgeier zieht seine Kreise über demselben, ein Raubadler nähert sich, mehrere Kropfstörche drehen in schwindelnder Höhe ihre Schraubenlinien über dem auch ihnen winkenden Gericht.

Aber noch fehlen die Vorleger der Speise. Die zuerst angekommene Gesellschaft nagt allerdings hier und da an dem gefallenen Thiere herum; allein die dicke Lederhaut desselben ist ihnen viel zu fest, als daß sie sich größere Bissen abreißen könnten. Nur das eine nach oben gekehrte Auge ist von einem Schmuzgeier aus seiner Höhle gezogen worden. Doch die Zeit, in welcher auch die großen Glieder der Familie auf Nahrung ausfliegen, kommt allmählich heran. Es ist zehn Uhr geworden; sie

haben nun ausgeschlafen und ausgeträumt, und einer nach dem andern hat seinen Schlafplatz verlassen. Zuerst waren sie niedrig längs dem Gebirge hingestrichen; da sie aber nichts Genießbares ersehen konnten, stiegen sie in der Luft empor und erhoben sich zu einer unabsehbaren Höhe. In dieser ziehen sie ihre Kreise weiter; einer folgt dem andern wenigstens mit den Blicken. Er steigt oder fällt mit ihm; er wendet sich wie der Vorgänger nach dieser oder jener Seite. Von seinem Standpunkte aus kann er ein ungeheures Gebiet, so zu sagen, mit einem Blicke überschauen, und das Auge ist so wundervoll scharf, daß ihm kaum Etwas entgeht. Der Geier, welcher das Gewimmel in der Tiefe erblickt, gewinnt damit sofort ein klares Bild: er erkennt, daß er das Gesuchte gefunden. Nunmehr läßt er sich zunächst in einigen Schraubenwindungen um mehrere hunderte Fuß tiefer herab, untersucht die Sache näher, zieht, sobald er sich überzeugt, plötzlich die gewaltigen Flügel ein und überläßt seinen Körper den Wirkungen der Schwere. Sausend stürzt er mehrere hunderte, ja tausende von Fußen hernieder, und er würde zerschmettert werden, wenn er nicht rechtzeitig noch die Schwingen halb wieder ausbreitete, um den Fall aufhalten und die Richtung regeln zu können. Bereits in ziemlicher Entfernung von dem Boden strecken die schwerleibigen Arten jetzt die Ständer lang aus und senken sich nunmehr, noch immer außerordentlich rasch, schief nach unten hernieder, während die langhälsigen, leichter gebauten anscheinend mit der Gewandtheit und Zierlichkeit eines Falken herniederkommen und durch verschiedene Schwenkungen, welche sie wechselseitig heben und senken, die Wucht des Falles zu mildern wissen. Von der Trägheit und Unbehilflichkeit, welche die Geier sonst an den Tag zu legen scheinen, ist jetzt nicht das Geringste mehr zu bemerken; sie überraschen im Gegentheile durch eine Gewandtheit, welche man ihnen niemals zugetraut hätte.

Dem ersten Ankömmling folgen alle übrigen großen Geier, welche sich innerhalb gewisser Grenzen befinden, rücksichtslos nach. Das Herabstürzen des ersteren ist für sie das Zeichen zur sicheren Mahlzeit. Sie eilen jetzt von allen Seiten herbei und lassen sich auf eigene Untersuchung gar nicht mehr ein. Man hört alle Minuten lang das sausende Geräusch, welches sie beim Herabstürzen verursachen; man sieht von allen Richtungen her rasch sich vergrößernde Körper herniederfallen, obgleich man wenige Minuten vorher die neun Fuß klafternden Vögel auch nicht einmal als Pünktchen wahrgenommen hatte. Jetzt stört die Thiere Nichts mehr. Sobald einer von ihnen an der Tafel sitzt, scheuen sie keine Gefahr; nicht einmal ein sichtbarer Jäger vertreibt sie. Sogleich nach Ankunft am Boden eilen sie mit wagrecht vorgestrecktem Halse, erhobenem Schwanz und halb ausgebreiteten, schleppenden Flügeln auf das Aas zu, und nunmehr bethätigen sie ihren Namen Gierige, Giervögel. Es gibt für sie keine Rücksicht mehr. Das kleinere Gesindel macht mit Ehrfurcht Platz; unter Gleichstarken entsteht wüthender Kampf und Streit. Von ihrem Arbeiten ein rechtes Bild zu gewinnen, ist schwer. Das Gewimmel, welches entsteht, das Streiten, Zanken, Kämpfen läßt sich kaum schildern; man muß es selbst gesehen haben, wenn man sich eine Vorstellung davon machen will. Zwei bis drei Schnabelhiebe zerreißen die Lederhaut des Aases und verschaffen den eingepreßten Gasen einen Ausgang. Dann machen sich die starkschnäbligen Arten über die Muskellagen her, während die leichter bewaffneten ihren langen Hals, so weit sie können, in die Höhlen einschieben, um zu den Eingeweiden zu gelangen. Mit gieriger Hast wühlen sie zwischen diesen umher, und einer sucht den andern fortwährend zu verdrängen, zu überbieten. Die Leber und die Lunge werden selten herausgerissen, vielmehr in der Höhle selbst aufgefressen, die Därme hingegen herausgezogen, durch schwer zu beschreibendes Zurückhüpfen weiter und weiter herausgefördert und dann nach wüthendem Kampf mit andern stückweise verschlungen. Beständig stürzen sich noch hungrige Geier von oben herab unter die bereits schmausenden, in der bestimmten Absicht, sie wo möglich von der köstlichen Tafel zu vertreiben. Das gibt dann wieder neuen Kampf, neues Lärmen, Beißen und ingrimmiges Gezwitscher; denn nur die bereits Gesättigten verlassen gutwillig das Mahl. Die schwächeren Gäste sitzen, während die großen Herren beim Speisen sind, entsagend um die Gruppe, sind aber höchst achtsam auf den Hergang, weil sie wissen, daß ihnen von jenen doch zuweilen ein Bröcklein zugeworfen wird, natürlich ohne deren Willen, blos in der Hitze des Gefechts. Adler

und Milane schweben auch wohl in der Höhe über den Schmausenden auf und nieder und stürzen sich, als ob sie auf fliegende Beute stoßen wollten, zwischen sie hinein, ergreifen mit den Fängen ein eben von den Geiern losgearbeitetes Fleischstück und entführen es, bevor letztere noch Zeit hatten, dem Frevel zu steuern.

Ein kleines Säugethier wird von dieser freßwüthigen Tischgesellschaft in wenigen Minuten bis auf den Schädel verzehrt; sogar von einem Rinde oder Kamele bleibt nach einer einzigen Mahlzeit wenig übrig. Die Gesättigten entfernen sich nur mit Widerstreben von der Tafel; sie scheinen aufrichtig zu bedauern, daß sie zu den drei bis vier Pfund Nahrungsstoffen, welche sie in den Kropf beförderten, nicht noch mindestens eben so viel erwerben und bergen konnten.

Nicht überall und immer verläuft eine Geiermahlzeit so, wie ich eben geschildert. Schon in Südeuropa und noch mehr in ganz Afrika, da, wo Geier in der Nähe bewohnter Ortschaften ein Aas aufzuräumen haben, stellen sich auf diesem noch andere hungrige Gäste ein. In allen südlichen Ländern sind die Hunde theilweise auf Aasnahrung angewiesen, und die wirklich herrenlosen unter ihnen können sich buchstäblich nur dann einmal satt fressen, wenn sie ein Aas fanden. Im tiefern Innern Afrikas treten zu den Hunden aber auch noch die Marabus, gewaltige storchartige Vögel mit mächtigen Schnäbeln, welche in rücksichtslosester Weise gebraucht werden. Da haben die Geier oft genug schwere Kämpfe zu bestehen; der nagende Hunger aber macht sie dann dreist und selbst den genannten Gegnern furchtbar. Auch die größten Hunde werden von den Geiern vertrieben, so sehr sie auch knurren und die Zähne fletschen; denn jeder einzelne von den Raubvögeln erkennt in ihnen einen gefährlichen Beeinträchtiger des Gewerbes, welchen er sich fern zu halten sucht. Selbst der bissigste Hund vermag gegen die Geier Nichts auszurichten. Wenn wirklich einer seiner Bisse ihm glückte, traf er höchstens eine der ausgebreiteten Schwingen, ohne den Vogel zu schädigen, während dieser wie eine Schlange seinen Hals vorwirft und der gewaltige Schnabel da, wo er auftrifft, eine blutige Wunde zurückläßt. Anders verhält es sich mit den Marabus. Sie lassen sich auch von den Geiern nicht vertreiben, sondern schmettern mit ihren Keilschnäbeln rechts und links unter die Menge, bis diese ihnen Platz macht.

Unter Umständen kostet es den Geiern besondere Mühe, sich ihrer Mahlzeit zu versichern. Nach einer mündlichen Mittheilung des Professor Behn, welche neuerdings durch Jerdon bestätigt wird, sind die Geier in Indien oft genug auch die Bestatter der menschlichen Leichen. Die armen Hindu sind nicht im Stande, die Kosten zu erschwingen, welche die Verbrennung eines ihrer Todten erfordert; sie begnügen sich deshalb, den Leichnam auf ein Strohlager zu betten und dieses anzuzünden, damit der Gestorbene des reinigenden Feuers wenigstens nicht gänzlich entbehre. Dann werfen sie den Todten, dessen Haut nur eben versengt ist, in den heiligen Ganges und überlassen es diesem, ihn dem Meere zuzutragen. Mit vorschreitender Verwesung treiben die Leichname bald auf der Oberfläche des Gewässers dahin und werden nunmehr den Geiern zugänglich. Einer oder der andere läßt sich auf dem schwimmenden Körper nieder, hält sich mit ausgebreiteten Schwingen im Gleichgewicht und beginnt nun zu fressen. Nach Behn's Versicherung kommt es vor, daß der Geier in kluger Berechnung vermittelst seiner ausgebreiteten Schwingen ein Segel bildet und den Leichnam einer niedern Sandbank zusteuert, bis er dort landet. Wenn Dies geschehen, senken sich andere Geier hernieder, oder auch die Marabus finden sich ein, und die eigentliche Mahlzeit beginnt nun hier.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich zuweilen mehrere Geier einer Hinduleiche zu bemächtigen suchen, obgleich man gewöhnlich nur einen einzigen auf dem mit der Ebbe und Flut hin- und hertreibenden Todten sitzen sieht. Jerdon bemerkte einst einen Geier mitten im Strome, welcher wahrscheinlich von einem Leichnam herabgeworfen worden war und das Ufer durch Schlagen mit den Flügeln zu gewinnen suchte.

Bei sehr großem Hunger mögen die Geier dann und wann auch lebende Thiere angreifen, namentlich erkranktes Herdenvieh; eigentliche Räuber aber sind sie nicht. Ein solcher ist nicht einmal das edelste Mitglied der ganzen Zunft, der Geieradler, so viel man von seinen Raubzügen auch

berichtet hat, ja, selbst wenn er wirklich Angriffe auf lebende Thiere ausführen sollte. Auch er begnügt sich, so lange ihn der Hunger nicht zwingt, mit Aas und namentlich mit den Knochen desselben. Wie es scheint, bevorzugen alle Geier das Aas der Säugethiere; doch verschmähen sie auch die Leichen der Vögel oder selbst der Lurche nicht: so habe ich sie von dem Aase eines Krokodils schmausen sehen. Wahrscheinlich fressen sie auch Fische.

Die kleineren Arten der Zunft sind weit genügsamer als die größeren. Einzelne scheinen lange Zeit auch ohne Aas auskommen zu können: sie nähren sich hauptsächlich von dem Koth der Menschen oder von dem Mist der Thiere, jagen aber nebenbei auf Kerfe und höchst wahrscheinlich auch auf kleine täppische Wirbelthiere.

Nach beendigter Mahlzeit entfernen sich die Geier ungern weit von ihrer Tafel; sie bleiben vielmehr stundenlang in der Nähe der Wahlstatt sitzen und warten hier den Beginn der Verdauung ab. Geraume Zeit später begeben sie sich zur Tränke, und auch hier bringen sie wieder mehrere Stunden zu. Sie trinken viel und baden sich sehr gern. Freilich ist letzteres kaum einem Vogel nöthiger, als ihnen; denn wenn sie von ihrem Tische aufstehen, starren sie von Schmuz und Unrath; zumal die langhälsigen sind oft über und über blutig. Ist auch die Reinigung glücklich besorgt, bringen sie gern noch einige Stunden in der trägsten Ruhe zu. Sie setzen sich dabei entweder auf die Fußwurzeln und breiten die Schwingen aus, in der Absicht, sich von der Sonne durchwärmen zu lassen, oder sie legen sich platt auf den Sand nieder, wie Lauf- oder Schwimmvögel zu thun pflegen. Der Weg zum Schlafplatz wird erst in den Nachmittagsstunden angetreten.

Vollgefressene Geier pflegen sich, wenn sie plötzlich aufgescheucht wurden, erst der in ihrem Kropfe aufgespeicherten Nahrung durch Ausbrechen zu entledigen, bevor sie sich fliegend erheben. Dasselbe thun die Verwundeten. Man sieht es aber auch oft von den Gefangenen, bei welch letzteren man nebenbei beobachten kann, daß sie die ausgebrochene Nahrung gelegentlich wieder auffressen.

Der Flug wird durch einige, rasch auf einander folgende und ziemlich hohe Sprünge eingeleitet; hierauf folgen mehrere ziemlich langsame Schläge mit den breiten Fittigen. Sobald die Vögel aber einmal eine gewisse Höhe erreicht haben, bewegen sie sich fast ohne Flügelschlag weiter, indem sie durch verschiedenes Einstellen der Flugwerkzeuge sich in einer wenig geneigten Ebene herabsenken oder aber sich von dem ihnen entgegenströmenden Winde wieder heben lassen. So schrauben sie sich, anscheinend ohne alle Anstrengung, in die ungeheuren Höhen empor, in denen sie dahinfliegen, wenn sie eine größere Strecke zurücklegen wollen. Ungeachtet dieser scheinbaren Bewegungslosigkeit ihrer Flügel ist der Flug ungemein rasch und fördernd: sie durcheilen mehrere Meilen in einem Zuge ohne die geringste Ermüdung.

Ihre Nachtruhe nehmen sie entweder auf Bäumen oder auf steilen Felsenvorsprüngen, sehr gern namentlich auf Felsgesimsen, welche weder von oben noch von unten her Zugang gestatten. Einige Arten bevorzugen Bäume, andere Felsen zu ihren Ruheplätzen.

In früherer Zeit hat man angenommen, daß es nur der Geruchssinn wäre, welcher die Geier bei Auffindung des Aases leite: meine Beobachtungen, welche durch die Erfahrungen anderer Forscher die vollste Bestätigung finden, haben mich von dem Gegentheil überzeugt. Es kann allerdings nicht geleugnet werden, daß ein bereits vollständig in Verwesung übergegangener Leichnam, welcher einen heftigen Geruch verbreitet, schließlich auch Geier herbeizieht: so viel aber steht fest, daß in der Regel der Sinn des Geruchs gar nicht angestrengt zu werden braucht, um es aufzufinden. Man glaubte sich berechtigt, anzunehmen, daß ein Geier den Aasgeruch meilenweit wahrnehmen könne und fabelte, obgleich eine derartige Annahme allen andern Beobachtungen über die mögliche Schärfe des Geruchssinnes geradezu widerspricht, in wahrhaft kindischer Weise die sonderbarsten Dinge, so daß man schließlich glauben machen wollte, der Geier rieche bereits einem Sterbenden den Tod ab. Meine Beobachtungen haben mir gezeigt, daß die Geier auch auf Aas herabkommen, welches noch ganz frisch ist und keinerlei Ausdünstung verbreiten kann; sie haben mich ferner belehrt, daß die Thiere auch bei starkem Luftzuge von allen Richtungen der Windrose herbeifliegen, sobald Einer von ihnen ein Aas

erspäht hat; sie haben mir endlich dargethan, daß die Vögel auf einem verdeckten Aase erst dann erscheinen, wenn dasselbe von den Raben und Aasgeiern aufgefunden worden ist und deren Gewimmel sie aufmerksam gemacht hat. Ich glaube deshalb mit aller Bestimmtheit behaupten zu dürfen, daß das Gesicht der vorzüglichste und wichtigste ihrer Sinne, daß es das Auge ist, welches ihr Leben ihnen möglich macht.

Die Geier horsten vor Beginn des Frühlings ihrer betreffenden Heimatsländer, demgemäß in Europa in den ersten Monaten unseres Jahres. Nur diejenigen Arten, welche selten vorkommen, gründen einzeln einen Horst; alle übrigen bilden Siedelungen. Sie erwählen deshalb eine geeignete Felswand oder einen entsprechenden Wald, und hier ist dann jeder passende Platz besetzt. Einige Arten horsten nur auf Felsen, andere blos auf Bäumen, andere endlich auf dem flachen Boden. Einige dulden auch innerhalb ihrer Ansiedlung gänzlich verschiedene Vögel, Störche z. B., ohne sie irgendwie zu belästigen. Der Horst selbst ist, wenn er auf Bäumen steht, ein gewaltiger Bau, welcher im ganzen andern Raubvögelhorsten entspricht. Armsdicke Knüppel bilden die Unterlage, feineres Reißig den Mittelbau, schwache Zweige und dünne Wurzeln, welche sehr oft mit Thierhaaren untermischt und regelmäßig mit solchen ausgekleidet werden, die Nestmulde. Steht er dagegen auf dem Boden einer Felshöhle oder eines Felsenvorsprunges, so ist er meist kaum noch Horst zu nennen. Daß alle Geier da, wo sie sich verfolgt wähnen, möglichst unersteigliche Felsenwände oder Bäume zu ihrer Ansiedlung sich aussuchen, braucht kaum erwähnt zu werden. Da, wo sie sich vollständig sicher fühlen, ist Dies nicht der Fall: im Innern Afrikas z. B. horstet manche Art ohne Bedenken auf niedern, leicht zu erklimmenden Bäumen, welche man richtiger Sträucher nennen könnte. Das Gelege enthält ein bis zwei Eier von rundlicher Gestalt, rauhem Korn und graulicher oder gilblicher Grundfarbe, welche durch dunklere Schalenflecke, Punkte, Tüpfel und Schmitzen bezeichnet sind. Es ist wahrscheinlich, daß beide Geschlechter abwechselnd brüten; von einzelnen Arten weiß ich ganz bestimmt, daß es der Fall ist. Wie lange die Brutzeit währt, hat man noch nicht ermittelt; jedenfalls bedarf das Ei mehrere Wochen, bevor es gezeitigt ist. Die Jungen oder in den meisten Fällen das Junge entschlüpft, wie die übrigen Raubvögel, in einem wolligen Dunenkleide dem Ei. Es ist häßlich und hilflos im hohen Grade und braucht mehrere Monate, bevor es fähig wird, selbständig seine Wege durchs Leben zu wandeln. Die Eltern lieben es sehr und vertheidigen es möglicher Weise gegen schwächere Feinde, nicht aber ernstlich auch gegen den Menschen, wie so oft behauptet worden ist, in der Absicht, einfache Thatsachen durch prickelnde Beigaben zu würzen. Anfänglich erhält die kleine Mißgestalt halb verfaultes und im Kropfe der Eltern verdautes Aas in den Rachen gespieen; später wird ihr kräftigere Kost in reicher Menge zugetragen. Ein Elternpaar hat aber immer seine Noth, sein Junges zu befriedigen; denn die Freßlust desselben übertrifft, falls Dies möglich, noch die Gier der ausgewachsenen Vögel. Nach dem Ausfliegen bedarf der junge Geier noch einige Wochen lang der Pflege, Führung und Lehre seiner Eltern; bald aber lernt er es, sich ohne diese zu behelfen, und damit ist der Zeitpunkt gekommen, wo angesichts eines Aases alle verwandtschaftlichen Gefühle ihr Ende erreichen.

Die Geier haben manche Gegner, aber eigentlich wenig Feinde. Schmarotzer plagen sie, Adler, Falken, Krähen und andere geflügelte Quälgeister der Raubvögel stoßen auf sie herab und ärgern sie, sobald sie ihrer ansichtig werden; auf dem Aase kommen sie mit Hunden und Marabus in Streit, niemals jedoch auch mit Hiänen, wie gewisse schöne Bilder uns glauben machen wollen. Der Mensch befehdet die großen Räuber, deren Nutzen er überall erkennt, nur dann, wenn sie vom Pfade der Tugend abweichen und anstatt Todtengräber zu bleiben, auch einmal andern Räubern ins Handwerk pfuschen d. h. sich über lebende Thiere, welche dem Menschen theuer sind, hermachen. Der Geieradler und Kondor sind die beiden Unglücklichen, welche büßen müssen, was ihre Zunft nicht blos, sondern was die gesammte fliegende Räuberwelt verschuldet hat. Die eigentlichen Geier hingegen werden mit einer beinah heiligen Scheu betrachtet. Einer wahren Freundschaft genießen sie nicht, und in den „Vermächtnissen reicher und wohlwollender Mahammedaner“ werden sie wenigstens jetzt nicht mehr bedacht. Der Hindu sieht in ihnen, weil sie die Leichname seiner Todten

verzehren, unzweifelhaft heilige Wesen, welche über seine Verfolgung erhaben sind. Der Innerafrikaner läßt sie einfach gewähren, obwohl er sie keineswegs von jedem Verdacht an irgend welchen Uebelthaten freispricht. Unkundige Nachschreiber des Geschwätzes einfältiger Reisenden bemächtigen sich ihrer zu Gunsten ihrer werthlosen Stilübungen*); wie sich die Quacksalberei ihrer Eingeweide bemächtigt hat, um eine ihrer Wunderkuren zu ermöglichen.

Alle Geier sind leicht in der Gefangenschaft zu erhalten. Sie sind harte Vögel, welche auch unserer strengsten Winterkälte trotzen können, weil sie gewohnt sind, bei ihrem Auf- und Niedersteigen die verschiedensten Wärmegrade zu ertragen, welche mit dem gemeinsten Futter sich begnügen, und wenn sie eine Zeit lang gut genährt wurden, tage-, ja wochenlang ohne Nahrung aushalten. Weitaus die meisten werden, auch wenn sie als alte Vögel unter die Herrschaft des Menschen kamen, bald zahm. Ihre Gleichgiltigkeit hilft ihnen über so manches Elend, wie die Gefangenschaft es mit sich bringt, leicht hinweg. Einzelne freilich machen eine Ausnahme und sehen in ihrem Wärter mehr oder weniger einen Feind, welchem sie gelegentlich tückisch ihre Kraft fühlbar zu machen suchen. Unterhaltend werden die Geier, wenn man sie in einem geräumigen Käfig mit andern großen Raubvögeln zusammenbringt, wie es in unserm Thiergarten geschieht. Zwar sitzt auch eine derartige Gesellschaft den größten Theil des Tages über still und ruhig auf dem einmal gewählten Platze in möglichster Höhe, doch fehlt es einer so bunten Gesellschaft selten an Gelegenheit zu Thaten und Handlungen. Namentlich die Fütterung der Gesammtheit bringt eine kaum beschreibliche Aufregung hervor. Ich habe das Betragen der gefangenen Geier an anderer Stelle ausführlich beschrieben und will mich deshalb hier der Kürze befleißigen. So viel aber muß ich sagen, daß auch im Käfig ganz dasselbe Gewimmel um das zur Nahrung vorgeworfene Fleisch entsteht, wie draußen in der Freiheit in der Nähe des Aases. Mit allen Waffen wird gekämpft und zu jedem Mittel gegriffen, um sich des besten Bissens zu bemächtigen. Nicht bloß durch rohe Gewalt, sondern auch durch Kniffe mancher Art sucht der Einzelne seinen Zweck zu erreichen. Doch geht es auch hier wie überall: der mächtigste und gewandteste hat das größte Recht und beherrscht und übervortheilt die andern. Vor allem sind es die Gänsegeier, welche sich bemerklich machen. Das Gefieder gesträubt, den langen Hals eingezogen, sitzen sie mit funkelnden Augen vor dem Fleische, ohne es anzurühren, aber augenscheinlich bedacht, es gegen jeden andern zu vertheidigen. Der zusammengekröpfte Hals schnellt wie ein Blitz vor nach allen Seiten hin, und jeder ihrer Genossen fürchtet sich, einen ihm zugedachten Biß zu erhalten. In solchen Augenblicken hat das Gebahren der Gänsegeier täuschende Aehnlichkeit mit der Art und Weise, wie eine Giftschlange sich zum Bisse anschickt, und diese Aehnlichkeit wird um so größer, als die Vögel dabei fortdauernd ein heiseres, ich möchte sagen, giftiges Zischen vernehmen lassen. Ihre Unverschämtheit entrüstet selbstverständlich die andern in hohem Grade und wird die Ursache zu sehr heftigen Kämpfen, welche jeder wohl oder übel aufnehmen muß, wenn er etwas für den bellenden Magen erhalten will. Nicht selten wird einer ohne seinen Willen mitten in das Kampfgewühl gezogen; die ganze Rotte fliegt, flattert und wälzt sich über ihn her, und er hat große Noth, wieder davonzukommen, falls ihn der Vorfall nicht so empört, daß er ebenfalls zum thätigen Streiter wird. Daß ein solches Gefecht nicht ohne lebhaftes Zischen, kicherndes und gackerndes Schreien, Schnappen mit dem Schnabel und Fuchteln mit den Flügeln vorübergeht, daß es, mit andern Worten, einen Höllenlärm erregt, braucht nicht erwähnt zu werden. In solchen Augenblicken gewährt eine Geiergesellschaft im Käfig das unterhaltendste und fesselndste Schauspiel, welches man sich denken kann.

---

*) „In der Wüste sitzen sie in Scharen von vierzig und funfzig, alle gleich regungslos, alle in gleichem Abstand von einander, alle genau in derselben Stellung, mit vorgestrecktem Halse der Straße zugekehrt. Der Reisende, überrascht von der räthselhaften Erscheinung, hält sie beim ersten Anblick kaum für lebende Wesen, und um so größer dann der Schreck, wenn plötzlich dicht vor ihm diese ungeheuren Vögel alle wie auf Einen Schlag sich erheben und mit sausendem Schwingen entweder in der Wüste verschwinden oder einem andern Sandberge zustreben, um sich dort in derselben Stellung und ebenso unbeweglich wieder niederzulassen. . . . . Sie, deren Tracht sogleich ihr Amt anzudeuten scheint, bilden das dunkle Heergefolge des Todes“ ꝛc. (Masius!)

In den letzten Jahren ist es wiederholt und in mehreren Thiergärten vorgekommen, daß gefangene Geier im Käfig genistet haben. Sie erbauten sich einen den Umständen nach günstigen Horst, belegten ihn mit einem oder zwei Eiern und brüteten hier mit großer Ausdauer. Ihre Bemühungen waren bis jetzt noch nicht von Erfolg gekrönt; demungeachtet läßt sich hoffen, daß Dies später der Fall sein wird und wir dadurch Gelegenheit erhalten, das Brutgeschäft der theilnahmswerthen Vögel wenigstens in gewisser Hinsicht gründlich kennen zu lernen.

Der Edelfalk unter den Geiern oder das edelste Mitglied der gesammten Zunft ist der **Bartgeier** (Gypaëtos barbatus). Er zeichnet sich nicht blos vor allen übrigen Geiern, sondern auch vor allen Raubvögeln überhaupt durch seinen auffallend gestreckten Leibesbau so wesentlich aus, daß er als Vertreter einer eigenen Familie oder mindestens einer eigenen Horde betrachtet wird. Seinem Leibesbau entspricht selbstverständlich seine Lebensweise; auch sie ist sehr eigenthümlich. Sie kommt in mancher Hinsicht mit dem Wesen und Treiben der Falkenvögel überein, erinnert aber doch noch mehr an das Betragen der Geier, und deshalb eben reihen wir den prachtvollen Raubvogel dieser Zunft ein. Er ist als ein Uebergangsglied von den Falkenvögeln oder Adlern zu den Geiern anzusehen; er steht so recht in der Mitte zwischen beiden Abtheilungen.

Der Leib des Geieradlers ist kräftig, aber gestreckt, der Kopf groß, lang, vorn platt, hinten etwas gewölbt, der Hals kurz, der Flügel sehr lang und spitzig, die dritte Schwinge, welche wenig über die zweite und vierte, wohl aber weit über die erste vorsteht, in ihm die längste, der sehr lange, zwölffedrige Schwanz stufig oder keilförmig. Die Waffen sind durchaus eigenthümlich gebildet. Der Schnabel ist groß und lang, die Oberkinnlade an der Wurzel sattelförmig eingebuchtet, gegen die Spitze hin aufgeschwungen, scharfhakig herabgekrümmt, an der Schneide zahnlos; die untere Kinnlade ist gerade. Die Füße sind kurz und verhältnißmäßig schwach, die Zehen mittellang und sehr schwach, die Nägel stark, aber wenig gekrümmt und ziemlich stumpf. Das Gefieder ist reich und großfedrig. Die Schnabelwurzel umgeben nach vorn gerichtete Borstenbüschel, welche die Wachshaut bedecken und auch den Unterschnabel theilweise einhüllen; den Kopf bekleiden dunen- und borstenartige, kurze, den Hals dagegen große Federn; das übrige Gefieder liegt etwas knapper an, verlängert sich aber namentlich an den Hosen noch bedeutend und bedeckt die Fußwurzeln bis gegen die Zehen hinab. Im Alter ist die Oberseite schwarz oder schwarzbraun, jede einzelne Feder mit weißem Schaftstrich und Endfleck, die Unterseite ockerfarben oder weiß, hier und da, zumal an der Brust, schwärzlich gefleckt. Im Jugendkleide herrscht ein düsteres Graubraun vor.

Das Knochengerüst zeigt auffallende Eigenthümlichkeiten. Die Wirbelsäule zählt dreizehn Hals-, acht Rücken- und sieben Schwanzwirbel; das Brustbein ist lang und breit, der Kamm auf ihm sehr hoch; die Armknochen sind ungewöhnlich, die Schulterknochen auffallend stark, die Schlüsselbeine kräftig, fest an dem Brustbein anliegend; alle Beinknochen dagegen sind schwach. Der Schädel ist oben flach und schmal, unten hingegen so breit, daß die Gelenke der Unterkiefer über drei Zoll von einander abstehen; die Kiefern selbst sind äußerst biegsam; die Schädelhöhle ist verhältnißmäßig klein. Die Zunge ist kurz und ziemlich breit, der Gaumen mit vielen Hautzähnen besetzt, die Speiseröhre auffallend weit und so faltig, daß eine großartige Ausdehnung möglich wird. Schlund und Magen bilden einen einzigen Sack, obwohl man Speiseröhre, Kropf und den eigentlichen Magen unterscheiden kann, weil beide durch kleine Wülste geschieden werden. Der schlauchförmige Magen ist ebenfalls faltig und dehnbar, im Innern mit einer großen Menge von Drüsen besetzt, welche einen scharfen, übelriechenden Magensaft absondern. Die Därme sind mittellang, die Bauchspeicheldrüsen sehr groß. Die Brustmuskeln sind selbst für Raubvögel ungewöhnlich entwickelt, die Kau- und Beinmuskeln hingegen sehr schwach. Unter den edleren Organen verdient vor Allem das Auge

Beachtung; es hat innerhalb der Klasse seines Gleichen nicht. Bei andern Vögeln bleibt nur die Regenbogenhaut unbedeckt, bei dem Geieradler aber ist auch die Augenhaut (Sclerotica) sichtbar und bildet einen zwei Linien breiten wulstigen Ring, welcher sich rings über den Rand der Regenbogenhaut anlegt und prachtvoll gefärbt ist. Dieser Ring besteht nach Schinz aus dichtem festen Zellengewebe und dient anstatt der Verbindungshaut zur Befestigung des Auges. Die Nasenhöhle ist groß, die Riechmuscheln sind sehr lang und zweimal in einander gewunden, die Nasenhöhlen weit. Das



Der Bartgeier (Gypaëtos barbatus).

Ohr ist verhältnißmäßig. Somit scheinen Gesicht und Geruch die am höchsten entwickelten Sinne zu sein, und diese Annahme wird durch Beobachtung des lebenden Vogels nur bestätigt. Das Gehirn ist verhältnißmäßig klein und nur das kleine Gehirn tief gefaltet: für einen hohen Verstand also ist keine Grundlage vorhanden.

Zur Zeit ist es noch keineswegs ausgemacht, ob man alle Geieradler der Erde zu einer Art zu rechnen oder als verschiedene Arten anzusehen hat; sicher aber ist, daß die in Afrika und Asien lebenden von dem auf unsern Alpen vorkommenden sich ständig unterscheiden. Hinsichtlich ihrer Lebensweise

und ihres Betragens stimmen, wie die neueren Beobachtungen dargethan haben, alle Geieradler überein, und deshalb ist es vollkommen zulässig, wenn man aus den in Europa, Asien und Afrika gesammelten Beobachtungen ein Gesammtbild des Lebens und Treibens dieser merkwürdigen Vögel zusammenstellt. Ich muß dabei im Voraus bemerken, daß nicht verbürgte Angaben von mir unerbittlich in die Rumpelkammer der Sage geworfen und nur insofern beachtet werden sollen, als es sich darum handelt, sie zu widerlegen. Nur von dem Kondor noch sind so viele Fabeln erzählt und geglaubt worden, wie von dem Bartgeier. Man hat ihn als den furchtbarsten aller Raubvögel hinzustellen versucht und ihm unzweifelhaft eine Menge von Unthaten aufgebürdet, welche ihm schwerlich zur Last gelegt werden dürfen.

Der Bartgeier, Bartadler oder Bartfalk, der Geieradler, der Lämmer-, Gemsen-, Gold-, Greif- und Jochgeier, der Weißkopf oder Grimmer, wie unser Raubvogel von den deutschen Schweizern genannt wird, erreicht nach eigenen Messungen (welche jedoch nur für den in Spanien lebenden Geieradler Giltigkeit haben sollen) eine Länge von 38 bis 44 Zoll und eine Breite von 92 bis 102 Zoll; die Fittiglänge beträgt 30 bis 31, die Schwanzlänge 18½ bis 21 Zoll. Ein von Heuglin gemessenes Männchen war 38 Zoll lang und 84 Zoll breit, der Fittig maß 33 Zoll, der Schwanz 18⅙ Zoll. Die Länge des südasiatischen Geieradlers beträgt nach Jerdon beim Männchen 46 Zoll, die Breite 108 Zoll, beim Weibchen die Länge 48 Zoll, die Breite 114 Zoll, die Fittiglänge 34 Zoll, die Schwanzlänge 19 Zoll (jedenfalls englisches Maß, während die übrigen Angaben, wie üblich, sich auf pariser Maß beziehen). Der auf den Alpen lebende Bartgeier scheint etwas größer zu sein. Nach Schinz beträgt die Länge 4 Fuß, nach Tschudi 4—4½ Fuß, die Breite 9½ Fuß, die Schwanzlänge 21 Zoll. Bei dem afrikanischen Bartgeier sind nach Heuglin's Angabe Männchen und Weibchen kaum in der Größe verschieden; bei den asiatischen, süd- und mitteleuropäischen ist das Weibchen größer. Das Gefieder der alten Vögel ist auf Stirn, Scheitel und an den Kopfseiten gelblichweiß, durch die borstenartigen Federn dunkler gezeichnet, auf Hinterkopf und Hinterhals schön rostgelb, auf dem Rücken, dem Bürzel, den Oberflügel- und Oberschwanzdeckfedern dunkelschwarz mit weißlichen Schäften und hellerer Schafteinfassung, vorn mit gelblichen Spitzenflecken. Die Schwingen und Steuerfedern sind schwarz, auf der Innenfahne aschgrau, die Schäfte weißlich. Der ganze Unterkörper ist hoch rostgelb, an den Vorderhalsfedern am dunkelsten, an den Seiten der Oberbrust und an den Hosen mit einzelnen braunen Seitenflecken gezeichnet. Ueber die Brust verläuft ein Kranz von weißgelben, schwarz gefleckten Federn; von der Schnabelwurzel an zieht sich durch die Augen ein schwarzer Zügelstreifen, welcher am Hinterhaupte sich umbiegt, sich aber nicht ganz mit dem der andern Seite vereinigt, also nur einen unvollständigen Kranz bildet. Das Auge ist silberweiß, die äußere Augenhaut mennigroth, die Wachshaut bläulichschwarz, der Schnabel horngrau, an der Spitze schwarz, der Fuß bleigrau. Beim jungen Vogel ist das Auge aschgrau, der Schnabel hornblau, auf der Firste und an der Spitze des Unterschnabels dunkler, der Fuß schmuzig hellgrün, bläulich schimmernd, die Wachshaut bläulichschwarz. Sehr junge Vögel sind auf der ganzen Oberseite schwarzbraun; nur am Oberrücken stehen einige weiß gefleckte Federn. Hals und Kopf sind fast schwarz, die Unterseite ist hellrostbraun. Erst nach wiederholtem Federwechsel, also sehr allmählich, geht das Jugendkleid in das der alten Vögel über.

Nun hat man gefunden, daß die südspanischen und südafrikanischen Geieradler dunkler, die auf den Pyrenäen und Himalaya lebenden aber lichter gefärbt sind, als der, welcher die schweizer Alpen bewohnt; man hat ferner entdeckt, daß sich die Rostfarbe der alten Vögel durch Waschen ausreiben und durch chemische Mittel ausbleichen läßt. Deshalb ist man geneigt gewesen, anzunehmen, daß sie dem Vogel ursprünglich nicht eigen, sondern nur eine Folge sei von wiederholtem Baden in eisenhaltigen Gewässern. Es ist möglich, daß diese Annahme begründet ist; einstweilen aber haben wir kein Gewicht auf sie zu legen, weil bekanntermaßen auf allen Hochgebirgen eisenhaltiges Gewässer so häufig ist, daß es keinem Geieradler an der Gelegenheit mangeln dürfte, für sein reiches Gefieder die

schöne Goldfarbe zu erwerben. Zudem darf nicht außer Acht gelassen werden, daß die lichteren Geieradler von den dunkleren sich auch noch durch andere Merkmale unterscheiden, auf welche einzugehen hier nicht der Ort ist.

Die Geieradler sind, wie bereits bemerkt, weit über die alte Welt verbreitet. In Europa bewohnen sie die schweizer und die sogenannten siebenbürgischen Alpen, die Pyrenäen, den Balkan und alle Gebirge der drei südlichen Halbinseln, sowie die asiatischen Grenzgebirge Kaukasus und Altai. In Asien scheinen sie auf allen höheren Gebirgen vorzukommen, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der nordöstlichsten. Auf dem Himalaya finden sie sich nach Jerdon von Nepal bis Kaschmir und Salt und Suliman. In Afrika sind sie beobachtet worden vom Nordwesten an bis zum Südosten des Erdtheils. Auf dem Atlas scheinen sie nicht selten, in Abissinien sogar häufig zu sein. Das Nilgebirge bevölkern sie nur spärlich, und nur ausnahmsweise lassen sie sich in dem Nilthale selbst sehen. Adams, welcher den Geieradler von seinen Jagden im Himalaya her so gut kennt, daß er ihn gewiß nicht mit einem andern Vogel verwechselt, erzählt, daß er einen dieser Vögel von der Spitze der Pyramide aufgejagt habe. Hartmann beobachtete einen andern bei den Stromschnellen bei Wadi-Halfa. Ich meinestheils habe ihn in Egypten oder Nubien niemals gesehen, dagegen nicht selten in dem benachbarten steinigen Arabien angetroffen.

Man darf wohl behaupten, daß die Naturgeschichte des Geieradlers erst in den letzten Jahren erforscht wurde. Ich selbst bin in Folge meiner vielfachen Beobachtungen des spanischen Lämmergeiers einer der Ersten gewesen, welche sich bemüht haben, die Lebensgeschichte des Vogels wahrheitsgetreu zu schildern. Gegenwärtig liegen eine Menge anderer Beobachtungen vor: wir haben Berichte erhalten von Jerdon, Adams, Hodgson, Irby, Heuglin, Simmpson, Gurney, Krüper, von meinem Bruder und Andern, welche sämmtlich so vollständig übereinstimmen, daß man trotz aller sogenannten Bürgschaften, die von dem schweizer Geieradler erzählten Unthaten nicht mehr glauben kann. Ich werde deshalb auf die vielen Raub- und Mordgeschichten, welche man von letzteren erzählt hat, keine Rücksicht nehmen, indem ich es jedem meiner Leser überlasse, sich darüber von Steinmüller, Schinz, Tschudi u. A. belehren zu lassen. Ich will aber bemerken, daß ich weit entfernt bin, an der Wahrheit der von jenen Forschern erzählten Thatsachen zu zweifeln: der eigentliche Uebelthäter jedoch ist meiner festen Ansicht nach nicht der Bartgeier, sondern der Steinadler. Für diese Ansicht spricht auch die Angabe von Schinz, daß in den Alpen Bartgeier und Steinadler nicht selten verwechselt und beide Goldgeier und Goldadler genannt werden. Auch Schinz meint, daß die Kinder, um welche es sich hauptsächlich handelt, eher vom Steinadler als vom Bartgeier weggetragen sein dürften. Das Volk liebt es, jeden großen Raubvogel, welcher sich, so zu sagen, eines Verbrechens an dem Eigenthum des Menschen schuldig gemacht hat, als Lämmergeier zu bezeichnen: — dürfen sich unsere Thierschausteller ja doch gestatten, sogar den plumpen Gänsegeier ihren Schaulustigen unter dem Namen Lämmergeier vorzustellen! Ein so verrufener Name, wie ihn der Lämmergeier trägt, entschuldigt Vieles: die Furcht sieht doppelt und die Einbildungskraft ist geschäftig, wenn es gilt, ein Schauergemälde auszumalen. Wir werden sehen, daß der Geieradler unter Raubvögeln seiner Größe zu den harmlosesten gehört, welche man kennt.

In unsern Alpen scheint sich der Geieradler nur in dem höchsten Gürtel des Gebirges aufzuhalten; Dasselbe gilt bedingungsweise auch für seine Vertreter im Himalaya und auf den abissinischen Gebirgen. In andern Gebirgen ist Dies nicht der Fall. Der Vogel liebt zwar die Höhe, meidet aber durchaus die Tiefe nicht. In Spanien ist der Bartgeier in allen Hochgebirgen eine keineswegs ungewöhnliche Erscheinung; er findet sich aber auch im niedern Gebirge d. h. bereits in einer bezüglichen Höhe von 800 bis 1000 Fuß über dem Meere und zwar nicht blos ausnahmsweise, sondern als Stand- und Horstvogel. Die Beschaffenheit der Gebirge Spaniens begünstigt ein derartiges Vorkommen ungemein. Die Wildheit der Berge bietet schon bei geringer Höhe hinlänglich sichere Aufenthaltsorte und Nistplätze für große Raubvögel in genügender Auswahl. Dasselbe gilt für Griechenland, das Gleiche für Südostafrika. Der Vogel lebt paarweise oder einzeln, höchst selten in kleinen

Trupps. Ich habe nie mehr als ihrer fünf zusammengesehen und glaube, daß der schweizer Beobachter, welcher von funfzehn spricht, sich geirrt hat. Jedes Paar bewohnt ein Gebiet von mehreren Geviertmeilen Flächenausdehnung und durchstreift dieses tagtäglich, ja sogar mit einer gewissen Regelmäßigkeit. Deshalb wird man da, wo es Bartgeier gibt, sicherlich Gelegenheit finden, den Vogel zu beobachten.

In den Morgenstunden sieht man den Bartgeier selten oder nicht. Er scheint bis geraume Zeit nach Sonnenaufgang auf seinem Schlafplatze zu verweilen. Etwa anderthalb Stunden nach Sonnenaufgang beginnt er das Durchstreifen seines Gebietes. Beide Gatten des Paares fliegen in nicht allzu großer Entfernung von einander längs und über den hauptsächlichsten Zügen des Gebirges dahin, gewöhnlich in einer Höhe von nicht mehr als etwa 150 Fuß über dem Boden. Sie fliegen dem Gebirgszuge seiner ganzen Länge nach, kehren an der Spitze eines auslaufenden Berges auch wohl um und suchen, in gleicher Weise dahinfliegend, die andere Seite ab. Wird der Hauptzug durch Querthäler unterbrochen, so werden diese in derselben Höhe, welche der Vogel bisher innegehalten hatte, überflogen, selten aber sogleich mit durchsucht; er scheint sich gar nicht um das unter ihnen liegende Thal zu bekümmern. Ein gerade in seinem Zuge begriffener Bartgeier läßt sich nicht gern durch Etwas aufhalten. Ich habe gesehen, daß einer dieser Vögel so nahe an den bewohnten Gebäuden einer sogenannten Einsiedelei vorüberflog, daß man ihn von dem Fenster aus hätte mit Schroten herabschießen können. Auch vor Menschen scheut er sich durchaus nicht: er ist mehrmals dicht über uns dahingestrichen. Dasselbe sagt Adams: „Er ist keineswegs ein scheuer Vogel, sondern fliegt, wenn er Futter sucht, oft auf wenige Ellen vor dem Menschen vorüber.“ Bei diesem Streichen fliegt der Bartgeier äußerst schnell, ja förmlich stürmisch dahin, ohne jeden Flügelschlag, und seine Gestalt erscheint dabei so zierlich, daß es ganz unmöglich ist, ihn mit irgend einem Geier oder Adler zu verwechseln. Nur Unkundige können ihn für einen Schmuzgeier ansehen. Ich bin oft versucht worden, den fernfliegenden Bartgeier für einen — Wanderfalken zu halten, wenn ich, von der Falkengestalt getäuscht, mich augenblicklich nicht an die schnellen Flügelschläge des Edelfalken erinnerte. Gurney sagt ungefähr Dasselbe: „Der Flug ähnelt so sehr dem größerer Falken, daß ich überrascht und förmlich getäuscht war, als ich den ersten geschossen und einen Geier in den Händen hatte.“ Beim Fliegen läßt der Bartgeier seinen Blick nach allen Seiten hin schweifen, bis er etwas entdeckt hat; dann beginnt er sofort seine Schraubenlinien über dem Gegenstande zu drehen, sein Genosse vereinigt sich sogleich mit ihm, und beide verweilen nun, oft lange beständig kreisend, über einer Stelle, bevor sie ihre Wanderung fortsetzen. Zeigt sich das Gefundene der Mühe werth, so lassen sie sich allgemach tiefer hernieder, setzen sich endlich auf den Boden und laufen nun wie Raben auf das Gesuchte zu. Beim Fressen wählt der Bartgeier stets erhabene Punkte, am liebsten vorstehende Felszacken oder wenigstens Felsplatten. Es scheint, daß ihm das Auffliegen schwer wird und er es deshalb vorzieht, beim Abstreichen gleich eine gewisse Höhe zu haben, um von hier aus ohne Flügelschlag sich weiter fördern zu können; denn wenn er einmal schwebt, ist der geringste Luftzug genügend, ihn in jede beliebige Höhe emporzuheben. Auf Felsen, welche Dies gestatten, sitzt der Vogel ziemlich aufrecht, gewöhnlich aber wagerecht, wie der lange Schwanz es bedingt. Der Gang ist verhältnißmäßig gut, wenn auch noch immer ungeschickter, als der eines Raben, welchem der Geieradler auch insofern ähnelt, als er schreitet und nicht hüpft.

„Wenn man“, so habe ich im Jahre 1858 berichtet, „einen glaubwürdigen spanischen Jäger fragt, was der Bartgeier fresse, wird er sicherlich keine Jagd-, Spuk-, Raub- und Mordgeschichten wie der Schweizer von seinem Geieradler zum Besten geben, sondern einfach sagen, der Knochenzerbrecher (Queberanta-huesos) frißt Aas, Kaninchen, Hasen und noch andere kleine Säugethiere, hauptsächlich aber Knochen, welche er zerbricht, indem er sie aus bedeutender Höhe herab zur Tiefe fallen läßt. Kein einziger Spanier, mit welchem wir in jagdlicher oder wissenschaftlicher Hinsicht verkehrt haben, kannte den Bartgeier als berüchtigten Räuberhauptmann, wie der Schweizer den seinigen. Man wußte mir, als ich nach dem Vogel fragte, welcher Ziegen und Schafe, Kinder und

Hunde raube und fresse, niemals den Geieradler, sondern immer nur den Steinadler zu nennen. Von diesem, aber auch blos von diesem hatte man ebensoviel Geschichten zu erzählen, wie unsere deutschen Naturforscher von dem Geieradler der Alpen. Im ganzen wird der Bartgeier als ein sehr unschuldiger Vogel betrachtet. Kein Hirte fürchtet ihn, kein Viehbesitzer weiß Etwas von Räubereien, welche er ausgeführt haben soll, aber Jedermann versichert, daß er regelmäßig mit den Geiern auf das Aas falle und, wie bemerkt, Knochen aus der Höhe herabwerfe, um sie zu zerbrechen. Ich selbst habe in der Sierra Newada einen Lämmergeier lange Zeit hinter einander von einem Felsen aus hoch in die Luft steigen, niederschweben, etwas von diesem Felsen aufnehmen, wieder emporsteigen und von neuem nach dem Felsen herabschweben sehen und mir solches Beginnen nicht anders erklären können, als der Aussage der Spanier entsprechend. In der That liegt kein Grund vor, zu zweifeln, daß der Vogel große Knochen in dieser Weise zertrümmere. Seeadler und andere Raubvögel, namentlich aber Raben und Möven, thun, nach den Versicherungen der gewissenhaftesten Beobachter, genau Dasselbe. Der Bartgeier führt also seinen spanischen Namen mit Fug und Recht."

Heuglin sagt (1856): „Der Bartgeier (Abissiniens) lebt hauptsächlich von Ueberresten von Schlachtvieh, nimmt aber im Nothfall auch mit Aas vorlieb. Daß er Ziegen und Schafe angreift, wie Rüppell behauptet, kann ich nicht bestätigen. Blos ein einziger von denen, welche ich untersuchte, hatte Stachelratten gefressen; in dem Magen aller übrigen fand ich Haut und Knochenreste von Schlachtvieh." Später (1862), fügt er Dem hinzu: „Der Vogel erscheint oft in größerer Anzahl an Orten, wo sich Schlachtviehüberreste finden und frißt Knochen von ganz erstaunlicher Größe, die sehr rasch verdaut werden."

Krüper, welcher den Geieradler lange Zeit in Griechenland beobachtete, beginnt die Beschreibung seiner Lebensweise mit folgenden Worten: „Hört man den Namen Lämmergeier aussprechen, so erinnert man sich unwillkürlich an den kühnsten Räuber in der Vogelwelt und schaudert zusammen, so gebrandmarkt stellt sich der Vogel vor das geistige Auge. Ist der Lämmergeier denn auch wirklich ein den Herden und Menschen Furcht und Schrecken einflößendes und so schädliches Thier, oder ist er ohne sein Zuthun in den Ruf gekommen, den er in wissenschaftlichen Schriften und Köpfen erhalten hat? . . . . In Arkanien, wo die Gebirge nicht sehr hoch sind, beginnt sein Gebiet unmittelbar am Meere. Was raubt denn dort in der Ebene dieser gefährliche Nachbar? Sucht er dort die Lämmer, Ziegen oder sogar die Rinder auf, um sie zu verspeisen? Man sieht ihn zuweilen in nicht großer Höhe am Fuß eines gebüschreichen Berges kreisen, den Kopf nach unten gerichtet, spähend, plötzlich herabfliegen und verschwinden. Sicherlich macht er in diesem Augenblick eine Beute, gewiß, er hat eine Ziege — nein, er hat nur eine Schildkröte gefunden, welche seinen Hunger stillen oder seinen Jungen wohlschmecken soll. Um zu dem Fleisch der Schildkröte zu gelangen, wirft er dieselbe aus der Höhe auf einen Felsen, damit sie zerschellt. Bisher hatte ich noch nicht Gelegenheit, diese Zerschmetterungsweise zu beobachten; der Engländer Simmpson aber, welcher den Geieradler in Algier beobachtete, bestätigt die Angabe und erzählte mir, daß jeder Vogel einen Felsen habe, auf dem er die Schildkröten zertrümmere. Solche Stellen sah Simmpson selbst. Am 14. März 1861 besuchte ich den Horst eines Lämmergeiers. Unten an der nicht hohen Felsenwand lag eine große Menge von Schildkröten, sowie verschiedene Knochen." —

„Markknochen", gibt Simmpson (im Jahre 1860) an, „sind die Leckerbissen, welche der Geieradler am meisten liebt, und wenn die übrigen Geier das Fleisch von dem Geripp einer Thierleiche abgefressen haben, erscheint er zu Ende des Festes und verschlingt die Knochen oder zerbricht sie und verschlingt dann die Stücke, wenn er nicht im Stande ist, das Mark auf andere Weise zu gewinnen. Die Knochen zerbricht er, indem er sie in eine große Höhe hebt und vonhieraus auf einen Stein fallen läßt. Wahrscheinlich ist er der Vogel, welcher dem armen alten Aeschylus die Schildkröte auf die Glatze warf. Weder er noch sein Junges sind genügsam. Man findet Knochen, Schildkröten und ähnliche Leckereien in Menge neben dem Horste. Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß er sich oder sein Junges auf Markknochen, Schildkröten und ähnliche Leckereien beschränke:

im Gegentheil, — auch ein Lamm, ein Hase oder ein Huhn kommt ihm gelegen, obgleich die Kraft seiner Klauen und seines Schnabels für einen so großen Vogel sehr schwach und er nicht fähig ist, in derselben Weise wie ein Geier oder Adler die Beute zu zerreißen. Dies gleicht sich aber aus durch sein außerordentliches Schlingvermögen. Die Griechen behaupten, daß er Alles verschlinge und verdaue, aber die Geschichten, welche ich in dieser Hinsicht habe erzählen hören, sind zu wunderbar, als daß ich sie weiter verbreiten möchte. Ich selbst sah einmal einen alten Geieradler, welcher einen Knochen oder sonst einen ungewöhnlichen und schwer verdaulichen Gegenstand hinabgewürgt hatte. Er befand sich in einer höchst ungemüthlichen Lage und mußte sich, um zu seinem Zweck zu kommen, auf die langen Federn seines Schwanzes stemmen." —

„Aas", sagt Irby (1861), „scheint die fast ausschließliche Nahrung des Geieradlers zu sein." —

„Dieser Vogel", bestätigt Gurney, „verschlingt große Knochen. Der Magen von dem, welchen ich (an der Südostküste Afrikas) erlegte, war vollgestopft mit solchen. Die Knochen waren zweifellos ohne jegliches Fleischanhängsel verschluckt worden, und ich selbst sah, daß einer einen dürren Knochen nahm. Der größte von denen, welche ich fand, war ein Ochsenwirbel von 4 Zoll Länge, 3 Zoll Breite und 2 Zoll Dicke. Eine Menge Haare vom Klippschliefer fand sich ebenfalls im Magen zwischen den Knochen vor und bewies also, daß der Geieradler auch derartige Thiere raubt, wahrscheinlich, wenn sie bei Tage außerhalb ihrer Höhle sich sonnen." —

„Der Bartgeier", erzählt Adams vom Bartgeier des Himalaya, „fängt viele Murmelthiere, hält sich aber nicht ausschließlich an lebende Beute; denn man sieht ihn auch von dem ersten Morgenschimmer an längs der Bergseiten gemächlich dahin schweben und nach Aas und andern Abfällen suchen. In dem Magen eines von mir in den Bergen von Kaschmir getödteten Vogels fand ich verschiedene lange Knochen und einen Huf von einem Steinbock."

Hutton versichert, daß sich der asiatische Bartgeier regelmäßig von Aas nähre und selten eine größere Beute erhebe, als ein Huhn, welches er zerreiße, während er fliege. Hodgson bestätigt diese Angabe und fügt übereinstimmend mit meinen Beobachtungen hinzu, daß der Raubvogel, wenn er sich einer Beute bemächtigen will, den Menschen durchaus nicht scheut.

Ich glaube, daß ich es nach obiger Zusammenstellung der Beobachtungen, welche in den verschiedensten Ländern der alten Welt angestellt wurden, jedem meiner Leser überlassen kann, sich ein Urtheil über die Jagdgeschichten der Schweizer zu bilden. Nach diesen neueren Beiträgen zur Naturgeschichte des Vogels glaube ich an keine Verschiedenheit in der Lebensweise der verschiedenen Bartgeier mehr, wie ich sie früher annahm, um zwischen den bisher bekannten und meinen so widersprechenden Beobachtungen zu vermitteln. Verschweigen will ich nicht, daß auch anderwärts ähnliche Erzählungen gang und gäbe sind, wie in der Schweiz. So berichten die Sardinier von Kämpfen auf Leben und Tod zwischen Menschen und Geieradlern; so erzählten mir die Beduinen des steinigten Arabiens, daß der „Büdj" ein arger Räuber und gefährlicher Feind ihrer Herde sei; so berichtet der Bischof Heber, jedoch, wie es scheint, nur vom Hörensagen, daß der Bartgeier in den Straßen von Almora Kinder weggetragen habe; so theilten die Eingebornen des Himalaya mit, daß der Raubvogel junge Böcke, Schafe, Ziegen, ja sogar junge Bären (!) wegtrage. Ich will es sogar für möglich halten, daß unser Vogel zuweilen erwachsene Säugethiere in den Abgrund stößt oder auch wohl Menschen erschreckt, indem er hart über ihnen dahinfliegt, glaube aber aussprechen zu dürfen, daß dies Alles noch keineswegs auf einen so außerordentlichen Muth und auf eine so große Raub- und Blutgier deutet, als man sie dem Geieradler zugeschrieben hat. In den allermeisten Fällen, wo ein größeres Säugethier durch den Bartgeier zu Schaden gekommen ist, mag die eigene Furcht desselben die Ursache gewesen sein. Ein Milan würde möglicher Weise das Gleiche bewirkt haben. Ich bezweifle daher auch entschieden die Meinung des berühmten Gemsenjägers Colani, welcher glaubte, daß ein dicht über ihm und Lenz dahinschießender Bartgeier letztgedachten Naturforscher habe in den Abgrund stoßen wollen; denn der Vogel streicht, wie ich bestimmt angeben kann, sehr häufig dicht über dem Menschen dahin, auch wenn derselbe nicht an Abgründen steht. Ebenso wenig vermag ich Gloger beizustimmen. Dieser sucht in

einem Briefe an Pfarrer Snell, einen höchst achtbaren Naturforscher, den Beruf des Geieradlers wie folgt darzustellen. „Seinem ganzen Baue nach, mit seinen kurzen, schwachen Füßen, den langen, schmalen Flügeln und dem langen, keilförmigen Schwanze, sowie mit dem gesammten, glänzenden, harten, zum raschen Durchschneiden der Luft eingerichteten Gefieder ist der Bartgeier ein so entschiedener Stoßvogel, wie gar kein anderer mehr, als der schnellste Edelfalk. Er ist hiernach sichtlich zuvörderst dazu bestimmt und gemacht (?), große und mittelgroße Säugethiere am Rande der Abgründe hinabzustoßen, ohne sie mit seinen schwächlichen Zehen und Krallen zu fassen. Wie die Edelfalken auf eine Taube an der Dachfirste oder auf einen Vogel auf einer Baumspitze stoßen und sie zugleich fassen, um sie zu tödten, so bringt der Geieradler die Gegenstände seines Angriffs, weil sie nicht fliegen können, durch Hinabstürzen in die Tiefe vom Leben zum Tode. Daß er dann, wenn er keinen findet und in weniger schluchtenreichen Höhenstrichen, wo ihm oft nichts vorkommt, zu Aas greift, wenn sich ihm dieses darbietet, ist sehr natürlich: so natürlich, wie Wölfe und Füchse es thun, die man doch nicht wie die Hiäne zu ursprünglichen Aasfressern stempeln kann. Er thut wesentlich nur das Nämliche wie die Edelfalken in der Gefangenschaft mit den ihnen todt vorgeworfenen Vögeln. Daß er hier eher lange hungert, als lebende kleine Thiere umbringt, liegt offenbar daran, weil er hier seine angeborne Kampfesweise gegen sie nicht anwenden kann. Er ist, wie die Geier, ein Beißer, nicht, wie die falkenartigen Vögel, ein Würger. Darin liegen seine Eigenthümlichkeiten. Ich möchte auch nicht zweifeln, daß er mehr als andere Raubvögel ein Blutsauger sei, der die von ihm zum Herabstürzen gebrachten Thiere durch Zerbeißen der Halsschlagadern vollends tödtet. Sein Schnabel scheint mir zu Beidem ganz passend, passender wenigstens, als der jedes andern."

Die Zeiten, in denen die „Naturphilosophie" fehlende Thatsachen zu ersetzen suchte, sind glücklicher Weise vorüber. Alle Annahmen fördern uns nicht um einen Schritt; bestimmte Wahrnehmung nur, vorurtheilsfreie Beobachtung allein kann uns aufklären, und diese, meine ich, lehrt deutlich genug, daß der Geieradler im Großen nicht mehr ist, als der ihm in vieler Hinsicht sehr verwandte Schmutzgeier im Kleinen; ein kraftloser, feiger und leiblich wie geistig wenig begabter Raubvogel, welcher nur gelegentlich ein kleines lebendes Wirbelthier wegnimmt, wie Dies alle Raubvögel ohne Ausnahme thun, gewöhnlich aber in Knochen und andern thierischen Abfällen seine Speise findet. Wenn es wirklich erlaubt ist, von Bestimmung eines Thieres zu sprechen, so ist der Geieradler gewiß nicht zum Räuber, sondern nur zum Knochenfresser bestimmt und ausgerüstet. Darauf hin deuten seine schwachen Waffen, dafür spricht sein ungeheurer Schlund, dafür die außergewöhnliche Verdauungskraft seines Magens. Die größten Knochen werden in erstaunlich kurzer Zeit vollständig zersetzt und verdaut. Georgi, der geistvolle Maler, welcher Tschudi's Thierleben schmückte, erzählte mir, daß er einst einen Bartgeier durch das Fernrohr beobachtet habe, welcher, auf einer hohen Felsenspitze sitzend, die Verdauung eines langen Knochens abwartete, der ihm noch theilweise aus dem Schnabel herausragte. An Gefangenen ist ähnliches beobachtet worden.

Der Geieradler pflanzt sich in Europa in den ersten Monaten des Jahres fort; in Asien und Afrika fällt die Brutzeit mit Beginn des dortigen Frühlings zusammen. Ueber das Brutgeschäft erfuhr ich zuerst durch die Hirten im steinigten Arabien Einiges, welches ich, soviel als mir möglich, dem Wortlaute nach wiedergeben will. „Sein Haus", so erzählte mir mein Gewährsmann, „gründet dieser Räuber und Sohn eines Räubers (verdamme Allah ihn und seine Nachkommen!) auf dem Haupt des Gebirges im Bauche einer Höhle, selten ist der Adamssohn im Stande, seine Burg zu ersteigen; denn gemeiniglich führt kein Weg zu ihr. Gelangst Du aber zur Höhe, so erblickst Du ein sehr großes Bett, welches sich dieser Bösewicht aus den Haaren der von ihm erwürgten Ziegen erbaut hat und darin ein oder zwei Eier; denn der Büdj ist so hungrig und so gierig, daß er höchstens zwei Eier ausbrütet (während andere Vögel doch viel mehr, die Steinhühner ja selbst funfzehn legen). Die Eier sind weiß, aber mit dem Blute der Thiere, welche er frißt, befleckt."

Wir haben neuerdings, namentlich von den Pyrenäen, wiederholt Eier des Bartgeiers erhalten. Sie sind groß, rundlich und grobkörnig, auf trübweißlichem Grunde mit kleineren und größeren, zuweilen auch sehr großen, aschgrauen oder rothgrauen Schalenflecken und ockergelben, braunrothen oder rothbraunen Tupfen und Flecken gezeichnet, welche unten oder um die Mitte des Eies dichter zusammenstehen. Der erste Naturforscher, welcher einen Horst des Geieradlers erstieg, scheint mein Bruder gewesen zu sein. Der Horst stand auf einem Felsenvorsprunge, welcher durch das etwas überhängende Gestein einigermaßen vor den Sonnenstrahlen geschützt war, kaum mehr als 50 Ellen über dem Fuße des letzten Felsenkammes. Er war verhältnißmäßig leicht zu erreichen. Seine Größe war bedeutend. Der Durchmesser des Unterbaues betrug ungefähr 5 Fuß, der Durchmesser der etwa 5 Zoll tiefen Nestmulde 2 Fuß, die Höhe 3 Fuß. Dicke und lange Aeste, von der Stärke eines Kinderarmes bis zu der eines Daumens, bildeten den Unterbau, hierauf folgte eine dünne Schicht von Zweigen und Aestchen, zwischen denen die Nestmulde eingetieft war. Diese bestand aus denselben, aber etwas feineren Bestandtheilen und war innen mit Baststricken, Kuh- und Roßhaaren sorgfältig ausgekleidet. Um den Horst herum waren alle Felsplatten mit einer schneeweißen Kothkruste überzogen. Ein zweiter in Griechenland wurde von Simmpson bestiegen. Derselbe war, wie Krüper berichtet, aus starken Zweigen erbaut und mit verschiedenen Thierhaaren, besonders solchen von Ziegen, ganz durchwebt. Er war flach ausgepolstert. Auf ihm saß ein drei Wochen altes Junges, dessen Tafel mit Knochen, einem ganzen Eselsfuße, Schildkröten und dergleichen reich bedeckt war. „Beide Eltern nahten und stießen zuweilen ein Pfeifen aus, welches dem eines Hirten nicht unähnlich klang." Später zeigten sich die Alten noch ängstlicher, davon aber, daß sie einen Angriff versucht hätten, sagt Krüper kein Wort: — der bewußte Sarde also wird wohl auch nicht soviel von dem „furchtbaren Räuber" zu leiden gehabt haben, wie die darüber umlaufende Erzählung mit einem gewissen Behagen berichtet. Von einem dritten Horste im Himalaya theilt Adams Folgendes mit: „Der Horst wird im Himalaya immer auf Felsen und unnahbaren Plätzen angelegt. Die Brutzeit fällt in die Monate April und Mai. In der Nähe von Simla fand ich einen Horst mit zwei Jungen in der Höhle einer überhängenden Klippe. Eine reiche Knochensammlung von Schafen und andern Herdenthieren lag umher. Es waren die Abfälle einer europäischen Niederlassung, einige Meilen von hier gelegen."

Das Gefangenleben der Lämmergeier ist vielfach beobachtet worden und entspricht vollständig dem Charakterbild, welches man bei Erforschung des Freilebens unseres Vogels gewinnt. Mein Bruder erhielt Anfangs März (1857) einen jungen Bartgeier im Jugendkleide, welcher von zwei Hirten aus dem beschriebenen Horste genommen und zunächst einem Fleischer zum Auffüttern übergeben, von diesem aber seinem späteren Herrn abgetreten worden war. Die beiden alten Vögel hatten, als man ihnen ihr Junges rauben wollte, die Hirten nahe umkreist, ohne jedoch auf sie zu stoßen. Sie hatten sich auch nach einigen Steinwürfen entfernt und das Geschrei des Jungen nicht weiter beachtet.

„Als ich diesen zum ersten Male sah", erzählt mein Bruder, „war er sehr unbeholfen und ungeschickt. Er trat noch gar nicht auf die Füße, sondern ließ sich, wenn er zum Auftreten gezwungen worden war, sofort wieder auf seine Fußwurzeln nieder, oder legte sich auch wohl geradezu auf den Bauch. Die ihm vorgelegten Fleischstückchen ergriff er mit der Spitze des Schnabels, warf sie dann in die Höhe und fing sie geschickt wieder auf, worauf er sie begierig hinunterschlang. Knochen behagten ihm jetzt ebensowenig als später; er zog ihnen Fleisch entschieden vor und ließ die Knochen oft niederfallen. Stopfte ich ihm solche, welche scharfe Ecken oder Kanten hatten, bis in den Kropf hinab, so würgte er so lange, bis er sie wieder ausspie."

„Ich ließ ihn noch längere Zeit bei seinem ersten Besitzer, und von diesem verpflegen, machte ihm aber, da mich mein Beruf als Arzt wöchentlich einmal nach dem Dorfe führte, dann jedesmal meinen Besuch."

„Er wohnte in einem engen Hofe, freute sich aber immer sehr, und gab Dies mit lebhaftem Geschrei zu erkennen, wenn ihn sein Herr besuchte. Bei Tage wurde er in die Sonne gesetzt und breitete dann sogleich Flügel und Schwanz aus, legte sich wohl auch auf den Bauch und streckte die Beine weit von sich; in dieser Stellung blieb er mit allen Anzeichen der höchsten Behaglichkeit stundenlang liegen, ohne sich zu rühren."

„Nach ungefähr einem Monat konnte er aufrecht stehen, und begann nun auch zu saufen. Dabei hielt er das ihm vorgesetzte Gefäß mit einem Fuße fest, tauchte den Unterschnabel tief in das Wasser, und warf mit einer raschen Kopfbewegung nach oben und hinten eine ziemliche Menge von Wasser in den weitgeöffneten Rachen hinab, worauf er den Schnabel wieder schloß, ganz so, wie auch die Geier und Straußen zu trinken pflegen. Vier bis sechs Schlucke Wasser schienen zu seiner Sättigung ausreichend zu sein."

„Jetzt hackte er auch bereits nach den Händen und Füßen der Umstehenden, verschonte aber immer die seines Herrn. Ich ließ ihn noch einen Monat bei seinem Pfleger. Dann nahm ich ihn zu mir nach Murcia. Er war jetzt bis auf den Hals, dessen Krausenfedern oben hervorsproßten, vollkommen befiedert; der Schwanz war bedeutend gewachsen, obgleich er noch keineswegs seine volle Länge erreicht hatte. Er wurde hier in einen geräumigen Käfig gebracht, und gewöhnte sehr bald ein. Jedoch nahm er in den ersten beiden Tagen seines Aufenthaltes in dem neuen Raume keine Nahrung zu sich und trank nur Wasser. Nach Ablauf dieser Frist bekam er Hunger. Ich warf ihm Knochen vor, — er rührte sie nicht an; sodann bekam er Köpfe, Eingeweide und Füße von welschen und anderen Hühnern, aber auch diese ließ er unberührt liegen. Als ich ihm die Knochen einstopfte, benahm er sich wahrhaft unbändig, und brach dieselben augenblicklich wieder aus, ebenso die Eingeweide der Hühner; erst viel später begann er Knochen zu fressen. Frisches Rind- und Schöpsenfleisch verschlang er stets mit großer Gier. Nachdem er das erste Mal in seinem neuen Käfige gefressen hatte, legte er sich wieder, wie im Hofe, platt auf den Sand, um auszuruhen und sich zu sonnen, wie es die Hühner zu thun pflegen. Dies geschah dann öfters."

„Schon nach wenig Tagen kannte er mich, und achtete mich als seinen Herrn. Er antwortete mir, und kam, sobald ich ihn rief, zu mir heran, ließ sich streicheln, und ruhig wegnehmen, während er augenblicklich die Nackenfedern sträubte, wenn sich ein Fremder nahete. Auf Bauern in der Tracht der Vega schien er eine besondere Wuth zu haben. So stürzte er mit heftigem Geschrei auf einen Knaben los, der seinen Käfig reinigen sollte, und zwang ihn mit Schnabelhieben, denselben zu verlassen. Einem Bauer, der ebenfalls in den Käfig ging, zerriß er Weste und Beinkleider. Nahete sich ein Hund oder eine Katze seinem Käfig, so sträubte er die Federn und stieß ein kurzes, zorniges „Grik, grik, grik" aus. Dagegen kam er regelmäßig an seine Gitter, wenn er meine Stimme vernahm, ließ erfreut und leise seinen einzigen Laut hören, und gab auf jede Weise sein Vergnügen zu erkennen. So steckte er dann gern seinen Schnabel durch das Gitter, und spielte mit meinen Fingern, welche ich ihn dreist in den Schnabel stecken durfte, ohne befürchten zu müssen, daß er mich beißen werde. Wenn ich ihn aus seinem Käfige herausließ, schien er immer sehr vergnügt zu werden; er spazierte dann lange im Hofe herum, breitete die Schwingen, putzte seine Federn und machte Flugversuche."

„Ich wusch ihm von Zeit zu Zeit die Spitzen seiner Schwung- und Schwanzfedern rein, weil er dieselben stets beschmuzte. Dabei wurde er in einen Wassertrog gesetzt und tüchtig eingenäßt. Diese Wäsche schien ihm entschieden das Unangenehmste zu sein, was ihm nur geschehen konnte; er geberdete sich jedes Mal, wenn er gewaschen wurde, ganz unsinnig und lernte den Trog sehr bald fürchten. Wenn er dann aber wieder trocken war, schien er sich ganz behaglich zu fühlen und es sehr gern zu sehen, daß ich ihm seine Federn wieder mit ordnen half."

„In dieser Weise lebte er bis Ende Mai gleichmäßig fort. Er fraß allein, auch Knochen mit, niemals aber Geflügel. Ich versuchte es mit allerlei Vögeln: er erhielt Tauben, Haus- und Rothhühner, Enten, Blaudrosseln, Alpenkrähen, Blauröcken, gleichviel. Selbst wenn er sehr hungrig war, ließ er die Vögel liegen; stopfte ich ihm Vogelfleisch mit oder ohne Federn ein, so spie er es regelmäßig

wieder aus. Dagegen verschlang er Säugethiere jeder Art ohne Widerstreben. Ich habe diesen Versuch unzählige Male wiederholt. Das Resultat blieb immer dasselbe." —

„Ende Mais erhielt mein Liebling — denn das war er geworden — seiner würdige Gesellschaft. Ein Bauer meldete mir, daß er eine „Aguila real" flügellahm geschossen habe, und sie verkaufen wollte. Ich wies ihn ab, weil ich an einem Fleischfresser genug hatte. Der Mann kam aber doch wieder und brachte — die Mutter des jungen Geieradlers, ein prachtvolles Thier in jeder Hinsicht. Auf die Frage: wie er zu dem Vogel gekommen sei, erhielt ich eine komische Antwort. Die Tochter des Schützen war mit den Worten ins Haus getreten: Vater, hinter unserm Hause auf den Felsen sitzt ein Mann mit einer schwarzen Manta (Umschlagetuch) und rührt sich nicht. Der Bauer eilte mit seinem Gewehr nach der bezeichneten Stelle und sah, kaum hundert Schritte von seiner Wohnung entfernt, den Geieradler in einer, vor den Strahlen der Mittagssonne geschützten Höhle sitzen. Unbeweglich hielt er aus, bis dieser ihm eine Kugel zusenden konnte, welche ihm den einen Flügel im Handgelenk zerschmetterte. Der verwundete Vogel lag auf seiner gesunden Seite und regungslos vor mir; er gab sein Unbehagen nur durch Oeffnen des Schnabels und Sträuben der Nackenfedern zu erkennen. Wenn sich ihm Jemand nahete, verfolgte er dessen Bewegungen mit seinen Blicken, hackte mit dem Schnabel nach ihm, und hielt Das, was er erfaßt hatte, mit demselben fest. Ich löste ihm zunächst den verwundeten Flügel ab; der durch die Operation verursachte Schmerz machte ihn sehr wüthend; er biß heftig um sich und gebrauchte auch seine Klauen mit Geschick und Nachdruck."

„Hierauf steckte ich ihn zu dem jungen Vogel. Er legte sich auch im Käfig sofort nieder und gab lautlos dieselben Zeichen seines Unwillens wie vorher. Der Junge beschaute ihn neugierig von allen Seiten, und saß viertelstundenlang neben ihm, ohne seine Aufmerksamkeit zu erregen. Das ihm vorgeworfene Fleisch rührte er nicht an. Am andern Tage saß er auf seinen Füßen; am dritten Tage ließ ich beide in den Hof heraus. Der Alte ging mit gemessenen Schritten, mit lang herabhängenden Federhosen, erhobenem Schwanze und geöffnetem Schnabel auf und ab, scheinbar, ohne sich um seine Umgebung zu kümmern. Ich setzte ihnen Wasser vor; der Junge lief eilig darauf los und begann zu trinken. Als Dies der Alte sah, ging er ebenfalls nach dem Gefäße hin und trank das langentbehrte Naß mit ersichtlichem Wohlbehagen. Gleich darauf wurde er munterer, und würgte zunächst das ihm eingestopfte Fleisch, das er bisher immer ausgespieen hatte, in den Kropf hinab. Das Fleisch von Geflügel verschmähte er ebenso, als der Junge es gethan hatte, und war niemals dazu zu bringen, auch das kleinste Stückchen davon zu verschlingen."

„In sehr kurzer Zeit verlor der Alte allen im Anfange gezeigten Trotz. Er wählte sich im Käfig einen Mauervorsprung zu seinem Sitz, und ließ, dort fußend, alles Erdenkliche um sich geschehen, ohne es zu beachten. Wenn er in den Hof gebracht wurde, lief er stets schleunigst wieder in seinen Käfig. Nach wenigen Tagen durfte ich ihn streicheln."

„Nach einiger Zeit erhielten Beide neue Gesellschaft, und zwar eine Dohle. Sie wurde gar nicht beachtet und bald so dreist, daß sie die durstigen Geieradler so lange von dem frischgefüllten Trinkgeschirr mit Schnabelhieben zurückscheuchte, als sie nicht selbst ihren Durst gestillt hatte; sie holte sich auch mit der größten Frechheit Brocken von dem Fleische, an welchem die Geieradler gerade fraßen. Beide ließen die Kecke gewähren; sie warteten mit dumm erstaunten Blicken, bis sie getrunken hatte, und nahten sich dann schüchtern, um ebenfalls ihren Durst zu löschen. Ueberhaupt schien die größte Gutmüthigkeit ein Hauptzug ihres Wesens zu sein. Wenn ich sie des Abends nebeneinander auf eine erhöhte Sitzstange setzte, konnte ich ruhig unter dieser weggehen, ohne daß einer von beiden jemals den Versuch gemacht hätte, mich zu beschädigen; vielmehr bog sich der Junge zu mir herab, um sich streicheln zu lassen."

„Wenige Tage später erhielt ich einen jungen, bereits flüggen Steinadler und zwei junge Schmuzgeier. Die Bartgeier schienen sie ziemlich erstaunt zu betrachten, thaten ihnen jedoch ebenfalls nichts zu Leide; ja, der junge gab sogar zu, daß einer der Schmuzgeier sich auf seinen Rücken

setzte, wenn er sich im Sande ausstreckte. Als ich aber noch einen Habichtsadler zu dieser bunten Gesellschaft brachte, war die Ruhe für immer gestört."

„Aber auch dieser Vogel erhielt einen seiner würdigen Genossen. Man brachte mir einen dritten Aasgeier und einen Uhu. Der lichtscheue Finsterling suchte sich sofort einen stillen Winkel aus und schien sich entschieden katzenjämmerlich zu fühlen. Alle Genossen des Käfigs betrachteten den neuen Ankömmling mit deutlich ausgesprochener Neugier, sogar der junge Geieradler schien Theilnahme für ihn zu zeigen. Er ging zu ihm hin, besah ihn sorgfältig von allen Seiten, und begann schließlich das Nachtgefieder des mürrischen Gastes mit dem Schnabel zu untersuchen. Aber augenblicklich fuhr der Nachtkönig auf und versetzte dem arglosen Bartgeier einige scharfe Klauenhiebe, fiel jedoch bald wieder grollend in seine Stellung zurück. Der Geieradler sah ihn nach diesem Wuthausbruch mit allen Zeichen des höchsten Erstaunens an, und wandte ihm dann stolz den Rücken."

„Gegen Abend setzte ich den größten Theil der Gesellschaft in folgender Ordnung auf die Sitzstangen: zuerst den Steinadler, sodann den Uhu, neben diesen den jungen Bartgeier, hierauf einen Aasgeier, und zuletzt den alten Bartgeier (der Habichtsadler blieb niemals sitzen). So lange ich im Käfige war, blieben alle in ihrer Stellung; sobald ich aber heraustrat, begann der junge Bartgeier sich jedesmal mit dem Uhu zu beschäftigen, und erntete dann auch regelmäßig die Grobheiten desselben. Trotzdem ließ der Bartgeier seine Neckereien nicht eher, als bis der Uhu von der Sitzstange herabflog, wobei er aber gewöhnlich dem immer zum Kampfe bereiten Habichtsadler in die Klauen fiel. Wenn beide Störenfriede sich in die Federn geriethen, herrschte die größte Ruhe und Stille unter den Uebrigen; sie gaben dann neugierige, theilnahmlose Zuschauer ab."

„Daß die rothe Farbe den Geieradlern ganz gleichgiltig war, beweist der Umstand, daß mein rothgefütterter Schlafrock, dessen Inneres sie oft genug zu sehen bekamen, ihnen niemals ein Zeichen des Unwillens abzwingen konnte. Ebenso wenig zeigten unsere Geieradler gegen Kinder eine besondere Abneigung, wie Dies Crespons vom sardinischen Geier beobachtet haben will. Wenn sie im Hof herumliefen, gingen sie oft an einem spielenden Kinde vorüber, ohne es anzutasten oder auch nur eines Anblicks zu würdigen. Nur wenn Jemand sie in ihrem Käfig belästigte, wurde der Junge ärgerlich, machte aber auch dann keinen Unterschied zwischen erwachsenen Personen oder Kindern."

„Leider war der Käfig den Strahlen der spanischen Mittagssonne ausgesetzt, woher es wohl auch kommen mochte, daß der alte Bartgeier nach und nach erkrankte und schließlich an einer Lungenentzündung sanft und ruhig verschied. Der junge Geieradler, die drei schmuzigen Aasgeier und der Habichtsadler blieben jedoch trotz der Hitze gesund und konnten nach Deutschland gesandt werden. Die Hitze, welche die Thiere unterwegs auszustehen hatten, belästigte unsern Vogel sehr; er saß mit weitgeöffnetem Schnabel (wie die Krähen bei großer Gluth) und lechzte nach frischer Luft und nach Wasser. Nachdem wir ihn mehreremale getränkt hatten, steckte er jedes Mal, wenn der Wagen hielt, seinen Kopf zwischen den Sprossen des Reisekäfigs durch, als wollte er wieder um Wasser bitten. Wahrhaft rührende Blicke dankten es uns, wenn wir ihm seine Bitte erfüllten." —

„Bei der Ueberfahrt nach Frankreich wußte er sich bald die Liebe aller Matrosen des Dampfschiffes zu erwerben, und wurde von ihnen auf Kosten der Schiffsküche reichlich mit Nahrung bedacht. Er saß oft ganz frei auf dem Deck, ohne den Versuch zu machen, seine gewaltigen Schwingen zu proben, obgleich er sie jedenfalls gut zu benutzen verstanden haben würde."

Das Benehmen zweier anderer, alt gefangener Bartgeier schildert Scheitlin nach eigener Beobachtung mit folgenden Worten. „Anfänglich kehrte sich der Vogel, dem eine Kammer eingeräumt wurde, immer gegen den Winkel, sodann mehr an den Meister gewöhnt, gegen die Kammer selbst. Er wurde mit einem Stricke auf eine große Querstange gebunden, nur um nicht wegfliegen zu können. War er allein, so flog er nie weg, trat man in die Kammer, so flog er anfänglich. Den Strick riß er mit seinem gewaltigen Hakenschnabel entzwei, so oft er ihm an ein Bein gebunden worden. Es wurde ihm eine Kette angelegt. Er zog und biß, aber vergeblich. Er würde sich dabei abgezehrt haben. Er mußte frei, unangebunden gelassen werden. Zuerst sträubte er, wenn man sich

ihm nahete, die Kopffedern, später that er dieses nur noch gegen Fremde. Nur einmal innerhalb beinahe zwei Jahren fuhr er mit seinem Schnabel einer Person, die er nicht kannte, und die allzu zutraulich, um einem Kinde die Furcht zu vertreiben, mit ihm spielen wollte, über die Hand und verwundete diese. Alles Neue sah er mit weit aufgesperrten Augen an. Man sagt, er könne die rothe Farbe nicht leiden. Gewiß ist, daß er die Farben überhaupt erkennt. Nahte sich ihm sein Meister in einem andern Kleide, als dem gewöhnlichen Hausrocke, so that er auch gegen ihn fremd, sodaß er zuerst sich ihm durch Sprechen kenntlich machen mußte, wodurch er dann beruhigt wurde. Er konnte ihn beliebig streicheln, an beiden Flügeln in die Höhe halten und ausbreiten, um seine Flugweite zu zeigen. Im Zimmer gehaltene Murmelthiere beachtete er nicht, wenn sie vor seinen Augen herumliefen; gegen Hunde machte er große Augen, doch fuhr er auf keinen, weder großen, noch kleinen. Keiner fürchtete ihn, aber Katzen fürchteten ihn so, daß sie wüthend in der Kammer wie herumflogen und durchs geöffnete Fenster mit Einem Satze heraus auf die Straße entsprangen. Tauben, Krähen, Elstern, ihm zwischen die Füße gestellt, blieben sitzen. Keine machte nur Miene, wegzufliegen, sie sahen aber auch nicht erschrocken oder ängstlich, sondern völlig gleichgiltig aus und ließen sich von ihm langsam mit einer Kralle anpacken; sodann legte er sie auf die Stange nieder und riß ihnen, ganz langsam, bedächtlich, ohne eine Spur von Raublust noch Hunger — den Kopf ab. Erst dann, und ebenso langsam, zerrte er ihnen den Bauch auf von hinten nach vorne und schälte dann, die Füße und Flügel abkneipend, den ganzen Rumpf aus dem Kleide heraus. Dann fraß er vorzugsweise die Knochen. Er liebte alles rohe Fleisch. An irgend etwas Anderes konnte man ihn nicht gewöhnen. Sehr träg, faul, saß er den ganzen Tag, Jahr aus, Jahr ein, auf seiner Stange und kam nie herunter; stellte man ihn auf den Boden, so sah er empor und konnte sich lange nicht zum Hinauffliegen entschließen. Der Aufflug geschah schwerfällig. Steckte man ihm eine Tabakspfeife in den Schnabel, so behielt er sie immer darin, sich für sie nicht interessirend. Töne irgend einer Art erregten ihn nicht. Nur sein Auge verrieth viel, d. h. viel Leben. Es ist so schön, als ein Auge sein kann, und kein irdisches Wesen hat ein schöneres, beinahe keins ein so schönes. Dennoch verräth es wenig Verstand, vielleicht mehr in der Wildheit. Er trank gerne Wasser und Milch. Von Läusen geplagt, ließ er sich gerne mit sie vertreibendem Oele bestreichen, den Liebesdienst wohl erkennend. Alle Kühlung verdankte er mit Ruhe und Gelassenheit."

„Ein zweiter erkrankte. Er seufzte oft vollkommen wie ein Mensch. Allen Rath ließ er sich gerne anthun. Als er nicht mehr die Flügel, die zuerst erlahmten, tragen konnte und sie immer unanständig herunterhängen lassen mußte, senkte er sich auf der Stange, beinahe auf dem Bauche sitzend; noch schwächer geworden, flog er auf den Boden, und endlich legte er sich auf die Seite, immer seufzend, nie wimmernd, bis er, mit völliger Ergebung, schön und ruhig, wie ein Mensch, einschlief, wie wir selbst gesehen haben. Kein Mensch stirbt ruhiger, stiller; denn sein Seufzen hatte kurz vorher aufgehört."

Von einem andern Geieradler, welcher in Athen gefangen gehalten wird, sagt Krüper, daß derselbe mit Behagen die abgebälgten Körper von Vögeln verschlingt, ja selbst dargereichtes Weißbrod nicht verschmäht. Er lernte Krüper sehr bald kennen und ließ sich dann gern von ihm streicheln, was er von fremden Leuten nicht zu dulden schien. —

Außer dem Menschen hat der Bartgeier wenig Feinde, vielleicht keinen einzigen, welcher ihm schaden kann; geneckt aber wird auch er. Ich zwar habe niemals gesehen, daß andere Vögel auf ihn stießen, mein Bruder aber beobachtete, daß ein Geieradler sehr heftig von andern Adlern, namentlich von den Habichtsadlern, verfolgt wurde. Adams nennt die Govinda und die Glanzkrähe Quälgeister des Bartgeiers; und Simmpson fügt hinzu, daß auch die kleineren Falken sehr oft auf den großen Raubvogel herabstoßen und ihn empfindlich plagen.

Die Jagd hat selbstverständlich ihre großen Schwierigkeiten. Wen der Zufall nicht begünstigt, bleibt nur der Anstand am Horste oder in der Nähe eines ausgeworfenen Aases übrig. In der Schweiz reizt man während des Winters den Vogel durch Blut, welches man auf den Schnee schüttet.



Auch verwundete Bartgeier denken nicht daran, sich dem Menschen gegenüber zur Wehre zu setzen, wie Dies die Gänsegeier regelmäßig thun. Sie sträuben nach meinen eigenen Erfahrungen nur die Nackenfedern und sperren den Schnabel möglichst weit auf. Mit diesem versuchen sie allerdings ihren Gegner zu packen; sie sind aber ungemein leicht gebändigt. Ihre Lebenszähigkeit ist sehr groß; nur ein gut angebrachter Schuß tödtet sie augenblicklich. Ich schoß einem fliegenden eine Kugel durch den Leib, welche das Zwerchfell und die ganze Leber zerriß und neben den Lendenwirbeln wieder aus dem Körper fuhr. Der Vogel stürzte zwar sofort zum Boden hernieder, lebte aber noch volle 36 Stunden, bevor er an Eitervergiftung starb. Der Fang geschieht mit Teller- oder Fuchseisen, welche mit Fleisch geködert werden.

* * *

Die Geier im engeren Sinne (Vultures) sind plumper gebaut, als die Geieradler: sie sind die plumpesten aller Raubvögel überhaupt. Ihr Leib ist kurz und kräftig, ungemein breit auf der Brust; die Flügel sind lang, breit und abgerundet, die vierte Schwinge ist in ihnen die längste; der Schwanz ist mittellang und etwas zugerundet; die einzelnen Federn sind steif, werden aber an der Spitze regelmäßig abgeschliffen und erscheinen deshalb sonderbar zugestutzt. Die Füße sind mittelhoch und stark, von der Ferse ab unbefiedert, die Zehen sind lang und kräftig, nicht aber greiffähig, die flachgebogenen Nägel stumpfen sich ab. Der Schnabel ist etwa von Kopfeslänge, stark, gerade, an der Spitze sehr gekrümmt, höher als breit; der Haken ist mittellang und ziemlich scharf, der Schneidenrand seicht ausgebuchtet. Das Gefieder besteht aus sehr großen, langen und breiten Federn. Ein Theil des Kopfes und Halses bleibt regelmäßig frei von dem eigentlichen Gefieder; er ist dafür mit haarartigen Dunen mehr oder minder spärlich bedeckt oder auch vollständig nackt. Ausnahmsweise bekleiden dunige Federn, dann aber in dichter Fülle, auch die Schenkel, die Waden und den Unterleib; auf letzterem werden sie dann durch lange und schmale Federn spärlich überdeckt. Düstere und unbestimmte Farben sind vorherrschend; doch fehlt es auch nicht an buntem Gefieder, und außerdem sind die dünn befiederten oder nackten Hautstellen oft sehr lebhaft gefärbt. Die Augen sind groß und ausdrucksvoll, die Nasenlöcher verschieden gestaltet. Unter den Sinnen steht das Gesicht ausnahmslos obenan, nächstdem sind Gehör und Geruch besonders entwickelt. Die geistigen Fähigkeiten stehen hinter denen des Geieradlers nicht zurück. In allem Uebrigen gilt das über die Gesammtheit Gesagte in Besonderem für diese Familie.

Als die edelsten Glieder der echten Geier haben wir wahrscheinlich die Kammgeier (Sarcorrhamphus) anzusehen. Sie kennzeichnen sich durch verhältnißmäßig gestreckten Leib, lange, aber ziemlich schmale Flügel, langen Schwanz, hohe und langzehige Füße, mittellangen Hals und kleinen, langen Kopf mit langem und rundlichen, seitlich zusammengedrückten, starkhakigen Schnabel, welcher beim Männchen an der Wurzel mit einem Kamme, in der Kinngegend mit einem Hautlappen verziert ist. Die Nasenlöcher sind insofern auffallend, weil eine Scheidewand zwischen ihnen fehlt. Das Gefieder ist kleinfedriger, als bei andern Geiern, aber lebhafter gefärbt. Einzelne Stellen sind vollkommen nackt. Auffallender Weise ist das Männchen größer als das Weibchen.

Unter den drei Raubvögeln, welche die erste Horde der Familie bilden, verdient der Kondor (Sarcorrhamphus Gryphus oder Sarcorrhamphus Condor) einer eingehenderen Beschreibung, weil ihm dasselbe Schicksal wie dem Geieradler geworden ist. Auch ihn hat man verkannt und verschrien, auch über ihn die wunderbarsten Sagen erzählt und geglaubt. Selbst die Wissenschaft hat solcher Fabelei Rechnung getragen, indem sie ihm den Namen Greif (Gryphus) verlieh. Es läßt sich leicht erklären, wie Dies gekommen. „In dem gepriesenen Lande“, sagt Tschudi, „wo Silber und Gold zu Masse am Tage lag, mußte nach den Ansichten vergangener Jahre oder Jahrhunderte auch die Thierwelt außer-

ordentliche Erscheinungen liefern, und mit gieriger Hast wurden die Nachrichten der Reisenden verschlungen, die gewöhnlich flüchtig beobachteten und dann mit einer lebhaften Einbildungskraft das Fehlende ersetzten oder Neues beifügten, sodaß bald die abenteuerlichsten Geschöpfe geschaffen wurden." Erst den Forschern unseres Jahrhunderts blieb es vorbehalten, die Naturgeschichte des Kondors von den vielfachen Sagen zu reinigen. Aber noch in der neuesten Zeit haben selbst Naturforscher es gewagt, entschieden falsche Angaben zu bestätigen. Wir verdanken aber Humboldt, Darwin, d'Orbigny und J. J. von Tschudi so genaue Nachrichten über den bis zur Veröffentlichung ihrer



Der Kondor (Sarcorrhamphus Gryphus oder Sarcorrhamphus Condor).

Forschungen fabelhaften Vogel, daß wir uns gegenwärtig eines vollkommen klaren Bildes seiner Lebensweise versichert halten können.

Das Gefieder des ausgewachsenen Kondors ist schwarz, schwach dunkelstahlblau glänzend; die Fittigfedern sind mattschwarz, die äußersten Deckfedern aller drei Ordnungen, sowie die Schwungfedern am äußeren Fahnenbarte weiß gesäumt. Dieser Saum wird bei den Arm- und Schulterfedern immer breiter und erstreckt sich zuletzt auch auf den innern Fahnenbau, sodaß die eigentlichen Schulterfedern ganz weiß und nur an der Wurzel schwarz sind. Der Hinterkopf, das Gesicht und die Kehle

sind schwärzlichgrau; der Hals ist fleischroth, die Kropfgegend blaßroth; ein schmaler Hautlappen an der Kehle und die beiden warzigen Hautfalten zu beiden Seiten des Halses beim Männchen sind lebhafter roth. Eine aus ziemlich langen Federn bestehende Nackenkrause ist weiß. Das Auge ist feurig karminroth, der Schnabel hornfarben, die Füße sind dunkelbraun. Nach Humboldt's Messungen beträgt die Länge des Männchens 3 Fuß 3 Zoll, die Breite 8 Fuß 9 Zoll, die Fittiglänge 3 Fuß 8 Zoll, die Schwanzlänge 14 Zoll. Ein Weibchen, welches derselbe Naturforscher maß, war 1 Zoll kürzer und 9 Zoll schmäler. Darwin gibt an, daß ein von ihm erlegter Kondor 4 Fuß lang und $8\frac{1}{2}$ Fuß breit war. Pöppig aber sagt wörtlich: „Keiner der getödteten Kondoren maß mehr als 16 Schuh Flügelweite und vielfältige Messungen, welche ich im Sommer in den Anden und in den Wintermonaten in Talcahunano anstellte, bewiesen, daß 18 Fuß die größte aller vorkommenden Weiten sei." Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß eine derartige, durch die Maske der Forschung täuschende Unwahrheit ernsteste Rüge verdient. Entweder hat Pöppig nicht gemessen, und dann war es Unrecht, Dies zu behaupten, oder aber, er hat gemessen, und dann war das Ergebniß ein anderes.

Das Hochgebirge Südamerikas ist die Heimat des Kondors. Er verbreitet sich von Quito an bis zum 45. Grad südlicher Breite. In den Andesgebirgen bevorzugt er einen Höhengürtel zwischen drei- bis fünftausend Mètres über dem Meere; an der Magalhaensstraße und an der Küste von Patagonien steigt er bis zur Küste des Meeresstrandes herab d. h. er horstet hier in den steilen Klippen unmittelbar an der Küste. Auch in Peru und Bolivia senkt er sich oft bis zur Küste hernieder; er ist aber nach Tschudi in der Höhe mindestens zehnmal so häufig, als in der Tiefe. Man nimmt an, daß er unter allen Vögeln des Erdballs derjenige sei, welcher in die höchsten Luftschichten emporsteigt. Nach Humboldt sieht man ihn oft über der Höhe des Chimborasso schweben, sechsmal höher als die Wolkenschicht, welche über der Ebene liegt: Humboldt schätzt die Höhe, in welchen er Kondore dahinziehen sah, zu 22,000 Fuß über dem Meere.

Lebensweise und Betragen beweisen, daß der Kondor ein echter Geier ist. Während der Brutzeit trennen sich die Gesellschaften, welche sonst gebildet werden, in Paare; in allen übrigen Monaten des Jahres halten sich die Vögel mehr oder weniger zusammen und verstärken sich oft bis zu vierzig und funfzig Stücken. Eine solche Gesellschaft wählt sich steile Felszacken zu ihrem Ruhesitze und kehrt nach diesem, wie die Menge des abgelagerten Mistes beweist, regelmäßig zurück. In den Morgenstunden durchstreift sie ein Gebiet, von dessen Ausdehnung man kaum eine Vorstellung hat. Beim Wegfliegen erheben sich die Kondore durch einige langsame Flügelschläge; dann aber schweben sie wie alle großen Geier gleichmäßig dahin, ohne einen Flügel zu rühren, indem sie weite Kreise beschreiben, mit dem ihnen entgegenströmenden Luftzuge sich heben und dann wieder zu einer gewissen Tiefe herabsenken. Erspäht einer von ihnen etwas Genießbares, so läßt er sich hernieder, und alle übrigen, welche Dies sehen, folgen ihm rasch nach. „Es ist", sagt Tschudi, „oft unbegreiflich, wie in Zeit von weniger als einer Viertelstunde auf einem hingelegten Köder sich Scharen von Kondoren versammeln, während auch das schärfste Auge keinen einzigen von ihnen entdecken konnte." Waren sie im Fange glücklich, so kehren sie auch gegen Mittag wieder zu ihren nackten, steilen Felsen zurück und verträumen hier einige Stunden. Am Abend pflegen sie dann nochmals auf Beute auszuziehen.

Der Kondor ist vorzugsweise Aasfresser wie andere Geiervögel. Humboldt berichtet, daß ihrer zwei sich nicht blos auf den Hirsch der Anden, den Puma oder die Vicuña, sondern selbst auch auf das Guanako und sogar auf Kälber stürzen, diese Thiere verfolgen und so lange verwunden, bis sie athemlos hinstürzen und von dem Raubvogel getödtet werden; er versichert ferner, daß der Schaden, welchen die Herden in der Provinz Quito durch die Kondore erleiden, oft sehr beträchtlich ist: die neueren Beobachter aber und namentlich d'Orbigny und Tschudi stimmen vollkommen in der Angabe überein, daß der Kondor erwachsenen Vicuñas oder Guanakos nicht gefährlich werde. Ganz unschädlich aber ist er nicht. Nach Tschudi folgen die Kondoren den wilden und zahmen Herden und fallen augenblicklich über ein verendetes Thier her. Bei der großen Menge von Guanakos

und Verwandten oder Herdenthieren im Gebirge finden sie immer reichliche Nahrung. Viele der gedachten Thiere verlieren in Folge des Mangels oder sonstwie ihr Leben; die Stuten oder Kühe bringen todte Junge zur Welt, und somit fehlt es selten an Aas. Unter Umständen stürzt sich der Kondor auch auf ganz junge Lämmer und, wie Tschudi sagt, selbst auf gedrückte Pferde, denen er das Fleisch rings um die Wunde wegfrißt, bis er in die Brusthöhle gelangt und so das große Thier wirklich umbringt. Dem Jäger folgt der gierige Räuber stets. Beim Ausweiden der geschossenen Vicuñas oder Andeshirsche sieht man sich regelmäßig von Scharen von Kondoren umkreist, welche sich mit gieriger Hast auf die weggeworfenen Eingeweide stürzen und dabei nicht die geringste Scheu vor dem Menschen an den Tag legen. Ebenso sollen sie den jagenden Puma beobachten und die Ueberreste seiner Tafel abräumen. „Wenn die Kondoren", sagt Darwin, „sich niederlassen und dann alle plötzlich sich zusammen erheben, so weiß der Chilese, daß es der Puma war, welcher, die Leiche bewachend, die Räuber hinwegtreibt." In der Zeit, wo die Schafe Junge haben, beobachtet der Kondor auch die Herden sehr genau, und dann nimmt er gern die Gelegenheit wahr, junge Ziegen oder Lämmer zu rauben. „Deshalb sind die Schäferhunde abgerichtet, herauszulaufen, so lange der Feind in den Lüften ist, nach oben zu sehen und heftig zu bellen." Am Meeresstrande nähren sich die Vögel von den durch die Flut ausgeworfenen großen Seesäugethieren, welche Südamerika in großer Menge umschwärmen. Die menschlichen Wohnungen meiden sie stets, so wenig sie sonst auch vor den Menschen sich zu fürchten scheinen. Doch greifen sie nicht einmal Kinder an; wenigstens gibt es kein Beispiel, daß sie solche geraubt hätten. Oft schlafen, nach Humboldt, Kinder in der freien Luft, während ihre Väter Schnee zum Verkauf in den tiefer gelegenen Städten sammeln, ohne daß diese irgend welche Sorge bezüglich der Raubluft der Kondors haben müßten. Die Indianer versichern einstimmig, daß die Raubvögel dem Menschen nicht gefährlich würden.

Bei der Mahlzeit verfahren die Kondoren genau wie andere Geier. „Zuerst", sagt Tschudi, „werden diejenigen Theile, welche am wenigsten Widerstand bieten, weggerissen, besonders die Augen, die Ohren, die Zunge und die weichhäutigen Theile um den After. Hier öffnen sie gewöhnlich ein großes Loch, um in die Bauchhöhle zu gelangen. Wenn sich eine größere Anzahl dieser Vögel auf einem Thiere versammelt, so reichen die natürlichen Oeffnungen nicht hin, um ihrem Heißhunger rasche Befriedigung zu gewähren. Sie reißen sich also einen künstlichen Weg auf, gewöhnlich an der Brust oder am Bauche. Die Indianer behaupten, der Kondor wisse ganz genau, wo das Herz der Thiere liege und suche dieses immer zuerst auf." Vollgefressen wird der Kondor träge und schwerfällig, und auch er würgt, wenn er gezwungen auffliegen muß, die im Kropfe aufgespeicherte Nahrung heraus. In einigen Gegenden, namentlich in dem höchsten Gebirgsgürtel, lassen sich die schmausenden nur mit Mühe von ihrem Fraße vertreiben und kehren augenblicklich wieder zu demselben zurück. An der Küste hingegen sind sie scheuer und vorsichtiger.

Die Brutzeit des Kondors fällt in unsere Winter- oder Frühlingsmonate. Der Horst steht auf den unzugänglichsten Felsen der höchsten Cordillerenrücken, ist aber kaum Horst zu nennen; denn oft legt das Weibchen seine zwei großen, auf gelblichweißem Grunde braun besprenkelten Eier auf den nackten Boden. Die Jungen kommen in einem graulichen Dunenkleide zur Welt, wachsen langsam, bleiben lange im Horste und werden auch nach dem Ausfliegen noch von ihren Eltern ernährt. Bei Gefahr vertheidigen diese die Brut mit großem Muth. „Im Mai 1841", sagt Tschudi, „verirrten wir uns bei Verfolgung eines angeschossenen Hirsches in die steilen Kämme des Hochgebirges und trafen kaum vier Fuß über uns auf drei brütende Weibchen, welche uns mit grausenerregendem Gekrächze und mit den drohendsten Geberden empfingen, sodaß wir fürchten mußten, durch dieselben von dem kaum zwei Fuß breiten Felsenkamme, auf dem wir uns befanden, in den Abgrund gestoßen zu werden. Nur der schleunigste Rückzug auf einen breiteren Platz konnte uns retten."

Die Indianer fangen viele Kondoren, weil es ihnen ein besonderes Vergnügen macht, die armen Vögel nach Möglichkeit zu peinigen. Man füllt den Leib eines Aases mit betäubenden Kräutern an, welche so heftig wirken, daß der Kondor nach dem Genusse des Fleisches wie betrunken umhertaumelt

und leicht ergriffen werden kann; man legt in den Ebenen Fleisch inmitten eines Geheges nieder, wartet, bis die Aasvögel sich vollgefressen haben, sprengt dann, so schnell die Pferde laufen wollen, auf das Gehege los und schleudert die Wurfkugeln unter die Vögel; man wendet endlich eine Fangweise an, welche schon von Molina geschildert und, so unglaublich sie klingt, von Tschudi bestätigt wird. Ein frisches Kuhfell, an welchem noch Fleischstücke hängen, wird auf den Boden gebreitet und verdeckt einen unter ihm liegenden, hinlänglich mit Schnüren versehenen Indianer. „Dieser schiebt das Stück des Fells, auf welchem ein Kondor sitzt, an dessen Füßen wie einen Beutel in die Höhe und legt um diesen eine Schnur. Sind einige so gefesselt, so kriecht er hervor, andre Indianer springen herbei, werfen Mäntel über die Vögel und tragen sie ins Dorf, woselbst sie für Stierhetzen aufgespart werden. Eine Woche vor Beginn dieses grausamen Vergnügens erhalten die Kondoren nichts zu fressen. Am bestimmten Tage wird je ein Kondor einem Stier auf den Rücken gebunden, nachdem dieser mit Lanzen blutig gestochen worden. Der hungrige Vogel zerfleischt nun mit seinem Schnabel das gequälte Thier, das zur großen Freude der Indianer wüthend auf dem Kampfplatze herumtobt. — In der Provinz Huarochirin ist auf der Hochebene eine Stelle, wo diese Vögel mit Leichtigkeit in großer Menge erlegt werden. Dort ist ein großer, natürlicher, ungefähr 60 Fuß tiefer Trichter, der an seiner obern Mündung etwa 60 Fuß Durchmesser hat. An seinem äußersten Rande wird ein todtes Maulthier oder Lama hingelegt. Bald versammeln sich die Kondoren, stoßen beim Herumzerren das Thier in die Tiefe, und folgen ihm, um es dort zu verzehren. Sobald sie voll gefressen sind, können sie sich nicht mehr aus dem kaum 15 Fuß weiten Boden des Trichters erheben. Dann steigen die Indianer, mit langen Stöcken bewaffnet, hinunter, und schlagen die ängstlich kreischenden Vögel todt.“

Tschudi, welcher Vorstehendes erzählt, fügt hinzu, daß er selbst an einem solchen Fange theilgenommen habe, bei dem 28 Stück erlegt wurden. Die Gefangenen werden in eigenthümlicher Weise gefesselt: man zieht ihnen einen Ring durch die Nasenlöcher und bindet sie an diesen an.

Die Jagd mit dem Feuergewehr verursacht im Hochgebirge kaum Schwierigkeiten. Bei der Häufigkeit der Vögel hält es nicht schwer, sie zu erlegen. Ulloa behauptet, daß nicht einmal eine Kugel das Gefieder eines Kondors durchdringe: für einen Jäger, welcher die Wirkung der Büchse kennt, bedarf diese Behauptung keiner Widerlegung. Mit dem Schrotgewehr gelingt es allerdings nicht immer, einen Kondor todtzuschießen; das dichte Gefieder schützt hinlänglich gegen den Hagel, und der Kondor ist außerdem ebenso lebenszähig, wie alle übrigen großen Geier.

Bei den alten Peruanern spielte der Kondor in Glaubenssachen eine große Rolle; gegenwärtig nimmt er eine wichtige Stelle im Arzneischatze der Indianer ein. Sie sehen in seinem Herzen, welches sie roh oder getrocknet und zu Pulver gestoßen eingeben, ein Mittel gegen die Fallsucht; die Schleimhaut des Magens wird äußerlich gegen Verhärtung der Brüste angewendet, und Tschudi versichert, daß er mehrmals den günstigsten Erfolg dieser Handlungsweise beobachtet habe.

An gefangenen Kondoren sind sehr verschiedene Wahrnehmungen gemacht worden. Einzelne werden überaus zahm, andere bleiben wild und bissig. So besaß Tschudi einen, welcher, als er ergriffen werden sollte, sich heftig wehrte und den ungeschickten Neger, welcher auf ihn fahndete, ein Ohr platt vom Kopfe abbiß. Derselbe Vogel verfolgte kurz darauf „einen dreijährigen Negerjungen, warf ihn auf die Erde und verwundete ihn mit seinem Schnabel so bedeutend am Kopfe, daß der Kleine bald darauf starb. Am Bord des Schiffes verletzte er ebenfalls mehrere Matrosen, welche ihn neckten oder sich ihm unvorsichtig näherten“. Auch die Kondoren des hamburger Thiergartens sind keineswegs freundschaftlich gegen die Menschen gesinnt und haben schon wiederholt versucht, ihrem Wärter einen Biß zu versetzen. Dagegen besaß Häckel längere Zeit zwei dieser Vögel, welche höchst liebenswürdig waren. „Ihre Zahmheit“, so erzählt der bereits wiederholt genannte Graf Gourcy, „übertrifft mehr, als man sagen kann. Nicht geringer ist ihre Gelehrigkeit und Fassungskraft. Ihren Besitzer haben sie bald sehr lieb gewonnen, besonders das Männchen, welches bei dessen Erscheinen vor Freude im Behälter herumspringt. Es schwingt sich auf seinen Befehl von der Erde auf die

Sitzstange, von dieser auf seinen Arm, läßt sich von ihm herumtragen und liebkost sein Gesicht mit dem Schnabel auf's zärtlichste. Dieser steckt ihm den Finger in den Schnabel, setzt sich ihm fast frei auf den Rücken, zieht ihm die Halskrause über den Kopf und treibt mit ihm alle Spielereien, wie mit einem Hunde. Dabei wird das Weibchen über das verlängerte Fasten ungeduldig und zieht ihn am Rocke, bis es Futter bekommt. Ueberhaupt sind sie auf die Liebkosungen ihres Herrn so eifersüchtig, daß ihm oft einer die Kleider zerreißt, um ihn von dem andern, mit dem er spielt, wegzubringen. Kommt er des Morgens, um zu füttern, so kommen sie mit einem frohlockenden, wiehernden Ton von der Stange herab; außerdem lassen sie bisweilen ein Brüllen hören; das Weibchen schnalzt zuweilen im Zorn und beißt. Das Männchen springt oft wie ein lustiger Knabe umher und treibt mit jedem Gegenstand sein Spiel. Sie unterscheiden sich mithin von allen Raubvögeln durch ihre Zähmbarkeit ohne allen Zwang und von den Geiern durch ihre Munterkeit."

Mit andern Familienverwandten vertragen sich die Kondoren recht wohl, wie die unseres Thiergartens beweisen. Sie wissen sich Achtung zu verschaffen und diese sich zu behaupten. Wenn es zum Beißen kommt, gebrauchen sie ihren Schnabel mit so großer Geschicklichkeit, Gewandtheit und Kraft, daß selbst die bissigen Gänsegeier ihnen ehrfurchtsvoll Platz machen.

Auf den kalifornischen Gebirgen wird der Kondor durch eine zweite Art seiner Sippe (Sarcorramphus californianus) vertreten. Dieser erreicht nach Taylor's Messungen eine Länge von 4 Fuß 6 Zoll, wovon 15 Zoll auf den Schwanz kommen, bei einer Breite von 8 Fuß 4 Zoll. Das Gefieder ist einfärbig dunkelbraun oder schwarz, ein dreieckiger Fleck unter den Flügeln und über der Brust aber ist schmuzigweiß und auch einige Außenfedern der Unterflügel sind weiß angeflogen. Die mit Ausnahme eines dreieckigen Bandes kleiner Federn faltige, nackte Haut des Kopfes ist schön citronengelb gefärbt, der Hals blaßschmuzigfleischfarben. Der kalifornische Kondor ist ein Bewohner des Felsgebirges, steigt aber auch oft zur Küste herab und nährt sich hauptsächlich von Fischen. Im Uebrigen ähnelt er seinen Verwandten.

In der Neuzeit ist der allbekannte Königsgeier (Sarcorramphus Papa) unter dem Namen Gyparchus von den Kondoren getrennt worden, obwohl die Unterschiede im Bau der betreffenden Vögel nur sehr geringfügige sind. Nach Tschudi unterscheidet sich der Königsgeier hauptsächlich durch den abweichenden Bau seiner Nasenlöcher von den Kondoren. Die verschiedene Färbung des Gefieders kann selbstverständlich bei Aufstellung einer Sippe nicht in Betracht kommen.

„Wie der Kondor die Aufmerksamkeit der ersten Reisenden in Peru auf sich zog", sagt Tschudi, „so that es in Mejiko und Südamerika der Königsgeier. Er wird schon von Hernandez angeführt. Sein lebhaftes, zierliches Gefieder, wie es bei keinem andern Raubvogel vorkommt, verdient ihm den Namen Rex vulturum, König der Geier." Es gibt aber auch noch andere Gründe für diese Benennung. Der Königsgeier ist wie alle großen Arten seiner Familie, welche mit kleineren verkehren, der Fürst und Beherrscher dieser. Er hält sie durch seine Stärke und seinen Eigenwillen in höchster Achtung.

Ein ausgefärbter Königsgeier trägt ein wirklich prachtvolles Kleid. Der Vorderrücken und die oberen Flügeldeckfedern sind lebhaft röthlichweiß, der Bauch und die Unterflügeldeckfedern reinweiß, die Fittige und der Schwanz aber tiefschwarz; die Halskrause ist grau, die Schwingen sind am äußeren Fahnenbarte meistens grau gesäumt. Scheitel und Gesicht, welche mit kurzen, steifen, borstenähnlichen Federn besetzt sind, haben eine fleischrothe Farbe. Rundliche Warzen, welche das Gesicht hinter und unter dem Auge in eigenthümlicher Weise zieren, sind dunkelroth, eine wulstige Falte, welche nach dem Hinterhaupte verläuft, hat dieselbe Färbung. Die Wachshaut, der Hals und der Kopf sind hellgelb, der hohe, lappig getheilte Kamm, welchen auch das Weibchen trägt, ist schwärzlich; der Schnabel ist am Grunde schwarz, in der Mitte lebhaft roth, an der Spitze gelblichweiß; die Füße sind schwarzgrau; das Auge ist silberweiß. Junge Vögel sind einfarbig nußbraun, auf dem Rücken dunkler, am

Steiß und an den Unterschenkeln weiß. Die Länge beträgt nach Tschudi 32, nach Burmeister 34 Zoll, die Breite nach Azara 67½ Zoll. Der Fittig mißt 20 Zoll, der Schwanz 9 Zoll. Das Weibchen ist größer als das Männchen, der Fleischkamm auf dem Schnabel aber kleiner.

Durch Azara, Humboldt, von Wied, d'Orbigny, Schomburgk, Tschudi und Andere sind wir über Aufenthalt und Lebensweise des Geierkönigs unterrichtet worden. Er verbreitet sich vom 32. Grad südlicher Breite an über alle Tiefländer Südamerikas bis Mejiko und Tejas und soll selbst in Florida vorgekommen sein. Im Gebirge findet er sich nur bis zu 5000 Fuß über dem Meere. Sein eigentliches Wohngebiet sind die Urwaldungen oder die mit Bäumen bestandenen Ebenen. Auf den baumlosen Steppen und auf waldlosen Gebirgen fehlt er gänzlich. Er ist nach d'Orbigny höchstens halb so häufig, als der Kondor, zehnmal seltener als der Urubu



Der Königsgeier (Sarcorramphus Papa).

und funfzehnmal seltener als der Gallinazo. Waldränder werden von ihm dem tieferen Walde vorgezogen. Er verbringt hier die Nacht regelmäßig auf den niederen Zweigen der Bäume, meist in Gesellschaft und scheint zu gewissen Schlafplätzen allabendlich zurückzukehren. Mit Anbruch des Morgens, viel früher als der Kondor, hebt er sich entweder allein oder in Gesellschaft und schwebt längs des Waldes und in dessen Umgebung dahin, um sich zu überzeugen, ob etwa ein Jaguar ihm die Tafel gedeckt habe. Hat er glücklich ein Aas erspäht, so stürzt er sich mit sausendem Fluge aus großer Höhe hernieder, begibt sich aber nicht unmittelbar zur Mahlzeit, sondern setzt sich erst in einer kleinen Entfernung von demselben auf einen Baum oder in Ermangelung eines solchen auf den Boden, zieht Hals und Kopf tief zwischen die Flügel ein und wirft nur dann und wann einen Blick auf das leckere Mahl, gleichsam, als wolle er seine Freßlust durch diese Enthaltsamkeit zur höchstmöglichen Gier steigern. Oft gibt er dieser erst nach einer viertel oder halben Stunde freien Lauf.

Er ist immer vorsichtig und überzeugt sich vorher auf das Sorgfältigste von seiner Sicherheit. Auch er überfrißt sich oft so, daß er sich kaum mehr bewegen kann. Ist der Kropf mit Speise gefüllt, so verbreitet der Vogel einen unerträglichen Aasgeruch; ist jener leer, so duftet das Thier wenigstens wie die übrigen Geier sehr stark nach Moschus. Nach beendigter Mahlzeit fliegt er einem hochstehenden, am liebsten einem abgestorbenen Baume zu und hält hier Mittagsruhe. D'Orbigny versichert, daß auch er junge Herdenthiere angreife; die übrigen Beobachter erwähnen hiervon aber Nichts. Gewöhnlich sind es die überall häufigen Urubus und Auras, welche noch früher als der Geierkönig ein Aas erspäht haben und ihm dasselbe durch ihr Gewimmel anzeigen. Sie müssen von der Tafel weichen, wenn ihr König sich anschickt, sein Mahl zu genießen. „Mögen auch", sagt Schomburgk, „hunderte von Aasgeiern in voller Arbeit um ein Aas versammelt sein: sie werden sich augenblicklich zurückziehen, wenn sich der Königsgeier nähert. Auf den nächsten Bäumen oder, wenn diese fehlen, auf der Erde sitzend, warten sie dann mit gierigen und neidischen Blicken, bis ihr Zwingherr seinen Hunger an der Beute gestillt und sich zurückgezogen hat. Kaum ist Dies geschehen, so stürzen sie wieder mit wilder und gesteigerter Gier auf ihr verlassenes Mahl, um die von jenem verschmähten Ueberbleibsel zu verschlingen. Da ich sehr oft Zeuge dieses Hergangs gewesen bin, kann ich versichern, daß sich kein anderer Vogel einer gleichen Achtung und Aufopferung von seiten der kleinen Aasgeier rühmen kann. . . . . . Wenn diese einen Königsgeier in der Ferne zu dem Mahle, bei welchem sie schon thätig beschäftigt sind, nahen sehen, so ziehen sie sich augenblicklich zurück und machen, wenn der Königsgeier wirklich erscheint, ganz eigenthümliche Bewegungen mit den Köpfen gegen einander. Sie scheinen ihn förmlich zu begrüßen; so wenigstens deutete ich das Emporstrecken der Köpfe bei dem Auf- und Niederbewegen der Flügel. Hat der Geierkönig Platz genommen, so sitzen sie vollkommen still und sehen mit verlangendem Magen seiner Mahlzeit zu." Tschudi bezweifelt Schomburgk's Angabe, weil weder er, noch sein Freund Stephan dieses Herrscher- und Sklavenverhältniß der betreffenden Vögel beobachtet hat, und bezeichnet, etwas voreilig, Schomburgk's Beobachtungen als unrichtige. Schomburgk vertheidigte sich später gegen den ihm gewordenen Angriff und nach meiner Ansicht mit vollstem Rechte. Genau dasselbe Verhältniß, wie zwischen Geierkönig und Urubu oder Aura, findet nach meinen eigenen vielfachen Beobachtungen zwischen den afrikanischen Ohren- und den Schmuzgeiern und nach Jerdon's Erfahrungen zwischen dem kahlköpfigen Geier Indiens und dem dort lebenden kleinen Gesindel der Familie statt. Ich glaube, behaupten zu dürfen, daß alle großen Geier überhaupt, schwächeren gegenüber, dieselbe Rücksichtslosigkeit an den Tag legen.

Ueber das Fortpflanzungsgeschäft des Geierkönigs fehlen noch sichere Beobachtungen. Azara erfuhr von den Indianern, daß der Vogel in Baumhöhlen niste. Der Prinz von Wied bezweifelt die Angabe; Tschudi bestätigt sie; Schomburgk hat hierüber Nichts erfahren können, d'Orbigny das Nest auch niemals gesehen, aber Dasselbe gehört, was man Azara erzählte; Burmeister sagt, daß der Geier auf hohen Bäumen, selbst auf den Spitzen alter, abgestorbener, starker Stämme niste. Die zwei Eier, welche das Gelege bilden, sollen weiß sein. Ausgeflogene Junge sieht man noch monatelang in Gesellschaft ihrer Eltern, bis sie endlich sich selbständig machen.

Es muß nicht eben leicht sein, den Geierkönig zu fangen oder zu erlegen. Der Prinz erhielt nicht einen einzigen dieser schönen Vögel, und auch Gefangene gehören immer zu den selteneren Erscheinungen. Wir haben in unserem Thiergarten bisher nur zwei Stück von ihnen besessen, beide blos kurze Zeit, weil beide krank bei uns ankamen. Ihr Betragen im Käfig unterscheidet sich nicht von dem anderer großer Geier im Käfig.

*

Auf die Kammgeier können wir die Gänsegeier (Gyps) folgen lassen, obgleich sie unter den altweltlichen Arten ihrer Familie wahrscheinlich nicht als die höchststehenden angesehen werden dürfen. Sie kennzeichnen sich durch verhältnißmäßig gestreckten Leib, lange, noch immer ziemlich schmale Flügel,

einen mittellangen Schwanz und niedrige Füße, vor Allem aber durch ihren langen gänseartigen Hals von gleichmäßiger Stärke, welcher sich ohne Absatz an den länglichen Kopf anschließt und spärlich mit weißlichen, flaumenartigen Borsten bedeckt ist. Der Schnabel ist verhältnißmäßig schwach und gestreckt. Das Gefieder ist großfedrig, aber nach dem Alter sehr verschieden. Bei jungen Vögeln sind alle Federn länger und schmäler, als bei alten und namentlich die Federn der Halskrause eigenthümlich gebildet. Es ist auffallend genug, daß selbst berühmte Vogelkundige diesen Unterschied noch nicht kennen oder wenigstens noch nicht zu kennen scheinen, und deshalb möge auch ihnen bemerkt sein, daß junge Gänsegeier an ihren langen und flatternden, alte hingegen an ihren kurzen, zerschlissenen und haarartigen Krausen oder Nackenbandfedern mit untrüglicher Sicherheit zu erkennen sind. Für meine übrigen Leser will ich hinzufügen, daß auch hinsichtlich der Färbung eine mehr oder minder große Umänderung des Gefieders stattfindet, namentlich auch an den Federn der Krause,



Der fahle Gänsegeier (Gyps fulvus).

welche bei jungen Vögeln regelmäßig dunkelfahlbraun, bei alten aber eben so regelmäßig weiß oder gilblichweiß gefärbt sind.

Die Gänsegeier sind über alle drei Erdtheile der alten Welt verbreitet. In Europa lebt höchst wahrscheinlich nur eine Art, der fahle Gänsegeier (Gyps fulvus), ein Vogel von 41 Zoll Länge und 99 Zoll Breite, dessen Fittig 26 Zoll und dessen Schwanz 11½ Zoll mißt. Das Gefieder ist sehr gleichmäßig lichtfahlbraun, auf der Unterseite dunkler, als auf der Oberseite. Jede einzelne Feder ist lichter geschäftet. Die breiten, weiß gesäumten großen Flügeldeckfedern bilden eine lichte Binde auf der Oberseite. Die Schwingen erster Ordnung und die Steuerfedern sind schwarz, die Schwingen zweiter Ordnung graubraun, auf der Außenfahne breit fahl gerandet. Das Auge ist lichtbraun, die Wachshaut dunkelbleigrau, der Schnabel rostfarben, der Fuß lichtbräunlichgrau. Bei

jungen Vögeln treten die Schaftstriche mehr hervor, und das ganze Gefieder ist dunkler; die Federn der Halskrause sind ebenfalls braun, lang und schmal, nicht weiß, nicht kurz, nicht zerschlissen.

Der Gänsegeier ist häufig in Siebenbürgen und auf der großen Balkanhalbinsel, in Ost-, Süd- und Mittelspanien und in Süditalien; er verirrt sich aber, und nicht gerade selten, auch nach Deutschland. Noch häufiger vielleicht als in Siebenbürgen lebt er in ganz Egypten und Nordnubien, in Tunis, Algier und Marokko; und ebenso häufig kommt er in Nordwestasien vor. Auf dem Himalaya findet er sich noch; nach den Tiefebenen Indiens jedoch schweift er nicht herab: hier vertreten ihn zwei verwandte Arten, der indische und bengalische Gänsegeier (Gyps indicus und Gyps bengalensis), welche beide ihm ähneln.

In Mittelafrika ersetzt ihn der Sperbergeier (Gyps Rüppellii), wohl das schönste Mitglied der Sippe und deshalb einer kurzen Beschreibung werth. Nach eigenen Messungen beträgt die Länge 3 Fuß 2 Zoll, die Breite 7 Fuß 6 Zoll, die Fittiglänge 2 Fuß, die Schwanzlänge 9½ Zoll. Beim alten Vogel sind alle großen Federn, mit Ausnahme der Schwingen und Schwanzfedern, dunkelgraubraun mit einem schmuzigweißen, halbmondförmigen, mehr oder minder breiten Saum am Ende, wodurch das Kleid buntscheckig wird. Die durchschimmernde nackte Haut des spärlich bekleideten Halses ist graublau, welches vorn und an den Seiten des Unterhalses ins Fleischrothe übergeht. Die nackten Schulterflecken sind aschblau fleischroth gesäumt. Das Auge ist silbergrau, der Schnabel an der Wurzel gelb, an der Spitze bleifarben, die Wachshaut ist schwarz, der Fuß dunkelbleigrau. Die Halskrause besteht selbstverständlich aus kurzen, haarartig zerschlissenen weißen Federn. Beim jungen Vogel sind die kleinen Federn dunkelgraubraun, bräunlichgelb geschäftet und ungesäumt, die Schwingen und Schwanzfedern schwarzbraun. Das Auge ist lichtröthlichbraun, der Schnabel bis auf die bläulichen Ränder schwarz wie die Wachshaut, der Fuß grünlichgrau. Die Halskrause besteht natürlich aus langen, schmalen, dunkelbraunen Federn, welche gelbbraun geschäftet sind. Dem Anschein nach vergehen viele Jahre, bevor der junge Vogel in das Kleid des Alten übergeht.

Der Sperbergeier findet sich von Mittelnubien an im ganzen Innern Afrikas, soweit es mir bekannt geworden ist, und vertritt dort vollständig den fehlenden Gänsegeier. Im südlichen Afrika aber scheint wieder eine dem letztgenannten ähnliche Art (Gyps Kolbii) vorzukommen. Zu bemerken ist, daß die unserm Gänsegeier nächststehenden Vögel noch keineswegs genügend untersucht worden sind, als daß wir mit Sicherheit über ihre Artselbständigkeit oder Nichtselbständigkeit urtheilen könnten.

Alle Gänsegeier scheinen vorzugsweise Felsenbewohner zu sein; ihr Horst zumal wird wahrscheinlich nur auf Felsen angelegt. Deshalb trifft man sie am häufigsten in der Nähe von Gebirgen, welche geeignete steile Wände haben. Unsern europäischen Gänsegeier habe ich niemals auf Bäumen ruhen sehen; dagegen bäumen der Sperbergeier und der auch in Afrika vorkommende bengalische Gänsegeier nicht selten und verbringen auf Bäumen auch die Nacht. In den eigentlichen Waldungen aber fehlen sie nach meinen Beobachtungen wenigstens stets.

Die Lebensweise der Gänsegeier kommt in vieler Hinsicht mit der anderer Arten der Familie überein; doch unterscheiden sie sich in andern Stücken nicht unwesentlich von den noch zu erwähnenden altweltlichen Verwandten. Ihre Bewegungen sind leichter und zierlicher als bei diesen, und namentlich beim Herabsenken aus großer Höhe benehmen sie sich durchaus eigenthümlich, weil sie fast mit der Leichtigkeit eines Falken unter vielfachen Schwenkungen herabschweben, während sich die andern Arten aus einer bedeutenden Höhe ohne Flügelbewegungen herabfallen lassen, bis sie fast den Boden berührt haben. Ihr Gang auf dem Boden ist so gut, daß sich ein Mensch sehr anstrengen muß, wenn er einen laufenden Geier einholen will. Noch mehr, wenn gleich nicht in gutem Sinne, zeichnet die Gänsegeier ihr Wesen aus. Sie sind die heftigsten, jähzornigsten und tückischsten Arten der Familie. Ihr Verstand ist, auch im Vergleich zu den Geistesfähigkeiten anderer Geier, gering; nur die niederen Eigenschaften scheinen ausgebildet zu sein. Sie leben in großen Gesellschaften, gründen gemeinschaftlich Nistansiedlungen und vereinigen sich regelmäßig auch mit andern Arten der

Familie; aber sie sind und bleiben immer die Störenfriede, die, welche den meisten Streit erregen. Bei längerem Zusammensein mit anderen ihrer Familie wissen sie sich bald die Herrschaft zu erringen, und Dem, welcher sie angreift, gehen sie tolldreist zu Leibe. Die Angeschossenen wehren sich mit Muth und Ingrimm; sie gehen wie bissige Hunde auf den Mann, springen anderthalb bis zwei Fuß hoch vom Boden auf und schnellen ihren langen Hals unter vernehmlichem Schnabelklappen stets nach dem Gesicht ihres Gegners, sodaß ihre böswillige Absicht gar nicht verkannt werden kann. Anfänglich flüchten die Flugunfähigen im raschen Laufe, wobei sie sich mit den Flügeln nachhelfen, vor dem Menschen; ist dieser ihnen aber nahe gekommen, so drehen sie sich blitzschnell um, fauchen wie eine Eule und rollen wüthend die Augen. Hat man sie glücklich gepackt, so krallen sie sich noch mit den Klauen fest und wissen sich, trotz deren Stumpfheit, noch nachdrücklich zu vertheidigen. Gegen Ihresgleichen benehmen sie sich nicht anders. Zuweilen kommt es vor, daß zwei Geier, welche scheinbar friedlich neben einander dahinfliegen, plötzlich sich erbosen und sofort einen Zweikampf beginnen, welcher sie die Höhe, in welcher sie sich bewegen, vollständig vergessen läßt. „Auf einer meiner Jagden in der Sierra de Gudarrama", sagt mein Bruder, „beobachtete ich, daß zwei Geier plötzlich in hoher Luft über einander herfielen, sich in einander verkrallten und nunmehr einen Klumpen bildend, zum Fliegen selbstverständlich unfähig, wirbelnd zur Erde herabsausten. Nicht einmal der Sturz auf den Boden änderte ihre Wuth. Sie setzten auch hier den Kampf fort und schienen die Außenwelt so vollständig vergessen zu haben, daß sich ein in ihrer Nähe befindlicher Schäfer verleiten ließ, sie fangen zu wollen. Wirklich brachten sie erst mehrere wohlgezielte Hiebe, welche der Mann mit seinem langen Stocke unter sie führte, zur Besinnung und zur Ueberzeugung, daß es doch wohl besser sei, für jetzt den Zweikampf aufzuschieben. Dieses thaten sie denn endlich auch und eilten mit heftigen Flügelschlägen nach verschiedenen Richtungen hin aus einander."

Beim Wegräumen eines Aases übernehmen sie einen bestimmten Theil der Arbeit. Sie sind es, welche vorzugsweise die Leibeshöhlen der todten Thiere ausfressen. Wenige Bisse mit dem scharfen Schnabel öffnen ihnen ein rundes Loch durch die Bauchwand, und in dieses nun stecken sie den langen Hals so tief hinein, als sie können. An ihren zuckenden Bewegungen sieht man, wie eifrig sie im Innern arbeiten. Die edleren Eingeweide werden hinabgewürgt, ohne daß sie den Kopf aus der Höhle hervorziehen, die Gedärme aber werden erst an das Tageslicht gefördert, durch heftige Bewegungen nach rückwärts herausgezerrt, dann mit einem Bisse durchgeschnitten und nun stückweise hinabgeschlungen. Es versteht sich ganz von selbst, daß bei derartiger Arbeit Kopf und Hals mit Blut und Schleim überkleistert werden und die Gänsegeier nach dem Schmause ein wahrhaft abschreckendes Bild gewähren. Ob auch sie sich über kranke und bezüglich verendende Thiere hermachen, wie vom Kondor berichtet wird, lasse ich dahingestellt; die Araber geben ihnen derartige Uebelthaten schuld, und auch die Hirten der südungarischen Gebirge erzählen dasselbe. Sie versicherten Lázár, daß die Gänsegeier regelmäßig die zurückbleibenden Schafe überfallen und tödten.

Nach meinen Beobachtungen schlafen auch die Gänsegeier lange in den Tag hinein. Sie erscheinen erst in den Vormittagsstunden in ihrem Jagdgebiet und fallen vorzugsweise um die Mittagszeit auf das Aas. Während ihrer Brutzeit aber scheinen sie sich mehr anstrengen zu müssen; wenigstens schreibt mir Lázár, welcher sie zur Zeit beobachtete, daß sie sich bald nach Sonnenuntergang erhoben, einer nach dem andern, und zunächst ihren Felsenvorsprung wohl eine Stunde lang umkreisten. „Sie steigen nun immer höher und ziehen stets größer werdende Kreise, bis sie sich einzeln in der Ferne verlieren. Gegen Mittag hin kommen sie wieder zurück, ebenfalls einzeln, sammeln sich aber bald in der Nähe ihrer Ansiedlung und umkreisen nun wieder eine Zeitlang die Felsenwand. Dann läßt sich einer nach dem andern auf die Felsenkanten und Vorsprünge nieder und verträumt jetzt ein paar Stunden in träger Ruhe. Nachmittags, zwischen zwei und drei Uhr, fliegen sie unter lautem Geräusch nochmals empor, umschweben einige Male ihre Wohnung, als wollten sie Flugübungen machen und ziehen dann zum zweiten Male auf Aas aus, niemals jedoch auf längere Zeit. Schon mehrere Stunden vor Sonnenuntergang sind sie wieder an ihren Wohnsitzen angelangt."

Ueber das Brutgeschäft des fahlen Gänsegeiers haben neuerdings Baldamus, Krüper, Simmpson und mein Bruder berichtet. Es wird genügen, wenn ich letzteren seine Beobachtungen erzählen lasse. Sie enthalten im wesentlichen Alles, was bisher festgestellt wurde.

„Die Brutzeit des Gänsegeiers fällt in Südeuropa in die letzte Hälfte des Februar oder in den Anfang des März. Der Horst wird gewöhnlich in einer Felsenhöhle oder wenigstens unter einem überhängenden Felsen errichtet und besteht aus einer dünnen Schicht nicht sehr starker Reiser. In diesen Horst legt das Weibchen ein weißes Ei von der Größe eines Gänseeies mit dicker Schale, welches es mit dem Männchen gemeinschaftlich bebrütet und zwar so, daß das Männchen in der Regel während der Vormittags- und ersten Nachmittagsstunden dem Brutgeschäft obliegt, das Weibchen dagegen den übrigen Theil des Tages im Neste verweilt. Auf Bäumen horstet der Gänsegeier nie. An einem günstigen Brutplatze findet man immer mehrere Horste in einer Entfernung von etwa 100 bis 200 Schritt von einander. Eigenthümlich ist, daß die Nistgesellschaften an solchen Felswänden keineswegs ausschließlich aus Geiern bestehen, sondern daß die Geier ruhig neben und unter sich auch den Geieradler oder Bonelli's Habichtsadler dulden, ja selbst dem schwarzen Storch gestatten, unmittelbar neben ihrem Horst sich anzusiedeln und zu nisten. Auf den Eiern sitzen die Geier ziemlich fest, kommen erst auf lautes Anrufen aus der Höhle hervor, stellen sich auf den Rand derselben und sehen sich neugierig nach dem Störer um, trippeln auch wohl, wenn dieser sich gut verborgen hatte, nach dem Neste zurück und verlassen letzteres überhaupt nur, wenn sie sich wirklich von der ihnen drohenden Gefahr überzeugt haben. Bei meinen Jagden in der Nähe des Escorial machte ich mir oft das Vergnügen, die brütenden Geier vom Neste aufzurufen. Sie erschienen auf jedesmaligen Anruf, schauten sich sorgfältig nach allen Seiten um und zogen sich dann, wenn sie mich nicht gewahren konnten, wieder in das Nest zurück. Ein nach ihnen abgefeuerter Schuß scheucht freilich die ganze brütende Gesellschaft auf, und jeder Einzelne sucht mit raschen Flügelschlägen das Weite. Dann währt es lange Zeit, ehe sie sich wieder sehen lassen; man späht vergeblich nach allen Seiten hin, die Gegend erscheint mit einem Male wie ausgestorben, und von den gewaltigen Vögeln ist auch nicht das Geringste mehr zu entdecken. Erst nach ungefähr einer halben Stunde erscheint Einer nach dem Andern. Jeder streicht mehrere Male am Nistplatze vorbei, hält sorgfältig Umschau und schießt dann plötzlich, aber mit einer gewissen Heimlichkeit, nach dem Horste hernieder, verweilt noch eine Zeit lang vorn auf dem Felsenrande, späht nochmals vorsichtig und mißtrauisch in die Runde und schleicht sich nun erst wieder in das Innere seiner Felsenhöhle zurück. Es ist vielfach behauptet worden, daß diese Geier den das Nest bedrohenden Jäger muthig angriffen; diese Angabe entbehrt jedoch nach meinen Beobachtungen jedes Grundes."

„Noch ist es unbekannt, wie viel Tage der Bebrütung erforderlich sind, um das große Ei zu zeitigen; man weiß nur, daß gegen Ende des März bereits einzelne der Jungen ausgeschlüpft sind. Bezeichnend für diese Vögel, welche niemals Wohlgerüche verbreiten, ist, daß nicht blos das ausgeschlüpfte Junge, sondern schon das sich im Ei entwickelnde, ja selbst Dotter und Eiweiß heftig nach Moschus stinken. Das Ausblasen eines solchen Eies erfordert in der That die ganze Gleichmüthigkeit eines begeisterten Naturforschers, und selbst dieser muß gewaltsam ankämpfen, um des aufsteigenden Ekels sich zu erwehren."

„Das Junge, welches einem kleinen Wollklumpen gleicht, wird von beiden Alten mit vieler Liebe behandelt und sorgfältig geäzt, zuerst mit den durch die Verwesung bereits gänzlich zersetzten Fleischtheilen eines Aases, später mit kräftigerer Nahrung, freilich immer mit solcher, welche derselben Quelle entstammt. Daß diese Aezung nicht dazu beiträgt, den Geruch der Geier zu vermindern, kann man sich denken. Dank der reichlichen Fütterung wächst das Junge verhältnißmäßig rasch heran; jedoch währt es immerhin mindestens drei Monate, bevor es flugfähig und damit selbständig wird."

Baldamus nahm einen jungen Gänsegeier aus dem Horste. Der Vogel hatte die Größe eines starken Hahns und war überall mit dichtem, schmuzigweißen, wolligen Flaum bedeckt. Namentlich durch die Nasenlöcher verbreitete er einen höchst empfindlichen Geruch. Sein Hunger war unver-

wüstlich. Er fraß sofort nach seiner Gefangennahme zwei Steindrosseln, einen Kuckuck, am andern Morgen einen Milan, einen halbgroßen Karpfen und die Eingeweide verschiedener Vögel. Drei Wochen später war seine Freßlust so groß, daß er kaum mehr gesättigt werden konnte. Binnen vierundzwanzig Stunden verzehrte er zwei Kalbseingeweide (Gekröse, Herz, Lunge, Leber u. s. w.), verschlang daneben noch alles, was in seinen Bereich kam, Holz und Erdstückchen, und erhielt außerdem noch manchen Bissen von den Reisenden des Dampfschiffes. Wenn man ihm ein ganzes Thier vorlegte, so suchte er schon jetzt die Bauchhöhle zu öffnen und verfuhr, wenn man ihm dabei geholfen hatte, ganz nach Art seiner Väter. Später ließ er den übrigen Körper der Vögel stets so lange unberührt, bis er die Bauchhöhle geleert hatte. „In seinem Heißhunger", sagt Baldamus, „war er stets so ungestüm, daß er, sobald er mich ohne Futter in den großen Hühnerstall kommen sah, wüthend auf mich losstürzte, ein ununterbrochenes Geschrei hören ließ, den Kopf heftig schüttelte und sobald er mich erreichen konnte, in die Füße und Kleider kniff. Bald wußte er mich sehr wohl von andern zu unterscheiden und wendete sich auch, wenn ich mit mehreren Leuten eintrat, stets an mich."

Es ist eine Ausnahme, wenn ein Gänsegeier zahm wird, gewöhnlich bleibt er menschenscheu, tückisch und bissig im Käfig, auch seinem Herrn gegenüber. „Man sagt nicht zu viel", meint mein Bruder, „wenn man behauptet, daß er immer in gewissem Grade gefährlich bleibe. Nur ein einziges Mal habe ich in dem Hofe eines Wirthshauses zu Bayonne einen wirklich gezähmten Gänsegeier gesehen. Er hing freilich an einer langen, dünnen Kette und war in seinen Bewegungen hierdurch wesentlich gehindert. Dieser Vogel kam auf den Ruf seines Pflegers von der Stange herab geflogen, näherte sich vertraulich dem Manne und duldete es sogar, daß dieser ihn zwischen die Beine nahm und ihm Kopf, Hals und Rücken streichelte. Mit den im Wirthshaus befindlichen Hunden lebte er ebenfalls in größter Einigkeit." Auch Lázár, welcher den Gänsegeier einen tückischen, traurigen Gesellen nennt, der mit heimtückischen Blödsinnigen eine gewisse Aehnlichkeit habe, kannte zwei ausnahmsweise zahme Vögel dieser Art. Der eine, welcher verwundet worden war, folgte seinem Herrn fliegend bis auf das Feld hinaus, unternahm selbständig kleine Ausflüge und blieb zuweilen einen oder zwei Tage aus, kam aber immer wieder zu seinem Herrn zurück. Ein Fleischer hielt einen andern Gänsegeier mehrere Jahre lang lebend auf seinem Hofe. Dieser Geier lebte in größter Freundschaft mit einem alten Fleischerhunde. Als letzterer starb, wurde der Leichnam dem Geier vorgeworfen, dieser aber rührte seinen alten Freund, obgleich er hungrig war, nicht an, wurde traurig, verschmähte fortan alle Nahrung und lag am achten Tage verendet neben dem todten Hunde.

In Egypten wird der Gänsegeier nicht selten gefangen, weil man die Federn in vielfacher Weise benutzt. Namentlich die Schwung- und Steuerfedern finden mancherlei Verwendung zu Schmuck- und Wirthschaftsgegenständen. Auf Kreta und Arabien soll der Balg an Kürschner verkauft und von diesen gegerbt und zu einem Pelzwerk zubereitet werden, welchen man theuer bezahlt. Die arabischen und türkischen Herren verwendeten nach Belon große Summen auf derartige Pelze. Gegenwärtig scheint wenigstens diese Benutzung des Geierbalges in Egypten nicht mehr üblich zu sein, ich meinestheils habe nie Etwas davon vernommen.

Die Schopfgeier (Vultures) unterscheiden sich von den Gänsegeiern durch kräftigeren Leib, kürzeren, stärkeren Hals, größeren Kopf mit kräftigerem, mehr adlerartigen Schnabel und breiten Flügeln. Auch das Gefieder ist von dem der Gänsegeier verschieden; es ist dichter und weicher. Der Kopf ist mit kurzem, krausen und wolligen Flaum bekleidet, welcher am Hinterkopf einen wenig hervortretenden Schopf bildet. Der Hinterhals und einige Stellen des Vorderhalses sind nackt. Die Krause besteht aus kurzen, breiten, kaum zerschlissenen Federn von dunkler Farbe.

Europa beherbergt einen Vertreter dieser Sippe, den Kuttengeier (Vultur cinereus), welcher sonst auch grauer, gemeiner, großer und brauner Geier genannt wird. Er ist der größte Vogel

unseres Erdtheils. Die Länge des Männchens beträgt nach eigenen Messungen 41½ Zoll, die Breite 85 Zoll; der Fittig mißt 29, der Schwanz 15 Zoll. Das Weibchen ist noch um 1½ bis 2 Zoll länger und um 2 bis 3 Zoll breiter. Der graue Geier klaftert also ungefähr ebenso weit als der Kondor. Das Gefieder ist gleichmäßig dunkelbraun, das Auge ist braun, der Schnabel an der Wachshaut blau, stellenweise röthlich, sodann lebhaft violett, an der Spitze aber blau. Die Füße sind weiß oder fleischfarben, ins Violette spielend, die nackten Stellen am Halse sind lichtbleigrau. Ein unbefiederter Ring ums Auge ist violett. Der junge Vogel ist dunkler; sein Gefieder hat mehr Glanz, und die Flaumfedern am Scheitel sind schmuzig weißlichbraun.

Der Kuttengeier kommt auf allen drei südlichen Halbinseln Europa's als Stand- und Brutvogel vor. In Spanien und Italien ist er seltner, als der Gänsegeier, in den Donautiefländern häufig. Vonhieraus verbreitet er sich über einen großen Theil Asiens bis zum Altai und Himalaya. In Afrika dagegen fehlt er, wie es scheint, überall, die Atlasländer ausgenommen. Nach Eversmann verbreitet er sich in Asien mehr und mehr. Noch vor fünfundzwanzig Jahren war er im südlichen Ural eine Seltenheit; gegenwärtig ist er häufig. Die beständige Viehseuche, welche seit Jahren in jenen Gegenden herrscht, gibt ihnen hinreichende Nahrung. Pallas, der große Forscher, hat im Ural noch keinen Geier beobachtet. In Deutschland ist der Kuttengeier wiederholt erlegt worden. Für seine Flugkraft verursacht eine Reise aus Ungarn bis in unser Vaterland keine Schwierigkeiten.

Nach meinen Beobachtungen, welche mit denen anderer Forscher übereinstimmen, ist der Kuttengeier regelmäßig seltener, als der Gänsegeier. In Südspanien sieht man ihn einzeln oder in kleinen Flügen von drei bis fünf. Diese fallen mit den Gänsegeiern auf das Aas, geberden sich hier aber viel ruhiger und anständiger, als letztere. Ihr Benehmen steht im vollsten Einklange zu dem großen, wohlgebildeten Kopf. Die Bewegungen sind ruhiger, als bei den Gänsegeiern, aber, falls Dies möglich, ausdauernder und gleichmäßiger. Die Haltung ist edler, mehr adlerartig, und der Blick des Auges hat durchaus nichts Tückisches, sondern höchstens etwas Feuriges und Kluges. Bei dem Schmause machen sich die Kuttengeier zunächst über die Muskeltheile her; Eingeweide eines Thieres verzehren sie nur, wenn sie kein besseres Fleisch haben. Auch Knochen werden von ihnen verschlungen. Nach einer brieflichen Mittheilung Lázár's stimmen alle Gebirgsjäger Siebenbürgens darin überein, daß der Kuttengeier auch lebende Säugethiere ergreife und tödte.

Im Gegensatz zu seinem vorher beschriebenen Verwandten scheint der Kuttengeier ausschließlich auf Bäumen zu horsten. Graf Lázár theilt mir mit, daß ein Freund von ihm in einem Walde an der Donau mehrere Horste gefunden habe, zwei von ihnen auf Linden, einen auf einer riesigen Ulme, einen andern auf einer Fichte. Damit stimmen die Beobachtungen meines Bruders, welcher auch diesen Geier horstend fand, vollständig überein. „Der Kuttengeier", berichtet er, „horstet nicht wie der fahle Geier in Gesellschaften, sondern einzeln paarweise und, in Spanien wenigstens, nur auf Bäumen. Sein umfangreicher Horst steht entweder auf dem starken Aste einer Kiefer oder auf dem breiten, buschigen Gipfel einer immergrünen Eiche, oft nicht höher, als acht bis zwölf Fuß über dem Boden. Er besteht aus einer Unterlage von armstarken Knüppeln, auf welche eine zweite Schicht dünnerer Stöcke folgt; erst auf dieser ruht die flache Nestmulde aus dünnen, dürren Reisern. In dieser findet man Ende Februars ein weißes, dickschaliges Ei, welches an Größe das der Gänsegeier nicht übertrifft, demselben im Gegentheil häufig nachsteht. Man will auch buntgefleckte Eier gefunden haben, behauptet außerdem, daß der Mönchsgeier zwei Eier lege; meine Beobachtungen jedoch widersprechen Dem: ich habe bei dem Mönchsgeier sowohl als bei dem Gänsegeier stets nur ein Ei gefunden. Die Erfahrungen aller spanischen Jäger, welche ich darüber befragte, stimmen mit meiner Beobachtung überein."

„Das aus dem Ei geschlüpfte Junge ist mit dichtem, weißen, wolligen Flaum bekleidet und bedarf mindestens vier Monate, bis es flugfähig ist. Es wird von den Eltern sorgfältig mit Aas gekröpft, keineswegs aber so heldenmäßig vertheidigt, wie man gewöhnlich annimmt."

„Nähert man sich dem Horste, in welchem sich ein Junges befindet, so umkreisen wohl die Geier den Platz, jedoch in bedeutender Entfernung, und kommen nie dem Jäger auf Schußweite heran. Bei La Granja, wo die Geier in dem das Dorf umschließenden, ausgedehnten Kiefernwalde die herrlichsten Nistplätze finden, horsten sie häufig und ungefähr in der Entfernung von einer Viertelstunde von einander. Ich habe auch den Horst in der Nähe des Nistplatzes einer Gesellschaft der fahlen Geier bemerkt und zwar unmittelbar neben einem Neste dieses letzteren; allein der Baum, auf welchem der Horst stand, war der einzige in der ganzen Gegend, und Dies war jedenfalls der Grund, warum der Mönchsgeier sich in Gesellschaft der vorher genannten Art ansiedelte."

Ueber das Gefangenleben dieses Geiers hat Leisler schon vor Jahren Beobachtungen veröffentlicht, und es ist daher billig, daß ich zunächst diese hier wiedergebe. „Anfangs war mein Kuttengeier sanft und gutmüthig, später aber wurde er boshaft und hieb nach Jedem mit Schnabel und Füßen, außer seinem Wärter. Er saß beständig in der Höhe und kam nur auf den Boden, um zu fressen und zu saufen. Dann saß er mit eingezogenem Halse stundenlang auf einem Beine. Er verzehrte ganz faule Thiere ebenso gern, wie frische und fraß sie mit Haut und Haaren, selbst den Schwanz von jungen Füchsen. Das Gewölle spie er sodann aus. Fünf bis sechs Zoll lange Knochen verdaute er ganz; Fische rührte er nie an. Er ertrug eine Kälte von 12 Grad und eine ziemliche Hitze. Lebende Thiere griff er nicht an: ein Kolkrabe und eine Rabenkrähe lebten monatelang friedlich mit ihm, und obschon man ihn Hunger leiden ließ, that er doch einem Hasen, mit dem er sich zusammen befand, Nichts zu Leide. Todte Katzen fraß er sehr gern; befestigte man aber einen Bindfaden an eine derselben und zog sie hin und her, so sprang er furchtsam davon, kam nach einiger Zeit wieder, gab ihr einen Hieb mit dem Fuß, sprang schnell wieder zurück und that Dies so oft, bis er von ihrem Tode überzeugt war. Um den Geier zu tödten, gab man ihm zwölf Gran Arsenik. Nach einer Stunde bekam er Zittern, würgte das vergiftete Fleisch heraus, fraß es wieder und befand sich abermals eine Stunde später wiederum ganz wohl. Am selben Nachmittage gab man ihm noch zwei Quentchen Arsenik; es erfolgte Zittern und Erbrechen, aber nicht der Tod. Man mußte ihn durch einen Stich ins Genick tödten."

Ueber einen andern Gefangenen schreibt mir Lázár Folgendes. „Ich halte einen alten Kuttengeier schon seit zwei Jahren. Er klemmte sich einen Flügel zwischen die Gitter seines Behälters und brach einen der Knochen. In Folge dessen mußte ihm die Schwinge im Handgelenk abgelöst werden. Seit jener Zeit läuft der Geier frei in meinem Hofe herum. Als er noch in seinem geräumigen Behälter eingesperrt war, zeigte er sich trotzig; seitdem er größere Freiheit genießt, ist er ein lebensfroher, ich möchte sagen lustiger Gesell geworden. Er macht sich ein Vergnügen daraus, die Hähne zu schrecken, denkt aber niemals daran, sie zu ergreifen. Er zerrt die Schweine am Schwanze, läuft den Hunden nach und treibt sie wohl auch in die Flucht. Ueberhaupt ist er so dreist und kühn, daß Fremde sich vor ihm in Acht nehmen müssen. Selbst mein Diener muß sich in Acht nehmen, daß ihm Pandur, so heißt der Vogel, nicht das zur Fütterung meiner zahmen Raubvögel bestimmte Fleisch mit Gewalt wegnimmt. Jetzt bewehrt sich der Bursch regelmäßig mit einer Gerte, und damit hält er sich den Geier vom Leibe. Pandur kommt ungescheut in die Gemächer zur ebenen Erde herein, und ich finde ihn oft, wenn ich von meiner Arbeit aufstehe, vor der Thür des Zimmers sitzen. So lange er nicht gereizt wird, lebt er mit allen Leuten im besten Einverständniß; selbst Kinder können ohne Furcht in seine Nähe kommen. Angegriffen aber vertheidigt er sich tapfer und theilt kräftige Schnabelhiebe aus. Im Zorn sieht er sehr drollig aus. Er schleift dann die halbgeöffneten Flügel, sträubt seine langen Rückendeckfedern, nimmt eine wagrechte Stellung an, streckt den Hals weit vor und trippelt und hüpft so sonderbar umher, daß man sich des Lachens kaum entwehren kann. Er ist so gefräßig wie der Gänsegeier, kann aber auch nicht so lange hungern, wie dieser. Ich lasse ihn jeden zweiten Tag füttern, und dabei befindet er sich sehr wohl. Wasser aber ist ihm Bedürfniß, er trinkt oft und badet ungemein gern. Das Fleisch von Säugethieren zieht er allem Andern vor, doch frißt er auch Vögel. Fische verzehrt er selbst beim größten Hunger nicht. Ich glaube aus seinem Gebahren

beim Fressen auf eine ziemlich hohe Ausbildung seines Geschmacksinnes schließen zu dürfen. Er nimmt oft Fleischstücke in den Schnabel, wälzt sie hin und her, als wolle er an ihnen kauen, und speit sie dann wieder aus."

Im Innern Afrikas wird der Kuttengeier durch den bunteren Schopfgeier (Vultur occipitalis) ersetzt. Man hat auch diesen Vogel neuerdings zum Vertreter einer eigenen Sippe (Lophogyps) erhoben; ich bin aber nicht im Stande anzugeben, worin die Unterschiede beider Sippen bestehen; denn die Färbung allein berechtigt gewiß nicht zu einer derartigen Trennung.

Der Schopfgeier gehört zu den schönsten Arten seiner Familie. Die ganze Oberseite, die Brust und der Schwanz sind rußschwarz, alle Federn braun gesäumt, der Kropf, der Unterleib, die Füße und die Schwingen der zweiten Reihe aber sind reinweiß, die Handschwingen schwarz. Die Haube am Hinterhaupte besteht aus weißem Wollflaum. Der nackte Hals ist bläulichweiß, die acht bis zehn Halbringe aus einander gereihten Wärzchen, welche auf dem Vorderhals stehen, sind schwärzlich. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel an der Wurzel röthlichbraun, am Haken schwarzblau, der Unterschnabel hellblau, die Wachshaut lichtblau, der Fuß blaß purpurroth oder röthlichweiß. Bei jungen Vögeln ist das Gefieder einfarbig dunkelschwarzbraun, das Auge ist lichterzgrau, der Schnabel röthlich, der Fuß weiß. Die Länge beträgt 30 bis 31 Zoll, die Breite 84 bis 86 Zoll, die Fittiglänge 23 Zoll, die Schwanzlänge 9 Zoll.

Der Schopfgeier scheint über ganz Mittelafrika verbreitet zu sein. Ich habe ihn von Südnubien an überall gefunden, wo es größere Waldungen gibt. Es ist mindestens der Erwähnung werth, daß dieser bunte Geier wie sein Verwandter aus Amerika, der Königsgeier, Waldungen entschieden den baumlosen Stellen bevorzugt. Man findet ihn einzelner, als die übrigen Arten und viel seltener in den Städten oder Dörfern, als sie. In waldigen, von den Menschen selten besuchten Gegenden ist er durchaus nicht scheu. Ueber das Brutgeschäft habe ich keine Beobachtungen machen können, und es sind mir auch sonst hierauf bezügliche Angaben anderer Forscher nicht bekannt. In allem Uebrigen hat der Schopfgeier mit seinem europäischen Vertreter so große Aehnlichkeit, daß es unnöthig ist, sein Leben ausführlicher zu beschreiben.

Als die Riesen der Familie dürfen die Ohrengeier (Otogyps) angesehen werden. Ihre Maße übertreffen zwar nicht die anderer großen Geier; ihr Leib aber ist entschieden stärker, als bei allen bekannten Arten der Familie. Sie kennzeichnen sich durch ungewöhnlichen, großen und starken Kopf und sehr großen, kräftigen Schnabel, große, sehr breite, aber etwas abgerundete Flügel, verhältnißmäßig kurzen Schwanz, hohe Beine und eine sehr eigenthümliche Befiederung. Nur die Federn der Oberseite sind gestaltet wie bei andern großen Geiern, die Unterseite deckt ein dicht stehender, ziemlich langer Flaum von grauweißlicher Farbe, aus welchem einzeln stehende lange und schmale, säbelförmige Federn hervorragen. Diese letzteren sind es, welche den großen Federn anderer Geier entsprechen. An den Schenkeln und Waden finden sich nur sehr spärlich kleine Federchen von gewöhnlicher Beschaffenheit, diese Theile sind vielmehr ebenfalls mit Flaum bekleidet, welcher nur durch seine größere Länge und durch fahlgraue Färbung von dem sich unterscheidet, der Brust und Bauch deckt. Der Kopf, der halbe Hinterhals und der ganze Vorderhals sind nackt. Das Kinn ist mit haarartigen Federn bekleidet. Die Färbung des Gefieders ist eine sehr gleichmäßige. Ein mehr oder minder lichtes Fahlgraubraun ist vorherrschend. Die Schwingen und der Schwanz sind dunkler, die großen Flügeldeckfedern lichter gerandet. Sehr häufig stehen blaßfahle und gelbweiße Federn im Nacken und am Oberrücken. Junge Vögel unterscheiden sich durch dunkleres Gefieder und breitere Bauchfedern von den Alten. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel seitlich hornfarben, auf der Firste und am Unterschnabel dunkel, der Fuß lichtbleigrau, der nackte Halstheil grau, die ebenfalls nackten Wangen

sind violett. Bei großer Aufregung röthen sich alle nackten Stellen des Kopfes und Halses mit Ausnahme des Scheitels.

Der Ohrengeier ist über ganz Afrika verbreitet. Man begegnet ihm bereits in Oberegypten und vonhieraus überall bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung hin, im Westen wie im Osten. Er ist seltener, als seine Verwandten, kommt jedoch überall vor. Von Egypten aus soll er sich wiederholt nach Südeuropa verflogen haben, man hat sogar behaupten wollen, daß er in Griechenland horstend gefunden werde. Neuere Beobachtungen aber haben diese Angabe nicht bestätigt. In Indien wird er durch einen Verwandten, den Sukuni der Indier oder Kahlkopfgeier (Otogyps calvus) vertreten.

Von Mittelnubien an südwärts vermißt man den Ohrengeier selten bei einem größeren Aase. Er scheut sich nicht vor dem Menschen und kommt dreist bis in die Dörfer oder auf die Schlachtplätze der Städte, obgleich er sich freilich nicht so zutraulich zeigt wie die kleineren Rabengeier. Auf dem Aase spielt er stets den Alleinherrscher und vertreibt alle übrigen Geier, vielleicht mit Ausnahme der bissigen Gänsegeier. Die Hunde, welche in ganz Nordostafrika das Gewerbe der Geier beeinträchtigen, weiß er stets in Achtung zu erhalten. Ganz Dasselbe wird von seinem indischen Vertreter gesagt. „Die Indier“, berichtet Jerdon, „nennen den Sukuni Königsgeier, weil ihn alle übrigen fürchten und ihm stets das Feld räumen, wenn er sich zeigt.“ An Gefräßigkeit steht er unter allen seinen Verwandten obenan, demungeachtet geberdet er sich nicht so gierig, wie seine langhälsigen Verwandten. Aber seine Mahlzeit geht regelmäßig rasch von statten. Vier bis fünf Ohrengeier fressen binnen fünf Minuten den größten Hund bis auf den Schädel und die Fußknochen rein auf. Von der Stärke eines Ohrengeiers habe ich mich oft überzeugt. Ein einziger Biß von ihm zerschneidet die dickste Lederhaut eines großen Thieres, und wenige Bissen genügen, um auf eine bedeutende Strecke die Muskeln bloszulegen. Ich sah einen einzigen dieser Vögel eine ausgewachsene Ziege mit dem Schnabel packen und mit größter Leichtigkeit fortziehen.

Nach jeder Mahlzeit fliegt der Ohrengeier dem nächsten Wasser zu, tränkt und putzt sich dort, ruht aus, indem er sich wie die Hühner in den Sand legt und behaglich sonnt, und fliegt dann, kreisend und oft große Strecken hin ohne Flügelschlag schwebend, seinen Schlafplätzen zu. Auch er bevorzugt Bäume, und ich meinestheils habe ihn niemals auf Felsen schlafend gefunden. Zur Nachtruhe wählt er sich nicht immer die größten Bäume aus, sondern begnügt sich mit jedem, der ihm passend erscheint, oft mit einem kaum zehn Fuß hohen Mimosenstrauch. Hier sitzt er in sehr aufrechter Haltung, wie ein Mann, den Kopf dicht eingezogen, den Schwanz schlaff herabhängend. Am Morgen verweilt er wenigstens zwei Stunden nach Sonnenaufgang auf seinem Schlafplatze, und bis zum Auffliegen ist er so wenig scheu, daß man ihn unterlaufen und selbst mit Schrot herunterschießen kann. Als ich das erstemal von Mensa zurückkehrte, traf ich in einem wegen des durchführenden Weges wenigstens einigermaßen belebten Thale eine Gesellschaft von etwa acht schlafenden Ohrengeiern an. Die Vögel saßen so fest, daß ich um ihren Schlafbaum herum reiten konnte, ohne daß ich sie sich erheben sah. Erst nachdem ich einen von ihnen niedergeschossen hatte, flogen sie auf; aber sie waren noch so schlaftrunken, daß sie schon nach einer Entfernung von ungefähr 500 Schritten wieder aufbäumten. Die Ohrengeier erscheinen nie vor 10 Uhr Morgens auf dem Aase und verweilen daselbst spätestens bis vier oder fünf Uhr Nachmittags. Man erkennt sie schon von Weitem an ihrem ruhigen, schönen Fluge, namentlich aber dann, wenn sie von oben herabstreichen. Sie lassen sich nämlich, wenn sie ein Aas aufgefunden haben, hunderte von Fußen senkrecht herabfallen, breiten dann die Schwingen wieder und strecken die Ständer weit von sich und lassen sich dann vollends schief auf das Aas herab. Hier halten sie sich, wie die Kuttengeier, vorzugsweise an die Muskeln. Die Eingeweide scheinen sie zu verschmähen.

Ueber die Fortpflanzung des Ohrengeiers weiß ich aus eigener Erfahrung Nichts mitzutheilen und muß deshalb Le Vaillant für mich reden lassen. „Der Ohrengeier“, sagt dieser ausgezeichnete Forscher, „nistet in Felshöhlen. Das Weibchen legt zwei, höchst selten drei weiße Eier und zwar

im Oktober. Im Januar schlüpfen die Jungen aus. Da die Vögel in zahlreichen Gesellschaften leben, enthält oft eine Felsenwand soviel Horste, als sie bergen kann. Wie es scheint, leben die Mitglieder einer Ansiedlung im besten Einvernehmen unter einander. Ich habe in ein und derselben Höhle bisweilen zwei bis drei Horste gesehen, einen dicht an dem andern. Mit Hilfe meiner Hottentotten habe ich mein Leben auf das Spiel gesetzt, um die Horste zu untersuchen. Ihre Umgebung ist wirklich ekelhaft und der Gestank daselbst fast unerträglich. Dazu kommt, daß die Felsen von der herbeigeschleppten Fleischmenge glatt und schlüpfrig geworden sind, sodaß man in Gefahr kommt, auszugleiten und in die Tiefe zu stürzen. Ich kostete Eier des Ohrengeiers und fand sie ebenso wie die des Gänsegeiers gut genug, um sie zu gebrauchen. Die jungen Geier entschlüpften dem Ei in einem weißen Dunenkleide."

Ich glaube, daß vorstehende Beschreibung der Berichtigung bedarf. Höchst wahrscheinlich legt der Ohrengeier nicht zwei oder drei Eier, sondern blos ein einziges, und sicherlich sind diese für Menschen europäischer Abkunft gänzlich ungenießbar. In allem Uebrigen mag Le Vaillant Recht behalten.

Während meines längeren Aufenthaltes in Charthum jagte ich einen Monat lang tagtäglich auf Geier, welche ich durch ausgelegtes Aas herbeilockte. Dieses bestand aus herrenlosen Hunden, welche wir zuletzt nur mit größter Mühe erlegen konnten, weil wir durch unsere Jagden bald unter allen Hunden bekannt und gefürchtet wurden. Jeder glücklich erbeutete Hund nun wurde auf einer weiten Ebene hinter einen dort stehenden Erdwall ausgelegt und uns dadurch die Möglichkeit geboten, an die schmausende Gesellschaft bis auf zwanzig Schritt heranzuschleichen. Bei diesen Jagden machte ich die Beobachtung, welche ich weiter oben mitgetheilt habe. Es ist mir wiederholt gelungen, mit Hilfe eines rasch gewechselten Gewehres vier Ohrengeier zu erlegen; ich habe einmal sogar vier von ihnen mit einem Schusse niedergestreckt. Nebenbei wurden auch Fallen gestellt und zwar solche der allereinfachsten Art; sie bewiesen sich aber als wirksam. Ich hatte nach kurzer Zeit eine ziemliche Anzahl von Geiern beisammen. Unter diesen nun waren stets mehrere Ohrengeier, und sie wurden bald meine Lieblinge. Sie betrugen sich in der Gefangenschaft von allem Anfang an ruhig und verständig, mir gegenüber furchtlos und in gewissem Sinne vertraulich, ganz im Gegensatz zu den Gänsegeiern. Alle meine Gefangene waren an Stricke gefesselt; es fiel aber keinem von ihnen ein, die Kraft ihres gewaltigen Schnabels an ihren Fesseln zu erproben. Schon am dritten Tage der Gefangenschaft nahm der erste Ohrengeier, welchen ich gefangen hatte, Wasser zu sich; am vierten Tage begann er eine vor ihm liegende Katze, welche er drei Tage verschmäht hatte, zu bearbeiten; am fünften Tage fraß er bereits vor unsern Augen, und fortan achtete er gar nicht mehr auf mich, auch wenn ich dicht neben ihm stand. Später nahm er mir die ihm vorgehaltene Nahrung aus der Hand.

Beim Fressen stellt sich der Ohrengeier auf seine gerade ausgestreckten Füße, legt alle Federn glatt und nimmt eine vollkommen wagerechte Stellung an. Das vor ihm liegende Fleischstück wird mit den Klauen festgehalten und dann mit einer Kraft mittelst des Schnabels bearbeitet, welche mit dem Riesenkopfe durchaus im Einklange steht. Er verschlingt übrigens nur kleine Stückchen und nagt die Knochen sorgfältig ab. Wasser ist auch ihm Bedürfniß, er trinkt viel und badet sich, wenn er Dies haben kann, sehr regelmäßig. Im Zorn sträubt er alle Federn und faucht dabei wie eine Eule; dabei röthet sich der nackte Fleck am Hinterkopfe in auffallender Weise. Aergert er sich mehr als gewöhnlich, so pflegt er das im Kropfe aufbewahrte Fleisch aufzufressen; er bricht es aber auch, wenn die Ruhe eintritt, nach Art der Hunde wieder aus. In einem größeren Gesellschaftsbauer benimmt er sich ebenso ruhig, wie in der Freiheit. Er ist sich seiner Stärke bewußt und läßt sich durchaus Nichts gefallen, wird aber niemals zum angreifenden Theile. Unser Klima scheint leicht von ihm ertragen zu werden, obgleich er ein großer Freund der Wärme ist. Wir halten die Gefangenen des hamburger Gartens Sommer und Winter im Freien. Sie frieren bei strenger Kälte allerdings und geben Dies durch heftiges Zittern kund; dafür aber erhalten sie etwas mehr zu fressen als im Sommer und werden dadurch befähigt, allen Einwirkungen des ihnen so feindseligen Himmels zu trotzen.

Mehr als jeder andere Geier steht der Ohrengeier bei den Eingebornen in schlechtem Rufe. Man hält ihn nicht nur für unrein in Glaubenssachen, wie die übrigen, sondern auch für Menschen gefährlich. Gerade von ihm will man beobachtet haben, daß er schlafende Leute angehe und tödte. Ich bin fest überzeugt, daß man ihn durch derartiges Gerede nur verleumdet, will damit aber durchaus nicht in Abrede stellen, daß er ein lebendes Thier niemals angriffe; denn meine neueren Erfahrungen haben mich das Gegentheil wohl glauben gemacht.

* * *

Ich halte es für angemessen, die kleinen Geier in einer besondern Gruppe zu vereinigen, welche wir als Familie ansehen und Rabengeier (Cathartae) nennen können. Sie unterscheiden sich von den großen Arten durch ihre geringe Größe, den langen dünnen Schnabel, den theilweise oder ganz nackten, zuweilen warzigen Kopf, die spitzeren Flügel und die schwächlichen Füße.

Nach dem weiter oben Mitgetheilten bedarf es nur weniger Worte zur Schilderung der Gesammtheit dieser Familie, und Dies umsomehr, als jeder einzelne von ihnen eine besondere Beschreibung nöthig macht. Die Rabengeier sind Das, was der von mir ihnen gegebene Name andeuten soll: die Raben in ihrer Zunft. In Südamerika vertreten sie die Stelle der letztgenannten Vögel vollständig, in Afrika und Indien vereinigen sie ihre Anstrengungen mit denen der dortigen Raben. Sie sind aber weniger raubgierig, weil ihre Befähigung zum Rauben geringer ist. So ganz unschuldig und harmlos, als sie gewöhnlich geschildert werden, sind auch sie nicht: sie greifen unter Umständen lebende Thiere an, freilich nur solche, welche ihre geringe Kraft bemeistern kann. Innerhalb ihres eigentlichen Verbreitungskreises sind die Rabengeier außerordentlich häufig und deshalb überall gegenwärtig, hier und da kommen sie auch ungescheut in die Städte und Dörfer herein, wo die Unreinlichkeit der Bewohner ihre Arbeiten allerdings recht nöthig macht. Während der Brutzeit leben sie paarweise, aber auch dann noch gern in einem gewissen Verbande mit Verwandten ihrer Art. Auch sie horsten entweder auf Felsen oder auf Bäumen, und auch sie legen nur ein Ei oder höchstens zwei Eier. Alles Uebrige mag aus der Einzelschilderung der Arten selbst hervorgehen.

Unter allen Mitgliedern der Familie hat kein einziger eine so große Berühmtheit erlangt, als der Schmuzgeier (Percnopterus stercorarius oder Neophron Percnopterus, wie er früher genannt wurde), der seit uralter Zeit bekannte und beschriebene egyptische Aasgeier, der heilige, kleine, braune, der Koth- oder Maltesergeier, der Racham, Alimosch, Urigurap, die „Henne der Pharaonen", und wie er sonst noch benamset worden sein mag. Er ist es, dessen Bildniß die altegyptischen Bauwerke zeigen; er ist es, welcher früher mit heiliger Scheu betrachtet wurde und heutigen Tages noch wenigstens keine Mißachtung auf sich gezogen hat.

Der Schmuzgeier unterscheidet sich von allen bekannten Arten seiner Familie durch seine rabenähnliche Gestalt, die langen, ziemlich spitzen Schwingen, den langen, abgestuften Schwanz und die Art und Weise der Befiederung. Er verdient deshalb wohl zum Vertreter einer eigenen Sippe erhoben zu werden, wie ich es hier gethan habe.

Der Schnabel ist sehr in die Länge gestreckt, die Wachshaut nimmt mehr als die Hälfte desselben ein; der Haken des Oberschnabels ist lang herab gekrümmt, aber zart und unkräftig, der Fuß ist schwach, die Mittelzehe ist fast ebenso lang, als der Lauf, die Nägel sind mittellang, schwach gebogen. Im Fittig überragt die dritte Schwinge alle übrigen; die zweite ist größer als die vierte, die sechste

größer als die erste. Im Schwanz sind die seitlichen Federn nur zwei Drittel so lang, als die äußeren. Das Gefieder ist reich. Es besteht aus großen und langen Federn, welche sich im Nacken und Hinterhals noch mehr verlängern, verschmälerñ und zuspitzen. Gesicht und Kopf bleiben unbefiedert. Die Färbung ist verschieden, je nach dem Alter; zwischen Männchen und Weibchen findet kein Unterschied statt. Bei sehr alten Vögeln ist die Färbung ein schmuziges Weiß, welches in der Hals- und Oberbrustgegend mehr oder weniger in das Dunkelgelbe spielt, auf Rücken und Bauch aber reiner wird. Die Handschwingen sind schwarz, die Schulterfedern graulich. Die Farbe des Augensterns schwankt zwischen rothbraun und lichterzgelb, der Schnabel ist an der Spitze hornblau, im



Der Schmuzgeier (Percnopterus stercorarius oder Neophron Percnopterus).

Uebrigen wie die nackten Kopftheile und der Kropfflecken lebhaft orangengelb. Die Kehlhaut ist etwas lichter, als der Unterschnabelrand, die Stirn und der Kopf, die Flügel sind lichtbläulichroth oder lichtgraugilblich. Bei jungen Vögeln sind die Schultern und Oberflügeldeckfedern, ein Streifen über die Mitte der Unterbrust und des Bauches, die Krause, der Bürzel, der Steiß und die Steuerfederenden stahlgrau, der Hinter- und Vorderhals, die Brust, die Bauchseiten und die Schwingen aber schwarzbraun, die Federn der Schenkel grau und schwarz gescheckt, die wolligen Federn der Krause grau, die Steuerfedern gänsegrau, die Federn des Seitenhalses braun geschäftet und gespitzt. Das Gesicht, die Wachshaut und der Kopf sind aschgrau, das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz; die Beine

sind lichtgrau, wie bei den Alten. Die Länge des Weibchens beträgt 25 bis 27 Zoll, die Breite 61 bis 63 Zoll, die Fittiglänge 18 Zoll, die Schwanzlänge 9½ Zoll.

Der Schmuzgeier wird unter den deutschen Vögeln mit aufgezählt, weil er einige Male in unserm Vaterlande erlegt worden ist. Häufiger kommt er in der Schweiz vor, wie schon der alte Geßner angibt, und regelmäßig erscheint er in Südfrankreich, so nach Galliard alljährlich in der Umgegend von Lyon. In der Nähe von Genf hat sogar ein Paar gehorstet. Weiter nach Süden hin tritt er in größerer Menge auf. In Spanien ist er ein überall vorkommender, wenn auch nicht gerade häufiger Vogel; für Griechenland, Süditalien und Südrußland gilt Dasselbe. In Griechenland scheint er nur Sommervogel zu sein. Er kommt nach Krüper Ende März an und „zieht später ab, als der Kuckuck", also wohl im September; in Spanien ist es anders: hier bleibt der Schmuzgeier auch im Winter wohnen. Wir sahen ihn im November und Dezember in Andalusien und im Januar in der Umgegend Toledos. In ganz Afrika, vielleicht nur mit Ausnahme der westlichen Küstenländer, und einem großen Theile West- und Südasiens ist er ein entschiedener Standvogel. Von Mittelegypten an südlich wird er häufig, in Nubien ist er einer der gemeinsten Raubvögel. Das Gleiche gilt für Südafrika, für Arabien und, nach Jerdon, für Indien.

Das schmuzige Handwerk, welches dieser Geier betreibt, hat Vorurtheile erzeugt, welche selbst von unsern tüchtigsten Naturforschern getheilt werden. „Es möchte schwerlich einen Vogel geben", sagt Naumann, „dessen widerliches Aeußere seinen Sitten und seiner Lebensweise so vollkommen entspräche, als diesen. Das kahle Gesicht des kleinen Kopfes, der vorstehende nackte Kropf, die lockere Halsbefiederung, das stets beschmuzte und abgeriebene Gewand nebst den groben Füßen sind nicht geeignet, einen vortheilhaften Eindruck auf den Beschauer zu machen. Dazu kommt noch, daß dem lebenden Vogel häufig eine häßliche Feuchtigkeit aus der Nase trieft und der Geier überhaupt einen Geruch, ähnlich dem unserer Raben ausdünstet, welcher so stark ist, daß ihn selbst der todte Balg nach Jahren und in einem fast zerstörten Zustande nicht verliert. Er ist ein trauriger und träger Vogel." Ich bin fest überzeugt, daß unser Naumann anders geurtheilt haben würde, hätte er den Schmuzgeier so oft wie ich lebend gesehen. Das Handwerk, welches der Vogel betreibt, ist widerlich, nicht er selbst. Es ist durchaus nicht meine Absicht, ihn zu einem schönen und anmuthigen oder liebenswürdigen Vogel stempeln zu wollen: eine angenehme Erscheinung aber ist er gewiß. Mir wenigstens hat er immer weit besser gefallen, als die großen Arten seiner Zunft.

Der Schmuzgeier ist nur in Südeuropa scheu und vorsichtig. In ganz Afrika vertraut er dem Menschen, vorausgesetzt, daß er von der Mordsucht des Europäers noch nicht zu leiden gehabt hat. Er ist nichts weniger, als ein dummer Vogel; denn er unterscheidet sehr genau zwischen Dem, was ihm frommt und Dem, was ihm schadet; er weiß sich auch mit einer gewissen List sein tägliches Brod zu erwerben, oft unter recht schwierigen Umständen. Träge kann man ihn auch nicht nennen; er ist im Gegentheil sehr viel in Bewegung und gebraucht seine Schwingen oft stundenlang nur des Spieles halber. Hat er sich freilich satt gefressen, so sitzt auch er lange Zeit auf ein und derselben Stelle in träumerischer Ruhe verloren, und dann freilich macht er nicht eben einen günstigen Eindruck. Genau Dasselbe kann man aber auch von den verdauenden Edelfalken sagen. Im Gehen ähnelt der Schmuzgeier unserm Kolkraben auf das täuschendste, wie er denn überhaupt mit diesem gar vieles gemein hat. Im Fliegen erinnert er, wie Bolle sehr richtig bemerkt, einigermaßen an unsern Storch, aber auch wieder an den Geieradler, nur daß er weit langsamer und minder zierlich fliegt, als dieser. Er erhebt sich mit einem Sprunge vom Boden, fördert sich durch einige langsame Flügelschläge und streicht dann rasch genug ohne Flügelschlag dahin. Ist das Wetter schön, so erhebt er sich mehr und mehr und zuweilen der Schätzung nach bis in Luftschichten von 3000 bis 4000 Fuß Höhe über dem Boden. Zu seinen Ruhesitzen wählt er sich, wenn er es haben kann, Felsen; die Bäume meidet er so lange als möglich, und in großen Waldungen fehlt er deshalb auch gänzlich. Ebenso häufig, als auf Felsen, sieht man ihn auf alten Gebäuden fußen, in Nordafrika und Arabien auf den alten Tempeln, den Moscheen, Grabmälern und den Häusern. Für Indien gilt genau Dasselbe.

Mit seinen Familienverwandten theilt er eine große Liebe zur Geselligkeit. Einzeln sieht man ihn höchst selten, paarweise schon öfter, am häufigsten aber in größeren oder kleineren Gesellschaften. Er vereinigt sich, weil sein Handwerk es mit sich bringt, mit andern Geiern, aber doch immer nur auf kurze Zeit. Sobald die gemeinsame Tafel aufgehoben ist, bekümmert er sich um seine Verwandten gar nicht mehr. Im Bewußtsein seiner Schwäche ist er friedlich und verträglich, wenn auch nicht ganz so, wie der alte Geßner sagt, welcher behauptet, daß er „gantz forchtsam vnd verzagt“ sei, „also daß er von den Rappen vnd anderen dergleichen Vögeln geschlagen, gejagt vnd gefangen wirt, dieweil er schwer vnd faul zu der Arbeit ist“. In Südegypten vnd Südnubien bemerkt man zahlreiche Flüge von ihm, welche sich stundenlang durch prächtige Flugübungen vergnügen, gemeinschaftlich ihre Schlafplätze aussuchend und auf Nahrung ausgehend, ohne daß man jemals einen Zank und Streit unter ihnen wahrnehmen könne. In Gesellschaft der großen Geier freilich benehmen sich die Schmuzgeier sehr bescheiden; sie sitzen entsagend zur Seite und schauen anscheinend ängstlich deren Treiben zu, weil sie wohl wissen, daß jede thätige Mitwirkung ihrerseits durch kräftige Schnabelhiebe von jenen gestrengen Herren zurückgewiesen werden würde.

Der Schmuzgeier ist kein Kostverächter. Er verzehrt Alles, was genießbar ist. Man nimmt gewöhnlich, aber mit Unrecht, an, daß Aas auch für ihn die Hauptspeise sei: der Schmuzgeier ist weit genügsamer. Allerdings erscheint er auf jedem Aase und zwar regelmäßig zuerst, weil er sehr häufig ist und ein gestorbenes Thier früher erspäht, als andere seines Gelichters; allerdings versucht er dort, soweit seine schwachen Kräfte es erlauben, sich zu nähern, pickt die Augen heraus, öffnet sich am After eine Höhle und bemüht sich, die Eingeweide herauszuzerren oder wartet, bis die großen Geier sich gesättigt haben, und nagt dann die Knochen ab, welche sie übrig ließen: aber ein derartiger Schmauß gehört doch zu seinen Festgerichten. Gar selten nur lassen ihm die großen Herren Etwas vom Aase übrig. Zum Glück für ihn weiß er sich anders zu behelfen. In ganz Afrika, ja auch in Südspanien schon bildet Menschenkoth seine hauptsächlichste Nahrung. Abtritte, wie sie bei uns gebräuchlich sind, gibt es schon in Südspanien nur in wenigen Häusern, in Egypten blos in denen der wohlhabenden Türken und Araber. Die ganze übrige Bevölkerung ist gezwungen, zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse gewisse Plätze aufzusuchen, welche für Wiedehopfe und Schmuzgeier gleich ergiebig werden. Hier nun findet sich der letztere ein, ungescheut um das Treiben der Menschen, welche in seinen baldmöglichst beginnenden Arbeiten zwar etwas überaus Verächtliches, in dem Vogel selbst aber doch einen Wohlthäter sehen. Daß es in Indien nicht anders ist, haben wir durch Jerdon erfahren. In der Nähe größerer Ortschaften Afrikas ist er ein regelmäßiger Gast bei den Schlachtplätzen, welche außerhalb der Städte zu liegen pflegen. Hier sitzt er dicht neben dem Schlachter und lauert auf Fleisch und Hautfetzen oder auf die Eingeweide mitsammt deren Inhalt, welche sein Brodgeber ihm zuwirft. Im Nothfall klaubt er die blutgetränkte Erde auf. Daß dabei zuweilen auch ein Gegenstand mit unterläuft, welcher eigentlich nicht genießbar ist, ein alter, mit Blut getränkter Lappen z. B. oder etwas Aehnliches, ist gewiß begründet.

Es hat uns stets Vergnügen gewährt, den Schmuzgeier bei seinen Mahlzeiten zu beobachten. Er benimmt sich dabei weit weniger gierig, als seine großen Verwandten und weiß sich auch auf den schmuzigsten Stellen, welche er zu besuchen gezwungen wird, verhältnißmäßig rein zu halten. Besonders anziehend auf den europäischen Beobachter ist es, wie richtig er den Menschen beurtheilt, wie genau er ihn kennt. Eines gewissen Schutzes oder, richtiger gesagt, einer gleichgiltigen Duldung gewiß, treibt er sich unmittelbar vor den Hausthüren herum und geht seiner Nahrung mit derselben Ruhe nach wie Hausgeflügel oder mindestens wie eine unserer Krähenarten. Ich habe beobachtet, daß er sich, wenn wir im Zelte Vögel abbälgten, bis zu den Zeltpflöcken heranschlich, uns aufmerksam zusah und unter unsern Augen die Fleischstücken auffraß oder die Knochen benagte, welche wir ihm zuwarfen. Bei meinen Wüstenreisen habe ich ihn wirklich lieb gewonnen. Er ist es, welcher der Karavane tagelang das Geleite gibt; er ist nebst den Wüstenraben der erste Vogel, welcher sich am Lagerplatze einfindet und der letzte des Reisezuges (denn zu ihm gehört der Schmuzgeier), welcher ihn

verläßt. Schon Hasselquist berichtet, daß er die Pilger nach Mekka geleite, um den Wegwurf des geschlachteten Viehs aufzufressen und die umgekommenen Kamele zu bestatten; die Annahme ist gewiß richtig: er wandert tagelang mit den Reisenden.

Nebenbei verzehrt der Schmuzgeier übrigens auch kleine Säugethiere und Vögel, wenn er solche erlangen kann. Mein Bruder beobachtete wenigstens von einem seiner Gefangenen, daß dieser augenblicklich mit entschiedener Raublust auf seine gezähmten Vögel losging und sie eifrigst verfolgte. Einen Fettammer, welchen er glücklich erlangte, tödtete er mit einem einzigen Schnabelhiebe, hielt ihn fest und verzehrte ihn auf der Stelle. Die Angabe der Alten, daß der Schmuzgeier auf Mäuse jage und sich deshalb die Achtung der Egypter erworben habe, scheint also durchaus nicht vollständig aus der Luft gegriffen zu sein, und ebenso halte ich die von Bolle gemachte Mittheilung der Kanarier begründet, daß unser Vogel ein arger Eierdieb sei. Don Lorenzo Maurel erzählte Bolle, er könne nur mit Schwierigkeit Pfauen erziehen, weil die Schmuzgeier deren frisch gelegte Eier auf das Schamloseste wegholten, ja den Hennen zu diesem Behufe auf Tritt und Schritt nachschlichen. Es stimmt Dies ganz mit den Beobachtungen überein, welche an den amerikanischen Verwandten des Schmuzgeiers gemacht wurden. Dagegen bleibt es fraglich, ob letzterer wirklich Pflanzenstoffe frißt, wie Anderson angibt; unmöglich ist es auch nicht.

Ueber das Brutgeschäft sind erst in der Neuzeit sichere Beobachtungen angestellt worden. Gosse in Genf erhielt zu Anfang unseres Jahrhunderts vier Junge, welche angeblich einem Horste entnommen waren. Der Horst hatte in einer Felsenschlucht gestanden. Wir haben Ursache, an der Richtigkeit dieser Angabe zu zweifeln; denn höchst wahrscheinlich legt der Schmuzgeier niemals vier Eier, kann also keine vier Junge erziehen. Krüper hat in den letzten Jahren in Griechenland mehrere Horste bestiegen. Er gibt an, daß die Paare selten in großer Nähe neben einander brüten, wohl aber zuweilen einige von ihnen in ein und derselben Gebirgswand. Bolle hingegen beobachtete, daß fünf bis sechs Horste dicht neben einander in den zerklüfteten Wänden eines tiefen Thales standen. „Sie lieben es“, sagt er, „nachbarlich neben einander zu brüten. Wo eine steile Felswand ihnen bequeme Nistplätze darbietet, da siedeln sie sich an, ohne auf die größere oder geringere Wärme der Oertlichkeit besonders Rücksicht zu nehmen. Die Masse des neben und unter den Nestern sich anhäufenden Kothes macht, daß dieselben weithin sichtbar werden und dem Beobachter mit Leichtigkeit ins Auge fallen. Die Geier scheinen ihre Sicherheit durchaus nicht durch eine versteckte Lage begünstigen zu wollen, sondern sich einzig und allein auf die Unzugänglichkeit der Orte, welche sie wählen, zu verlassen.“ Ich glaube Bolle beistimmen zu können, obwohl ich selbst niemals den Horst eines Schmuzgeiers bestiegen habe. In Spanien tritt der Vogel so einzeln auf, daß ein gesellschaftliches Brüten kaum möglich ist. In Egypten sieht man die Horste an den steilen Wänden der Kalkfelsen zu beiden Seiten des Nils, und zwar wenn die Oertlichkeit es erlaubt, oft mehrere neben einander, regelmäßig aber an Stellen, zu denen man nur dann gelangen kann, wenn man sich an einem Seile von oben herabläßt. Das habe ich nicht gethan. Nach Jerdon gründet der Schmuzgeier in Indien seinen Horst auf alten Gebäuden, auf Pagoden z. B. Der Bau selbst besteht aus Zweigen und mancherlei Abfällen; die Nestmulde ist oft mit alten Lumpen eingefaßt. Das Gelege enthält gewöhnlich zwei Eier; dreimal fand jedoch Krüper nur ein einziges; ihrer drei oder vier hat er nie gefunden. Die Eier sind länglich, hinsichtlich des Korns und der Färbung sehr verschieden, gewöhnlich auf gilblichweißem Grunde entweder lehmfarben oder rostbraun gefleckt und marmorirt, einzelne auch wie mit blutschwarzen größeren Flecken und Streifen überschmiert. Diese Flecken stehen zuweilen am dickeren, zuweilen am spitzeren Ende dichter zusammen. Wie lange die Brutzeit währt, ist noch nicht ermittelt, auch weiß man nicht, ob beide Geschlechter an der Bebrütung theilnehmen, wie sich Dies erwarten läßt. Das Weibchen sitzt sehr fest auf den Eiern und verläßt sie erst, wenn der störende Mensch unmittelbar vor dem Horste angelangt ist. Die Jungen, welche anfänglich mit einem grauweißlichen Flaum bekleidet sind, werden aus dem Kropfe geäzt. Sie sitzen lange Zeit am Horste und verweilen auch dann noch Monate in Gesellschaft ihrer Alten.

Jung eingefangene Schmuzgeier sind sehr unterhaltende Vögel. Sie benehmen sich allerliebst. Man kann sie unter dem Hofgeflügel umherlaufen lassen; denn sie denken nicht daran, den von der Glucke gehüteten Küchlein Etwas zu Leide zu thun. Ihren Herrn lernen sie bald kennen, und wenn er sich mit ihnen abgibt, begleiten sie ihn wie ein Hund durch Haus und Hof. In den Mittagsstunden sieht man sie oft auf dem Bauche liegen und sich in dieser Stellung höchst behaglich sonnen. Wenn man in ihre Nähe kommt und sich mit ihnen beschäftigt, schreien sie wie junge Gänse, gleichsam in der Absicht, den Menschen zu begrüßen. Töne der Zufriedenheit und Behaglichkeit sind es jedenfalls, welche man vernimmt. Wie sich ein alt eingefangener Vogel benimmt, hat uns bereits der alte Geßner berichtet:

„Im 1551. Jar den 29. Herbstmonat, da ein vngewonter Schnee fiel, da ist ein solcher Vogel mit schweren vnd nassen Flügeln an ein kleines ebenes vnd offenes örtlein an eines Bürgers Hauß hinabgefallen. Er war fleischfrässig, berürt die Fisch gar nicht, mocht kein Kälte erleiden, sein Leib war vberal warm, also, daß wenn mit einer kalten Hand angerürt, dieselbig von stund an erwärmt. Er saß an einem ort vier oder fünf Stund gantz still vnd vnbewegt, vnd sahe etwan in die scheinende Sonn. Ich hab jhn mehr dann einen Monat in meinem Hauß erhalten, vnd jm von der Hand gespeißt, dann er aß darvon Stück oder Bissen, vnd so sie jm zu groß, zerreiß er sie mit den Klawen, vnd ob er schon nit tranck, ließ er doch Wassertropffen zum Schnabel herauß fallen. Zu letzt ist er vnder andern Falcken zum Rittermeister in Franckreich getragen worden."

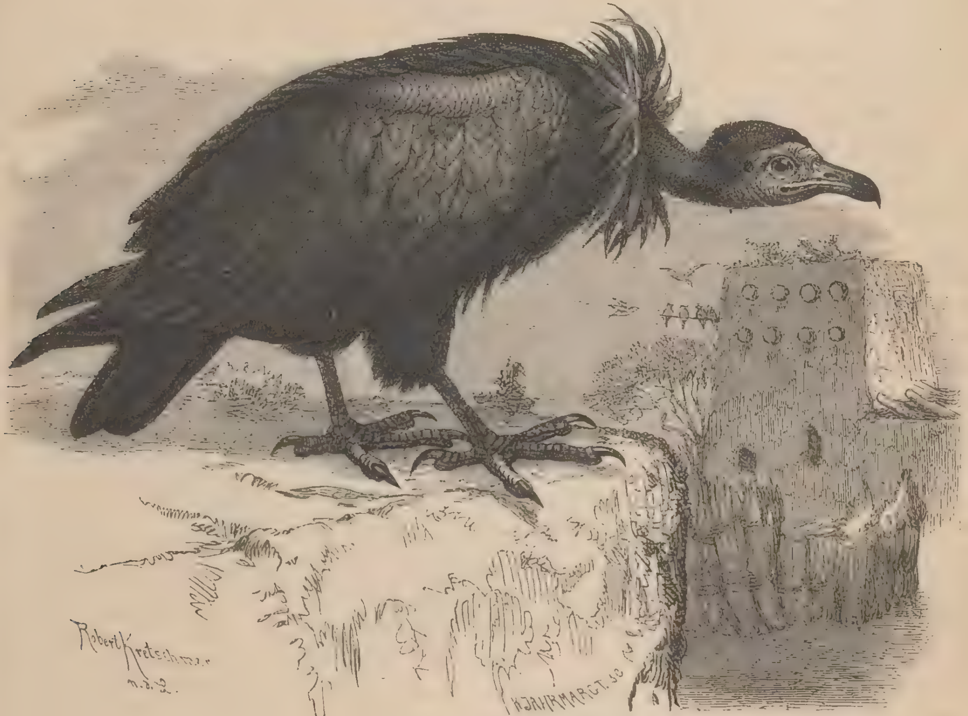
Der erlegte Schmuzgeier hat nur für den sammelnden Naturforscher Werth; in früherer Zeit war Dies jedoch anders. „Dieser Vogel Alrachme", schließt Geßner, „wirt zu mancherlei gebrauchet. Sein Gall wirt gedistilliert, vnd mit viol öl für den Schmertzen der Ohren gebraucht. Man macht auch darauß ein Hauptreinigung für die Kinder, oder man geust jnen ein Artzney darvon in die Nasen, die Bläst darinn auffzulösen. Man macht darauß auch ein Alcohol zu den weißen Flecken im Aug. Etliche haben diese erfahren gut seyn für Gifft der Scorpion vnd Schlangen. Ob seinem Mist gerochen, treibt die Geburt auß, als Auccenna schreibet."

In Mittel- und Westafrika gesellt sich zum Schmuzgeier ein naher Verwandter (Neophron pileatus), welchen wir Mönchsgeier nennen wollen. Er unterscheidet sich durch etwas kürzeren Schnabel, breitere Flügel, kürzeren, gerade abgestutzten Schwanz, eine wollige Befiederung der Hinterhals- und Nackentheile und geringere Ausdehnung der unbefiederten Stellen, da nur der Scheitel, die Wangen und der Vorderhals nackt sind. Das Gefieder ist sehr gleichmäßig chocoladenfarben, die weichen Hinterhalsfedern sind lichtfahlgrau. Die Ohröffnungen sind ausgebildet, fast muschelartig; der Vorderhals zeigt warzenartige Hautwucherungen. Der Schnabel ist hornblau, an der Spitze dunkler, der Fuß lichtbleigrau, die Wachshaut ist lebhaft violett, der nackte Kopf bläulichroth, an der Kehle etwas lichter. Den jungen Vogel unterscheidet ein dunkelbrauner Hinterhals, die minder deutlichen Ohren, die glatte Halshaut und die weniger lebhafte Farbe derselben von den Alten. Die Länge beträgt 26 Zoll, die Breite 66 Zoll, die Fittiglänge 17, die Schwanzlänge 9½ Zoll.

Aus den bisherigen Erfahrungen scheint hervorzugehen, daß der Mönchsgeier auf Mittel- und Südafrika beschränkt ist. In Nordafrika hat man ihn nicht gefunden, und auch in Asien dürfte er nicht vorzukommen, es sei denn, daß einer oder der andere das Bab el Mandeb überfliege. Dagegen ist neuerdings behauptet worden, daß er in Europa gefunden worden sei; diese Angabe bedarf jedoch noch sehr der Bestätigung. In Westafrika ist er, soviel bis jetzt bekannt, der einzige Geier, welcher das Küstengebiet belebt. In Habesch ist er häufiger, als alle dort lebenden Verwandten, wenigstens viel häufiger, als der Schmuzgeier. Mit diesem zusammen bewohnt er das Innere, namentlich das untere Stromgebiet des weißen und blauen Nils; bei Charthum ist er ebenso häufig

wie jener. An der afrikanischen Küste des rothen Meers sieht man ihn allerorten in großer Menge. In Massaua sitzt er auf den Dächern der Häuser, wie in unsern Städten die Krähen; in den abissinischen Küstendörfern erscheint er morgens in der Nähe der Wohnungen, verweilt hier den ganzen Tag und fliegt erst mit Sonnenuntergang einem seiner bevorzugten Schlafplätze zu.

Man kann ihn, wie ich in meinen Ergebnissen u. s. w. gesagt habe, ein halbes Hausthier nennen. Er ist mindestens ebenso dreist, wie unsere Nebelkrähe, ja beinahe so wie unser Sperling. Ungescheut läuft er vor der Hausthür auf und nieder, macht sich in unmittelbarer Nähe der Küche zu schaffen und fliegt, wenn er ausruhen will, höchstens auf die Spitze eines der nächsten Bäume. Am Morgen wartet er vor den Hütten der sich entleerenden Menschen und ist sofort bei der Hand, um die verunreinigte Stelle wieder zu säubern. Auf jedem Schlachtplatze ist er ein ständiger Gast; dem Metzger fällt er geradezu lästig.



Der Mönchsgeier (Neophron pileatus).

Der Mensch ist unbedingt der hauptsächlichste Ernährer des Vogels, und dieser vergilt ihm reichlich durch seine treuen Dienste. Niemals nimmt der Mönchsgeier Etwas weg, was ihm nicht zukommt, niemals erhebt er ein Küchlein oder ein anderes lebendes, kleines Hausthier: seine Hauptnahrung besteht in den Abfällen der Küche und des menschlichen Leibes. Manchmal frißt er wochenlang nur Menschenkoth, und mit diesen Auswurfstoffen füttert er auch seine Jungen auf. Beim Aase erscheint er ebenfalls; doch ist er nur dann fähig, dort zu schmausen, wenn die Fäulniß schon sehr überhand genommen und das harte Fell des Thieres zerstört hat. Am frischen Aase vermag er höchstens ein Auge auszuklauben; die Lederhaut ist für seinen schwachen Schnabel zu stark. In den meisten Fällen finden sich jedoch bald seine größeren Familienverwandten ein, die Zerleger der Speise; dann sitzt er wartend und bettelnd neben den großen Herren und späht nach jedem Bissen, welcher im Eifer der Schmauserei von diesen losgerissen und seitab geworfen wird.

In seiner Haltung ist der Mönchsgeier ein sehr schmucker Vogel und ein echter Geier. Selbst wenn er fliegt, hält es manchmal schwer, ihn von den übrigen großen Verwandten zu unterscheiden, während sein Vetter, der Schmuzgeier, sich schon von weitem durch seine spitzen Flügel und den keilförmigen Schwanz auszeichnet. Die lebhaft gefärbte Kopf- und Kehlhaut verleiht jenen noch einen besonderen Schmuck; denn während des Lebens zeigen die nackten Theile alle die Farbenschattirungen, welche wir an der Kullerhaut des Truthahns beobachten können.

Die Dreistigkeit des Vogels macht es dem Forscher leicht, jede seiner Bewegungen und sein ganzes Wesen zu studiren; man braucht ihm nur etwas Nahrung vorzuwerfen und sich ruhig hinzusetzen, dann kommt er so weit, als man nur wünschen kann, zu dem Beobachter heran.

Abweichend von seinen großen Verwandten ist der Mönchsgeier schon sehr früh am Tage thätig. Er verläßt seinen Schlafplatz mit der Sonne und fliegt ihm erst mit einbrechender Nacht wieder zu. Für die Nachtruhe wählt er sich immer solche Bäume, welche möglichst weit von allem menschlichen Treiben entfernt stehen. Bei Massaua schläft er entweder auf einzelstehenden Mimosen in einsamen Thälern der Samchara oder auf dem dichten Schoragebüsch der Inseln. Ueber solchen Schlafplätzen führt er erst einen kurzen Flugreigen auf, dann schießt er mit zusammengelegten Flügeln nach unten und setzt sich in Gesellschaft von anderen auf den gewohnten Baum.

Auch er liebt die Gesellschaft von Seinesgleichen mehr, als die andern Geier; so streng aber, wie Heuglin angibt, meidet er die Genossenschaft mit dem ihm in vieler Hinsicht verwandten Schmuzgeier doch nicht; man sieht ihn auch nach der Mahlzeit oft mit diesem verkehren.

In den ersten Monaten unseres Jahres verläßt er die Ortschaften und wendet sich geeigneten Wäldern zu, um hier zu horsten. In einem hochstämmigen Mimosenwald am blauen Flusse fand ich im Januar eine förmliche Ansiedlung dieser Vögel. Die Horste standen alle auf den hohen Mimosen, theils in Gabel-, theils auf stärkeren Aesten am Stamme. Sie sind verhältnißmäßig klein, kaum einen Fuß im Durchmesser, flach, fest zusammengefügt und bestehen aus dickeren und dünneren Reisern, welche zur Auskleidung der Nestmulde sorgfältiger gewählt werden. Letztere ist so klein, daß höchstens ein Junges Platz hat. Ich habe wohl zwanzig Horste erstiegen und ersteigen lassen und in allen nur ein einziges Ei gefunden. Dasselbe ist rundlich, grobkörnig und grauweiß von Farbe, am dicken Ende stark lehmroth besprengt; doch gibt es viele Abweichungen. Beide Geschlechter brüten, die Männchen, wie es scheint, in den Mittagstunden, zu welcher Zeit wir mehrere von ihnen beim Abstreichen vom Horste erlegten. Beim Zerstören des einen Horstes fand ich zwischen den unteren Reisern unzählbare Scharen von Scharben und Wanzen und ganz zu unterst zwischen den stärkeren Reisern eine Schlafmaus, welche hier Herberge genommen hatte. An der abissinischen Küste wurden von uns und Heuglin viele Horste auf niedrigen Schoragebüschen beobachtet: eine Insel unweit Massauas war geradezu mit ihnen bedeckt. In jedem Horste fanden wir im April halb erwachsene Junge. Die Brutzeit scheint also lange zu währen und die Jungen können also nur langsam wachsen. Heuglin theilt uns mit, daß die Jungen den Horst verlassen, ehe sie eigentlich fliegen können und sich dann einige Zeit lang am Meeresstrande herumtreiben, von ausgeworfenen Krabben, Fischen und Ratten u. s. w. sich nährend.

Der Mönchsgeier wird ebenso wenig verfolgt, als seine übrigen Verwandten. Seine Jagd verursacht keine Schwierigkeiten; denn da, wo er vorkommt, vertraut er dem Menschen. Auch der Fang ist einfach genug. Ich habe einen dieser Vögel längere Zeit lebend besessen und mich wirklich mit ihm befreundet. Abgesehen von seiner natürlichen Hinneigung zu unreinlichen Dingen, war er ein schmucker und netter Gesell, welcher mich bald kennen lernte und bei meinem Erscheinen stets eine große Freude an den Tag legte. Er entflog mir zu meinem Leidwesen in Egypten. Andere Gefangene habe ich nirgends gesehen.

Ganz Amerika wird von kleinen Geiern bevölkert, welche früher vielfach verwechselt, später aber in mehrere Arten und neuerdings sogar in zwei Sippen zerfällt worden sind. Hinsichtlich dieser findet dasselbe Verhältniß statt, wie bei ihren altweltlichen Verwandten: die betreffenden Vögel unterscheiden sich durch den Bau des Schnabels und des Schwanzes. Es genügt unserm Zwecke, wenn wir uns mit zwei Arten bekannt machen, umsomehr, als das Leben aller so wesentlich übereinstimmt, daß die Beschreiber sie stets gemeinsam behandeln. Diese beiden Arten sind der Urubu und der Gallinazo, wie die Vögel in Südamerika genannt werden, oder der Truthahnbussard und die Aaskrähe, wie sie in Nordamerika heißen. Ersterer (Cathartes Aura) kennzeichnet sich durch seinen verhältnißmäßig kurzen, aber dicken Schnabel mit weit vorgezogener Wachshaut, welche die großen, länglichrunden, durchgehenden Nasenlöcher eben noch bedeckt, durch stufigen Schwanz und verhältnißmäßig niedere Läufe. Tschudi gibt folgende, nach dem frisch geschossenen Vogel entworfene Beschreibung: Der Kopf und der nackte Hals sind fleischroth, lebhafter nach der Schnabelwurzel und der Wurzel, blässer nach dem Halse hin, der Scheitel ist violett. Auf der Stirn und dem Hinterhaupt sind Querrunzeln, welche im Gesicht ganz verwischt sind und am Halse durch Warzen ersetzt werden. Alle diese wulstigen Erhabenheiten sind blaßorangenfarben. Einzelne borstenähnliche Federchen stehen auf dem Scheitel und besonders um die Ohrengegend. Der ganze Leib, der Flügel und der Schwanz sind braunschwarz mit grünlichblauem Metallglanze. Die Fittigfedern sind mattschwarzbraun, an der Wurzel weiß, im übrigen Verlaufe schwarz. Der Schnabel ist blaßroth, der Fuß grauschwarz, das Auge karminroth, ein innerer Kreis um den Stern blaugrau. Die Länge beträgt nach Prinz von Wied 22 Zoll, die Breite 63 Zoll, die Fittiglänge 19 Zoll, die Schwanzlänge 10½ Zoll.



Der Urubu (Cathartes Aura).

Der Gallinazo (Coragyps atratus) kennzeichnet sich durch dünneren und längeren Schnabel, bei welchem die Wachshaut ebenfalls weit vorgezogen ist, während die kleineren, länglich runden und durchgehenden Nasenlöcher nahe der Wurzel liegen, durch kürzeren, gerade abgeschnittenen Schwanz und verhältnißmäßig hohe Füße. Der nackte Kopf und der Vorderhals sind dunkelschiefergrau, ins Mattschwarze übergehend. Vom Schnabel über den Scheitel zum Nacken verlaufen starke, ziemlich regelmäßig hinter einander stehende Querrunzeln, welche sich, mehr oder weniger unterbrochen, über Gesicht, Kehle und Vorderhals fortsetzen. Der ganze Körper, die Flügel und der Schwanz sind mattschwarz mit einem dunkelrostbraunen Widerschein bei günstig auffallendem Lichte. Die Wurzel der Schäfte der Fittigfedern ist weiß, der Schnabel schwarzbraun, an der Spitze weißlich hornfarben, das Auge dunkelbraun. Die Länge beträgt 23 Zoll, die Breite 52 Zoll; der Fittig mißt 15 Zoll, der Schwanz ungefähr 7 Zoll.

Beide Geierarten sind, wie bereits bemerkt, über ganz Amerika verbreitet; doch ist es wahrscheinlich, daß die in Nordamerika lebenden sich von den südamerikanischen hinlänglich unterscheiden, um ihre Arttrennung zu rechtfertigen. Beide Arten meiden die Höhe des Gebirges, finden sich sonst aber überall und wo sie vorkommen, in großer Menge. Der Gallinazo soll häufiger sein, als der Urubu; doch hat man auch letzteren in großer Anzahl beobachtet. Ueber Lebensweise und Betragen liegen so viel Beobachtungen der tüchtigsten Forscher vor, daß wir uns rühmen können, vollkommen unterrichtet zu sein. Seit Uloa haben uns Azara, Humboldt, der Prinz von Wied, d'Orbigny, Tschudi, Schomburgk, Darwin, Burmeister, Gosse und Taylor über die südamerikanischen Wilson, Audubon, Nutall, Gundlach u. s. w. über die nordamerikanischen Aasgeier mehr oder minder ausführliche Berichte gegeben, sodaß man ein kleines Buch füllen könnte, wollte man alles Bekannte zusammenstellen. Uns genügt eine kurze Schilderung; denn das Leben und Treiben der amerikanischen Aasgeier ähnelt dem ihrer altweltlichen Verwandten fast in jeder Hinsicht. Sie sind aber noch menschenfreundlicher oder richtiger vertrauensseliger geworden, weil in den meisten Ländern von Obrigkeitswegen eine hohe Strafe Den bedroht, welcher einen dieser Straßenreiniger tödtet.

Nicht überall kommen beide Arten zusammen vor, jede von ihnen bevorzugt vielmehr gewisse Oertlichkeiten. So lebt nach Tschudi der Urubu mehr am Meeresufer und fast nie im Innern des Landes, während der Gallinazo häufig in den Städten und einzeln auch wohl im Gebirge, aber nur selten am Strande gesehen wird. Soviel ist sicher, daß der Neuling in Amerika einen oder den andern dieser Vögel gewahren muß, sobald er seinen Fuß an die Küste setzt. „Der Europäer", sagt Tschudi, „welcher zum ersten Male die Küste von Peru betritt, erstaunt über die unglaubliche Menge von Aasgeiern, welche er am Meeresstrande an allen Wegen und in den Städten und Dörfern trifft, und über die Dreistigkeit und Zuversicht, mit der sie sich dem Menschen nähern." Ganz ebenso ist es im übrigen Südamerika und auch im größten Theile Nordamerikas oder auf den westindischen Inseln. Die Vögel scheinen zu wissen, daß sie als höchst nothwendige Ersatzkräfte der mangelhaften Wohlfahrtsbehörde betrachtet werden und unentbehrlich oder richtiger geheiligt sind. In allen südamerikanischen Städten vertreten sie die Stelle unserer Straßenpolizei. Sie sind es, welche die Wege und Gassen von allen Unreinlichkeiten, welche fortwährend dahin geworfen werden, befreien müssen. „Ohne diese Vögel", versichert Tschudi, „würde die Hauptstadt von Peru zu den ungesundesten des ganzen Landes gehören, indem von Seiten der Behörden durchaus Nichts für das Wegschaffen des Unrathes gethan wird. Viele Tausende von Gallinazos leben in und um Lima und sind so wenig scheu, daß sie auf dem Markte in dem dichtesten Menschengewühl herumhüpfen." In britisch Guyana bedroht eine Strafe von funfzig Dollars Den, welcher es wagen sollte, einen Gallinazo zu tödten; deshalb sind auch dort die Vögel so zahm geworden, daß sie, wie Schomburgk bemerkt, „jeder Neuangekommene für Hausthiere halten wird".

Ihre Bewegungen ähneln denen anderer Geier. „Sie gehen", berichtet der Prinz, „mit hoch aufgerichtetem Leibe umher und haben deshalb Aehnlichkeit mit einem Truthahn; daher wohl auch ihr Name. Sie fliegen leicht und viel schwebend, steigen auch oft in große Höhen empor, brauchen sich

aber gewöhnlich wenig anzustrengen, weil es ihnen selten an Fraße fehlt. In der Ruhe sitzen sie mit eingezogenem Halse und gesträubtem Gefieder da; dann machen sie keinen angenehmen Eindruck." Ihre Sinne sind scharf; doch ist es auch bei ihnen das Auge, welches sie beim Aufsuchen der Beute leitet. Audubon hat, um zu erkunden, welcher Sinn bei diesen Vögeln am schärfsten ausgebildet ist, vielfache Versuche gemacht und gefunden, daß die Geier ohne ihr Auge verhungern müßten, weil die Schärfe des Geruchsinnes kaum der Rede werth ist. Sie suchen und finden ihre Nahrung ganz in derselben Weise, wie ich es nach meinen eigenen Beobachtungen weiter oben beschrieben habe.

Eine Mahlzeit dieser Geier schildert Burmeister in sehr lebendiger Weise. „Die großen schwarzen Vögel, welche auch in Brasilien das Aas aus dem Wege räumen müssen, finden sich überall ein. Wo ein Thier gefallen ist, lassen sich zu zwanzig, dreißig, vierzig und mehr auf das todte Geschöpf nieder, hacken ihm die Augen aus und warten mit einer Sehnsucht, die unverkennbar in allen ihren Mienen sich ausdrückt, auf den köstlichen Augenblick, wo die unter den Einwirkungen der Sonne schnell im Körper gebildeten pestartigen Gase die faulige Bauchdecke sprengen und den duftigen Inhalt ihrem leckeren Gaumen darbieten werden. Ein furchtbares Gedränge entsteht, wenn endlich der langersehnte Augenblick eingetreten ist. Jeder packt ein Stück der hervorquellenden Eingeweide; im Nu ist das weiche, halb verfaulte Gedärm zerrissen und hinunter geschluckt. Dann sitzen die Geier vollgefressen und dicht an einander gedrängt auf dem nächsten hohen Baume, unverwandt nach dem Aase spähend, bis es soweit faul und erweicht worden ist, um weiter verzehrt werden zu können. Von Zeit zu Zeit läßt sich ein Gieriger, der beim ersten Imbiß nicht genug bekommen hat, auf den ausgeweideten Körper herab, versucht hier und da einzuhauen, zaust an den Wundrändern und bahnt der um sich greifenden Verwesung einen Weg. Sehen die Andern, daß sein Unternehmen Erfolg hat, so fliegen sie bald nach, hacken und zerren auf dem Körper herum und verzehren einen Theil nach dem andern, bis die Knochen vollständig rein und zernagt sind. In zwei Tagen sind sie fertig mit dem Geschäft, und wenn sie Nichts mehr zu finden wissen, so betheiligen sich die Fliegen an der Ausführung der Arbeit." Uebrigens ist es durchaus nicht nöthig, daß ein Aas in Fäulniß übergegangen sein muß, um Geiern eine Mahlzeit zu bieten; sie gehen auch sofort frisches Fleisch an, falls sie sich im Stande sehen, dasselbe zu zerstückeln. Auch hierüber hat Audubon vielfache Versuche angestellt, welche ihm hinlängliche Beweise für die Richtigkeit vorstehender Behauptung gegeben haben. Ebenso gewiß dürfte es fest stehen, daß beide Aasgeier unter Umständen lebende Thiere angreifen und abwürgen. Schomburgk sagt zwar: „Wenn ein fast vierjähriger Aufenthalt in Südamerika, wo ich oft stunden-, ja tagelang die Urubus einzeln oder in ganzen Scharen, von einer Menge Eidechsen, Vögeln umringt, beobachtete, es niemals bestätigt hat, so darf man wohl mit Recht Zweifel in die Behauptung der Vogelkundigen (daß die Aasgeier lebende Beute angreifen) setzen. Ja selbst wenn die aufwirbelnden Rauchwolken einer brennenden Savanne Hunderte von andern Raubvögeln versammeln, um die dem Elemente entfliehenden Eidechsen, Schlangen und kleinen Säugethiere im Gedankenfluge zu ergreifen, wird man nie den freßgierigsten aller Vögel, den Urubu oder Gallinazo, unter dieser Räuberschar bemerken. Griffe er wirklich lebende Thiere an, wahrlich die für ihr junges Federvieh so besorgte Negerin würde ihn nicht so ruhig auf der Umzäunung ihres Hühnerhofes sitzen lassen; denn bei der Annäherung eines andern Raubvogels gerathen altes und junges Federvieh und die Schar der Pflegerin augenblicklich in Bewegung und Aufruhr, um den kühnen Räuber durch Lärm und Geschrei zu verscheuchen." Dagegen bemerkt Audubon: „Gelegenheit, junge lebende Thiere abzuwürgen, findet der Vogel so häufig in der Umgegend der Pflanzungen, daß es lächerlich sein würde, sie nicht zu benutzen," und Humboldt erzählt uns Folgendes: „Bei Tage streifen die Geier an den Ufern umher und kommen mitten in das Lager der Indianer herein, um Eßbares zu entwenden. Meist aber bleibt ihnen, um ihren Hunger zu stillen, nichts übrig, als auf dem Lande oder im seichten Wasser junge, sieben bis acht Zoll lange Krokodile anzugreifen. Es ist merkwürdig anzusehen, wie schlau sich die kleinen Thiere eine Zeitlang gegen die Geier wehren. Sobald sie einen ansichtig werden, so richten sie sich auf den Vorderfüßen auf, strecken den Kopf aufwärts und reißen

den Rachen weit auf. Fortwährend, wenn auch langsam, kehren sie sich dem Feinde zu und weisen ihm die Zähne, welche bei den eben ausgeschlüpften Thieren sehr lang und spitz sind. Oft während so ein Geier die Aufmerksamkeit des jungen Krokodils ganz in Anspruch nimmt, benutzt ein anderer die gute Gelegenheit zu einem unerwarteten Angriffe. Er stößt auf das Thier nieder, packt es am Halse und fliegt damit hoch in die Luft. Wir konnten diesem Kampfspiele viele Vormittage lang zusehen." Auch von Gefangenen hat man erfahren, daß sie nicht immer in Freundschaft und Frieden mit jungem und unbehilflichen Federvieh leben.

Urubu und Gallinazo machen sich Alles zu Nutze, was sie benutzen können. Ihre Dreistigkeit und Unverschämtheit wird den Menschen und Raubthieren oft sehr lästig. So berichtet der Prinz, daß sie aus allen Himmelsgegenden herbeistürzen, sobald ein Schuß im Walde gefallen ist. „Erlegten wir auf einem dicht beschatteten Waldbache eine Ente oder auch nur einen kleinen Vogel, so waren sie sogleich da und besetzten zu acht, zehn und mehreren die benachbarten Waldbäume und Aeste. Entfernte man sich nur einen Augenblick, so lag schon der geschossene Vogel auf dem Trockenen, um von ihnen verzehrt zu werden." Dem Jaguar ergeht es nicht anders als dem menschlichen Jäger. „Bei Joval", erzählt Humboldt, „sahen wir den größten „Tiger", der uns je vorgekommen. Er lag im Schatten einer großen Mimose, hatte eben ein Wasserschwein erlegt, aber seine Beute noch nicht abgebrochen, nur eine seiner Tatzen lag darauf. Die Geier hatten sich in Scharen versammelt, um die Reste vom Mahle des Jaguars zu verzehren. Sie ergötzten uns nicht wenig durch den seltsamen Verein von Frechheit und Scheu. So wagten sie sich bis auf zwei Fuß vor dem Jaguar vor, aber bei den leisesten Bewegungen desselben wichen sie zurück. Um die Sitten dieser Thiere mehr in der Nähe zu beobachten, bestiegen wir unser kleines Fahrzeug. Beim Geräusch der Ruder erhob sich der Jaguar langsam, um sich hinter den Büschen des Ufers zu verbergen. Den Augenblick, wo er abzog, wollten sich die Geier zu Nutze machen, um das Wasserschwein zu verzehren, aber der Tiger machte trotz der Nähe unseres Fahrzeuges einen Satz unter sie und schleppte zornerfüllt, wie man an seinem Gange und dem Schlagen seines Schwanzes sah, die Beute in den Wald."

Als Eierdiebe sind auch die amerikanischen Geier arg verschrieen. Es wird ihnen geradezu nachgesagt, daß sie ihren Horst nur deshalb in der Nähe gewisser Sumpf- und Schwimmvögel anlegten, um deren Eier gleich bei der Hand zu haben.

Dem Menschen muß es ein absonderliches Vergnügen gewähren, die Geier bei ihrem Fressen zu stören. Schomburgk erzählt, daß sich die Offiziere des Forts Joachim den Spaß machten, die Aasgeier, welche sich zu Scharen von drei- bis vierhundert über dem Schlachtplatze der Festung versammelten, mit Kanonen zu beschießen, welche mit kleinen Flintenkugeln geladen wurden. Bei solchen Gelegenheiten blieben oft vierzig bis funfzig Vögel todt auf der Wahlstatt.

„Unsere Indianer", berichtet er weiter, „vergnügten sich an den Rastorten oft genug damit, daß sie ein Stück Fleisch an einen Angelhaken befestigten und diesen dann hinwarfen. Sowie Dies geschehen, zappelte auch bereits der gierigste und schnellste an der Schnur. Dann wurde er auf die auffallendste Weise in ein wahres Scheusal verwandelt. Die übermüthigen Angler schmückten ihn mit fremden Federn, welche sie mit weichem Wachs befestigten, schnitten ihm Halskrause und dergleichen aus, setzten ihm eine Krone auf und schickten ihn dann wieder unter die Schar seiner Brüder zurück, wo der gespenstige Genosse das höchste Entsetzen erregte und nur zu bald verlassen und vereinsamt blieb, bis er seine falsche Kleidung wieder abgelegt hatte." Taylor theilt uns mit, daß er sich oft den Scherz gemacht habe, Thierbälge, welche mit Baumwolle ausgestopft waren, den hungrigen Geiern vorzuwerfen, und versichert, daß es höchst ergötzlich gewesen sei, die getäuschten Vögel bei der vergeblichen Mühe, ein solches Thier sich nutzbar zu machen, zu beobachten. Sogar der ernste Burmeister kann nicht umhin, die harmlosen Aasgeier zu ärgern. „Einen besonderen Reiz", sagt er, „gewährte es mir, die geschäftigen Geier, deren Nähe gewöhnlich aus einzeln ab und zu Fliegenden schon von weitem erkannt wird, bei ihrer Arbeit zu stören. Ich habe mir oft das Vergnügen gemacht, heranzuschleichen und einen Schuß unter sie zu thun. Nach allen Seiten stiebte der Schwarm

wild aus einander und rauschte mit den großen Flügeln an mir vorüber, bis alle soweit sich erhoben hatten, daß sie außer dem Bereich der Gefahr zu sein glaubten. Dann kreisten sie wieder in ihren gewohnten Bogen langsam, ohne Flügelschlag hin und her durch die Luft, den Gegner beobachtend, so lange ihr scharfes Auge noch die Entfernung des Feindes erkennen konnte. Hernach sammelte sich die gefräßige Schar von neuem über dem Aase und ließ sich langsam auf die werthvolle Beute herab, hier einer den andern von der Stelle drängend oder mit Schnabel und Flügel die Lieblingsstätte vertheidigend. Einen Ton hört man dabei nicht, sie sind bei allen ihren Bewegungen stumm."

Außer dem Menschen ärgern oder belästigen auch Thiere und namentlich andere Raubvögel beide Geierarten. Von der Herrschaft, welche der Königsgeier über sie ausübt, habe ich bereits gesprochen; aber nicht blos er, sondern auch der Caracara und der Chimango fallen über die Geier her, namentlich wenn sie ihren Kropf gut gefüllt hatten, und quälen sie so lange, bis sie die bereits geborgene Nahrung wieder ausgebrochen, worauf jene solche sich zu Nutze machen.

Nach Tschudi horstet der Gallinazo auf Hausdächern, Kirchen, Ruinen und auf abgelegenen hohen Mauern und zwar im Februar und März. Das Gelege soll aus drei weißlichbraunen Eiern bestehen. Der Urubu soll nach demselben Berichterstatter sandige Felsrücken der Seeküste oder die kleinen Inseln in deren Nähe zur Anlage des Horstes wählen und hier zu derselben Zeit drei bis vier Eier legen, welche rundlicher und heller sind, als die des Gallinazos. Alle übrigen Berichterstatter geben übereinstimmend an, daß beide Vögel nur zwei Eier legen und zwar auf die bloße Erde, entweder in Felsspalten oder unter einen halb umgefallenen Baumstamm, welcher der Brut etwas Schutz gegen die Witterung gewährt, auch wohl in eine Baumhöhle selbst und bezüglich unter Höhlungen im Gewurzel. In den südlichen Staaten Nordamerikas, in Texas und Mexiko, wählen sich die Geier am liebsten sumpfige Strecken, suchen sich hier einen Hügel, welcher bei Hochwasser nicht überschwemmt wird, und kratzen sich unter einem Gebüsche eine seichte Höhlung aus, dort ihre Eier niederlegend. Sehr häufig brüten sie mitten unter Reihern und andern Sumpfvögeln. Gosse theilte eine etwas auffallende Beobachtung mit, welche von glaubwürdigen Leuten gemacht sein soll. Der Urubu nämlich soll sich öfters mit schwarzen Haus- oder dunkeln Truthennen paaren und sie betreten, ohne ihnen sonst ein Leides anzuthun. Die Hennen aber sollen in Folge dieser unnatürlichen Vermischung nach kurzer Zeit an Krankheiten der Geschlechtswerkzeuge zu Grunde gehen. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß diese Angabe einstweilen noch als eine müßige Sage betrachtet werden muß! Beide Eltern brüten nach Audubon abwechselnd 32 Tage lang, und einer der Gatten füttert dabei den andern, indem er ihm das im Kropfe aufgespeicherte Aas vorwürgt. Die Jungen werden genau in derselben Weise geäzt, zuerst jedoch mit halb verdautem, fein zerstückelten Aase, später mit größeren Bissen. Die Jungen sollen dann hauptsächlich mit jungen Reihern ernährt werden.

Auch diese Geier werden nur von Naturforschern, welche Beobachtungen mit ihnen anstellen wollen, in der Gefangenschaft gehalten, und Dies mag der Grund sein, daß auch sie höchst selten nach Europa gelangen. In allen Thiergärten, welche ich besuchte, habe ich nur zwei von ihnen gesehen. Durch Azara erfahren wir, daß die Gallinazos außerordentlich zahm, ja zu wirklichen Hausthieren werden können. Ein Freund dieses Forschers besaß einen, welcher aus- und einflog und seinen Herrn bei Spaziergängen oder Jagden im Felde, ja sogar bei größeren Reisen begleitete. Er folgte wie ein folgsamer Hund auf den Ruf. Am besten ließ er sich aus der Hand füttern; seine Nahrung mußte ihm aber in kleine Stücken zerschnitten sein: denn größere rührte er nicht an. Ein anderer Vogel dieser Art begleitete seinen Herrn auf Reisen über funfzig Meilen weit. Er hielt sich stets zu dem Wagen und ruhete, wenn er müde war, auf dem Dache desselben aus. Sah er aber, daß es heimwärts ging, so flog er voraus und kündigte hier die Rückkunft des Hausherrn an.

* *
*

Die Eulen (Striginae), mit denen wir aus den bereits angegebenen Gründen die Ordnung der Raubvögel beschließen, bilden eine nach außen hin scharf begrenzte Zunft. Sie unterscheiden sich nicht blos von allen Geiern, sondern auch von sämmtlichen Falken; denn nur entfernt erinnern sie an einige von diesen und namentlich an gewisse Weihen. Vor Allem kennzeichnen sie sich durch ihren zwar dick erscheinenden, in Wahrheit aber sehr schlanken und schmalen, wenig fleischigen Leib, durch den ungemein großen, nach hinten zumal breiten, dicht befiederten Kopf mit sehr großen, platten Augen, welche nach vorn gerichtet sind und von einem runden, strahligen Federkranze umgeben werden, durch große, d. h. breite und lange, muldenförmige Flügel, einen meist kurzen Schwanz und mittelhohe, gewöhnlich bis zu den Krallen herab befiederte Beine. Der Schnabel ist von der Wurzel an stark abwärts gebogen, sein Haken ziemlich groß; die Schneiden des Oberschnabels sind ohne Zahn oder Ausschweifung. Die Wachshaut ist kurz, stets von derselben Farbe wie der Schnabel, und immer in den langen, steifen Borstenfedern des Schnabelgrundes versteckt. Die Zehen sind ziemlich kurz und unter sich bezüglich der Länge wenig verschieden; die hinterste pflegt etwas höher eingelenkt zu sein, als die übrigen; die äußere ist eine Wendezehe, welche nach vorn und hinten gerichtet werden kann. Die Klauen sind groß, lang, stark gebogen und außerordentlich spitzig, im Querschnitt fast vollständig rund. Sehr bezeichnend für alle Mitglieder der Zunft ist die Beschaffenheit und Färbung des Gefieders. Alle Eulen sind wahre Federballen. Die einzelnen Federn sind groß, lang und breit, an der Spitze zugerundet, höchst fein zerfasert, deshalb weich und biegsam, unter der Berührung knisternd. Gänzlich verschieden sind die Federn des Gesichts. „Der Augenkranz", sagt Burmeister, „dessen Gefieder mit dem der Zügel durch die sperrige Stellung der Aeste und die lang ausgezogene borstenförmige Spitze des Schaftes mehr oder weniger übereinstimmt, lehnt sich an einen andern Kranz kleinerer steiferer Federn mit dicht geschlossenen Fahnen, welcher den sogenannten Schleier bildet und mindestens die weite Ohröffnung in einem Halbkreise umgibt, mitunter jedoch nach vorn über die Augen fort bis an den Schnabel und unter dem Auge bis an den Rand des Unterkiefers reicht. Je vollständiger dieser meist aus drei bis fünf Reihen Federn gebildete Schleier ist, um so breiter wird auch der Federkranz um das Auge, und da derselbe stets mit dem langen Zügelgefieder zusammenhängt, so bleibt von der Wachshaut des Schnabels Nichts übrig; ja selbst der hornige Ueberzug versteckt sich noch zum Theil dahinter." Diese Bildung ist es, welche dem Eulenkopf das katzenartige Aussehen verschafft. Nicht minder eigenthümlich sind andere Federn, namentlich die Schwingen. Sie sind ziemlich breit, am Ende abgerundet und nach dem Körper zu gebogen, wodurch eben die muldenförmige Aushöhlung des Flügels entsteht. Die äußere Fahne der ersten, zweiten und dritten Schwinge ist sonderbar gefranzt oder sägenartig gezähnelt, und diese Bildung bewirkt den leisen Flug der Eulen: sie stumpft, wenn man so sagen darf, gegen die Reibung ab. Doch kommt, wie ich schon hier bemerken will, diese Bildung nicht allen Eulen zu, namentlich fehlt sie einigen echten Tageulen. Die innere Fahne der Schwungfeder dagegen erscheint in Folge ihrer weichen Nebenfasern seidenartig oder wollig und schließt sich deshalb ungewöhnlich dicht an die auf ihr liegende nächste Schwinge an. Die erste Schwinge ist kurz, die zweite etwas länger, die dritte und die vierte sind die längsten von allen. Die Schwanzfedern biegen sich nach Art der Flügelfedern abwärts; sie sind regelmäßig gleich lang, am Ende gerade abgestutzt, ausnahmsweise aber auch stufig, nach der Mitte zu verlängert. Die Färbung ist in den meisten Fällen eine düstere und insofern wenig auffallend, als sie sich aufs genaueste der Boden- oder Rindenfärbung anschließt. Demungeachtet kann die Zeichnung eine höchst zierliche und manchfaltige sein, und zudem kommen verhältnißmäßig lebhafte Farben auch bei den Eulen vor, Farben von blendender Reinheit, welche die Zartheit des Gefieders ungemein hebt.

Der innere Leibesbau ist ebenfalls sehr beachtenswerth. Schon das Knochengerüst zeichnet die Eulen vor allen Falken aus. Das Thränenbein hat nach den Untersuchungen von Nitzsch eine ganz andere Gestalt als bei den Tagraubvögeln. Es bildet keine vorspringende Decken über das Auge, und es fehlt deshalb auch das Brauenbein, welches bei den Tagraubvögeln jene Vorsprünge verlängert. Ein vortretender Knochen, welchen man am obern Rande der Augenhöhle bemerkt, gehört dem Stirnbeine

an. Die Verbindungsbeine zeigen außer den gewöhnlichen Gelenkungen an beiden Endpunkten noch eine dritte an der innern Seite mit dem Kehlbeine oder dem Schädelgrunde, welche von der vordern völlig getrennt ist und allein schon den Eulenschädel von jedem Falkenschädel unterscheidet. Das Brustbein hat bei den meisten Arten jederseits zwei häutige, bis zum Bauchrande herabreichende Stellen; die Gabel ist weniger gespreizt, schwächer und dünner, als bei den Falken. Die Wirbelsäule besteht aus elf Hals-, acht Rücken- und acht Schwanzwirbeln; die Rückenwirbel sind nie verwachsen. Die Knochen sind minder luftführend, als bei den Falken; der Oberschenkelknochen der Eulen nimmt niemals Luft auf; dagegen sind die Lufträume in der Hirnschale viel bedeutender, als bei andern Raubvögeln. Bei gewissen Eulen erreicht die Hirnschale einige Linien Dicke und erscheint schwammig. Der Rachen der Eulen ist sehr groß, der Schlund nicht kropfartig ausgebuchtet, der Magen häutig und sehr ausdehnbar, die Milz rundlich, die Leber in zwei gleich große und gleich geformte Lappen getheilt. Die Blinddärme sind lang und weit, wie bei keinem andern Raubvogel.

Nicht minder merkwürdig sind die Sinneswerkzeuge gebildet. Die Augen der Eulen sind ausnehmend groß, die Hornhaut ist so stark gewölbt, daß sie einer Halbkugel gleichen. Die Seiten der harten Augenhaut, soweit der Knochenring sie einnimmt, sind sonderbar verlängert, wodurch der Knochenring kelch- oder röhrenförmig wird. Das Auge selbst ist innerlich ungemein beweglich, der Stern erweitert oder verengert sich bei jedem Athemzuge. Noch auffallender vielleicht erscheint uns das Ohr, wenigstens das einiger Eulen, weil eine ähnliche Bildung bei keinem Vogel weiter vorkommt. Die äußere Ohröffnung nämlich entspricht nur bei wenigen Eulen dem allgemeinen Gepräge; bei der Mehrzahl hingegen ist sie eine Falte, welche von oben nach unten sich um das Auge herumzieht und aufgeklappt werden kann. Dann entsteht eine sehr weite, durch die strahligen Federn ringsum noch vergrößerte Muschel, geeignet, den leisesten Schall aufzufangen und zu dem in der Tiefe liegenden Gehörgang zu leiten. „Die muskelkräftige Klappe öffnet sich", wie mein Vater sagt, „bei mehreren Arten, z. B. bei sämmtlichen Ohreulen, beim Nacht- und Rauchfußkauze und andern so weit, daß man bei aufgehobener Falte einen großen Theil des Auges liegen sieht." Auf die übrigen Merkmale brauchen wir nicht einzugehen, weil wir sie als minder bedeutsam betrachten dürfen.

Die Eulen sind Weltbürger in der vollsten Bedeutung des Wortes. Sie bewohnen alle Erdtheile, alle Gürtel der Breite wie der Höhe, alle Gegenden und alle Oertlichkeiten. Von den eisigen Ländern um den Nordpol an bis zu dem Gleicher hin und von der Seeküste bis zu 15,000 Fuß über das Meer sind sie beobachtet worden; ob sie im Himalaya nicht noch höher vorkommen, bleibt fraglich. Der Süden beherbergt selbstverständlich auch sie in größerer Artenzahl, als der Norden; dieser aber ist keineswegs arm an ihnen. Waldungen sind die eigentliche Heimstätte unserer Vögel; sie fehlen aber auch den Steppen, Wüsten und selbst dem pflanzenlosen Gebirge nicht und ebenso wenig den volksbelebten Ortschaften und Städten; denn sie finden überall Ruhe- und Versteckplätze, welche ihnen genügen, und hinlängliche Nahrung. Man nennt die Eulen auch Nachtraubvögel; der Ausdruck erfordert aber mindestens eine Erklärung. Allerdings beginnt die große Mehrzahl erst mit eintretender Dämmerung ihre Streifzüge; nicht wenige aber sind auch bei Tage thätig und keineswegs blos diejenigen, welche den nördlicheren Erdgürtel bewohnen, sondern auch solche, welche in den Gleicherländern leben. Gewisse Steppeneulen gehen selbst in der Mittagszeit ihrer Nahrung nach und Verwandte von ihnen treiben sich angesichts der Sonne munter in den schattigen Urwaldungen umher: sie sind bei Tage mindestens ebenso thätig wie bei Nacht. Letztere freilich ist und bleibt die Jagdzeit der Gesammtheit. Die Eulen sind zu nächtlichem Wirken im höchsten Grade geeignet. Ihr für kürzere Entfernungen überaus scharfes Auge, ihr außerordentlich feines Gehör, ihr weiches Gefieder befähigt sie noch während des Dunkels zu erfolgreicher Thätigkeit. Lautlos fliegen sie in nicht eben bedeutender Höhe über den Boden dahin; das Geräusch der eigenen Bewegung beeinträchtigt ihr Gehör nicht im Mindesten: sie vernehmen das leiseste Geräusch, das unbedeutendste Rascheln auf dem Boden; sie sehen ungeachtet des Dunkels das kleinste Säugethier. „Ich habe", sagt mein Vater, „bei zahmen Eulen, welche die Augen ganz geschlossen hatten und also völlig schliefen,

Versuche über die Festigkeit ihres Schlafes angestellt und war erstaunt, als ich erfuhr, wie leicht sie selbst durch ein entferntes, geringes Geräusch ganz munter und zum Fortfliegen bereit wurden. . . . . . Ich habe auch die Eulen in ziemlich finstern Nächten gegen den Himmel fliegen sehen, in ganz finstern bald da, bald dort schreien hören und bin Zeuge gewesen, daß ein Rauchfußkauz, an welchen sich ein scharfsichtiger Freund von mir äußerst still und vorsichtig anschlich, um ihn von einer Tanne herabzuschießen, sogleich wegflog, als der Jäger über eine von Bäumen entblößte Stelle ging." Das Auge der Eulen ist sehr empfindlich gegen das Tageslicht, und einzelne Arten von ihnen verschließen ihre Augen bis zur Hälfte und noch weiter, wenn sie dem vollen Licht ausgesetzt werden; ganz unbegründet aber ist die Behauptung, daß die Eulen am Tage nicht sehen könnten. „Sie sind", fährt mein Vater fort, „nicht nur im Stande, bei hellem Tageslicht im Freien, sondern auch durch die dichtesten Bäume zu fliegen, ohne anzustoßen. Ich habe Dies bei fast allen deutschen Arten bemerkt. An hellem Mittag kamen die alten Ohreulen herbeigeflogen, wenn ich ihre Jungen ausnahm; an hellem Mittag entflohen die Eulen nicht selten, wenn ich sie schießen wollte; an hellem Mittag raubte ein Schleierkauz vom Schloßthurm zu Altenburg aus einen Sperling, der mit den Hühnern auf dem Schloßhofe fraß, und trug ihn in seinen Schlupfwinkel."

Die sonderbar gestalteten Flügel und das weiche Gefieder lassen auf eine eigenthümliche Flugbewegung im Voraus schließen. Der leise Flug ist verhältnißmäßig langsam, ein Mittelding zwischen Schweben, Gleiten und Flattern, bei den Tageulen aber ein abwechselnd bogiges Aufsteigen und Niederfallen, nach Art des Spechtfluges, welches ungemein fördert, jedoch anscheinend bald ermüdet und deshalb niemals lange fortgesetzt wird. Nur bei größeren Wanderungen erheben sich die Eulen bis zu drei- oder vierhundert Fuß über den Boden, und dann bewegen sie sich gleichmäßig mit vielen Flügelschlägen dahin. Auf der Erde sind die meisten sehr ungeschickt; die langbeinigen aber gehen so gut, daß sie selbst ihre Jagd laufend betreiben können, freilich unter Zuhilfenahme der Flügel. Im Gezweig der Bäume sind alle Eulen gewandt: einzelne klettern in sonderbarer Weise hüpfend und springend sehr rasch von einem Zweige zum andern. Ueberhaupt sind sie nichts weniger als plump, sondern im Gegentheil behend und merkwürdig beweglich. Sie lieben es, die verschiedensten Stellungen anzunehmen, sich abwechselnd niederzuducken und dann hoch aufzustrecken; sie drehen, wenden und beugen den Kopf in wirklich wunderbarer, für den Beschauer zugleich höchst ergötzlicher Weise.

Die Stimme ist gewöhnlich laut, selten aber angenehm. Ein wüthendes Klappen oder Knappen mit dem Schnabel und ein heißeres Fauchen ist übrigens der gewöhnliche Ausdruck der Seelenstimmung; die eigentliche Stimme vernimmt man nur des Nachts oder bei höchster Gefahr. Einzelne Arten kreischen abscheulich, andere geben helle Töne zu hören, welche nur dem abergläubischen Menschen unheimlich erscheinen. Masius freilich ist anderer Ansicht: „Grauen ergreift auch wohl den Beherzten, der in später Stunde den Wald durchschreitet, wenn um sein Haupt plötzlich die gespenstigen Schwingen schlagen, wenn das phosphoriscirende Gefunkel dieses Auges ihn umkreist und nun durch die weit wiederhallende Stimme ihr Jagdruf schallt. Es gibt in der ganzen dämonischen Instrumentation der Nacht wenig schauerlichere Töne, als dieses Geheul, meist tief aus der Brust hervorgezogen und immer stärker anschwellend — ein pfeifendes Uhu — stimmt es sich doch auch zum zischenden Schnauben oder zu jenem erstickenden, wie Hilfe rufenden Röcheln herab, das selbst Kundige täuscht;" aber Masius, welcher über dem Gefallen an süßem Wortgeklingel die Wirklichkeit nur zu häufig aus dem Auge verliert, hat so Manches gesagt, was er nicht verantworten kann, daß er gewiß nicht im Stande ist, meine Ansicht zu beirren. Behauptet er ja doch auch, daß „aus dem großen, oft spitzohrigen Kopfe das vorwärts stehende Auge in goldener Durchsichtigkeit starre, daß es den Beschauer mit dem entschiedensten Ausdruck der Gewalt, oder auch der Geistigkeit fasse, daß man den Vogel Minervas erkenne", während ich bei dem besten Willen trotz jahrelanger Beobachtung hiervon noch Nichts habe wahrnehmen können. Die Eulen stehen an geistigen Fähigkeiten gewiß hinter den meisten, wo nicht hinter allen Tagraubvögeln zurück. Es gibt einige Arten unter ihnen, und gerade

der Vogel Minervens gehört dazu, welche durch ihre Munterkeit, durch die leibliche Beweglichkeit über ihr geistiges Wesen täuschen können; bei genauerer Beobachtung aber erkennt man doch sehr bald, daß keine einzige Eule als ein wirklich kluger oder geistreicher Vogel angesehen werden darf. Alle Eulen sind geistig plump; sie sind scheu, aber nicht vorsichtig, denn sie verstehen nicht zwischen wirklicher und vermeintlicher Gefahr zu unterscheiden; sie lernen selten ihre Freunde kennen und sehen in jedem fremden Wesen mehr oder weniger einen Feind; sie lassen sich an eine gewisse Oertlichkeit gewöhnen, nicht aber eigentlich belehren, d. h. zu Nichts abrichten, welches wirklich Anstrengung des Geistes erfordert; sie sind jähzornig, blind wüthend im höchsten Grade, aber noch nicht einmal listig; sie sind gleichgiltig und grausam, also durchaus nicht edel im menschlichen Sinne. Jeder Edelfalk, ja selbst Bussard und Weih stehen hoch über ihnen. Mit andern ihrer Art leben sie in Frieden und Freundschaft, so lange nicht irgend eine Leidenschaft, Freßgier z. B., bei ihnen übermächtig wird; mit der größten Seelenruhe aber fressen sie den Gefährten auf, mit welchem sie jahrelang einträchtlich zusammenlebten, wenn derselbe irgendwie verunglückte. Ich habe zuweilen zehn bis zwölf Waldkäuze und Ohreulen in ein und demselben großen Käfig gehalten. Keine der Eulen dachte daran, sich an einer andern zu vergreifen, so lange alle bei gleichen Kräften waren, sowie aber eine der Gesellschaft erkrankte und sich in eine Ecke flüchtete, fiel die ganze Rotte über den armen Schelm her, erwürgte ihn und fraß ihn auf. Daß die harmlos genannten Schleiereulen nicht anders verfahren, habe ich auch und zwar wiederholt beobachtet. Geschwister, welche aus einem Neste stammen, überfallen sich gegenseitig nicht selten, und der Unterliegende wird regelmäßig getödtet und verspeist. Ein derartiges Gebahren deutet nicht eben auf Hochgeistigkeit, und deshalb darf ich mir schon erlauben, dem berühmten Herrn Verfasser der in gewissen Kreisen hochbeliebten Naturstudien aus der Thierwelt zu widersprechen. Ich vermag eben leider nicht, seine „Charakteristiken“ als solche zu erkennen und halte es für meine Pflicht, jeder Mißhandlung der Naturwissenschaft entgegen zu treten.

Alle Eulen fressen während ihres Freilebens nur selbst erworbene Beute. Die wirklichen Beobachter stimmen darin überein, daß sie niemals Aas anrühren. Vor Allem sind es kleine Säugethiere, welche befehdet werden; die stärksten unter ihnen greifen aber auch stärkere, selbst raubfähige Säuger an oder verfolgen Vögel von ziemlicher Größe nach Art der Falken. Einzelne sind Fischer, andere Kerbthierjäger. Aeußerst wenige werden dem Menschen schädlich, die große Mehrzahl bringt nur Nutzen. Es liegen sorgfältige Beobachtungen vor, welche beweisen, daß unsere deutschen Eulen kaum auf andere Thiere Jagd machen, als auf Mäuse, und wir wissen, daß ihre Thätigkeit eine sehr erfolgreiche ist. Gerade, wenn die verhaßten Nager es am lustigsten treiben, beginnen die Eulen ihr Handwerk. Unhörbar schweben sie dicht über dem Boden dahin, von ihrer Höhe aus durchsuchen sie diesen sehr gründlich, und in der Regel wird die erspähete Maus mit Sicherheit gefangen. Dazu tragen die kurzen beweglichen Zehen und die nadelscharfen, stark gekrümmten Krallen wesentlich mit bei. Eine einmal von der Eule ergriffene Maus ist unrettbar verloren: sie ist erdolcht, noch ehe sie an Entrinnen denken kann. Sobald die Eule Beute gemacht hat, fliegt sie einem Ruhesitze zu und beginnt nun zu fressen. Es geschieht auch Dies in eigenthümlicher Weise. „Nichts sieht ekelhafter aus“, sagt mein Vater, „als das Fressen einer Eule, weil sie ungeheure Stücken und diese mit großer Anstrengung verschlingt. Wenn andere Thiere ein gewisses Wohlbehagen beim Fressen zeigen, so scheint die Eule eine wahre Frohnarbeit zu verrichten, wenn sie ihre großen Bissen hinunterdrückt. Ich habe eine Ohreule eine große Maus und einen Schleierkauz ein altes Haussperlingsmännchen mit Füßen und fast sämmtlichen Federn ganz verschlingen sehen. Er nahm den Sperling mit dem einen Fang, brachte ihn zum Schnabel, sodaß der Kopf zuerst in den Rachen kam und fing dann an, durch Zurückschlagen des Kopfes den Sperling hinunter zu arbeiten, was endlich nach großer Anstrengung gelang. Als der Vogel in den Schlund kam, trat dieser so hervor, daß er vom Halse getrennt zu sein schien. Ich habe diese Versuche mehrere Male wiederholt, die Eule aber rupfte später die Federn gewöhnlich aus und verschlang erst dann den Vogel. Mäuse verschlucken die Schleierkäuze mit leichter Mühe. Sind die in den Schnabel aufgenommenen Thiere zu groß, um durch den Rachen zu

gehen, dann werfen die Eulen sie wieder heraus, drücken sie mit dem Schnabel und Fängen zusammen und arbeiten so lange, bis sie in den Schlund hinabgedrängt werden. Ich glaube, daß die Eulen beim Verschlingen größerer Stücke eine Vorstellung von dem ekelhaften Fressen der Schlangen geben können. Bei sehr großen Thieren verzehren sie das Fleisch von der Brust und das Gehirn; das Uebrige heben sie auf. Der Uhu frißt das Fleisch aus der Haut, wickelt sie zusammen und bewahrt dadurch das noch in ihr befindliche vor dem Austrocknen. Zuletzt verschlingt er die Haut auch." Die meisten Eulen können das Wasser monatelang entbehren; das Blut ihrer Schlachtopfer scheint ihnen zu genügen. Sie trinken jedoch zuweilen recht gern Wasser, und bedürfen desselben zum Baden. Die Verdauung ist sehr lebhaft; der scharfe Magensatz zersetzt alle Nahrung in kurzer Zeit. Knochen, Haare und Federn ballen sich zu Kugeln zusammen und werden dann unter höchst ergötzlichen Bewegungen ausgespieen, gewöhnlich an bestimmten Orten. Dabei sperren sie den Schnabel weit auf, nehmen den Kopf tief herab, treten von einem Bein aufs andere, kneifen die Augen zusammen, würgen und schütteln und entladen sich endlich des gedachten Balles oder Gewölles. Altum hat mehrere hunderte solcher Gewölle untersucht und gefunden, daß unsere deutschen Eulen hauptsächlich Mäuse und Spitzmäuse, ausnahmsweise aber auch Ratten, Maulwürfe, Wiesel, Vögel und Käfer verzehren. In 706 Gewöllen der Schleiereule fand er die Ueberreste von 16 Fledermäusen, 240 Mäusen, 693 Wühlmäusen, 1580 Spitzmäusen, 1 Maulwurf und 22 kleinen Vögeln, in 210 Gewöllen des Waldkauzes 1 Hermelin, 48 Mäusen, 296 Wühlmäusen, 1 Eichhörnchen, 33 Spitzmäusen, 48 Maulwürfen, 18 kleinen Vögeln und 48 Käfern, ohne die unzählbaren Maikäfer. In 25 Gewöllen der Waldohreule wurden gefunden die Reste von 6 Mäusen, 35 Wühlmäusen und 2 Vögeln, in 10 Gewöllen des Käuzchens 10 Wühlmäuse, 1 Spitzmaus und 11 Käfer. Diese Zahlen sprechen besser als viele Worte für die Nützlichkeit der Eulen. Die größeren Arten machen sich allerdings Uebergriffe schuldig, indem sie Hasen, Rebhühner und anderes Wild befehden; auch die kleinen schaden in beschränkter Weise durch Wegfangen der nützlichen Spitzmäuse, der übrig bleibende Nutzen aber überwiegt den Schaden doch um ein Beträchtliches, und deshalb verdienen auch diese Raubvögel, sorgfältig geschont zu werden.

Der Bau des Horstes verursacht den Eulen wenig Mühe; sie sind in dieser Hinsicht äußerst genügsam. Viele Arten nisten in Baumhöhlen, andere in Felsspalten oder Mauerlücken, einige in den Erdbauen verschiedener Säugethiere und andere endlich auf verlassenen Nestern der Falken- und Krähenarten. Hier wird im günstigsten Falle etwas Genist zusammengetragen; gewöhnlich aber trifft die nistende Eule gar keine Anstalten, die Nestunterlage aufzubessern, sondern legt ihre Eier ohne weiteres auf den vorgefundenen Nestboden auf. Die Anzahl des Geleges schwankt zwischen zwei und sieben; ausnahmsweise findet man auch wohl nur ein einziges Ei im Neste. Die Eier selbst ähneln sich sämmtlich; sie sind sehr rundlich, feinkörnig und weiß von Farbe. Beide Eltern zeigen große Liebe zu ihrer Brut und vertheidigen sie gegen Feinde mit auffallendem Muthe. Die Jungen sitzen lange im Neste und erfüllen die Umgegend desselben mit ihrem Geschrei.

Leider haben die Eulen sehr viele Feinde. Alle Tagvögel sind ihnen abhold: es scheint, daß sie sich rächen wollen für die ihnen während ihres Schlafes von den Nachträubern zugefügten Angriffe. Nur die Tageulen bleiben mehr oder weniger unbefehdet, die nächtlich raubenden werden verfolgt, sobald sie sich blicken lassen. Fast sämmtliche Tagraubvögel geberden sich wie unsinnig, wenn sie eine größere Eule erblicken; das gesammte kleine Geflügel hegt dieselben Gesinnungen und gibt diese durch lebhaftes Geschwätz und Geschrei, welches man wohl als Schelten und Schimpfen deuten kann, zu erkennen. Der ganze Wald wird rege, wenn eine Eule entdeckt wurde. Ein Vogel ruft den andern herbei, und der arme Finsterling hat dann viel zu leiden; denn die starken Tagvögel vergreifen sich auch thätlich an ihm. Der Mensch schließt sich nur zu oft den Feinden der nützlichen Vögel an. Gar Viele betrachten es als ein wahres Heldenstück, wenn sie eine Eule herabschossen, und nur sehr vereinzelt geschieht es, daß man ihnen, unsern besten Freunden, Schutz gewährt. Der Land- und Forstwirth thut sehr wohl, sich den Vernünftigen anzuschließen und die Eulen zu hegen und zu pflegen,

als ob sie heilige Vögel wären. Mehr Nutzen als die meisten übrigen Heiligen jemals gebracht haben, bringen sie, die Eulen, gewiß.

Im Käfig werden, wie bemerkt, nur wenige Eulen wirklich zahm. Ich habe solche besessen und dann mich innig mit den sonst nicht gerade liebenswürdigen Vögeln befreundet. Die Mehrzahl zeigt sich entweder gleichgiltig oder geberdet sich wüthend in einer Weise, welche ängstliche Gemüther schier erschrecken, kräftigere Naturen aber höchstens ergötzen kann. Zumal die großen Arten sind sehr wüthende Geschöpfe; sie scheinen mit der ganzen Welt zerfallen zu sein und in jedem andern Wesen einen Feind zu wittern. Wüthend rollen sie die großen Augen, wenn man sich ihnen naht; ingrimmig knacken sie mit dem Schnabel und boshaft fauchen sie nach Katzenart. Das gerade Gegentheil sind die kleinen Eulen; sie gehören unbedingt zu den unterhaltendsten und liebenswürdigsten aller Stubenvögel, welche man sich halten kann. Jede ihrer Bewegungen erfreut den Beobachter, ihr Wesen und Gebahren unterhält aufs Höchste. Bei geeigneter Pflege kann man Eulen im Käfige sogar zur Fortpflanzung bringen. Mir sind mehrere verbürgte Fälle bekannt, welche Dies beweisen.

Die Eintheilung der Eulen hat ihre Schwierigkeit. Es ist durchaus kein Fehler, wenn man alle bekannten Arten als Mitglieder einer Familie betrachtet und die sich bemerklich machenden Unterabtheilungen derselben als Horden ansieht; doch wollen wir, der Gleichmäßigkeit halber, diese Unterabtheilungen Familien nennen.

Alle Forscher stimmen darin überein, daß man den Tageulen (Surniae) die erste Stelle anzuweisen hat. Die hierher gehörigen Vögel dürfen als Mittelglieder zwischen den Falken und den Nachteulen aufgefaßt werden. Ihr Kopf ist verhältnißmäßig noch klein, der Leib schlank und zierlich; Flügel und Schwanz sind lang; das Gefieder liegt knapp an. Die Sinneswerkzeuge sind ziemlich gleichmäßig entwickelt und die geistigen Fähigkeiten wenigstens größer, als bei den eigentlichen Nachteulen. Andere Merkmale werden durch die Schilderung einzelner hervorragender Mitglieder der Gruppe bemerklich werden.

In den nördlichen Ländern der Erde lebt die Sperbereule (Surnia Ulula oder Surnia funerea und bezüglich nisoria), welche man als die falkenähnlichste aller Eulen ansieht und deshalb wohl auch geradezu Falkeneule oder Eulenfalk nennt. Sie kennzeichnet sich durch einen breiten, auf der Stirn niedrigen Kopf mit platter Stirn und schmalem Gesicht, ohne eigentlichen Schleier und Federkreis um das Auge, durch ziemlich lange, verhältnißmäßig spitze Flügel, in denen die dritte Schwinge die längste ist, und einen langen, keilförmigen Schwanz. Der Schnabel ist kurz, kräftig, höher als breit, von der Wurzel an gebogen; sein Haken überragt den Unterschnabel um etwa 3 Linien; die Schneide ist etwas ausgeschweift, jedoch ohne daß sich ein Zahn bildet; die Spitze der unteren Kinnlade zeigt einen tiefen Ausschnitt. Die Läufe sind bis zu den Zehen herab befiedert, diese kurz und mit scharfen Klauen bewehrt. Die Augen sind groß, die Ohren mit einer 7 Linien hohen, länglich äußeren Oeffnung und wohl ausgebildeter Klappe, welche an die des Schleierkauzes erinnert. Das Gefieder ist reich, sanft und glänzend; es liegt aber doch viel dichter an, als bei den meisten Nachteulen. Die ersten Schwingen sind auf der Außenfahne sägenartig gezähnelt, alle an der Spitze zerschlissen und am Rande der Innenfahne sammtartig gebildet. Beim ausgefärbten Vogel ist das Gesicht weißgrau, ein Streifen vor und ein anderer hinter dem Ohre, welche sich halbmondförmig zu beiden Seiten des Kopfes herabziehen, sind schwarz; der Scheitel ist braunschwarz, jede Feder durch einen runden, weißen Flecken gezeichnet, welcher in der Genickgegend größer wird und die lichte Farbe zur vorherrschenden macht; der Nacken und ein Fleck hinter dem Ohre sind reinweiß; die Oberseite erscheint braun, weiß gefleckt, jede einzelne Feder ist hier weiß, am Ende braun gesäumt und quergestreift. Die Kehle ist

weiß, die Oberbrust durch ein verwaschenes Querband geziert; die Unterbrust, der Bauch und die Seiten sind weiß, schmal schwarzbraun in die Quere gestreift oder gesperbert; die Schwingen und Schwanzfedern sind mäusegrau, weißlich gebändert. Im Schwanz zählt man außer dem Spitzensaume neun weiße Querstreifen. Der Schnabel ist schmuzig wachsgelb, an der Spitze hornschwarz; das Auge ist schön dunkelschwefelgelb. Junge Vögel unterscheiden sich wenig von den alten; diese aber ändern vielfach ab, ohne daß dadurch übrigens das Gesammtgepräge der Zeichnung verwischt würde. Die Länge beträgt 15 bis 16 Zoll, die Breite 29 bis 31 Zoll; der Fittig mißt 9 Zoll, der Schwanz 7 Zoll.

Die Sperbereule wird unter den deutschen Vögeln aufgezählt, weil sie nicht gerade selten in unserm Vaterlande erscheint und zwar regelmäßig im Winter, vertrieben durch dieselben Ursachen, welche andere hochnordische Wintergäste uns zuführen. Ihre eigentliche Heimat ist der Norden jenseits des Polarkreises. Sie ist gemein in gewissen Gegenden Skandinaviens; — doch habe ich sie, wie ich ausdrücklich bemerken will, bei meinen Streifereien niemals zu sehen bekommen —; sie findet sich in Finnland, Rußland und Sibirien; sie tritt endlich zahlreich im hohen Norden Amerikas auf und ist nach Süden hin bis zu den Bermuden beobachtet worden. Nach Wallengren reicht sie durch den ganzen Nadelwaldgürtel und steigt in den skandinavischen Alpen sogar bis zu den Birkenwäldern, welche die oberste Grenze des Baumwuchses bezeichnen, empor; nach Radde bevorzugt sie in Sibirien Wälder, in denen die Lerchen vorwalten, und meidet waldfreie Landschaften; im Burejagebirge hat Radde keine einzige bemerkt; in den Ebenen am Fuße des Gebirges mehrere. Kittlitz glaubt, daß sie die einzige Eule Kamtschatka's sei; er hat wenigstens dort keine andere Art der Zunft gefunden. Richardson sagt, daß sie in allen Pelzgegenden Nordamerikas als ein gemeiner Vogel bezeichnet werden müsse.

Ueber Lebensweise, Betragen, Nahrung und Fortpflanzung liegen vielfache Berichte vor. Die ausführlichsten und besten Beobachtungen sind aber keineswegs von den Naturforschern, welche die Sperbereule in ihrer Heimat sahen, sondern von Naumann und meinem Vater in Deutschland gemacht worden. Nilson's Werk über die schwedischen Vögel ist mir nicht zur Hand; von allen übrigen Forschern aber, deren Angaben mir bekannt sind, erfahren wir höchst wenig. „Die Sperbereule", sagt Richardson, „wird von den Pelzjägern häufiger getödtet, als irgend ein anderer Vogel, weil sie bei Tage fliegt und ein kühner Räuber ist. Während des Winters nährt sie sich vorzugsweise von Mäusen und Kerbthieren; in den Schneegegenden aber jagt sie hauptsächlich Schneehühner und verfolgt diese regelmäßig im Frühjahre und Herbst. Sie baut ihr Nest auf Bäume und zwar von Reisig, Gras und Federn und legt zwei weiße Eier. Wenn der Jäger Schneehühner schießt, wird sie gewöhnlich durch den Schuß herbeigezogen und ist oft kühn genug, sich auf den eben geschossenen Vogel zu stürzen. Ihn wegzutragen, vermag sie nicht. Nachts umschwärmt sie die Lagerfeuer der Indianer." Im übrigen theilen uns die amerikanischen Forscher nur über ihre Wanderungen in Amerika Einiges mit, ungefähr Dasselbe, was wir durch unsere eigenen Beobachtungen auch erfahren haben. Wallengren beschreibt das Brutgeschäft ausführlicher. „Die Sperbereule", sagt er, „legt ihren Horst auf hohen Kiefern an. Er ist zusammengesetzt aus Aesten und Reisern und mit trockenem Mos und Flechten ausgefüttert. Sie legt sechs bis sieben weiße und abgerundete Eier, welche etwas kleiner sind, als die des Baumkauzes. Anfangs Juli sind die Jungen flügg. Schon im mittleren Schweden zwischen dem 59. und 60. Grade trifft man sie horstend, obwohl noch selten; ich vermuthe aber, daß sie in noch südlicheren Gegenden Brutvogel sein mag." Radde theilt uns mit, daß er am 20. Mai fast flügge Junge erhielt.

Glücklicher Weise haben die genannten beiden Altmeister, Naumann und mein Vater, mit ihren Augen die Sperbereule beobachten können und mehr gesehen, als alle soeben genannten Forscher zusammen genommen. „Mit den Wanderungen dieses Vogels", sagt Naumann, „mag es eine eigene Bewandtniß haben; denn es verstreichen oft viele Jahre, wo man keine zu sehen bekommt; dann sieht man sie wieder mehrere Jahre hinter einander einzeln, ja es können Jahre eintreten, wo sie sogar

häufig in unsern Gegenden erscheint, dergleichen mein Vater einmal erlebte. Nachher vergingen mehr als zwanzig Jahre, in denen wir keine zu sehen bekamen, geschweige für unsere Sammlung hätten auftreiben können, und nur erst vor drei bis vier Jahren erhielten wir wieder die erste, sahen auch seit dieser Zeit jedes Jahr einzelne, wovon wir auch einige erhielten."

„Für unsere Gegenden scheint die Sperbereule lediglich Zugvogel zu sein; denn man sieht sie hier nie anders als im März oder zu Anfang des Aprils, wenn die Waldschnepfen ziehen, und im September, Oktober und November. Daß sie bei uns überwintere, ist sehr wahrscheinlich; wir sahen indeß im Winter noch keine hier. Sie ist zwar Waldvogel; doch zieht sie die kleineren Feldhölzer und sumpfigen Holzungen den eigentlichen großen Waldungen vor. Selbst in ganz freien, mit Wiesen und Sümpfen abwechselnden Bruchgegenden trafen wir sie mehrmals an, und es scheint, als liebe sie solche, besonders wenn Wälder nicht gar zu weit davon entfernt sind, ganz vorzüglich."

Ihr Betragen mag uns mein Vater kennen lernen; seine vor nunmehr 44 Jahren erschienene Schilderung ist noch unübertroffen. „Es gereicht mir zur besonderen Freude", sagt er, „über das Betragen dieses seltenen Vogels Einiges sagen zu können. Ich erhielt ein Weibchen lebendig. Ein Knabe hatte es auf einem Hegewisch eines Schlages gegen Abend sitzen sehen, und so lange nach ihm geworfen, bis es, an den Kopf getroffen, herab taumelte und ergriffen werden konnte. Ich ließ es im Zimmer frei und fand gleich im Betragen desselben viel Eigenes. Andere Eulen verschließen die Augen großentheils, und suchen eilig den dunkelsten Winkel, um sich in ihm zu verbergen; diese Habichtseule aber flog mit ganz geöffneten Augen augenblicklich dem Fenster zu und stieß so heftig daran, daß sie wie todt zur Erde niederfiel und gewiß bei erneuerten Stößen eine Fensterscheibe zerbrochen haben würde. Sie wurde nun in ein anderes Behältniß gebracht, und war, obgleich sie immer sich an der hellsten Stelle aufhielt, doch gleich anfangs so wenig schüchtern, daß sie sich ruhig angreifen ließ und eine ihr vorgehaltene Maus mit dem Schnabel, aus dem sie augenblicklich in die Fänge überging, abnahm. Ihre Stellung war sehr verschieden. Auf der Erde trug sie den Leib fast wagerecht, die Füße weit hervorgestreckt, den Schwanz aber zusammen gelegt und aufgerichtet; auf erhöhten Gegenständen saß sie mit beinah senkrechtem Körper, so eingezogenen Füßen, daß nur die Zehen vorstanden, oft ausgebreitetem und stets gerade herabhängenden Schwanze und über die Flügel gelegten Trag- und Schulterfedern. In dieser Gestalt entfaltete sie ihre ganze Schönheit und nahm sich herrlich aus. Bei allen Stellungen dieser Eule waren die Seitenfedern des Kopfes gesträubt, und die Stirnfedern glatt angelegt, sodaß sie ein Falkengesicht hatte, und der Kopf an Breite dem Leibe wenig oder nichts nachgab. In allen ihren Bewegungen war sie sehr rasch und gewandt, auf der Erde hüpfte sie aber ungern herum. Ihr Geschrei, welches sie besonders, wenn man sie angriff, hören ließ, klang dem Angstgeschrei eines Thurmfalken nicht unähnlich; doch wurde man dabei auch an das Kreischen einer Haushenne, welche in den Händen getragen wird, erinnert. Bei großer Wuth knackte sie mit dem Schnabel, wie die andern Eulen und eben so laut; war sie aber nur einigermaßen böse, dann rieb sie die Spitze der unteren Kinnlade von der Spitze der oberen an, bis sie in die rechte Lage kam. Sie streckte dabei den Unterschnabel weit vor und schrapelte mit ihm auf dem obern hin wie die Papageien, wenn sie Etwas zerstückeln wollen. Dies gab ein langgezogenes, wenig hörbares Knacken, sodaß ich Anfangs glaubte, es sei ihr ein Knochen zerbrochen und gäbe dieses Geräusch bei den starken Bewegungen, die sie machte. In den Nachmittagsstunden war sie besonders munter bis zu einbrechender Nacht."

„Nach einiger Zeit entkam sie durch einen unglücklichen Zufall. Ich ließ sie in unsern Wäldern überall suchen und suchte selbst, aber ohne Erfolg. Einige Tage darauf wurde mir gemeldet, sie sei wieder auf derselben Stelle des Waldes, auf demselben Schlage, ja auf demselben Hegewische, wo sie früher gewesen war. Sie hatte also diesen Platz, ob er gleich eine Stunde von meiner Wohnung liegt, wahrscheinlich denselben Tag, als sie mir entflohen, wiedergefunden und allen andern Orten vorgezogen. Diese Nachricht war mir um so angenehmer, weil ich nicht nur Hoffnung hatte, mein seltenes Thier wieder zu bekommen, sondern es auch im Freien zu beobachten, eine Hoffnung, welche auf das Schönste erfüllt wurde."

„In den Vormittagsstunden war sie niemals sichtbar; sie hielt sich zu dieser Zeit in dichten Fichten und Tannen, welche nicht weit von jenem Schlage standen, verborgen, und zwar so, daß man zehnmal unter ihr vorübergehen konnte. In den Nachmittagsstunden, gewöhnlich um ein Uhr, kam sie zum Vorschein und setzte sich auf die Spitze eines niedrigen Baumes, auf einen weit unten stehenden Seitenast oder auf den Hegewisch. Sie kam zuweilen von Bäumen geflogen, welche gar nicht geeignet schienen, sie gut zu verbergen, und auf denen sie früher doch durchaus nicht zu entdecken war. Saß sie frei, dann blickte sie unverwandt auf die Erde herab und richtete sich immer nach dem Gegenstande hin, welcher sich ihr näherte. Der Hegewisch, von welchem aus sie einen großen Theil des Schlages übersehen konnte, war oben von ihrem beständigen Daraufsitzen niedergedrückt, sodaß kein Strohhalm mehr senkrecht stand. Wollte man sich ihr, wenn sie darauf saß, von hinten nähern, dann drehte sie sich sogleich um, aber ohne den Ort zu verlassen, und man konnte, wenn man rund um sie herumging, sie im Kreise sich drehen sehen. Sie ließ einen Mann bis auf zehn, ja bis auf sechs Schritte an sich kommen und achtete die Steinwürfe so wenig, daß sie einem an ihr vorbeifliegenden Steine verwundert nachsah und einst, als sie getroffen wurde, zwei Ellen in die Höhe flog, aber doch ihre alte Stelle wieder einnahm. Dies Alles scheint mir zu beweisen, daß sie in ganz unbewohnten Gegenden ihren eigentlichen Aufenthalt hat; denn sie kennt den Hauptfeind aller Thiere und seine Fähigkeit, in der Ferne zu wirken, durchaus nicht. Mir ist ein so wenig menschenscheuer Vogel, welcher wie diese Eule völlig gesund und wohlbeleibt war, nie vorgekommen."

„Gelingt es ihr, eine oder zwei Mäuse zu fangen, so geht sie zur Ruhe, und man sieht sie deswegen vor der Abenddämmerung schon nicht mehr; ist sie aber in der Jagd unglücklich, dann lauert sie bis zum Einbruch der Nacht und bis nach demselben ihrem Raube auf. Auffallend war es mir, in der Nähe jenes Schlages hie und da, aber nicht beim Hegewisch, auf dem sie doch täglich mehrere Stunden saß, ihren Koth zu finden. Ich vermuthe, daß sie ihn da, wo sie den Mäusen auflauert, absichtlich nicht fallen läßt; durch das Wegspritzen desselben könnten die hervorkommenden Mäuse verscheucht werden. Sie hat einen leichten und geschwinden Flug, welcher dem des Finkenhabichts sehr ähnlich ist. Sie bewegt, wie dieser, die Flügel streckenweise schnell und streckenweise, wo sie schwebt, gar nicht. Doch trägt sie dieselben, wie die andern Eulen, und kündigt sich auch von Weitem durch ihren dicken Kopf als Eule an. Sie fliegt ungern weit, wenn sie verfolgt wird, oft nur 50, 60, 100 Schritte, und nur, als ihr die Krähen hart zusetzten, sah ich sie 300 bis 400 Schritte weit fliegen. Als die Krähen nach ihr stießen, schrie sie heftig miauend und langgezogen „äh" und begab sich gleich auf die Flucht, auf welcher sie ihnen in kurzer Zeit so weit vorauseilte, daß sie die Verfolgung aufgaben. Sie lebt wahrscheinlich im Sommer an solchen Orten, wo es gar keine Krähenarten gibt; denn diese würden ihr, wenn sie sich am hellen Tage ganz frei hinsetzte, so mitspielen, daß sie ihre ganze Jagd aufgeben müßte."

Hier glaube ich die Bemerkung einschalten zu dürfen, daß meines Vaters Meinung wenigstens in Skandinavien nicht Bestätigung findet. Dort ist die Nebelkrähe noch innerhalb des Polarkreises keineswegs selten. Ich vermuthe also, daß Eule und Krähe dort sich an einander gewöhnt haben werden, wie Dies ja regelmäßig stattfindet, wenn zwei Vögel sich genauer kennen lernen. Ueber die Art und Weise ihrer Mäusejagd theilt uns mein Vater Folgendes mit.

„Die Sperbereule zeichnet sich vor vielen andern Gattungsverwandten schon dadurch aus, daß sie nicht absucht, d. h., daß sie nicht niedrig über die Erde hinfliegend ihren Raub zu überraschen strebt. Sie erwartet ihn vielmehr, wie die Würgerarten, sitzend. Deswegen muß sie solche Stellen zu ihrem Aufenthaltsorte wählen, wo es von Mäusen wimmelt. Dies war auf dem oben erwähnten Schlage der Fall. Auf ihm waren alle Erhöhungen mit Mäuselöchern so durchgraben, daß ihre Ränder einem Durchschlage glichen. Einen ähnlichen Platz kenne ich in unsern Wäldern nicht, und daraus wird ihre merkwürdige und hartnäckige Anhänglichkeit an diesen Schlag und den darauf befindlichen Hegewisch begreiflich genug. Sie wählt also wenig erhöhte Gegenstände, welche ihr eine freie Aussicht, wo möglich ringsum gewähren, damit sie eine hervorkommende Maus sogleich bemerken

und erhaschen könne. Einst sahen wir sie fangen. Sie war vom Hegewische, der ihr durchaus den besten Standort gewährte, verscheucht worden und hatte sich auf die Spitze einer etwa funfzehn Ellen hohen Fichte gesetzt. Von ihr aus fuhr sie plötzlich auf die Erde herab, und das Schreien einer Maus zeigte an, wie richtig sie gefaßt hatte; gleich darauf kam sie mit einem Klumpen Grashalmen in den Fängen empor und trug die darin befindliche Maus nahe stehenden, hohen Tannen zu, in denen sie dem Auge entschwand. Sie verzehrte ohne Zweifel dort ihren Raub; denn sie braucht, da sie ihn, wie die Gattungsverwandten, fast ganz verschlingt, es nicht auf der Erde zu thun. Ich bin überzeugt, daß ihr bei ihrer Jagd ihr leises Gehör so gut, wie ihr scharfes Gesicht behilflich ist. Die Maus, welche sie vor unsern Augen fing, war wenigstens 25 Schritt von der Eule, die überdies kurz vorher nach einer andern Seite hinsah, entfernt und in tiefem Grase verborgen. Offenbar hatte die Eule das geringe Geräusch, welches die Maus im dürren Grase verursachte, sogleich gehört, nun erst ihren Blick nach dieser Seite hingewandt und ihre Beute entdeckt."

In der Gefangenschaft erhielt die Beschriebene Hausmäuse vorgeworfen. Sie biß ihnen zuerst den Kopf ab und verschluckte, wenn dieser verzehrt war, das Uebrige ganz. Am liebsten fraß sie an solchen Orten, an denen ihr Schwanz frei herabhängen konnte; doch nahm sie ihr Futter auch auf dem Boden sitzend zu sich. Des Nachts warf sie die Haare und Knochen in Gewöllen wieder aus.

„Die Habichtseule", schließt mein Vater, „scheut starkes Schneegestöber. Am 14. Dezember 1820 schneite es sehr stark und unter heftigem Winde; dennoch gingen die andern Vögel ihrer Nahrung nach. Die hier überwinternden Drosselarten waren in Bewegung, die Sperlinge, Bergfinken, Zeisige und Ammer, die Meisen, Kleiber und Baumläufer suchten ihre Nahrung, selbst eine Feldlerche lief und flog auf den Stoppeläckern herum. Unsere Habichtseule aber kam erst nach zwölf Uhr hervor, setzte sich auf einen niedrigen Seitenast, besah sich das fürchterliche Wetter und verbarg sich wieder auf einer dichten Fichte. Nach zwei Uhr hörte es auf zu schneien, und jetzt erschien dieser schöne Vogel, setzte sich auf einen Fichtenwipfel und wollte seine Jagd beginnen. Ich schoß ihn, da ich ihn hinlänglich beobachtet hatte, und nicht ohne Furcht war, er möchte sich doch bald aus der Gegend entfernen, herab und fand seinen Kopf mit Schnee, welcher wie Eiszapfen an den Scheitelfedern angefroren war, bedeckt."

Die größte aller Tageulen, die Schneeeule (Nyctea nivea) theilt mit der Sperbereule dieselbe Heimat; sie verirrt sich aber noch öfter als diese nach südlichen Gegenden. Soweit die Reisenden gegen den Pol hin kamen, haben sie auch die Schneeeule gefunden und nicht blos auf dem Festlande, sondern auch auf Eisschollen sitzend, oder rasch und kräftig über die Wellen dahinstreichend. Der nördliche Theil von Skandinavien, Finnland, Rußland nebst seinen Inseln im Eismeere und der ganze Norden Amerikas sind als ihr eigentliches Vaterland zu betrachten. Gelegentlich ihrer zufälligen und unregelmäßigen Wanderungen erscheint sie in Deutschland und hier manchmal recht häufig, oder in Mittelasien und in den mittleren Staaten Nordamerikas, ja, einzelne Verirrte sind sogar auf Kuba beobachtet worden.

Hauptkennzeichen der Sippe, welche die Schneeeule vertritt, sind vor Allem der schmale, kleine Kopf mit kleinen Ohrmuscheln und Ohröffnungen, deshalb auch mit unvollkommenem Schleier, und die kurzen, aber ungemein dicht befiederten Füße. Der Flügel ist mittellang, in ihm die dritte Schwinge die längste, der Schwanz ist ziemlich lang, ab- und zugerundet. Der Schnabel hat wenig Auffallendes: er ist stark und kurzhakig. Das Gefieder ist dicht, aber minder weich, als bei andern Eulen.

Die Länge der Schneeeule beträgt 26 bis 27 Zoll, die Breite 56 bis 60 Zoll, der Fittig mißt 17 Zoll, der Schwanz 10 Zoll. Audubon gibt geringere Maße: nach ihm beträgt die Länge nur 21 Zoll und die Breite blos 53 Zoll. Die Färbung ist verschieden nach dem Alter. Sehr alte

Vögel sind weiß, zuweilen fast ungefleckt oder höchstens mit einer Querreihe brauner Fleckchen am Vorderkopfe und einzelner auf den großen Schwingen; mittelalte sind auf weißem Grunde mehr oder weniger mit braunen Quer- oder auf dem Kopfe mit solchen Längsflecken gezeichnet; jüngere Vögel sind noch stärker gefleckt, als sie. Das Auge ist prächtig gelb, der Schnabel hornschwarz. Eine ausführlichere Beschreibung ist unnöthig, weil die Schneeeule mit keinem andern Raubvogel verwechselt werden kann.



Die Schneeeule (Nyctea nivea).

Während des Sommers hält sich die Schneeeule hauptsächlich auf den nordischen Gebirgen auf; im Winter streicht sie in tiefer gelegene Gegenden hinab, und wenn der Schnee in ihrer Heimat sehr reichlich fällt und die Nahrung knapp wird, tritt sie auch wohl eine Wanderung nach dem Süden an. Auf den taurischen Hochsteppen stellen sich nach Radde zuerst die Weibchen ein und zwar bereits gegen Ende Septembers; die Männchen folgen viel später. In Skandinavien kommen sie erst mit Einbruch des Winters in die Thäler herab.

In ihrem Betragen zeigt die Schneeeule manches Eigenthümliche. So lange sie ruhig ist, gleicht sie allerdings andern Eulen; ihre Bewegungen aber sind viel rascher und gewandter, als die gleich-

großer Verwandten: ihr Flug ähnelt dem langsamer Tagraubvögel. Einige Beobachter sagen, daß sie schnell und rauschend flöge, fähig wäre, jähe Wendungen auszuführen und große Ausdauer zeige. An Kühnheit oder Dreistigkeit scheint sie alle übrigen Eulen zu überbieten: Verwundete fliegen sogar auf den Jäger los, mit der unverkennbaren Absicht, sich für die erlittene Unbill zu rächen. Hunde greift sie nach Schrader's Beobachtung mit großem Ungestüm an: sie sticht auf sie herab, wie ein Falk.

In Europa sind es hauptsächlich die Lemminge, welche das Wildpret der Schneeeule bilden. Sie folgt nach Wallengren's Angabe den Lemmingszügen durch das ganze Land und horstet auch nur in Gegenden, wo diese Wühlmaus gemein ist. Wenn die Lemminge im hohen Norden an einer Stelle häufig sind, darf man sicher darauf rechnen, die Schneeeule zu finden. Man sieht dann zuweilen Trupps von acht bis zehn Stück von ihr, die meisten nach Art des Bussards lange Zeit auf einer erhabenen Stelle sitzend, ohne sich zu rühren, bis ein unvorsichtiger Lemming die Raublust seines schlimmen Feindes erregt und ihn zum Auffliegen bringt. In Ermangelung der Lemminge frißt sie Eichhörnchen und Biberratten; in den kahlen Hochsteppen Transbeikaliens sind nach Radde's Mittheilung Pfeifhasen ihr gewöhnliches Wild. Sie hält sich meist an vor dem Wind geschützten Seiten der Murmelthierbaue auf und lauert hier auf die Pfeifhasen, welche bei ihrem Heuschober leicht zu überraschen sind. Im Laufe des Winters mästet sie sich dermaßen mit solchen Thieren, daß sie oft eine fingerdicke Fettlage auf der Brust trägt. Der schwedische Name Haarfang, welcher soviel als Hasenfänger bedeutet, weist darauf hin, daß sie auch an stärkere Säugethiere sich wagt. Das Schneehuhn verfolgt sie mit Leidenschaft; sie nimmt angeschossene zuweilen sogar vor den Augen des Jägers weg. Blakeston erfuhr von einem Angestellten der Pelzkompagnie, daß eine Schneeeule dem Jäger das eben geschossene, aber nicht getödtete Schneehuhn aus dem Jagdsack herausnahm, welchen der Mann auf dem Rücken trug. Waldhühner, Enten und Wildtauben sind durchaus nicht vor ihr gesichert; sie fängt dieselben sogar im Flug, indem sie hinter ihnen hereilt und wie ein Wanderfalk auf sie herabstößt. Eine höchst merkwürdige Beobachtung machte Audubon: er lernte die Schneeeule als Fischerin kennen. „Eines Morgens", erzählt er, „lag ich in der Nähe der Ohiofälle auf dem Anstande, um wilde Gänse zu schießen, und dabei hatte ich Gelegenheit, zu sehen, wie die Schneeeule Fische fängt. Sie lag lauernd der Länge nach platt auf dem Felsen, den niedergedrückten Kopf nach dem Wasser gekehrt, so ruhig, daß man hätte glauben können, sie schliefe. In dem Augenblicke aber, als sich ein Fisch unvorsichtig zur Oberfläche des Wassers erhoben, tauchte die Eule blitzschnell ihren Fuß in die Wellen und zog regelmäßig den glücklich erfaßten Fisch ans Land. Mit ihm entfernte sie sich sodann einige Ellen weit, verzehrte ihn und kehrte nun nach der alten Warte zurück. Hatte sie einen größeren Fisch erlangt, so packte sie ihn mit beiden Füßen und flog dann weiter mit ihm als sonst davon. Zuweilen vereinigten sich ihrer zwei zum Verzehren der Mahlzeit, gewöhnlich wenn der von einer gefangene Fisch groß war. Bald nach Sonnenaufgang flog die Eule in den Wald, am nächsten Morgen aber erschien sie wieder und wurde von mir auf einen Schuß erlegt."

Während des Winters soll die Schneeeule mehr am Abend jagen, als am Tage und zwar nicht blos in mondhellen, sondern auch in dunkeln Nächten. Dabei fliegt sie dann jedem Gegenstand zu, welchen sie in der Luft schweben sieht. „Ich brachte", erzählt Holboell, „einmal eine solche Eule dahin, mir fast eine Viertelmeile weit im Mondschein zu folgen, indem ich meine Mütze wiederholt in die Luft warf."

Die Stimme soll ein rauhes „Krah" sein, welches an den bekannten Ruf der Krähe erinnert; die Eule soll dabei auch dieselbe Stellung annehmen wie eine schreiende Raben- oder Nebelkrähe. Bei dem Neste schreit das Weibchen nach Nilson's Angaben wie „Rickrick, rickrick".

Die Fortpflanzung fällt in den Hochsommer. Im Juni findet man die Eier. Es ist sehr auffallend, daß ein so großer Raubvogel, wie die Schneeeule es ist, so viele Eier legt. Man hat wiederholt sieben Stück in einem Horste gefunden, und die Lappen behaupten sogar einstimmig, daß

die Schneeeule sieben, acht bis zehn Stück lege. Die Eier sind länglich, schmuzigweiß von Farbe und ungefleckt. Der Horst ist höchst einfach, — eine seichte Vertiefung auf der Erde, welche mit etwas trockenem Gras und einigen vom Brutvogel selbst herrührenden Federn ausgefüttert ist. Beide Eltern lieben ihre Brut sehr. Das Weibchen sitzt fest auf den Eiern und läßt den Menschen, welchem es sonst immer vorsichtig ausweicht, sehr nahe herankommen, nimmt auch wohl zu Verstellungskünsten seine Zuflucht, indem es sich auf den Boden wirft, als wäre es flügellahm geschossen und hier eine Zeit lang wie todt mit ausgebreiteten Flügeln liegen bleibt, unzweifelhaft in der Absicht, den Feind vom Neste wegzulocken und seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Im August findet man flügge Junge, gewöhnlich noch in Gesellschaft der Eltern.

Schneeeulen im Käfig gehören zu den größten Seltenheiten. Sie werden zuweilen erlangt, halten sich aber selten längere Zeit. Ich habe mir die größte Mühe gegeben, einer von ihnen alle denkbaren Bedürfnisse zu verschaffen, bin aber auch nicht von Erfolg begünstigt worden. Eines Morgens fand ich meine Gefangene todt im Käfig. Sie war wohl beleibt und innerlich vollkommen gesund. Eine einzige von den Gefangenen, welche ich sah, die prächtige Schneeeule des dresdener Thiergartens, hat länger ausgehalten: sie lebt bereits vier Jahre im Käfig. Im Vergleich zu andern Verwandten ist die Schneeeule ein munterer und auch bei Tage lebendiger Vogel, welcher gern im Käfig auf- und niederfliegt und den Blick des Beschauers erträgt, ohne sich darüber sonderlich zu erbosen. Reizt man sie freilich, dann wird auch sie sehr ärgerlich und knackt und faucht ebenso wüthend, wie andere ihrer Zunft. Ich habe nicht versucht, unsere Gefangene mit andern Vögeln zusammenzubringen; ein Liebhaber aber soll sie mit Adlern zusammengesperrt und bemerkt haben, daß sich diese natürlichen Feinde wohl vertrugen.

„Minerven's Vogel war ein Kauz“ und zwar der **Steinkauz**, wenn auch nicht gerade der bei uns lebende, sondern nur einer der vielen Verwandten dieses Vogels, einer der ihm am nächsten stehenden, welcher in Griechenland ungemein häufig gefunden wird. Die Steinkäuze (Athene) sind kleine Eulen mit mittelgroßem Kopfe, kurzen, gerundeten Flügeln, welche höchstens das zweite Drittel des ebenfalls kurzen, am Ende gerade abgeschnittenen Schwanzes erreichen und in denen die dritte Schwinge die längste ist, ziemlich hohen Beinen, mit starken und kräftig bewehrten Zehen und kurzem, seitlich zusammengedrückten, von der Wurzel an stark gekrümmten Schnabel mit mäßig langem Haken und zahnlosen Kieferrändern. Die Ohröffnung ist klein, der Schleier deshalb undeutlicher, wenn auch bemerklicher, als bei andern Tageulen. Das Gefieder liegt ziemlich knapp an und bekleidet namentlich die Beine sparsam, die Zehen sogar nur mit haarartigen Gebilden.

Unser **Steinkauz**, der liebenswürdige und doch so verschrieene Vogel (Athene noctua) heißt auch **Sperlings-** oder **Lerchenkauz**, **Stock-**, **Stein-**, **Haus-**, **Scheunenkauz**, **Leichen-** und **Todteneule** oder **Vogel**, **Leichenhühnchen**, **Wehklage** und **Klagemutter**, gibt sich also als ein im lieben deutschen Vaterlande sehr bekannter Vogel zu erkennen. Seine Länge beträgt $8\frac{1}{4}$ Zoll, die Breite 20 Zoll; der Fittig mißt $5\frac{1}{2}$, der Schwanz $3\frac{1}{4}$ Zoll. Das Weibchen ist um $\frac{1}{4}$ Zoll länger und um 1 Zoll breiter. Der Oberkörper ist tief mäusegraubraun, unregelmäßig weiß gefleckt; das Gesicht ist grauweiß, der Unterkörper weißlich, bis gegen den After hin braun in die Länge gefleckt; die Schwung- und Schwanzfedern sind rostgelblich, weiß gefleckt, wodurch im Schwanze fünf undeutliche Binden entstehen. Der Schnabel ist grünlichgelb, der Fuß gelblichgrau, das Auge schwefelgelb. Junge Vögel sind dunkler, als die alten.

Von Südschweden an verbreitet sich der Kauz über ganz Mitteleuropa und einen großen Theil Asiens bis nach Ostsibirien hin. Im Süden aber wird er durch verwandte Arten ersetzt, so in Griechenland durch den eigentlichen Kauz der Minerva (Athene indigena), in Spanien wieder durch einen andern und in Egypten oder Nordafrika überhaupt durch einen dritten. Bei uns zu Lande gehört er nicht zu den Seltenheiten. Da, wo Obstgärten mit alten Bäumen Dörfer umgeben, findet

er sich sicher; er nistet sich aber auch mitten in Städten ein und nimmt dann auf Thürmen und Dachboden, in Gewölben, Begräbnissen und an andern geeigneten Orten Herberge. Die tiefen Waldungen meidet er, Feldgehölze dagegen sind ihm sehr genehm. Vor dem Menschen und seinem Treiben scheut er sich durchaus nicht. Bei Tage lebt er verborgen in seinem Schlupfwinkel und nachts fürchtet der Mensch, unserer aufklärenden Bildung zum Trotz, den Kauz oft mehr, als dieser jenen. Es ist mehr als lächerlich, daß wir noch heutigen Tages nicht weiter sind, als manche indische Volksstämme, welche in ihrem Steinkauz ein übernatürliches Wesen erblicken und sich demzufolge von Klügeren oft betrügen lassen. In vielen Gegenden Deutschlands, wo der Glaube noch groß ist unter den Leuten, gilt der anmuthige Steinkauz als ein Unheil weissagender Vogel. Man gibt sich gar nicht die Mühe, selbst zu prüfen, man glaubt eben Das, was einfältige Weiber als wahr auftischen. Die Stimme des Kauzes, welche den Forscher ergötzt, hat das Unheil verschuldet. Der Kauz, ein munterer Gesell, läßt nachts oft genug seinen Ruf erschallen. Er schreit bald leise und gedämpft „Bu bu", bald laut und helltönend „Quew quew kebel kebel", bald endlich „Kuwitt, kuwitt", und der Pöbel übersetzt sich nun diese Laute nach seiner Weise, namentlich die letzteren. Er hört ganz genau darin die Worte: „Komm



Der Steinkauz (Athene noctua).

mit, komm mit auf den Kirchhof, hof, hof", und das ist Grund genug, den armen Kauz zu verabscheuen, trotz aller Paradiesessehnsucht Derer, welche dieses Jammerthales überdrüssig zu sein vorgeben. Schon in Südeuropa fällt es Niemandem ein, ihn mit mißgünstigem Auge zu betrachten. Er ist dort so häufig, daß man ihn kennen gelernt hat, und weil Dies geschehen, ist er ein Liebling von Jung und Alt geworden.

Der Kauz verdient die Zuneigung des Menschen. Er ist ein allerliebstes Geschöpf. Eine wirkliche Tageule kann man ihn nicht nennen; seine Wirksamkeit beginnt erst nach Sonnenuntergang. Aber er ist wenigstens nicht so lichtscheu, als andere Eulen und weiß sich bei Tage sehr gut zu benehmen. Niemals schläft er so fest, daß er übertölpelt werden kann; das geringste Geräusch erweckt ihn, und weil er auch bei Tage vortrefflich sieht, ergreift er bei Zeiten die Flucht. Sein Flug ist der kurzen Flügel wegen sehr eigenthümlich. Er geschieht ruckweise in Bogen, etwa nach Art des Spechtfluges, fördert aber rasch und macht es dem Vogel möglich, sich mit größter Gewandtheit durch dichtes Gezweig der Bäume hindurch zu winden. Im Sitz enhält sich der Kauz gewöhnlich geduckt; sobald er aber etwas Verdächtiges sieht, richtet er sich hoch empor, streckt sich, so lang er kann, macht Verbeugungen, faßt den Gegenstand seiner Betrachtung scharf ins Auge und geberdet sich höchst sonderbar. Sein Blick

hat etwas Listiges, Verschmitztes, aber nichts Bösartiges, sondern immer etwas Einnehmendes. Wer ihn kennt, begreift, daß die Griechen in ihm den Lieblingsvogel einer klugen Göttin sehen konnten. Seine geistigen Fähigkeiten sind auch wirklich nicht gering; er darf wohl als eine der verständigsten aller Eulen angesehen werden. Dabei ist er verträglich gegen andere seiner Art. Im Süden Europas oder in Nordafrika trifft man ihn oft gesellschaftsweise an, und unter solchen Gesellschaften scheint die vollste Eintracht zu herrschen. Sie schlafen in ein und demselben Schlupfwinkel; sie fliegen nachts gemeinschaftlich auf Nahrung aus; sie leben mit einem Worte im besten Einvernehmen.

Schon vor Sonnenuntergang läßt der Kauz seine Stimme erschallen. Mit einbrechender Dämmerung beginnt er seine Jagd. In hellen Nächten sieht man ihn bis zum Morgen fast ununterbrochen in Bewegung oder hört ihn wenigstens. Er durchstreift dabei ein kleines Gebiet, läßt sich durch alles Auffallende herbeilocken, umschwebt namentlich gern das Lagerfeuer des einsamen Jägers oder Wanderers oder kommt bei uns an die hell erleuchteten Fenster heran und erschreckt dann alte Weiber auf das Entsetzlichste. Seine Jagd gilt hauptsächlich kleinen Säugethieren, Vögeln und Kerbthieren. Er fängt Fleder-, Spitz- und wirkliche Mäuse, Lerchen, Sperlinge, Heuschrecken, Käfer und dergleichen. Mäuse bleiben immer sein hauptsächlichstes Wild. Er braucht zu seiner Nahrung wenigstens fünf bis sechs Stück von ihnen; nehmen wir aber mit Lenz an, daß er täglich nur vier verschluckt, so macht das aufs Jahr 1460 Mäuse. Er muß also unbedingt zu unsern nützlichsten Raubvögeln gezählt werden.

Im April oder Mai schreitet der Kauz zur Fortpflanzung. Er ist dann besonders unruhig, schreit und lärmt viel, auch bei Tage, und ladet Jeden, welcher es hören will, eifrig ein, mit ihm zu kommen. Ein eigentliches Nest baut er nicht. Er erwählt sich eine passende Höhlung in Felswänden, unter Steinen, in alten Gebäuden oder Bäumen und legt hier seine vier bis sieben fast rundlichen Eier ohne Weiteres auf den Boden. Vierzehn bis sechszehn Tage lang brütet er dann so eifrig, daß er sich kaum vom Neste vertreiben läßt. Naumann erwähnt, daß er ein brütendes Weibchen streicheln und sogar ein Ei unter ihm hervorholen konnte, ohne daß es aufflog. Die Jungen werden mit Mäusen, kleinen Vögeln und Kerbthieren groß gefüttert.

Nicht blos abergläubische Menschen, sondern auch viele Thiere sind dem Kauze feindlich gesinnt. Der Habicht und der Sperber erwürgen ihn, wenn sie seiner habhaft werden können; das Wiesel stellt seinen Eiern nach; Krähen, Elstern, Heher und alle kleinen Vögel verfolgen ihn mit argem Geschrei. Hierauf gründet sich eine Art des Vogelfangs, welche namentlich in Italien stark betrieben wird. Man stellt den Kauz aus und um ihn herum Leimruthen auf, auf welchen sich das kleine Geflügel massenhaft fängt. „Um keinen Mangel an Käuzchen zu haben", erzählt Lenz, „sorgen die Italiener für gute, dunkle Brutplätze unter den Dächern und für bequeme Eingänge dazu. Aus den Nestern werden nur so viele Junge genommen und aufgezogen, als man fürs Haus oder zum Verkauf für den Markt braucht; die übrigen werden in ungestörter Ruhe gelassen. Die zahmen Käuzchen sind wirkliche Hausfreunde der Italiener, gehn oft frei in Haus, Hof und Garten mit beschnittenen Flügeln herum, fangen überall Mäuse, werden besonders gern in gut umzäunte Gärten gesetzt, woselbst sie die Erdschnecken und andres lästiges Ungeziefer vertilgen, ohne ihrerseits den geringsten Schaden zu thun. Arbeitet nach dortiger Sitte ein Schuster, Schneider, Töpfer oder andrer Handwerker auf der Straße, so hat er, wie ich oft gesehen, sehr gern seine Lieblinge, seine zwei bis vier Käuzchen, neben sich auf einem Stäbchen angefesselt und wechselt mit ihnen so oft als möglich zärtliche Blicke. Weil er nicht immer Fleisch für diese artigen Vielfräße beischaffen kann, so gewöhnt er sie daran, bei dessen Ermangelung mit Polenta vorlieb zu nehmen."

Alle baumlosen Ebenen und Steppen Süd- und Nordamerikas werden von kleinen Eulen bewohnt, welche durch ihre sonderbare Lebensweise jedem Reisenden auffallen und deshalb auch uns wohlbekannt geworden sind.

Die Höhleneulen (Pholeoptynx) sind nahe Verwandte der Steinkäuze. Sie sind kaum größer als diese und besonders durch ihre sehr hohen, kurzzehigen Beine von ihnen unterschieden. Der Kopf ist mäßig groß und rund, das Auge groß; der Schnabel etwas gestreckt, auf der Firste sanft gewölbt, mit mittelgroßem Haken und stumpfspitzigem Unterkiefer, welcher jederseits vor der Spitze seicht ausgeschnitten ist; der Flügel ist stark und lang, aber rundlich; die vierte Schwungfeder verlängert sich über die übrigen; der Schwanz ist kurz, gerade abgestutzt, der Lauf hoch und schlank, nur sehr sparsam und blos vorn befiedert, während die Seite und die Sohle glatthäutig erscheinen; die Zehen sind rauh beschuppt und mit einzelnen Federborsten besetzt; die Klauen sind wenig gekrümmt. Das Gefieder liegt ziemlich dicht an; es ist kleinfederig, aber weich und seidig. Der Schleier ist klein und schwach; die Zügelfedern sind steif und borstig, der Augenkranz ist nur nach hinten und unten entwickelt.

In Südamerika lebt der Curuje der Brasilianer oder die Kanincheneule (Pholeoptynx cunicularia), im Norden Amerikas die Prairieeule (Pholeoptynx hypogaea). Erstere ist auf der Oberseite röthlich graubraun, mit runden und länglichrunden weißen Tüpfeln gefleckt; das Kinn und die Augenbrauen sind weiß; der Unterhals ist röthlichgelb, graubraun gefleckt, die Brust graubraun, gelblich gefleckt, der Unterbauch gelblichweiß, ungefleckt. Das Auge ist gelb, der Schnabel blaßgrünlichgrau, die Beine sind ebenfalls blaßgrünlichgrau, an der Sohle der Zehen aber gelblich. Nach den Messungen des Prinzen von Wied beträgt die Länge 8 Zoll 8 Linien, die Breite 22 Zoll 4 Linien, die Fittiglänge 6 Zoll, die Schwanzlänge fast 3 Zoll.

Die nordamerikanische Vertreterin zeigt so große Uebereinstimmung mit der eben beschriebenen Art, daß nur eine sehr ausführliche Beschreibung Beider die geringen Unterschiede deutlich machen kann. Hinsichtlich der Lebensweise und des Betragens ähneln sich beide Arten so, daß man die Angaben der verschiedenen Schriftsteller ebenso gut auf die eine, wie auf die andere beziehen darf.

Die Höhleneulen sind Charaktervögel Amerikas. Sie bewohnen die Pampas und Llanos im Süden und die Prairien im Norden, also die Steppen. Wo sie vorkommen, sind sie häufig. Der Reisende, welcher die baumlosen Ebenen betritt, sieht die merkwürdigen Vögel paarweise auf dem Boden sitzen, gewöhnlich auf den Hügeln, welche von der ausgegrabenen Erde der Säugethierbaue gebildet werden. Diese Baue sind das eigentliche Haus der Eule, und häufig genug bewohnen sie es mit dem rechtmäßigen Inhaber oder auch wohl mit seinen furchtbarsten Feinden, den Giftschlangen. In der Nähe von Buenos-Ayres haust die Höhleneule nach Darwin ausschließlich in den Bauen der Viscacha, in Brasilien nistet sie sich in den Bauen der Ameisenfresser und Gürtelthiere ein, in Nordamerika findet sie sich in den sogenannten Dörfern des Prairienhundes. Es ist oft und unter Andern auch von Darwin behauptet worden, daß unsere Eule sich unter Umständen selbst Höhlen grabe; die Angabe scheint mir aber der Bestätigung noch zu bedürfen. Soviel ist gewiß, daß die von grabenden Säugethieren noch bewohnten Baue sich vor denen, in welchen die Eule haust, durch Sauberkeit und Ordnung auszeichnen, während die Eule oft, ja fast regelmäßig in den verfallenen Gebäuden dieser Art gefunden wird. Aber es kommt auch vor, daß man Prairiehunde und Eulen und Klapperschlangen durch ein und dieselbe Oeffnung aus- und eingehen sieht, und soviel steht fest, daß das Verhältniß zwischen Säugethieren und Eulen ein durchaus friedliches ist.

Aus den Schilderungen der Reisenden geht hervor, daß das Betragen der Höhleneulen mit dem Gebahren unseres Steinkauzes sehr übereinstimmt; nur sind die Höhleneulen wirklich Tagvögel, welche auch im vollsten Glanze der Mittagssonne sich munter umhertreiben. „Wunderlich", sagt Pöppig, „ist ihr Anblick im Glanze der Mittagssonne; denn kaum scheint es, daß die großen, halbkugeligen Augen für die Ertragung so starken Lichtstrahls erschaffen wären. Unverwandt sieht sie den herbeischleichenden Jäger an und bleibt ruhig am Boden sitzen; denn nie erblickt man sie auf einem Baume,

selbst dann nicht, wenn harte Verfolgung sie drängt. Gleichsam neckend und lockend stößt sie ein pfeifendes Geschrei aus und fliegt nur wenige Schritte. Allein gar bald ergibt sich der Irrthum der Voraussetzung, daß sie tagsblind sein müsse. Umsonst bemüht man sich, ihr näher zu kommen. Sie beobachtet mit scharfem Auge ihren Feind und wird oft von dem ähnlich gefärbten Boden ununterscheidbar, bis sie, zuletzt des Spieles müde, auf einmal in einer der Höhlen verschwindet." Der Prinz von Wied bemerkt, daß die Eulen gewöhnlich auf einem niedern Strauche oder auf der Erde sitzen, besonders aber auf jenen Termitengebäuden von gelben Letten, welche einen sehr flachen, kleinen Hügel bilden. Ihr Gang auf dem Boden ist sehr geschickt, der Flug zuckend, wellenartig; im Sitzen macht sie dieselben Bücklinge und Wendungen mit dem Kopf, wie der Steinkauz. Wenn sie den Menschen bemerkt, streckt sie den Hals hoch empor und „ihre großen Augen glänzen", wie Schomburgk sagt, „gleich Sternen". Dann duckt sie sich plötzlich nieder und erspäht den günstigen Augenblick zur Flucht, welche regelmäßig mit lautem, gellenden „Tschi tschi tschi" angetreten wird.

Nur kurz nach der Brutzeit sieht man die Höhleneulen in Gesellschaften, außerdem stets paarweise. Aber ein Paar wohnt dicht neben dem andern, und da, wo es wenig Höhlen gibt, ist gewiß jede von den sonderbaren Vögeln besetzt. In der Tiefe dieser Höhlen steht auch das Nest unserer Eule, falls man von Nest reden darf; denn die drei weißen Eier liegen nach Angabe Azara's einfach auf dem Boden der Höhle. Von der nordamerikanischen Art sagt Townsend, daß das Nest am Ende der Höhle aus feinem Grase angelegt sei und regelmäßig vier blaßweiße Eier von Taubeneigröße enthalte.

Mäuse, Schlangen oder Eidechsen und Heuschrecken bilden nach Darwin's Untersuchungen die Nahrung der Höhleneule. Unter Umständen fängt sie aber auch Krabben und anderes Wassergethier, wenn dieses sich an das Land wagt.

Sehr auffallend ist eine Angabe von Townsend, welche freilich nicht auf eigener Beobachtung, sondern nur auf übereinstimmenden Behauptungen der Indianer beruht. Die nordamerikanischen Höhleneulen nämlich sollen sich mit ihren Feinden, den Prairiehunden, Ende Augusts in das Innere zurückziehen und Winterschlaf halten. Ich glaube, daß diese Angabe der Berichtigung bedarf. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Eule mit Beginn des Winters verschwindet, schwerlich aber wird sie sich in das Innere ihrer Höhlen zurückziehen, sondern höchst wahrscheinlich nach südlicheren Gegenden wandern, welche ihr auch im Winter freie Jagd gestatten.

Ueber die Feinde der Höhleneule finde ich keine Mittheilungen. Wahrscheinlich machen die größeren Falken mit ihr ebenso wenig Umstände, wie die unsrigen mit dem Steinkauz. Dagegen bleibt es fraglich, ob auch die Klapperschlange zu ihren Feinden gezählt werden darf. Geyer, welcher Murmelthiere, Höhleneulen und Klapperschlangen oft zusammen gesehen hat, sagt: „Man würde sich irren, zu glauben, daß diese Thiere friedlich beisammen wohnen; denn ich habe mich überzeugt, daß die Klapperschlange, wenn sie sich einmal eingestellt hat, nach einigen Sommern der alleinige Bewohner dieser Baue ist." Es ist aber immer noch möglich, daß die Eule auswandert, wenn die Schlange übermächtig wird. Von Schmarotzern hat die Höhleneule mehr als jeder andere Vogel zu leiden. Es soll nach Townsend eine höchst beschwerliche Arbeit sein, einen dieser Vögel abzubalgen; er wimmelt von Flöhen, wie es scheint, von denselben, von welchen auch seine behaarten Hausgenossen heimgesucht werden.

*

Die liebenswürdigsten und zierlichsten aller Eulen sind die Zwerge der Zunft, welche wir wohl auch Sperlingseulen benennen, nicht weil sie auf Sperlinge jagen, sondern weil sie kaum größer als Sperlinge sind. Man kann die hierher gehörigen Vögel in einer besondern Horde vereinigen; denn ihre Anzahl ist groß, und innerhalb der Abtheilung zeigen sich so manche Unterschiede, welche zur Trennung in mehrere Sippen berechtigen, wenigstens nach den neuzeitlichen Anschauungen. Man

findet die Zwergeulen in allen Welttheilen, mit Ausnahme Australiens, besonders häufig in Südamerika, Südasien und Afrika, wo sie in den hohen, dichten Waldungen leben und, größtentheils wenigstens, bei hellem Tage ihren Geschäften nachgehen.

Es genügt, wenn wir das über den deutschen Vertreter dieser Gruppe, unsere Zwerg- oder Sperlingseule (Microptynx passerina) Bekannte zusammenstellen. Das niedliche Thierchen kennzeichnet sich zunächst durch seine Pygmäengestalt. Der Leib ist gestreckt, der Kopf klein, der Schnabel stark, sehr gekrümmt, mit einem Zahn und Einschnitt an der Schneide des Oberkiefers; die Flügel sind kurz, die dritte und vierte Schwinge über die andern verlängert; der Schwanz ist mittellang, die Füße sind kurz und dicht befiedert; das Gefieder ist minder weich, als bei andern Eulen, der Schleier undeutlich; die Augen sind klein. Nach meines Vaters Messungen beträgt die Länge des Männchens 6½ Zoll, die Breite 15½ Zoll. Das Weibchen ist ungefähr einen Zoll länger und um 1½ Zoll breiter. Das Gefieder ist auf der Oberseite mäusegrau, weiß gefleckt, auf der Unterseite weiß mit braunen Längsflecken besetzt. Das Gesicht ist weißgrau, wie mein Vater sagt, „dunkler getuscht“, der Schnabel ist horngelb, der Augenstern hochgelb; der Schwanz ist mit vier, der Flügel mit vielen weißen Binden gezeichnet. Das Weibchen ist etwas dunkler, als das Männchen und vor ihm durch zwei dunklere Bogenlinien unter den Augen ausgezeichnet. Bei den Jungen herrscht die braune Farbe vor.

Auch die Zwergeule ist eigentlich ein nordischer Vogel. In den Gebirgswaldungen Skandinaviens ist sie nicht selten, in den Wäldern Rußlands sogar häufig; sie lebt aber auch ständig in Deutschland und wahrscheinlich keineswegs so selten, als man annimmt. Außerdem hat man sie auf den schweizer und italienischen Alpen und im Kaukasus gefunden, und Radde traf sie häufig im Burejagebirge, nicht aber im übrigen Sibirien an. Ein so kleiner Vogel wie die Zwergeule, welcher sich, obwohl er bei Tage fliegt und raubt, doch gern versteckt hält, wird leicht übersehen. Der Kundige erkennt die Zwergeule an ihrem Geschrei und unterscheidet sie dadurch von andern Verwandten, der Unkundige beachtet sie in den meisten Fällen gar nicht. Daher kommt es, daß man sie in keiner Sammlung häufig findet und noch viel seltener eines dieser überaus liebenswürdigen Geschöpfe im Käfig sieht. Wir wissen aus Erfahrung, daß die Zwergeule auf allen unsern Gebirgen vorkommt; aber nur wenige Naturforscher können sich rühmen, sie gesehen zu haben. Die Kunde ihres Lebens läßt deshalb noch immer viel zu wünschen übrig; doch sind wenigstens einige Beobachtungen gesammelt worden.

Alle Naturforscher und Jäger, welche die Zwergeule sahen, sind entzückt von ihr; sie nennen sie die munterste und lustigste aller Eulen. Sie behaupten, wie ich schon an anderem Orte gesagt habe, daß sie gar nicht schwermüthig und schläfrig aussehe, sondern schlau und gutmüthig in die Welt schaue, sehr lebhaft sei, wie ein Papagei im Gezweig umherklettere und außer den Kerbthieren, auf welche ihre Jagd vorzugsweise gerichtet ist, auch kleinen Vögeln und Mäusen nachstelle, dieselben trotz aller Gegenwehr erwürge, zierlich rupfe und dann verzehre. Es wird ferner versichert, daß Derjenige, welcher das kreischende „Kirr kirr“ des Vögelchens nachahme, dieses bald an sich heranlocke und eine gute Strecke mit sich fortziehen könne. Es soll dann den Jäger in so engen Kreisen umschweben, daß es aussieht, als wolle es sich auf dem Kopfe niederlassen. In Skandinavien erscheint die Zwergeule manchmal häufig in den Niederungen, welche sie sonst meidet. Tiefer Schneefall vertreibt sie aus den Wäldern und bringt sie in die Nähe der Dörfer. Gadamer sah im Winter 1843 eine Menge Zwergeulen im südlichen Schonen. Sie hielten sich in den Gärten bei den Wohnungen auf und machten hier eifrig Jagd auf Sperlinge. In Folge dieser Angriffe ist der Zwerg auch, wo er sich sehen läßt, wie Gloger sagt, ein Gegenstand gehässiger Neugier, aber nicht minder auch des Schreckens und der Furcht für alle kleineren Vögel, welche jede Bewegung des winzigen Feindes sogleich in eilige Flucht treibt. „Die Sperlingseule vereinigt“, um mit demselben Naturforscher fortzufahren, „die nette Haltung, die Gewandtheit, das rasche, muthvolle Wesen und alle wichtigeren Züge der Tageule mit der wunderlichen Possenhaftigkeit und Geberdenschneiderei der nächtlichen.“

„Das kleine Köpfchen gleicht“, wie Naumann sagt, „nicht wie bei andern Eulen oder Käuzen einem Katzenkopfe, sondern mehr einem Affengesichtchen. Der Blick ist schlau und gutmüthig, während bei den Nachteulen ein schwermüthig schläfriges Wesen nicht zu verkennen ist. Sitzend sieht sie viel schlanker aus, als jeder andere Kauz. Der Flug ist rasch und gewandt, ebenfalls bogig, wie bei andern Käuzen.“

Um die Zeit des Schnepfenstrichs schreitet die Zwergeule zur Fortpflanzung. Sie nistet in hohen Bäumen und in den Hochwaldungen an den Quellen der Donau, nach Heuglin auf riesigen Kiefern und Weißtannen, immer in bedeutender Höhe, in Spechthöhlen. Der Jäger, welcher auf Schnepfen ansteht, vernimmt dann den eigenthümlichen Paarungsruf, welcher, weil er im Innern der Höhle ausgestoßen wird, dumpf und hohl klingt, den Silben „Klululu“ ungefähr vergleichbar. „Das Männchen ruft gewöhnlich zuerst zum Nestloche heraus, zieht sich dann weiter ins Innere des Baumes zurück und lockt von dort aus. Später verläßt es die Behausung, fliegt in fast senkrechter Richtung am Stamme herunter und streicht meist ganz niedrig, lautlos über die Triften und Schläge dahin.“ Mein Vater untersuchte ein leider verlassenes Nest, welches jedoch ganz unzweifelhaft der Zwergeule gehört hatte. Es war in der Höhlung einer Buche angelegt und bestand aus Mos und einigen dürren Buchenblättern, welche besser geordnet waren, als es bei andern Eulennestern der Fall ist. Die Eier kennzeichnen sich durch ihre geringe Größe. Sie sind etwa zolllang, länglichrund, sehr bauchig, dick und glattschalig, feinporig und weiß von Farbe.

Seitdem ich meines Vaters Schilderung des Gefangenlebens der Zwergeule kenne, ist es ein wahrer Herzenswunsch von mir geworden, einmal einen dieser niedlichen Vögel zu erhalten. Der in Rede stehende Gefangene wurde in einem geräumigen, aber wohlverwahrten Boden untergebracht. „Wenn ich hinauf kam“, sagt mein Vater, „sah ich sie nie, und ich mußte lange suchen, ehe ich sie fand. Gewöhnlich steckte sie in einer Ecke oder da, wo über einander genagelte Breter am Giebel Vertiefungen bilden; in diese drückte sie sich so hinein, daß sie kaum zu finden war. Sie stand dabei ganz aufrecht, lehnte sich mit dem Rücken an die Wand an, machte ihren Körper durch Anlegung aller ihrer Federn ganz schmal, sträubte dabei die Seitenfedern des Kopfes, sodaß dieser breiter aussah, als der Leib und verhielt sich so ruhig, daß man ganz genau hinsehen mußte, um sie zu bemerken. Die Augen hatte sie dabei mehr geöffnet, als der rauchfüßige Kauz und immer starr nach Dem gerichtet, welcher in ihr Behältniß kam. Näherte man sich ihr, dann sträubte sie alle Federn, was diesem kleinen Thiere ganz sonderbar stand und sehr natürlich an den Frosch in der Fabel erinnerte. Sie knackte dabei immer von Zeit zu Zeit mit dem Schnabel und geberdete sich so drollig, daß man sie ohne Lachen nicht ansehen konnte. Wenn man sie in die Hand nahm, betrug sie sich nicht ungestüm und verwundete nicht mit den Fängen, biß aber mit dem Schnabel, was jedoch kaum fühlbar war. Den Tag über verhielt sie sich ganz ruhig; sobald aber die Sonne untergegangen war, wurde sie sehr munter und fing an zu schreien. Ihre Stimme hat große Aehnlichkeit mit der anderer junger Eulen und klang fast wie „Gieh“ oder „Piep“, langgezogen, aber sehr leise, nur auf etwa dreißig bis vierzig Schritte hörbar.“

„Am Tage fraß sie nie, sondern nur abends und nachts. Mit einer großen oder zwei kleinen Mäusen oder einem Vogel von der Größe eines Sperlings hatte sie für die Nacht völlig genug.“

„Dieses Thierchen machte mir ungemeine Freude; da ich es aber sehr abgezehrt und ermattet erhielt, so war es auch bei dem angemessensten Futter (es bekam lauter Mäuse und Vögel) nicht möglich, es am Leben zu erhalten. Mein Freund, der Förster Purgold zu Fröhlichenwiederkunft, unweit der Saale, hat vor mehreren Jahren eine Zwergeule ein ganzes Jahr lebendig in seinem Schlafzimmer gehabt und mir von ihr Folgendes erzählt.“

„In der Jugend schrie und betrug sie sich auch wie die meinige. Sie saß den ganzen Tag unter dem Bette, um das Tageslicht nicht zu sehen und verhielt sich ganz ruhig. Als sie vermausert und also aus der Jugend getreten war, fing sie an, des Abends sehr stark „Dahit, dahit“ zu schreien

und fraß die ihr vorgelegte Nahrung, Mäuse und Sperlinge; den letzteren rupfte sie alle großen Federn aus, zerstückelte sie, wie die Mäuse, vom Kopfe anfangend und verschlang ein Stück nach dem andern. Die Nacht über war sie wieder ruhig, wenigstens wenn sie zu fressen bekommen hatte; gegen Morgen aber, ehe noch die Dämmerung anbrach, begann ihr Geschrei von neuem und so stark, daß mein Freund durchaus nicht länger schlafen konnte. So war dieser Vogel sein Wecker, der nie fehlging und Herrn Purgold nie einen Pirschgang oder eine Auerhahnsjagd versäumen ließ."

„Diese Zwergeule sowohl, wie die meinige, gab die Haare, Federn und Knochen in Gewöllen wieder von sich."

Gadamer hielt ebenfalls eine Zwergeule im Käfig. „Sie ist", sagt er, „ein unruhiger Vogel und verleugnet darin gar sehr die Eulennatur; denn einen ganzen Tag hindurch ist sie in Bewegung, nach Art der Papageien mit Hilfe des Schnabels und der Füße im Gebauer herumkletternd. Sie wird sehr zahm und nimmt kleine geschossene Vögel aus der Hand und verschmaust sie, auch wenn man bei ihr steht. Sieht sie Hunde oder Katzen, so sträubt sie die Federn, und dann zeigen sich auch kleine Federröhren oder Erhöhungen über den Augen."

* *
*

Eine zweite wohl abgegrenzte Gruppe der Eulen zeichnet sich hauptsächlich aus durch einen Büschel aufrecht stehender Federn über jedem Ohre, welche Hörnern ähneln. Die hierher gehörigen Arten, welche man Ohreulen oder Uhus (Bubones) nennt, sind hinsichtlich der Größe sehr verschieden. Es gibt ebensowohl Riesen als Zwerge unter ihnen. Der Kopf ist gewöhnlich groß; die Flügel sind mittellang, aber stumpf; der Schwanz ist kurz, am Ende fast gerade abgeschnitten; die Füße sind mittelhoch und ziemlich dicht befiedert. Das Federkleid ist sehr reich und locker; die einzelnen Federn sind groß, lang und breit. Der Schnabel ist stark bauchig und mittelmäßig gekrümmt; die Nägel sind sehr groß und bogig. Unter den Sinneswerkzeugen steht das Auge obenan; es fällt wegen seiner Größe und Plattheit, in der Regel auch wegen seiner lebhaft goldgelben Farbe auf. Die Ohrbüschel dagegen sind nur mittelgroß und der Gesichtsschleier dementsprechend wenig ausgebildet.

Namentlich die Nordhälfte der Erde beherbergt Ohreulen; doch fehlen sie auch der südlichen nicht gänzlich: zumal in Südafrika kommen mehrere Arten vor. Viele von ihnen verbreiten sich über große Länderstrecken oder werden innerhalb gewisser Kreise durch andere vertreten, welche man vielleicht nur als Spielarten aufzufassen hat. Die meisten sind Standvögel, welche jahraus, jahrein in der Heimat verweilen, andere hingegen wandern und einzelne von ihnen in so großartiger Weise, daß sie fast in der ganzen Welt vorkommen. Alle Arten sind Nachtthiere. Sie ruhen bei Tage wohlverborgen in dichtem Geäst der Bäume, möglichst nahe an den Stamm gedrückt und in einer Stellung, welche noch besonders geeignet ist, sie zu verbergen, oder sie verstecken sich in Felshöhlungen, im hohen Grase, Getreide u. s. w. Das Tageslicht scheint ihren scharfen Augen sehr beschwerlich zu werden; doch sind sie, so lange die Sonne am Himmel steht, keineswegs unfähig zu sehen, wie so oft behauptet worden ist, wissen sich vielmehr bei Gefahr auch am hellen Tage sehr gut zu benehmen. Ihr eigentliches Leben aber beginnt erst nach Sonnenuntergang und endet mit dem Wiederaufgang des Tagesgestirns. Die großen Arten leben ungesellig, die kleinen außer der Paarzeit gern in Trupps, welche zuweilen eine ziemlich große Stärke annehmen können. Solche Gesellschaften lösen sich auch während der Winterreise nicht auf: ich habe gewisse Ohreulen truppweise in den Urwaldungen des innern Afrikas beobachtet. Ueberhaupt sind diese Vögel gegen andere derselben Art, mindestens gegen ihren Gatten sehr zärtlich: man kennt selbst von der raubgierigsten aller Ohreulen wahrhaft rührende Beispiele einer großen Anhänglichkeit. Doch stehen in geistiger Hinsicht sämmtliche Arten hinter den

Tageulen zurück, und nur ein besonderes Wohlwollen läßt uns in einzelnen liebenswerthe Geschöpfe sehen. Die großen Arten kommen uns als beschränkte Wesen vor; doch sehen wir sie vielleicht mit mißgünstigerem Auge an, als sie es verdienen. Ihr auffallendes Betragen, ihre große Wuth verleiten leicht zu Schlüssen, welche möglicherweise der Wahrheit nicht entsprechen. Nahrung und Fortpflanzung, Nutzen und Schaden und andere Lebenszüge der Ohreulen wird das Nachstehende uns kennen lehren.

Als die vollendetste Ohreule darf der vielbekannte, durch mancherlei Sagen verherrlichte „König der Nacht", unser Uhu, Schuhu, Buhu, Buhuo, Auf, Gauf und wie man ihn sonst noch nennt (Bubo maximus) angesehen werden. Er ist die größte aller Eulen. Seine Länge beträgt über 2 Fuß, die Breite über 5 Fuß; der Fittig mißt 16 Zoll, der Schwanz etwas über 10 Zoll. Das sehr reiche und dichte Gefieder ist auf der Oberseite dunkelrostgelb und schwarz geflammt, auf der Unterseite rostgelb, schwarz in die Länge gestreift. Die Federohren sind schwarz, auf der innern Seite gelb eingefaßt; die Kehle ist licht; die Schwung- und Schwanzfedern sind mit braunen und gelblichen, dunkler gewässerten Punkten abwechselnd gezeichnet. Eigentlich wechseln im Gefieder nur zwei Farben mit einander ab, ein mehr oder weniger lebhaftes Röthlichgrau und Schwarz. Jede Feder ist schwarz geschäftet und ebenso in die Quere gestreift, gewellt und zugespitzt. Auf der obern Seite treten die dunkleren Spitzen besonders hervor, auf der Unterseite und zwar hauptsächlich auf der Brust die Schaftstriche, am Bauche hingegen machen sich wieder die Querstreifen geltend. Der Schnabel ist dunkelblaugrau, die nackten Fußschilder sind lichtblaugrau, das Auge ist prachtvoll goldgelb, am äußern Rande röthlich. Männchen und Weibchen unterscheiden sich nur durch die Größe. Die Jungen pflegen gilblicher zu sein. In Nordasien, aber auch in Spanien trägt der Uhu ein lichteres Federkleid. Aus China haben wir einen lebenden Auf erhalten, welcher etwas kleiner und dunkler als der bei uns vorkommende ist. Aehnliche Abweichungen mögen auch sonst noch vorkommen; sie können uns aber schwerlich berechtigen, die betreffenden Vögel als besondere Arten anzusprechen.

Zur Zeit ist es noch nicht hinlänglich festgestellt, wie weit der Uhu sich eigentlich verbreitet. In Europa scheint er an geeigneten Orten nirgends zu fehlen; in Asien verbreitet er sich wenigstens über die ganze Nordhälfte des Erdtheils, und auch in den Atlasländern kommt er vor. In Nordostafrika vertritt ihn eine ähnliche Art, der kurzöhrige Uhu (Bubo ascalaphus), im Innern des Erdtheils der ihm an Größe gleichkommende milchweiße Schuhu (Bubo-Nyctaëtos-lacteus) und dessen ihm sehr ähnlicher Verwandter Bubo cinerascens, im Norden Amerikas der kleine virginische Uhu (Bubo virginianus) u. s. w. In ihrem Leben und Treiben, in Wesen und Betragen ähneln sich alle diese großen Eulen mehr oder minder, sodaß es gewiß für uns genügend ist, wenn wir uns auf ein Lebensbild der deutschen Art beschränken.

Der Uhu bevorzugt gebirgige Gegenden, aus dem ganz einfachen Grunde, weil sie ihm die besten Schlupfwinkel gewähren. In den Ebenen findet er sich fast ausschließlich da, wo es große Waldungen gibt. Wälder mit steilen Felswänden sagen ihm besonders zu, und manche günstige Oertlichkeit wird seit Menschengedenken von Uhus bewohnt. Es kann vorkommen, daß ein Paar ausgerottet wurde und man in dem betreffenden Gebiet jahrelang keinen Uhu bemerkte; dann plötzlich hat sich wieder ein Pärchen angesiedelt, gewöhnlich genau auf derselben Stelle, und dieses verweilt nun so lange hier, als der Mensch es ihm gestattet — denn eines sogenannten natürlichen Todes stirbt bei uns zu Lande wohl kaum ein Uhu mehr. Nicht immer erwählt sich das Paar die abgelegensten Wald- und Felsstellen zu seinem Aufenthalte, gar nicht selten vielmehr geschieht es, daß es sich in unmittelbarer Nähe des Menschen ansiedelt. So fanden wir ein Uhupaar dicht vor den Ringmauern der spanischen Stadt Jativa horstend; so erhielt Lenz junge Uhus, welche auf dem Dachboden einer tief im Walde gelegenen Fabrik ausgebrütet worden waren. Demungeachtet macht sich der Uhu nicht



Afrikanischer Uhu.

gern mit dem Menschen zu schaffen: er weiß, daß er in ihm seinen schlimmsten Feind und Gegner hat. Nachts zeigt er sich immer vorsichtig, und auch bei Tage läßt er sich durchaus nicht mit der dummen Gleichgiltigkeit unterlaufen, welche andere Eulen Angesichts des Jägers zu zeigen pflegen. Man sieht bei Tage selten einen Uhu; die Färbung seines Federkleides stimmt vortrefflich mit der Farbe einer Felsenwand und ebenso mit der Rinde eines Baumes überein, so daß es recht schwer hält, den ruhig verharrenden Vogel wahrzunehmen. Doch geschieht es, daß irgend ein kleiner Singvogel seinen bitter gehaßten Feind entdeckt, dieses Ereigniß durch lautes Schreien der ganzen Waldbevölkerung



Der Uhu (Bubo maximus).

mittheilt, andere Schreier herbeizieht und so den armen Schächer verräth. Nachts sieht man da, wo Uhus leben, den großen Vogel öfters, und im Frühjahr während der Zeit seiner Liebe macht er sich durch sein auffallendes und weittönendes Schreien sehr bemerklich.

Sein Jagdleben beginnt erst, wenn die Nacht vollkommen hereingebrochen ist. Bei Tage sitzt er regungslos in einer Felsenhöhle oder in einem Baumwipfel, gewöhnlich mit glatt angelegtem Gefieder und etwas zurückgelegten Federohren, die Augen mehr oder minder, selten aber vollständig geschlossen, einem Halbschlummer hingegeben. Das geringste Geräusch ist hinreichend, ihn zu ermuntern. Er richtet dann seine Federbüsche auf, dreht den Kopf nach dieser oder jener Seite, bückt sich wohl

auch auf und nieder und blinzelt nach der verdächtigen Gegend hin. Fürchtet er Gefahr, so streicht er augenblicklich ab und versucht einen ungestörteren Versteckplatz zu gewinnen. Ging der Tag ohne jegliche Störung vorüber, so ermuntert er sich gegen Sonnenuntergang, trippelt auf seinem Aste oder in seiner Höhle auf und nieder, ordnet sein Gefieder und streicht dann endlich mit leisem Fluge ab, gewöhnlich zunächst einer Felskuppe oder einem hohen Baume zu, und hier läßt er nun im Frühjahr regelmäßig sein dumpfes, aber auf weit hin hörbares „Buhu“ ertönen. In mondhellen Nächten schreit er öfterer, als in dunkleren, vor der Paarungszeit fast ununterbrochen durch die ganze Nacht. Sein Geschrei hallt im Walde schauerlich wieder, so daß, wie Lenz sagt: „abergläubischen Leuten die Haare zu Berge stehen“. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß er die Sage vom wilden Jäger ins Leben gerufen hat, daß es der Uhu war und ist, dessen Stimme der ängstlichen Menschheit als das Rüdengebell des bösen Feindes oder wenigstens eines ihm verfallenen Ritters erschienen ist. Den Kundigen ergötzt das schauerliche Buhu aufs Höchste, schon der vielen Thoren halber, welche in ihm ein satanisches Merkzeichen wittern. Dieses Geschrei läßt den Schluß zu, daß der Uhu während der ganzen Nacht in Thätigkeit und Bewegung ist. Man hört es bald hier, bald da im Walde bis gegen den Morgen hin. Es ist der Lockruf und Liebesgesang, während ein wüthendes Gekicher, ein gräßlich lauttönendes Kreischen, welches mit lebhaftem Fauchen und Zusammenklappen des Schnabels begleitet wird, Ingrimm oder Aerger ausdrückt. Zur Paarungszeit kann es vorkommen, daß zwei Uhumännchen sich heftig um die Liebe eines Weibchens streiten. Dann vernimmt man alle die beschriebenen Laute nach und zwischen einander und erhält dadurch mehr als hinlängliche Beweise für das Vorhandensein und thätige Wirken des von Vielen so hoch geachteten Teufels und seiner höllischen Gesellen.

Die Jagd des Uhu gilt den verschiedensten Wirbelthieren, groß und klein. Er ist nachts ebenso gewandt als kräftig und muthig und scheut sich deshalb gar nicht, auch an größeren Geschöpfen seine Stärke zu erproben. Sein Flug, welcher bei Tage ziemlich ungeschickt erscheint, ist es nachts durchaus nicht. Der Uhu streicht zwar, wie alle Eulen, gewöhnlich niedrig über dem Boden dahin, ebenso leise schwebend wie seine Artverwandten; er erhebt sich aber auch mit Leichtigkeit in große Höhen und bewegt sich so schnell, daß er einen aus dem Schlafe aufgescheuchten Vogel regelmäßig zu fangen weiß, selbst wenn dieser sonst fluggewandt ist. Man sagt ihm nach, daß er sich selbst an Hirschen und Kälbern oder Frischlingen versuche und von ihnen an alle kleineren Säugethiere bis zur Maus herab befehde; man behauptet, daß er sich sogar an dem Fuchs oder an dem Adler vergriffe und heftige Kämpfe mit den beiden wehrhaften Gesellen bestehe. Durch Beobachtung festgestellt scheint diese Angabe nicht zu sein; wohl aber weiß man, daß er wirklich Hasen, Kaninchen, Enten, Auer-, Birk-, Hasel- und Rebhühner und Gänse angreift, deshalb also schädlich wird, daß er weder schwache Tagraubvögel, Bussarde z. B., weder Raben oder Krähen, noch schwächere Arten seiner Zunft, wie Waldkäuze, verschont und ebensowenig sich vom Stachelkleid des Igels abschrecken läßt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er die schlafenden Vögel durch Klatschen mit den Flügeln oder Knacken mit dem Schnabel erst zur Flucht aufschreckt und dann leicht im Fluge fängt. Er verfolgt aber auch laufendes Wild auf längerer Jagd und scheut sich im Nothfalle vor einem Kampfe mit wehrhaften Thieren nicht im Geringsten. Daß er auch über dem Wasser jagt, unterliegt keinem Zweifel, möglicherweise fischt auch er, wie manche seiner Verwandten, wenn die Gelegenheit günstig ist. Doch fragt es sich sehr, ob er wirklich mehr schädlich, als nützlich ist. Mäuse und Ratten dürften doch wohl dasjenige Wild sein, welches er am eifrigsten verfolgt, und außerdem weiß man bestimmt, daß er verschiedenen uns mißliebigen Lurchen und auch mancherlei Kerbthieren nachstellt.

In den ersten Monaten des Jahres, gewöhnlich im März, schreitet unser Uhu zur Fortpflanzung. Ehe das Paar zum Brüten kommt, gibt es, wie bemerkt, lautes Geschrei und zuweilen heftige Kämpfe mit andern Männchen. Dann aber tritt eine Zärtlichkeit zwischen beiden Gatten ein, welche man von den klotzigen Gesellen kaum erwarten möchte. Der Uhu ist ein außerordentlich treuer Gatte und ein im höchsten Grade liebevoller Vater oder sein Weib eine aufopferungsfähige Mutter. Der Horst

wird nach des Orts Gelegenheit gewählt und angelegt. Er steht entweder in Felsennischen, in Erdhöhlungen, in alten Gebäuden, auf Bäumen oder selbst auf dem flachen Boden und bezüglich im Röhricht. Wenn es der Uhu haben kann, bezieht er einfach einen schon vorgefundenen Bau, den Horst eines Bussards, das Nest eines Raben, eines schwarzen Storches u. s. w. Dann nimmt er sich kaum die Mühe, den Bau etwas aufzubessern. Wenn er nicht so glücklich war, trägt er sich einige Aeste und Reiser zusammen, polstert sie einigermaßen, liederlich genug, mit trockenem Laub und Genist aus oder plagt sich nicht einmal mit derartigen Arbeiten, sondern legt seine zwei bis drei rundlichen,



Der virginische Uhu (Bubo virginianus).

weißen, rauschaligen Eier ohne Weiteres auf den Boden ab. Das Weibchen brütet sehr eifrig und wird, so lange es auf den Eiern sitzt, vom Männchen ernährt. Den Jungen schleppen beide Eltern so viel Nahrung zu, daß sie nicht nur nie Mangel leiden, sondern im Gegentheile stets mehr als überreich versorgt sind. Wodzicki besuchte einen Uhuhorst, welcher im Röhricht inmitten eines Sumpfes angelegt und einer Bauernfamilie eine höchst ergiebige Fleischquelle gewesen war. Um den Horst herum lagen die Ueberbleibsel von Hasen, Enten, Rohr- und Bleßhühnern, Ratten, Mäusen, Igeln und dgl. in Masse, und der Bauer versicherte, daß er schon wochenlang tagtäglich hierher gekommen, alles

Genießbare zusammen gesucht und sich sehr gut dabei gestanden habe. Bei Gefahr vertheidigen die Uhueltern ihre Jungen auf das Muthvollste; sie greifen dann alle Raubthiere und auch die Menschen, welche sich nahen, heftig an. Außerdem hat man beobachtet, daß die alten Uhus ihre Jungen andern Horsten zutrugen, nachdem sie gemerkt hatten, daß der erste nicht hinlängliche Sicherheit bot. Eine sehr hübsche Geschichte wird von Wiese mitgetheilt: „Ein Oberförster in Pommern hat schon seit längerer Zeit einen gezähmten Uhu auf dem Hofe in einem dunkeln Verschlage. In diesem Frühjahr läßt sich nun zur Paarungszeit auf dem Hofe der Oberförsterei, welche inmitten des Kiefernwaldes ganz allein liegt, ein wilder Uhu hören. Der Oberförster setzt in den ersten Tagen des Aprils den zahmen Uhu, an beiden Fängen gefesselt, aus. Der wilde Uhu, ein Männchen, gesellt sich sehr bald zum zahmen, und was geschieht! er füttert den gefesselten regelmäßig in jeder Nacht, was einmal aus den Ueberbleibseln, aus dem Gewölle ersichtlich und dann dadurch bewiesen ist, daß der Uhu in beinahe vier Wochen vom Eigenthümer nicht gefüttert wurde. Näherte man sich bei Tage dem zahmen Uhu, so ließ der wilde in dem gegenüber liegenden Kiefernbestande sofort sein „Uhu oder Puhu“ erschallen und verstummte erst dann, wenn man sich längere Zeit entfernt hatte.“ Innerhalb vier Wochen lieferte der wilde Uhu drei Hasen, eine Wasserratte, unzählige andere Ratten und Mäuse, eine Elster, zwei Drosseln, einen Wiedehopf, zwei Rebhühner, einen Kibitz, zwei Wasserhühner und eine Wildente. Wiederholt ist beobachtet worden, daß alte Uhus, deren Junge man wegnahm und in einen Bauer sperrte, diese vollends auffütterten. Graf Wodzicki erfuhr, daß ein junger Uhu, welcher von einem Förster angefesselt worden war, zwei Monate lang von den Eltern ernährt wurde. Als einige Wochen nach dem Anfesseln das frei gebliebene Junge flügge geworden war, half auch dieses den Eltern in der Ernährung seines der Freiheit beraubten Bruders.

Lenz sagt, daß es niemals gelungen sei, den Uhu in der Gefangenschaft zur Fortpflanzung zu bringen, mir sind jedoch mehrere Fälle bekannt, welche das Gegentheil beweisen. Einer der Jäger des Grafen Schimmelmann in Ahrensburg hat viele Jahre lang ein Uhupaar gefangen gehalten und zu Anfang der funfziger Jahre wiederholt Junge gezüchtet. Die Vögel wurden schon im Spätherbst aus ihrem gewöhnlichen Bauer herausgenommen und in einen geräumigen Verschlag der Scheuer gebracht, dessen eine Ecke zum Brutplatz vorgerichtet worden war. In der Regel wurden die Eier bereits um die Weihnachtszeit gelegt. Mein Gewährsmann, für dessen Glaubwürdigkeit ich selbst jede Bürgschaft übernehmen würde, beobachtete sowohl die brütenden Alten, wie später die erbrüteten Jungen, welche von ihren Eltern mit größter Liebe bewacht und gegen jeden Eindringling auf das Muthigste vertheidigt wurden. Dasselbe ist in der Schweiz und in Belgien geschehen.

Keine einzige unserer deutschen Eulen wird so allgemein gehaßt, wie der Uhu. Fast sämmtliche Tagesvögel und sogar einige Eulen necken und foppen ihn, sobald sie seiner ansichtig werden. Die Raubvögel lassen sich, wie schon berichtet, zur größten Unvorsichtigkeit hinreißen, wenn sie einen Uhu erblicken, und die Raben schließen sich ihnen treulich an. Doch dürften der wehrhaften Eule, mit Ausnahme des Menschen, der größeren Raubsäugethiere und der Adler, andere Gegner kaum gefährlich werden. Sie versteht es, sich zu vertheidigen.

In der Gefangenschaft hält der Uhu bei geeigneter Pflege viele Jahre aus. Höchst selten wird er wirklich zahm, gewöhnlich zeigt er sich auch gegen Den, welcher ihm tagtäglich sein Futter reicht, ebenso ärgerlich und wüthend als gegen jeden Andern, welcher seinem Käfig sich nähert. Doch ist es immerhin möglich, sehr jung aus dem Neste genommene Uhus, mit denen man sich viel beschäftigt, zu zähmen. Der afrikanische Uhu, dessen Namen ich oben erwähnte, scheint sich leichter als der unsrige an den Menschen anzuschließen. Ich habe ihn durch liebevolle Behandlung so weit gebracht, daß ich ihn auf der Hand herumtragen, streicheln, am Schnabel fassen und sonst mit ihm verkehren durfte, ohne mich irgend welcher Mißhandlung auszusetzen. Aber auch der unsrige ist der Freundschaft nicht völlig unzugänglich. Bei meinem Freunde Meves in Stockholm sah ich erst vor wenig Tagen einen Uhu, welcher sich nicht blos angreifen und streicheln läßt, sondern auch auf seinen Namen hört, antwortet und herbeikommt, wenn er gerufen wird, ja, sogar freigelassen werden kann, weil er zwar kleine

Ausflüge unternimmt, aber doch nie entflieht, sondern regelmäßig aus freien Stücken zu seinem Gebieter zurückkehrt. Mit seines Gleichen lebt der gefangene Uhu in Frieden; schwächere Vögel aber fällt er mörderisch an, erwürgt sie und frißt sie dann mit größter Gemüthsruhe auf.

In Indien und den malaiischen Ländern gibt es Eulen, welche sich von allen übrigen durch ihre Gestalt sowohl, als durch ihre Lebensweise auszeichnen. Sie bewohnen die Wälder und Haine nach anderer Eulen Art, halten sich aber fast ausschließlich an eine Beute, welche ihre Verwandten verschmähen oder nur ausnahmsweise zu sich nehmen; denn sie nähren sich vorzugsweise von Fischen, Krebsen und anderen Wasserthieren. Sie sind Vögel von bedeutender Größe, mit großen Ohrbüscheln; der Schnabel ist stark, kräftig, mittelmäßig lang, gerade am Grunde, dann gleichmäßig gekrümmt, von der Wachshaut an seitlich zusammengedrückt mit mäßigem Haken; die Füße sind lang, die Zehen nackt; das Gefieder ist nicht besonders reich; die Schwingen sind sehr kurz und erreichen das Ende des mittellangen Schwanzes nicht; die vierte Schwinge übertrifft die andern an Länge; die Ohren sind verhältnißmäßig klein.

Der Utum der Bengalesen oder die braune Fischeule, wie die Engländer in Indien sie nennen (Ketupa ceylonensis), ist ein Vogel von 21 bis 23 Zoll Länge und 40 bis 45 Zoll Breite, dessen Schwanz 8 Zoll und dessen Flügel 16 Zoll mißt. Das Gefieder ist oben weinröthlich rostfarben; die Federn des Kopfes und Nackens, die Ohrbüschel sind der Länge nach dunkelbraun gestreift, die Rücken- und die Flügeldeckfedern braun und falb gemischt; jede Feder ist blaßbraun mit einem dunkelbraunen Streifen, welcher durch blasse und wolkige Binden unterbrochen wird. Die Schwungfedern sind braun mit fahlen Bändern, weinröthlich oder gilblich an der Außenfahne, blaß mit Weiß gefleckt an der innern; der Schwanz ist braun mit drei oder vier blaßbräunlichen Binden und einem gleich gefärbten Endbande; das Gesicht ist braun mit dunkelbraunem Streif; die borstigen Federn sind weiß und schwarz gemischt; das Kinn und die Brust sind weiß, theilweise braun gestrichelt; das übrige Gefieder ist weinröthlichbraun gefärbt, jede Feder mit einem schmalen Schaftstreif von glänzend dunkelbrauner Farbe und zahlreichen Querbinden gezeichnet. Das Auge ist golden oder orangegelb; die Augenlider sind purpurbraun; der Schnabel ist blaßhorngelb, der Fuß schmuziggelb.

Die Fischeule findet sich durch ganz Indien und ebenso häufig auf Ceylon. Sie kommt wahrscheinlich auch in Burmah und möglicher Weise in China vor. Auf den malaiischen Inseln wird sie durch eine andere Art vertreten. Sie bewohnt hauptsächlich die Baumgruppen und kleineren Gehölze in der Nähe der Dörfer, verbirgt sich wenigstens hier während des Tages, nach anderer Eulen Art dicht am Stamme sitzend, in der Krone irgend eines dickbelaubten Baumes. Die javanische Art liebt nach Bernstein vorzugsweise die Gruppen dicht bei einander stehender Arengpalmen, deren sich in solchen Fällen vielfach kreuzende Blätterwedel ein Laubdickicht bilden, welches ihr sehr erwünschte Schlupfwinkel darbietet. Die menschlichen Wohnungen selbst, in deren unmittelbarer Nähe sie vorkommt, scheint sie nicht zu bewohnen. „Aufgejagt fliegt sie", wie Bernstein berichtet, „meistens auf einen nicht entfernten Baum und mißt von hier mit weit geöffneten Augen ihren Feind. Obschon sie nun ohne Noth ihren Schlupfwinkel nicht vor Beginn der Dämmerung verläßt, scheint sie durch das Tageslicht doch nur wenig am Sehen verhindert zu werden. Einige von mir in Gefangenschaft gehaltene wußten wenigstens Eidechsen, Schlangen, Ratten und andere Thiere, die zufällig in ihren geräumigen und durchaus nicht dunkeln Kerker kamen, auch bei Tage sehr geschickt zu fangen. Außer diesen Thieren sollen sie in der Freiheit, nach der Behauptung der Eingebornen, auch den Hühnern und andern Vögeln nachstellen." Jerdon hingegen sagt, daß die Fischeule gewöhnlich ihren Weg nach dem nächsten Gewässer nehme, gleichviel ob es ein Teich, Bach oder Fluß sei. Hier sieht man sie auf einem überhangenden Felsen oder dürren Baum sitzen und den Fischen auflauern. Hodgson

beobachtete zuerst, daß sie Fische frißt; Jerdon fand, daß sie Krabben vielleicht noch bevorzugt. Die Eingebornen versichern, daß sie auch Katzen angreife und tödte. „Ihre Stimme“, bemerkt Bernstein, „welche sie besonders in mondhellen Nächten und zur Paarungszeit fleißig hören läßt, klingt wie „Huhi, huhuhi, huhu“. Das Nest habe ich bis jetzt nur einmal gefunden. Es befand sich in ziemlicher Höhe im Gipfel eines alten Durengbaumes, an der Stelle, wo ein dicker, mit Mos, Farrn, Orchideen und dergl. dicht bedeckter Ast sich vom Stamme trennte. In dieses Schmarotzerpolster hatten die Vögel eine Vertiefung gemacht, oder vielleicht auch nur eine schon vorhandene Spalte noch etwas vertieft und vergrößert. Diese Vertiefung bildete das ganze Nest, in dem ohne weitere Unterlage ein mattglänzendes, rein weißes Ei lag, das, wie in der Regel die Euleneier, eine auffallend kurze, beinahe rundliche Gestalt hat. In einem andern Neste hat einer meiner Jäger ein schon völlig flügges Junge gefunden, so daß es hiernach scheint, daß diese Eule für gewöhnlich nur ein einziges Ei legt.“

Unsere Waldeule (Otus sylvestris), hier und da auch Ohr-, Horn-, Katzen-, Fuchs-, Kapp-, Uhr- und Ranzeule genannt, ist ein Uhu im Kleinen, unterscheidet sich aber von diesem durch den schlankeren Leibesbau, die längeren Flügel, in denen die zweite Schwinge die andern überragt, die kurzen Füße, die längeren Federohren und durch die sehr ausgebildeten Gehörmuscheln, weshalb bei ihr der Schleier sehr deutlich ist. In der Färbung hat die Waldeule mit dem Uhu viel Aehnlichkeit; ihr Gefieder ist aber lichter, weil die rostgelbe Grundfarbe weniger von den schwarzen Schaftstrichen und Querstreifen der Federn verdeckt wird. Die Oberseite ist auf trüb rostgelblicher Grundfarbe dunkel graubraun gefleckt, gepunktet, gewellt und gebändert, die lichtere Unterseite mit dunkelbraunen, auf der Brustgegend quer verästelten Längsflecken gezeichnet. Die Ohrmuschel ist an der Spitze und auf der Außenseite schwarz, auf der Innenseite weißlich; der Gesichtskreis ist graulich rostgelb; Schwingen und Schwanz sind gebändert; der Schnabel ist schwärzlich, das Auge hochgelb. Die Weibchen sind etwas dunkler, die Jungen minder lebhaft gefärbt als das Männchen. Die Länge beträgt 13 bis 14 Zoll, die Breite 35 bis 38 Zoll.

Die Waldeule verbreitet sich über ganz Europa und ist besonders häufig in der Mitte des Erdtheils; in den Atlasländern kommt sie ebenfalls vor, in Mittelasien ist sie ebenso gemein, wie in Europa, und erst auf dem Himalaya erreicht sie ihre Südgrenze. In Nordamerika wird sie durch eine ihr täuschend ähnliche Art vertreten, welche man lange Zeit für dieselbe hielt. Sie verdient ihren Namen; denn sie findet sich regelmäßig nur im Walde. Nachts kommt sie zwar bis in die Nähe der Ortschaften heran, und während ihrer Strichzeit nimmt sie wohl auch in einem dicht bestandenen Obstgarten während des Tages Herberge; Dies aber sind Ausnahmen. Ob sie den Nadel- oder ob sie den Laubwald bevorzuge, ist schwer zu sagen: man findet sie ebenso häufig hier, wie dort. In ihrer Lebensweise und ihrem Betragen unterscheidet sie sich nicht unwesentlich von dem Uhu. Sie benimmt sich bei Tage allerdings ganz ähnlich wie dieser; sie fliegt ungefähr zu derselben Zeit und ungefähr in gleicher Weise zur Jagd aus; aber sie ist weit geselliger und viel weniger wüthend und ärgerlich als ihr großer Verwandter. Nur während der Brutzeit hält sie sich paarweise; sobald ihre Jungen groß geworden sind, schlägt sie sich mit andern ihrer Art in Flüge zusammen, welche zuweilen recht zahlreich werden können. Gegen den Herbst hin streichen diese Gesellschaften im Lande auf und nieder, ohne jedoch eigentlich zu wandern, und man trifft sie dann an passenden Orten zuweilen sehr häufig an. Ich habe Trupps von einigen zwanzig und mehr gesehen, welche beinahe auf ein und demselben Baume Platz genommen hatten. Die Waldeule ist, obgleich sie von unwissenden Menschen noch immer viel mehr als recht, verfolgt wird, wenig scheu und läßt sich, wenn sie bei Tage aufgebäumt hat, ohne an Flucht zu denken, unterlaufen; ja, es ist mir vorgekommen, daß ich sie erst durch Schütteln am Baume zum Auffliegen habe bewegen können.

Die Jagd dieser Eule gilt fast ausschließlich kleinen Säugethieren und namentlich den Mäusen und Spitzmäusen. Ein täppisches Vögelchen wird freilich auch nicht verschont und ein krankes oder ermattetes Rebhuhn unter Umständen mitgenommen: diese Uebergriffe aber sind kaum der Erwähnung werth. Die Waldeule nützt, so lange sie lebt.

Alte verlassene Nester einer Krähe, einer Ringeltaube, der Bau eines Eichhörnchens oder der Horst eines Tagraubvogels muß der Waldeule zur Wiege der Jungen dienen. An eine Aufbesserung des vorgefundenen Nestes denkt sie nicht. Sie legt im März ihre vier runden weißen Eier, ohne jegliche Vorbereitung auf dem Boden des vorgefundenen Nestes ab und bebrütet sie drei Wochen lang sehr eifrig, währenddem sie sich vom Männchen äzen läßt. Dieses hat vorher seiner Liebesbegeisterung durch lautes Geschrei, den Silben „Huihui“ und „Wump“ vergleichbar, oder durch klatschendes Schlagen mit den Flügeln Ausdruck gegeben und hält sich, so lange das Weibchen brütet, in nächster Nähe desselben auf. Die Jungen werden von beiden Eltern ernährt und äußerst zärtlich geliebt. Sie bedürfen, wie alle wachsenden Vögel, viele Nahrung, kreischen und pfeifen fortwährend, als ob ihr Hunger niemals gestillt würde und treiben die zärtlichen Eltern zu einer ununterbrochenen Mäusejagd an, machen sich also schon in den ersten Tagen ihrer Kindheit sehr nützlich. Leider verrathen sie sich böswilligen oder dummen Menschen durch ihr heftiges Schreien nur zu oft und finden dann häufig ein schmähliges Ende. Hebt man sie aus dem Horste, wenn sie noch mit Wollflaum bedeckt sind und gibt sich dann viel mit ihnen ab, so werden sie nach kurzer Pflege ungemein zahm und ergötzen ihren Herrn und Gebieter weidlich.

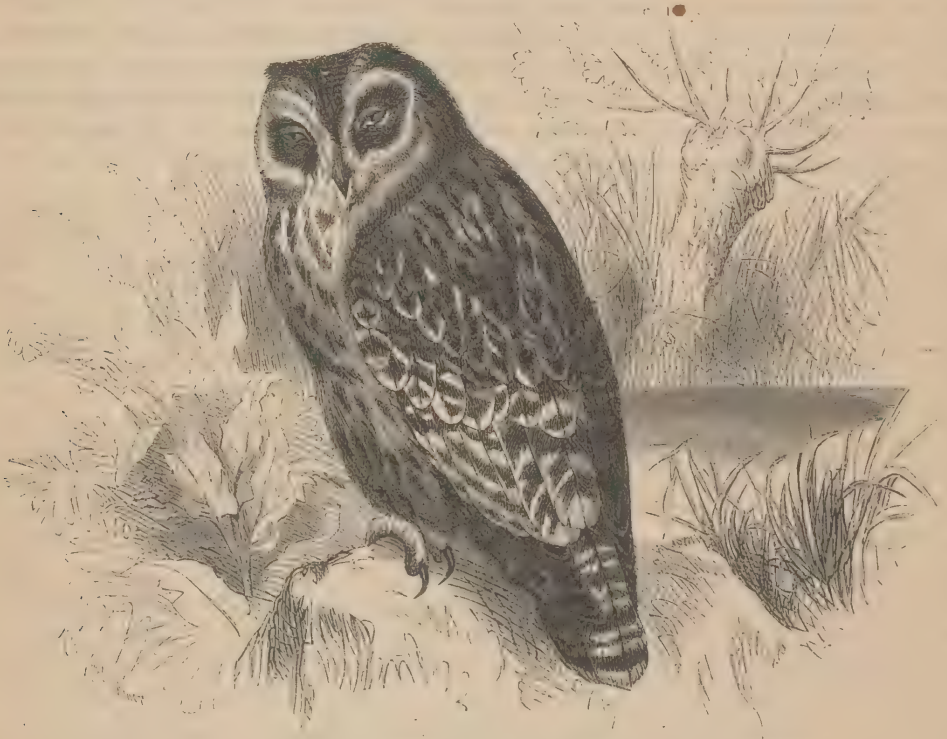
Auch die Ohreule ist dem gesammten Tagesgeflügel sehr verhaßt und wird geneckt und gefoppt, sobald sie sich sehen läßt. Der verständige Mensch hingegen läßt sie unbehelligt und thut sehr wohl daran, weil jeder Schutz, welchen man einer Waldeule gewährt, uns zu gute kommt. Der Unverständige freilich, der, welcher keine Lehren annehmen will, schießt sie vom Baume herab, wenn er ihrer ansichtig wird, nagelt sie zum Merkmal seiner Thorheit mit ausgebreiteten Flügeln an das Hofthor und rühmt sich auch wohl noch seiner Heldenthat.

Neben der Waldeule kommt noch eine Verwandte in Deutschland vor und nicht blos hier allein, sondern auf der ganzen übrigen Erde, mit alleiniger Ausnahme Neuhollands. Die Sumpf-, Moor-, Rohr-, Bruch-, Wiesen-, Schnepfen-, Brand- oder Kohleule (Otus brachyotos) ähnelt der Waldeule so, daß sie oft mit ihr verwechselt worden ist. Ihr Kopf ist aber kleiner oder scheint es wenigstens zu sein; die kurzen Federohren bestehen nur aus zwei bis vier Federn; die Flügel sind verhältnißmäßig lang und reichen weit über den Schwanz hinaus; die Färbung endlich ist eine andere. Die Grundfarbe ist ein angenehmes Blaßgelb, die Kopf- und Rumpffedern sind mit schwarzen Schaftstrichen gezeichnet, welche bis zur Brust herabreichen, auf dem Bauche aber schmal und lang sind; die Flügeldeckfedern sind an der Außenseite gelb, an der Innenseite und an der Spitze aber schwarz; die Schwingen und der Schwanz sind graubraun gebändert. Der Schleier ist weißlichgrau, der Schnabel hornschwarz, das Auge nicht dunkel-, sondern lichtgelb. Junge Vögel sind dunkler, als die alten. Die Länge beträgt 14 bis 16 Zoll, die Breite 40 bis 42 Zoll.

Zweierlei ist es, welches die Sumpfeule besonders auszeichnet: die Wahl des flachen Bodens zum Ruheorte und ihre unglaubliche Wanderlust. Im ganzen Norden der Erde ist sie ein mehr oder weniger häufiger Vogel. Auf den Mooren Nordeuropas und Sibiriens lebt sie in so großer Menge, daß man sie gemein nennen darf; im nördlichen Deutschland und in Holland ist sie wenigstens allgemein bekannt: aber sie wird auch regelmäßig in Indien, in ganz Mittelafrika und in ganz Amerika gefunden, im Süden allerdings nur als Zugvogel, welcher im Oktober einwandert und gegen den März hin wieder verschwindet. Burmeister beobachtete eine dieser Eulen auf hohem Meere westlich von der Insel des grünen Vorgebirges: sie setzte sich anscheinend ermüdet auf das Schiff, wurde von einem Matrosen lebend ergriffen, durch gedachten Naturforscher genau untersucht und erkannt; ich traf sie häufig in den Steppen am obern Nil an, und Jerdon erwähnt, daß sie in Indien allwinterlich

in großer Anzahl einwandert. Welche Gegend innerhalb der angegebenen Grenze auch durchforscht worden ist, diese Eule hat man gewiß gefunden.

Im Uebrigen ist über das Leben der Sumpfeule wenig zu sagen. Sie bevorzugt sumpfige Gegenden, hält sich hier bei Tage über zwischen Gras und Schilf verborgen am Boden auf, drückt sich bei Gefahr wie ein Huhn auf die Erde, läßt den Feind dicht an sich herankommen, fliegt aber noch zur rechten Zeit empor und dann sanft schwankend, niedrig und ziemlich langsam, weihenartig, dahin, obwohl sie unter Umständen auch zu großen Höhen emporsteigt. Ihre Stimme ist ein sanftes „Gä gä", ihr Ausdruck des Zornes wie bei andern Eulen ein leises Fauchen und lautes Schnabelklappen. Auch sie treibt vor Allem Mäusejagd und greift selten ein größeres Thier an. Im Norden ist sie einer der schlimmsten Feinde der Lemminge; bei uns zu Lande nimmt sie gelegentlich auch Maulwürfe weg, während diese Erde aufstoßen, fängt sich allerlei große Kerbthiere oder im Nothfall selbst



Die Sumpfeule (Otus brachyotos).

Frösche. Kleine Vögel, namentlich die, welche im Neste sitzen, werden allerdings auch von ihr bedroht; im Allgemeinen aber ist sie ebenso nützlich, wie ihre waldbewohnende Schwester. Der Horst steht regelmäßig auf dem Boden, möglichst versteckt zwischen Gräsern, ist ein höchst unordentlicher Bau und enthält im Mai drei bis vier reinweiße Eier.

Ein schlanker Leib mit ziemlich großem Kopfe, langen Flügeln, in denen die zweite Schwinge die übrigen überragt, kurzem, schwach abgerundeten Schwanz und hohen, dünn befiederten Füßen, mit nackten Zehen, ein starker, gekrümmter Schnabel, ein verhältnißmäßig glatt anliegendes, buntfarbiges

Gefieder, dicke, kurze Federohren und ein wenig bemerklicher Schleier, welcher den kleinen Ohröffnungen entspricht, kennzeichnen die Zwerge unserer Familie, welche ihrer geringen Größe wegen Zwergohreulen (Scops) genannt werden. Die in diese Sippe zählenden Vögel bewohnen Südeuropa, Asien, Afrika und Amerika. Sie gehören zu den niedlichsten und liebenswürdigsten Eulen überhaupt und erwerben sich die Zuneigung eines Jeden, welcher sie kennen lernt. Leben und Betragen entsprechen, so weit es uns bekannt, dem Wesen und Treiben der südeuropäischen Art, über welche ich, größtentheils nach eigener Erfahrung, Einiges berichten will.

Die Zwergohreule, der Ohrenkauz, das Waldeufel, die Posseneule (Scops carniolica oder Ephialtes Scops) ist 6¾ bis 7¼ Zoll lang und 18½ bis 19¼ Zoll breit; der Fittig mißt 5⅔ Zoll, der Schwanz 2½ bis 2¾ Zoll. Das Gefieder ist sehr bunt, aber höchst ansprechend gefärbt und gezeichnet. Auf der Oberseite herrscht ein durch Aschgrau gedämpftes Rothbraun vor, welches schwärzlich gewässert und längs gestreift ist, auf dem Flügel aber weiß und in der Schultergegend röthlich geschuppt ist. Die Färbung der ganzen Unterseite ist ein verworrenes Gemisch von Braunrostgelb und Grauweiß. Der Schleier ist undeutlich, die Federohren sind mittellang. Der Schnabel ist blaugrau, der Fuß dunkelbleigrau, das Auge hellschwefelgelb. Männchen und Weibchen unterscheiden sich kaum durch die Färbung; die Jungen sind etwas trüber gefärbt und minder bunt gezeichnet, als die Alten. Bei genauerer Betrachtung erstaunt man über den Farbenreichthum und über die feine und manchfaltige Zeichnung des Gefieders.

Erst von Süddeutschland an nach Mittag hin ist die Zwergohreule eine regelmäßige Erscheinung; nach Nord- und Mitteldeutschland verirrt sie sich nur. Horstend trifft man sie einzeln am Rhein und in dem Alpengebiet, öfterer aber schon in Südfrankreich und häufig in ganz Südeuropa. Doch muß man ihre Lebensweise genau kennen, wenn man sie überhaupt auffinden will. In Europa ist sie Zugvogel, welcher ziemlich früh im Jahre erscheint, aber auch ziemlich bald, im September, spätestens Anfang Oktober wieder wegwandert und seine Reisen bis in das tiefste Innere von Afrika ausdehnt. Heuglin ist geneigt, zu glauben, daß sie in den Bogosländern Standvogel sei; ich habe sie in den oberen Nilländern niemals paarweise, wohl aber in zahlreichen Gesellschaften gefunden, welche unzweifelhaft auf dem Zuge begriffen waren. Solche Flüge freilich, welche ihrer Anzahl nach mit ziehenden Schwalben verglichen werden könnten, wie Buffon es angibt, habe ich nie gesehen.

In Spanien hält sich die Zwergeule in ebenen, mit einzelnen Bäumen bestandenen Gegenden auf, namentlich in Feldern und Weinbergen, Gärten und Spaziergängen. Ob sie im eigentlichen Walde vorkommt, vermag ich nicht zu sagen; gefunden habe ich sie hier nie. Sie scheut sich durchaus nicht vor dem Menschen, sondern siedelt sich unmittelbar in dessen Nachbarschaft an: so ist sie z. B. recht häufig auf den Bäumen des belebtesten Spazierganges in Madrid. Aber es ist doch nicht leicht, sie aufzufinden. Auch sie hält sich bei Tage ganz ruhig, dicht an einen Baumstamm gedrückt oder auch unter Weinlaub verborgen, niedrig über dem Boden sitzend, und der kleine Vogel schmiegt sich trotz seiner bunten Zeichnung so innig der Rindenfärbung an oder verliert sich so vollständig in dem Gelaube, daß nur der Zufall ihn in Sicht bringt. Erst nach Sonnenuntergang sieht man ihn in gewandtem, mehr falken- als eulenartigen Fluge jagend, dahin streichen, nach anderer Eulenart ebenfalls niedrig über dem Boden. Eine Stimme habe ich von dem Freilebenden nie vernommen, von Gefangenen nur ein leises Gewisper.

Im Verhältniß zu ihrer geringen Größe ist die Zwergohreule ein tüchtiger Räuber. Ihre Jagd gilt vorzugsweise kleinen Wirbelthieren, nicht aber Kerfen, wie man geneigt ist, zu glauben. In dem Magen der Getödteten fand ich hauptsächlich Mäuse; meine Gefangenen aber fielen mörderisch auch kleine Vögel an und eine von ihnen, welche ich frei im Zimmer herumfliegen hatte, fing mit großer Gewandtheit und Geschicklichkeit vor meinen Augen eine Fledermaus, welche durch die offene Thür hereingekommen war, und erwürgte sie im Umsehen. Größeren Wirbelthieren kann der Zwerg freilich Nichts anhaben.

Der Horst steht nach Versicherung aller Spanier, welche mir Auskunft geben konnten, in Baumhöhlungen und enthält spät im Jahre drei bis vier kleine, runde, weiße Eier. In den ersten Tagen des Juli erhielten wir ein noch blindes Junges, wenige Tage später deren drei, welche von uns mit Sorgfalt gepflegt und nach kurzer Gefangenschaft ungemein zahm wurden. Sie ließen sich von uns nicht blos berühren, sondern auch, ohne wegzufliegen, auf dem Finger im Zimmer umhertragen, nahmen uns vorgehaltene Speise aus der Hand und ergötzten uns durch ihr muntres, possenhaftes Wesen aufs höchste. Das ingrimmige Fauchen vernahm ich nie, ein schwaches Schnabelknacken nur im Anfange der Gefangenschaft. Nach und nach aber wurden die Thierchen selbständig und eins nach dem andern entwischte, sorgsamer Beaufsichtigung ungeachtet. Von einer jung aufgezogenen Zwergeule schreibt mir mein Bruder, daß sie, weil sie so zahm, der liebste Gespiele seines Kindes ist.

Gegenwärtig bin ich so glücklich, wiederum drei dieser liebenswürdigen Vögel beobachten zu können. Wir erhielten sie durch Vermittlung des Wiener Thiergartens aus Kärnthen, ebenfalls als noch junge Vögel. Jedermann, welcher sie sieht, hat seine wahre Freude an ihnen. Bei Tage sitzen sie in den verschiedensten Stellungen auf passenden Stellen in ihrem Gebauer, die eine mit glatt anliegendem Gefieder, die andere zu einem Federballen aufgedunsen. Diese legt das eine Federohr nach hinten, während sie das andere erhebt, jene richtet beide auf und blinzelt dabei unendlich komisch den Beschauer an, welcher dicht an sie herantreten kann, ohne daß sie sich rührt. Der Käfig, welchen unsere Zwergohreule während des Sommers beherbergt, ist eine Steinnische, reich an Vorsprüngen, Ecken und Winkeln. Da hat sich nun jeder der Gefangenen ein Plätzchen ausgesucht und weiß sich so vortrefflich zu verstecken, daß ich selbst, obgleich ich nicht blos den Käfig, sondern auch die Gewohnheiten der Vögel genau kenne, oft lange suchen muß, ehe ich die drei aufgefunden habe. Ihr Gefieder verschmilzt förmlich mit dem Gestein: es ist mir wiederholt begegnet, daß ich die eine dicht vor mir hatte, ohne sie zu sehen. Die Haltung verursacht keine Schwierigkeit. Es versteht sich ganz von selbst, daß die leckersten Mäuschen von vornherein für die Zwergohreulen bestimmt und von diesen dankbarlichst entgegen genommen werden; in Ermangelung solches Wildprets aber begnügen sie sich gern auch mit Drosselfutter, obgleich es ihnen schwer genug fällt, das Gemisch, aus welchem das gedachte Futter besteht, aufzuklauben. Während des Winters müssen sie selbstverständlich in einen Raum gebracht werden, dessen Wärme der ihrem Winteraufenthalte entspricht.

Ich zweifle nicht, daß es gelingen wird, von gefangenen Zwergeulen Junge zu erzielen. Zwei von unseren Gefangenen hatten sich in diesem Frühjahre (1865) gepaart und drei Eier gelegt. Das Weibchen brütete eifrig, starb aber leider, ehe die Eier gezeitigt waren. Im Thiergarten zu Köln haben die Zwergeulen wenigstens Anstalten zum Brüten gemacht.

* * *

Nachtkäuze nennt man alle Eulen mit großem runden Kopfe ohne Federohren, aber einer außergewöhnlich großen Ohröffnung und dementsprechenden deutlichen Schleier. Die Flügel sind meist abgerundet; der Schwanz ist lang oder kurz; die Füße sind hoch oder niedrig, dicht oder schwach befiedert. Das Gefieder umkleidet den Leib dick oder schließt sich enger an ihn an. Alle hierher zu zählenden Arten sind die vollendetsten Nachtvögel. Sie verschlafen den ganzen Tag und sind zum Theil wenigstens Angesichts der Sonne äußerst unbehilfliche Geschöpfe, welche vom Licht wirklich geblendet zu werden scheinen. Es genügt, wenn wir uns auf die deutschen Arten beschränken; denn die ausländischen ähneln ihnen hinsichtlich ihres Lebens fast in jeder Hinsicht.

Unser Wald- oder Baum-, Busch- und Brandkauz, die großköpfige, heulende, Katzen- oder Brandeule (Syrnium aluco) ist die größte der in Deutschland vorkommenden Arten. Der Kopf ist außergewöhnlich groß, die Ohröffnung aber minder ausgedehnt, als bei andern Arten der Familie; der

Hals ist dick, der Leib gedrungen, der Schwanz kurz; die dicken, stark befiederten Füße sind mittellang, die Zehen kurz; im Flügel ist die vierte Schwinge über die übrigen verlängert. Die Grundfärbung des Gefieders ist entweder ein tiefes Grau oder ein lichtes Rostbraun; der Rücken ist, wie gewöhnlich, dunkler gefärbt, als die Unterseite; die Flügel sind durch regelmäßig gestellte, lichte Flecken gezeichnet. Bei der roströthlichen Abart ist jede Feder an der Wurzel aschgraugilblich, gegen die Spitze hin sehr licht rostbraun, dunkel gespitzt und der Länge nach dunkelbraun gestreift; das Braun der Spitze erstreckt sich auf dem Rücken weiter nach der Federwurzel zu, als auf der Unterseite, daher die dunklere Färbung. Der Flügel ist dunkelbraun und röthlich gebändert und gewässert, der Schwanz mit Ausnahme der mittelsten Federn braun gebändert. Der Nacken, die Ohrgegend und das Gesicht sind



Der Waldkauz (Syrnium aluco).

aschgrau, der Schnabel und die Zehenspitzen bleigrau; das Auge ist tief dunkelbraun, der Lidrand fleischroth.

Europa, mit Ausnahme des höchsten Nordens und des äußersten Südens, sind das Vaterland dieses, wo er auftritt, häufigen Vogels. Schon in Nordrußland ist er selten, in Spanien eine höchst vereinzelte Erscheinung; in Sibirien fehlt er, soweit bis jetzt bekannt, gänzlich, und nur in den syrischen Waldungen soll er noch vorkommen. Er ist an den Wald gebunden; doch liegen einige Beobachtungen vor, daß er sich ausnahmsweise zeitweilig in passenden Schlupfwinkeln bewohnter Gebäude aufhielt. Während des Sommers sitzt er, dicht an den Stamm gedrückt, in laubigen Baumwipfeln; im Winter

verbirgt er sich lieber in Baumhöhlungen. Waldungen mit jungen und höhlenlosen Bäumen meidet er; Laubwald mit vielen hohen Bäumen zieht er unter allen Umständen vor.

Der Waldkauz ist einer der langsamsten und lichtscheuesten Vögel, welche wir kennen. Naumann nennt ihn ein trotziges, schlafsüchtiges, trübsinniges und einfältiges Geschöpf. Doch weiß auch er sich am hellen Mittag recht gut zu benehmen. „Ich habe ihn", sagt mein Vater, „mehrmals bei Tage in den Dickichten gesehen, er flog aber allemal so bald auf und so geschickt durch die Bäume, daß ich ihn nie habe erlegen können." Die Possenhaftigkeit der kleinen Eulen und Tagkäuze fehlt ihm jedoch gänzlich; jede seiner Bewegungen ist plump und langsam. Der Flug ist zwar leicht, aber schwankend und keineswegs schnell; die Schwingen werden dabei stark bewegt. Bei seiner Jagd streicht er dicht über dem Boden dahin, gewöhnlich nur in einer Höhe von wenigen Fußen über der Erde. Seine Stimme ist ein starkes, weit im Walde widerhallendes „Huhuhu", welches zuweilen so oft wiederholt wird, daß es einem heulenden Gelächter ähnelt. Außerdem kreischt er abscheulich wie „Rai" und nur zuweilen fügt er diesen höllischen Lauten ein wohltönenderes „Kuwitt" oder „Kiwitt" bei. Daß auch er seinen Antheil an der „wilden Jagd" hat, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Der Waldkauz gehört zu den nützlichsten unserer Eulen. Er frißt fast ausschließlich Mäuse. Naumann beobachtete allerdings, daß einer dieser Vögel nachts einen Bussard angriff, so daß dieser sein Heil in der Flucht suchen mußte; er erfuhr ferner, daß ein anderer Waldkauz vor den Augen seines Vaters einen Seidenschwanz aus der Schlinge holte, und wir wissen endlich, daß die auf der Erde schlafenden oder brütenden Vögel nicht von ihm verschont werden: Mäuse und zwar hauptsächlich Feld-, Wald- und Spitzmäuse aber bleiben doch die Hauptnahrung, und eben deshalb verdient der Kauz unsern Schutz im vollsten Maße. Besonders nützlich macht er sich noch außerdem durch Aufzehren von schädlichen Kerbthieren. Martin fand in dem Magen eines von ihm untersuchten Waldkauzes 75 große Raupen des Käferschwärmers, welche der Kauz zu einer Mahlzeit verbraucht hatte.

Die Fortpflanzungszeit fällt in die letzte Hälfte des April oder in den Anfang des Mai, und der Wald wird um diese Zeit laut und lebendig von den heftig schreienden Käuzen. Eine Baumhöhle, welche dem brütenden Vogel leichten Zugang gewährt und ihn vor Regen schützt, wird zur Ablegung der Eier bevorzugt; ausnahmsweise aber kommt es, wie durch neuere Beobachtungen erwiesen, vor, daß der Waldkauz auch alte Schornsteinhöhlungen unter Dächern und verlassene Raubvogelhorste, Krähen- oder Elsternester bezieht und hier brütet. Im Neste selbst sieht man zuweilen etwas Genist, Haare, Wolle und dgl., gewöhnlich jedoch nur die Unterlage, welche auch der Vogel vorfand. Die zwei bis drei Eier sind rundlich länglich oder eiförmig rauhschalig und von Farbe weiß. Das Weibchen scheint allein zu brüten und zwar, wie Päßler meint, sofort nachdem es das erste Ei gelegt hat. Das Männchen hilft bei Auffütterung der Jungen, gegen welche beide Alten die größte Liebe an den Tag legen.

Gefangene Waldkäuze können sehr zahm werden. Anfangs laufen sie freilich schwerfällig sofort der nächsten dunkeln Ecke zu, suchen sich hier zu verbergen, blinzeln mit den Augen fortwährend und versuchen, wenn man sich ihnen nähert, durch Fauchen und Klappen zu schrecken, wobei sie den Kopf niederdrücken, als wollten sie sich zur Vertheidigung bereit machen; diese Unarten verlieren sich aber, und nach geraumer Zeit werden sie recht zutraulich, nehmen ihrem Wärter, den sie genau kennen und von Fremden unterscheiden lernen, vorgehaltene Nahrung aus der Hand und begrüßen ihn mit einem gemüthlichen Girren. Einzelne kann man so weit zähmen, daß sie sich streicheln und auf der Hand tragen lassen. Von einem Gefangenen, welchen Gadamer im Zimmer hielt, berichtet er, daß er sich Abends regelmäßig dem Feuer seines Ofens näherte, sich vor die offene Ofenthür in die größte Hitze setzte, dabei die Augen schloß und sich so lang als möglich ausstreckte, um sich namentlich die Kehle recht behaglich durchwärmen zu lassen. Mit andern derselben Art, aber auch mit Ohreulen verträgt sich der gefangene Waldkauz vortrefflich. In unserm Thiergarten leben ihrer sieben nun schon fast zwei Jahre im tiefsten Frieden mit einander, und nicht einmal Futterneid macht sich bemerklich. Wenn

der Eine frißt, schauen die Andern zwar aufmerksam, aber sehr ruhig zu, und eigentliche Kämpfe um die Nahrung kommen nicht vor, sind von uns wenigstens nicht beobachtet worden. Ein Pärchen von ihnen hat sogar vier Eier gelegt und dieselben lange bebrütet, oft unter Mithilfe von zwei oder drei seiner Mitgefangenen. Dagegen wird ein Todter im Käfig ohne Bedenken aufgefressen und ein Kranker grausam erwürgt.

Dem muntern Steinkauz zum Verwechseln ähnlich ist ein zweiter Nachtkauz, welcher in Deutschland überall, jedoch nirgends häufig gefunden worden ist, der Rauchfußkauz (Nyctale dasypus). Ihn kennzeichnen der sehr breite Kopf mit außerordentlich großen Ohröffnungen und vollkommenem Schleier, die abgerundeten Flügel, der ziemlich lange Schwanz, die kurzen, ungemein dichten und lang befiederten Füße und das außerordentlich weiche, seidenartige Gefieder. Die Färbung unterscheidet sich wenig von der des Steinkauzes. Der Oberkörper ist mäusegrau, durch große weißliche Flecken gezeichnet, der Unterkörper weiß mit deutlichen und vertuschten mäusebraunen Querflecken. Die Schwung- und Schwanzfedern sind mäusegrau mit weißen unterbrochenen Binden, von denen fünf bis sechs auf den Steuerfedern stehen. Der Schleier ist weißgrau, schwarz getuscht, der Schnabel horngelb, das Auge lebhaft goldgelb. Junge Vögel sind einfarbig kaffeebraun, auf den Flügeln und dem Schwanze weißlich gefleckt. Die Länge beträgt 9 bis 10 Zoll, die Breite 21 bis 23 Zoll, die Schwanzlänge 4 bis 5 Zoll.

Auch der Rauchfußkauz gehört vorzugsweise Mitteleuropa an. Im nördlichen Asien hat man ihn jedoch ebenfalls angetroffen, und im hohen Norden Amerikas ist er, nach Richardson's Versicherung, keineswegs eine seltene Erscheinung. In Deutschland lebt er wahrscheinlich in jedem größeren Gebirgswalde; er wird aber niemals häufig bemerkt und gehört deshalb in den Sammlungen, namentlich in denen lebender Thiere, immer zu den Seltenheiten. Soviel man bis jetzt erfahren hat, verläßt auch er den Wald nur ausnahmsweise. Eine geeignete Baumhöhlung wird zum Mittelpunkt seines Gebietes, und das Pärchen hält an ihm mit großer Zähigkeit fest.

„Er ist", sagt mein Vater, „ein einsamer, furchtsamer, licht- und menschenscheuer Vogel, der sich am Tage sehr sorgfältig verbirgt. Gegen das Tageslicht ist er sehr empfindlich. Ich hatte ein Weibchen, welches im Winter ermattet im Walde gefunden wurde, einige Zeit lebendig. Dieses suchte immer die dunkelsten Orte im Zimmer und öffnete auch hier die Augen nur wenig. Brachte man es in das volle Tageslicht, dann schloß es die Augen fast ganz und hüpfte, sobald man es frei ließ, sogleich wieder seinem Schlupfwinkel schwerfällig zu. Es knackte mit dem Schnabel wie andere Eulen, war aber sehr wenig wild und ungestüm."

„Ein Freund von mir hatte einen rauchfüßigen Kauz längere Zeit lebendig, welcher nach seiner Erzählung ein allerliebstes Thier war. Er wurde bald zahm, knackte aber doch mit dem Schnabel, wenn man ihn neckte, sträubte dabei seine Federn und hob die Flügel etwas; doch drückte er sich bei Weitem nicht so nieder, wie der Uhu. Kleine Mäuse verschluckte er ganz, jedoch ungern am Tage; größere zerstückelte er, fraß aber das Fell mit und spie es in Klumpen nebst den darin eingewickelten Knochen wieder aus. Mit zwei Mäusen hatte er den Tag hinlänglich genug. Er saß, wie der meinige, meist mit etwas eingezogenen Fußwurzeln und locker anliegenden Federn."

Ein Paar, welches in einem düstern Waldgrund genistet hatte, konnte mein Vater in der Freiheit beobachten. „Sobald es dämmerig wurde", erzählt er, „begannen die Jungen zu schreien. Näherte man sich ihnen, dann schwiegen sie und regten sich nicht eher wieder, als bis Alles lange ruhig geblieben war und sie also keine Gefahr mehr fürchteten. Sobald sie wieder zu schreien anfingen, wurde eins herabgeschossen; es hatte ziemlich tief unten am Stamme auf einem dürren Aste gesessen. Sogleich kam das alte Weibchen herbeigeflogen und bewog durch sein klägliches Geschrei die übrigen zur Flucht. Jetzt waren sie lange Zeit still; endlich ertönte ihr langgezogenes „Piep" von neuem. Es wurde sich

wieder angeschlichen, und ein zweiter Schuß tödtete ein anderes Junges. Nun hatten wir ein Paar; aber ein drittes zu erlegen, war unmöglich: denn auf den zweiten Schuß waren sie weit weggeflogen und schwiegen so lange, daß die Finsterniß der Nacht völlig einbrach und alles weitere Verfolgen und Jagen unnütz machte. Sehr merkwürdig war das Betragen des alten Weibchens. Dieses drückte sich, sobald es Gefahr bemerkte, mit dem ganzen Unterkörper auf einen Ast auf, so daß es selten zu sehen und nie zu schießen war, weil der Ast es hinlänglich gegen den Schuß deckte. Dabei gab es klägliche Töne von sich, die wie „Wi, wi, wi, wi" klangen und dem fernen Wimmern eines Menschen sehr ähnlich waren."

„Wir besuchten mehrere Abende nach einander jene Stelle, um die übrigen Jungen oder das alte Weibchen zu schießen; aber alles Nachsuchens ungeachtet konnten wir die Jungen nicht wieder auffinden und haben auch seitdem keinen Alten in jener Gegend mehr angetroffen."

Später war mein Vater so glücklich, einen lebenden Rauchfußkauz mehrere Jahre am Leben zu erhalten. Dieser Vogel gewöhnte sich bald an die Menschen, brachte aber, als er noch in der Stube war, fast den ganzen Tag in dem dunkelsten Winkel des Zimmers zu und kam nur Abends hervor. Dann hüpfte und flatterte er in seinem Raume umher und war äußerst munter. Er fraß anfangs nur des Nachts; als er aber später blos bei Tage gefüttert wurde, gewöhnte er sich an die ihm früher so verhaßte Helligkeit und suchte zuletzt seinen dunkeln Käfig gar nicht mehr auf. Er nahm meinem Vater die ihm vorgehaltene Nahrung aus der Hand und zwar regelmäßig mit den Fängen, selten mit dem Schnabel, trug die Beute in einen Winkel und bedeckte sie mit sich selbst, indem er alle Federn sträubte. Auch er trank nur wenig, badete sich aber oft bei warmer Witterung fast täglich. Bei strenger Kälte fror er und setzte sich dann gern auf den Boden mit angezogenen Füßen, in der Absicht, diese zu erwärmen. Seine Stimme, welche wie ein schwaches Hundegebell „Wa, wa, wa" klang, wurde hauptsächlich in der Morgen- und Abenddämmerung vernommen.

Der Rauchfußkauz brütet ebenfalls in Baumhöhlungen und legt im April oder Mai drei bis vier Eier, welche zartschaliger und kleiner als die des ungefähr gleich großen Steinkauzes sind.

Mäuse sind auch des Rauchfußkauzes liebstes Wild; nebenbei fängt er Spitzmäuse und Kerbthiere, gelegentlich auch kleine Vögel oder Fledermäuse. Daß er die letzteren nicht aus ihren Löchern hervorzieht, wie Naumann glaubt, sondern im Fluge fängt, dürfte durch meine an der Zwergohreule gemachten Beobachtungen erwiesen sein.

Richardson sagt, daß der Rauchfußkauz so durch das Licht geblendet werde, daß man ihn mit der Hand wegnehmen könne, und Gadamer versichert, daß man Einen, welchen man bei Tage aufgefunden, vermittelst eines Stockes leicht eine Schleife über den Kopf ziehen könne. Ich will unentschieden lassen, inwiefern diese Angaben buchstäblich zu nehmen sind; so viel steht fest, daß es gar nicht so leicht hält, Rauchfußkäuze zu erlangen. Nicht einmal Tellereisen oder Leimruthen vor der Nistöffnung führen regelmäßig zum Ziele. Mit dem Gewehr freilich erlegt man den Vogel leichter, wenn man so glücklich war, ihn zu sehen. Außer dem Menschen mögen ihm wohl nur wenig Thiere gefährlich werden, Wiesel und andere Nestplünderer vielleicht den Jungen und größere Eulen möglicher Weise den Alten. Das kleine Geflügel haßt und neckt auch den Rauchfußkauz, wenn es seiner ansichtig wird.

Eine der ausgezeichnetsten Sippe aller Eulen umfaßt die Schleierkäuze. Sie sind gestreckt gebaute Thiere mit ziemlich langem Halse, großem, breiten Kopf, sehr großen Flügeln, mittellangem Schwanz, hohen Beinen und seidenweichem, mehr oder minder farbenprächtigen Gefieder. Der Schnabel ist etwas gestreckt, an der Wurzel gerade, nur nach der Spitze zu hakenförmig gekrümmt, an der Spitze des Unterkiefers leicht ausgekerbt. Das Auge ist verhältnißmäßig klein und gewölbter als bei andern Eulen, die Ohrmuschel aber, dem sehr ausgebildeten Schleier entsprechend, ungemein

groß. Der Schleier selbst unterscheidet sich dadurch wesentlich von dem anderer Eulen, daß er nicht rund, sondern herzförmig gestaltet ist. Im Flügel ist die erste Schwinge ebenso lang als die zweite und nur wenig kürzer, als die dritte, welche die längste ist. Die schwachen und hohen Läufe sind spärlich befiedert, im untersten Drittel nur mit feinen Borstenfedern bekleidet, auf den Zehen fast nackt, nämlich blos mit einzelnen Borsten besetzt. Die Krallen sind lang, dünn und spitzig.

Die Schleierkäuze verbreiten sich über die ganze Erde. In angebauten und stark bevölkerten Gegenden bewohnen sie hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, menschliche Wohnungen, vorzugsweise Kirchthürme und Kirchboden, Nischen in alten Ritterburgen und andere Schlupfwinkel in Gebäuden, welche ihnen einen ruhigen Aufenthalt gewähren. In den dünn bevölkerten Gegenden verbergen sie sich bei Tage in Baumhöhlungen.

Alle Arten, welche man bis jetzt aufgestellt hat, ähneln sich außerordentlich, oder sie gehen, wie man zu sagen pflegt, ganz allgemach in einander über. Zur Zeit ist es noch vollkommen zweifelhaft, ob man die verschiedenen Ausprägungen ein und derselben Grundgestalt als eigene Arten oder nur als Spielarten zu betrachten hat. In dem Einen kommen alle überein: sie sind prachtvolle Vögel und nehmen in dieser Hinsicht nicht blos innerhalb ihrer Zunft, sondern innerhalb der ganzen Klasse eine hervorragende Stellung ein. In Spanien haben wir eine Schleiereule gefunden und einem werthen Freunde zu Ehren benannt (Strix Kirchhoffii), deren Pracht schwer beschrieben werden kann. Bei ihr ist der ganze Oberkörper schön rostgelb ohne aschgraue Mischung, nur längs der Rückenmitte, auf den Schultern und vor dem Handgelenk etwas aschgrau gewässert, zierlich mit schwarzen und weißen Flecken gezeichnet. Die ganze Unterseite dagegen ist blendend weiß, wie der kostbarste Atlasstoff. Blos der Schleier zeigt vor dem Auge einen dunkel rostfarbigen Fleck und eine rostbraune Einfassung. Betrachtet man diese Schleiereule als Endglied einer Reihe verschieden gefärbter und gezeichneter Arten oder Spielarten der Sippe, so findet man, daß von ihr an bis zu den sehr dunkel gefärbten und stark gefleckten Schleiereulen alle Zwischenstufen vertreten sind. Auch hinsichtlich der Maße sind Unterschiede zu bemerken, und namentlich die australischen Arten fallen durch bedeutende Größe auf: allein auch in dieser Hinsicht ist ein allmähliches Ineinander übergehen nicht zu verkennen. Somit hat man entweder alle Schleiereulen der Erde als Spielarten ein und derselben Art oder die sämmtlichen verschiedenen Formen als besondere Arten anzusehen.

Unser deutsche **Schleierkauz** oder die **Schleier-, Perl-, Gold-, Feuer-, Flammen-, Herz-, Perrücken-, Thurm-, Kirchen-, Klag-, Schläfer-** und **Schnarcheule** (Strix flammea) ist 12 bis 14 Zoll lang und fast 36 bis 39 Zoll breit; der Fittig mißt $10^2/_3$ bis 11 Zoll, der Schwanz $4^1/_2$ bis 5 Zoll. Der Oberkörper ist auf dunkelaschgrauem, zu den Seiten des Hinterkopfes und Nackens rothgelblichen Grunde durch äußerst kleine schwarze und weiße Längsflecken gezeichnet; die Oberflügeldeckfedern sind tief aschfarben, heller gewässert und mit schwarzen und weißen Längsspritzfleckchen geziert; die Unterseite ist auf dunkel rostgelbem Grunde braun und weiß gefleckt; der Schleier ist rostfarben oder rostfarben in der oberen Hälfte, rostfarbigweiß in der unteren; die Schwingen sind rostfarbig, auf der Innenfahne weißlich, drei- bis viermal dunkler gebändert und auf der Außenfahne dunkel gefleckt; die rostgelben Schwanzfedern zeigen drei bis vier schwärzliche Schwanzbinden und ein tief aschgraues, weißlich gewässertes breites Spitzenband. Schnabel und Wachshaut sind röthlichweiß; der Fuß, so weit er nackt, ist schmuzig blaugrau, das Auge dunkelbraun. Das Weibchen zeigt regelmäßig eine etwas düstere Färbung als das Männchen. Vorstehende Beschreibung genügt, weil es unmöglich sein dürfte, die Schleierkäuze mit andern Eulen zu verwechseln.

Kirchthürme, Schlösser, alte Gebäude und Ritterburgen sind auch bei uns zu Lande der bevorzugte, wenn nicht ausschließliche Aufenthalt des Schleierkauzes, und so ist es im ganzen übrigen Europa, wo der Vogel vorkommt. Vom hohen Norden unseres Erdtheils an, wird man ihn nur in größeren Gebirgswaldungen vermissen, und ebenso meidet er das Hochgebirge über dem Pflanzengürtel. Er ist ein Standvogel im eigentlichen Sinne des Worts: so viel die Beobachtung bis jetzt festgestellt hat, streicht er nicht einmal. Da, wo wir heute Schleierkäuze finden, sind sie seit Menschen-

gedenken bemerkt worden. Nur die jüngeren Vögel lassen sich zuweilen außerhalb des Jagdgebiets der Alten sehen; sie müssen sich erst einen festen Wohnsitz erwerben: diesem Zweck gelten ihre größeren Ausflüge. Ueber Tags sitzen die Schleierkäuze ruhig in einem dunkeln Winkel der betreffenden Gebäude, auf dem Gebälk der Thürme oder Kirchboden, in Mauernischen, in Taubenschlägen und an ähnlichen Orten. Das Läuten der Glocken in unmittelbarer Nähe ihres Schlafplatzes, das Aus- und Einschwärmen der Tauben eines Schlags, in dem sie sich angesiedelt haben, stört sie nicht im Geringsten; sie haben sich an den Menschen und sein Treiben ebensogut gewöhnt, als an das Gelärm der Tauben, mit denen sie in bester Freundschaft verkehren. Wenn sie stille sitzen, haben sie mit andern Eulen Aehnlichkeit, fallen aber doch durch ihre schlanke, hohe Gestalt und namentlich durch



Der Schleierkauz (Strix flammea).

das unbeschreibliche, herzförmige Gesicht, welches die wunderbarsten Verzerrungen ermöglicht, Jedermann auf. Durch Beobachtung an Gefangenen wissen wir zur Genüge, daß ihr Schlaf ein sehr leiser ist. Es gelingt dem Menschen niemals, sie zu übertölpeln; das geringste Geräusch ist hinreichend, sie zu erwecken. Beim Anblick des Beschauers pflegen sie sich hoch aufzurichten und leise hin und her zu schaukeln, indem sie sich auf den Beinen wiegend seitlich hin und her bewegen. Einige Grimassen werden bei solchen Gelegenheiten auch geschnitten; alle Bewegungen aber sind stetiger und langsamer, als bei den meisten übrigen Eulen. Rückt ihnen eine vermeintliche Gefahr nahe auf den Hals, so fliegen sie weg und beweisen dann, daß sie auch bei Tage sehr gut sehen können. Nach Sonnen-

untergang verlassen sie das Gebäude durch eine bestimmte, ihnen wohlbekannte Oeffnung, welche sie auch bei Tage unfehlbar zu finden und gewandt zu benutzen wissen, und streifen nun mit geisterhaft leisem und schwankenden Fluge niedrig über dem Boden dahin. Ein heiseres Kreischen, welches Naumann die widerlichste aller deutschen Vogelstimmen nennt, und welches abergläubischen Menschen sehr entsetzlich vorkommt, verkündet ihre Ankunft, und wenn man seine Aufmerksamkeit der Gegend zurichtet, von welcher dieses Kreischen hertönt, sieht man den bleichen Vogel gewiß; denn er umschwärmt ohne Scheu den Abends sich ergehenden Menschen und fliegt ihm oft wie ein Schatten sehr nahe um das Haupt. In hellen Mondscheinnächten treiben sich die Schleierkäuze bis gegen Sonnenaufgang und ununterbrochen im Freien umher, zeitweilig auf Gebäuden ausruhend und dann wieder eifrig jagend; in dunkleren Nächten arbeiten sie blos des Abends und gegen Morgen.

Mäuse, Ratten, Spitzmäuse, Maulwürfe, kleine Vögel und große Kerbthiere bilden die Nahrung des Schleierkauzes. Es ist ihm oft nachgesagt worden, daß er in Taubenschlägen Unfug stifte; Dem widerspricht aber die Gleichgiltigkeit der Tauben, ihrem seltsamen Gesellen gegenüber. „Ich habe ihn", sagt Naumann, „sehr oft unter meinen Tauben aus- und einfliegen sehen; die Tauben, welche diesen Gast bald gewohnt wurden und sich um ihn nicht kümmerten, blieben stets im ungestörten Besitz ihrer Eier und Jungen, noch viel weniger fand ich je eine Spur von einem Angriffe auf eine alte Taube. Oefters sah man im Frühling ein Pärchen viele Abende hinter einander in meinem Gehöfte; es schien auf dem Taubenschlage brüten zu wollen und flog, sobald es gegen Abend zu dämmern anfing, spielend aus und ein, ließ, bald im Schlage selbst, bald dicht vor demselben, seine fatale Nachtmusik fast ununterbrochen erschallen und — keine Taube rührte sich. Stieg man am Tage leise auf den Schlag, so sah man die Eulen ruhig auf einer Stange, oder in einem Winkel vertraulich mitten unter den Tauben sitzen und schlafen und nicht selten neben sich einen Haufen Mäuse liegen; denn sie tragen sich wenn sie eine glückliche Jagd machen und vielleicht auch eine Vorempfindung von übler Witterung fühlen, solche Vorräthe zusammen, damit sie bei zu finstern und stürmischen Nächten, wo sie nicht jagen können, keinen Hunger leiden dürfen. Mein Vater fing sogar einmal eine dieser Eulen, welche in so tiefen Schlaf versunken war, daß sie durch das Geprassel der fliehenden Taube nicht geweckt wurde, mit den Händen. Daß sie Eier fressen sollen, ist mir ebenso unwahrscheinlich, ob es gleich von Manchen behauptet wird, und mir sogar einmal Jemand erzählte, daß eine Schleiereule mit einem Hühnerei in den Klauen im Fluge herabgeschossen worden sei. Das Vorurtheil spricht nur gar zu oft gegen die unschuldigen Eulen, und so darf man nicht Alles glauben, was ihnen oft nur der Haß nachredet. Wie oben erwähnt, sah ich nicht einmal auf meinem Taubenschlage nie etwas Uebles von ihnen, sondern ich führte auch meine gezähmten Schleiereulen mit ganzen und angeknickten Hühner- und andern Vögeleiern oft in Versuchung: allein sie ließen sie stets unberührt. Kleine Vögel greifen sie indeß im Schlafe an; denn in den Städten würgen sie nicht die in Vogelbauern vor den Fenstern hängenden Lerchen, Nachtigallen, Finken, Drosseln und dgl.; auch die gefangenen Vögel holen sie zuweilen aus den Dohnen und Schlingen der nahen Dohnenstege: Manche sind sehr sanft, andere wieder raubgierig. Einer meiner Bekannten erhielt einmal einen Schleierkauz, welcher ungefähr seit acht Tagen in der Gefangenschaft war, setzte ihn in seine stockfinstere Stube und eilte schnell ein Licht zu holen. Hierüber verfloß kaum eine Minute, und doch sah er zu seinem Aerger, als er mit dem Licht in die Stube trat, daß die Eule bereits seinen Liebling, eine Mönchgrasmücke, hinter dem Ofen von ihrem Sitze geholt, getödtet und bereits halb aufgefressen hatte. Diese Eule fraß öfters funfzehn Feldmäuse in einer Nacht. Auch Aas verschmähet in den Zeiten der Noth der Schleierkauz nicht."

In Spanien steht der Schleierkauz in dem bösen Verdacht, das Oel der ewigen Lampen in den Kirchen auszusaufen. Sicher ist, daß das sehr brauchbare Olivenöl oft aus den gedachten Lampen verschwindet, Beobachtungen aber über den eigentlichen Thäter bisher noch nicht gemacht worden sind. Ein Gemunkel freilich will behaupten, daß nicht die Schleiereule, sondern der Meßner der eigentliche Schuldige wäre; es versteht sich jedoch von selbst, daß daran nicht gedacht werden darf. Mit diesem Verdacht, welchen der arme Vogel sich erworben hat, hängt eine in Spanien beliebte Nutzung des

Schleierkauzes zusammen. Man erlegt die Vögel, siedet sie mit Stumpf und Stiel in Oel, möglicherweise auch in geweihtem, und erhält dadurch ein Heilmittel von großartiger Wirksamkeit. Dasselbe wird allerdings weniger von den Aerzten verschrieben, obgleich es dem Arzneischatze der Apotheke nicht fehlt, oder nicht fehlen soll; demungeachtet aber vielfach verwendet.

Ueber das Fortpflanzungsgeschäft des Schleierkauzes sind neuerdings sehr auffallende Beobachtungen gemacht worden. In den älteren Naturgeschichten steht, daß die Brutzeit in die Monate April und Mai falle; diese Angabe erleidet jedoch Ausnahmen. Man hat nämlich junge Schleiereulen wiederholt auch im Oktober und November gefunden, um diese Zeit sogar noch Eier, auf denen die Alte sehr eifrig brütete. Die Liebe erregt auch den Schleierkauz und begeistert ihn zu lebhaftem Schreien. Beide Gatten jagen sich wohl auch spielend mit einander von Thurm zu Thurm. Ein eigentlicher Horst wird nicht gebaut; die Eier liegen ohne alle Unterlage in einem passenden Winkel auf Schutt und Getrümmer. Die Jungen sehen, wie alle Zunftverwandten, anfangs außerordentlich häßlich aus; sie werden aber von ihren Eltern ungemein geliebt und auf das Reichlichste mit Mäusen versorgt. Will man sich, um sie für die Gefangenschaft zu gewinnen, Mühe sparen, so darf man sie nur in ein weitmaschiges Gebauer sperren, die Alten füttern sie hier Wochen und Monate lang ununterbrochen. Pflegt man sie selbst, so lange sie noch jung sind, so werden sie bald in hohem Grade zahm. Sie lassen sich dann ohne Widerstreben berühren, auf der Hand umhertragen, ja selbst zum Aus- und Einfliegen gewöhnen.

Dähne sagt, daß man den Schleierkauz, wenn er im Winter aufgeschreckt heraus und in den Schnee flöge, mit den Händen ergreifen könne, weil er geblendet werde. Ich habe diese Fangart nicht erprobt, sondern lieber das ausgekundete Flugloch der Schleiereule verstopft und sie dann mit einem sogenannten Kätscher gefangen. Nach meinem Dafürhalten gehören diese schönen und gutmüthigen Thiere zu den angenehmsten Eulen, welche man überhaupt im Käfig halten kann. Ihr Gesichterschneiden ergötzt Jedermann; sie verziehen den Schleier oft so, daß sie, wie mein Vater sagt, als ein wahres Zerrbild des menschlichen Gesichts erscheinen.

Da der Schleierkauz unbedingt zu den nützlichsten Vögeln gezählt werden muß, verdient die Aufforderung von Lenz die vollste Beachtung aller Verständigen:

„Für die Schleiereule und den Steinkauz sollten überall in Giebeln der Land- und Stadtgebäude Einrichtungen zu Nest und Wohnung sein. In jeder Giebelspitze meiner Gebäude ist eine Oeffnung von der Größe, wie sie für Tauben genügt. Diese führt in einen inwendig angebrachten Kasten, der links und rechts einen Nestplatz hat. Auf diesen darf das Licht des Eingangs nicht fallen; der Vogel muß also vom Eingang aus durch einen Bretergang einen Fuß tief ins Innere des Kastens gehn, dort links oder rechts schwenken und so zum linken oder rechten Neste gelangen; der Eingang zu jedem Nest ist also vom hellen Eingang des Kastens weg gerichtet. Nach dem Innern des Hauses zu ist der ganze Kasten fest vernagelt, damit ihn keine unbefugte Hand öffnen und eine Störung in das behagliche Leben der kleinen Erziehungsanstalt bringen kann. — Nisten sich statt der Käuze Tauben ein, so ist's auch nicht übel; man öffnet dann, wenns der Reinigung wegen nöthig ist, mit Gewalt, und schließt dann wieder. — In jeder Giebelspitze der großen Scheuern Holsteins ist in der Regel eine Oeffnung, durch welche eine Schleiereule bequem hindurch kann. Nach den von Dr. W. Claudius angestellten Untersuchungen stört der holsteinsche Landmann die Ruhe seiner Eulen nie absichtlich, und schützt sie gegen Verfolgung. Die Thierchen fliegen also nach Belieben aus und ein, jagen in und außer der Scheuer lustig den Mäusen nach, vertragen sich mit den Hauskatzen vortrefflich, und bauen ihr Nest in den dunklen Raum."

Fünfte Ordnung.

Sperrvögel (Hiantes).

Gleichartigkeit oder große Aehnlichkeit der Lebensweise einer bestimmten Anzahl von Thieren ist ein Zeichen ihrer Zusammengehörigkeit, welches selten oder niemals trügt. Das Thier lebt, wie sein Leibesbau, die Summe seiner Begabungen, es ihm vorschreibt: es wendet letztere einfach zweckentsprechend an. Sind die Begabungen bei verschiedenen Thieren im Wesentlichen gleichartige, so wird auch die Lebensweise eine ähnliche sein; umgekehrt aber dürfen wir von dieser auf Uebereinstimmung oder Verschiedenheit des Leibesbaues schließen, auch wenn die ängstliche Prüfung einzelner Leibestheile das Entgegengesetzte zu ergeben scheint.

Diese Nebenbemerkung glaubte ich einer allgemeinen Schilderung der Sperrvögel vorausschicken zu müssen. Sie sind früher allgemein als Engverbundene betrachtet, in der Neuzeit jedoch getrennt und die einzelnen Familien verschiedenen Ordnungen zugetheilt worden. Die Trennung ist geschehen, weil Flügel- und Fußbau nicht durchaus übereinstimmen, und weil die einen die Singmuskeln der eigentlichen Sänger besitzen, die andern aber derselben ermangeln. So hat man denn für gut befunden, jene in die Nähe der Grasmücken, diese in die Nähe der Kolibris zu stellen, bezüglich jene als Sing-, diese als Schreivögel zu erklären.

Ich bezweifle, daß eine derartige Trennung gerechtfertigt, fürchte vielmehr, daß sie dem Unbefangenen unverständlich ist. Die Sperrvögel sind bei aller Verschiedenheit, welche sie zeigen, und zwar innerhalb des Kreises der Familien ebensowohl, als innerhalb des durch die Grenzen einer Ordnung bestimmten Verbandes zeigen, so ähnliche Geschöpfe, daß darüber selbst der Laie keinen Augenblick zweifelhaft bleiben kann. Ihre Aehnlichkeit fordert ihre Vereinigung; die Summe der Merkmale, welche übereinstimmen, ist ungleich größer, als alle Abweichungen zusammengenommen es sind.

Eine allgemeine Schilderung der in Rede stehenden Vögel kann allerdings nur mit wenigen Worten gegeben werden; denn die Grundgestalt ist bei den einzelnen manchfach verändert. Die Sperrvögel sind klein oder höchstens mittelgroß. Ihr Leib ist gestreckt, dabei aber sehr kräftig; der Hals ist kurz, der Kopf groß und auffallend flach, der Flügel lang, schmal und mehr oder weniger spitz, der Schwanz sehr verschieden, der Fuß kurz und gewöhnlich auch ausnehmend schwach. Das wichtigste Werkzeug des Vogels, der Schnabel, ist klein, kurz und platt, am Grunde bedeutend breiter, als an der Spitze, im Uebrigen manchfach abändernd, indem sich der Obertheil platt auf den untern legt oder sich hakig über ihn herabbiegt, oder indem die Ränder gerade oder bogig, gezahnt oder gezähnelt sind. Immer aber ist die Mundspalte sehr tief, der Rachen daher ungemein weit: steife Borsten zu beiden Seiten umgeben ihn und erhöhen seine Brauchbarkeit noch. Das Gefieder ist derb oder weich, einfarbig und düster oder bunt und glänzend.

Aus dem Nachfolgenden wird ersichtlich werden, daß fast alle Unterschiede, welche sich innerhalb der gesammten Ordnung bemerklich machen, auch innerhalb der sogenannten natürlichen Familien auffinden lassen.

Die Sperrvögel gehören vorzugsweise dem heißen Gürtel der Erde an; nach den Polen zu nehmen sie rasch an Anzahl ab; die kalten Erdgürtel berühren einzelne nur in seltenen Fällen. Ihr Vorkommen ist in leicht ersichtlicher Weise durch ihre Nahrung bedingt; diese bieten ihnen die heißen Länder in Fülle, die kalten höchstens zu gewissen Zeiten. Damit hängt unzertrennlich zusammen, daß die Arten, welche innerhalb des gemäßigten Gürtels leben, wenigstens größtentheils Zugvögel sind, während Diejenigen, welche in wärmeren Ländern hausen, kaum streichen. Abgesehen von dieser

naturnothwendigen Beschränkung, bewohnen die Sperrvögel jede Oertlichkeit. Den einen bieten Waldungen, den anderen Steppen und Heiden, diesen Gebirgsthäler mit steilen Felsenwänden, jenen alte Gebäude oder die Wohnungen der Menschen die erwünschten Aufenthaltsorte.

Unter allen Begabungen der Sperrvögel steht ihre Flugfähigkeit obenan. Auf ihr beruht, falls man so sagen darf, das ganze Leben. Jedes andere Vermögen erscheint als nebensächlich, im Vergleich zu der Gabe des Flugs. Die Sperrvögel sind mehr oder weniger fremd auf dem Boden, in Zweigen, in den Höhlungen des Gesteins, obwohl sie diesen wie jene zeitweilig aufsuchen müssen: wirklich heimisch sind sie nur in der Luft. Diese ist der Boden, auf dem sie sich im Vollgefühl ihrer Kraft bewegen, das Meer, welches sie durchsegeln, der Acker, welchen sie bebauen. Es ist etwas Wunderbares um die Kraft, um die Ausdauer, mit welcher Einzelne von ihnen fliegen! Sie scheinen keine Ermattung zu kennen; die Muskeln, welche ihre Fittige bewegen, scheinen keiner Erschlaffung unterworfen zu sein. Gewisse Arten verbringen, wie wir annehmen dürfen, den ganzen, langen Sommertag fliegend in hoher Luft, ohne auszuruhen; andere gönnen sich eine kurze Rast, weniger um sich von der Anstrengung der Bewegung zu erholen, als vielmehr, um sich mit anderen ihrer Art zu vereinigen. Erst die vollkommen eingetretene Nacht setzt ihrem Fliegen ein Ziel. Diejenigen, welche bei Nacht thätig sind, stehen den bei Tage arbeitenden in jeder Hinsicht und so auch im Fluge nach.

Die Art und Weise der Flugbewegung ist verschieden, und es läßt sich hier eben nur sagen, daß der Flug Alles in sich vereinigt, was wir mit dem Begriff „Fliegen" verbinden können: Schnelle und Ausdauer, Leichtigkeit und Zierlichkeit, Geschick und Behendigkeit. Fast alle Verrichtungen, welche ein Sperrvogel überhaupt auszuführen hat, können und müssen von ihm im Fluge ausgeführt werden. Fliegend nur zeigen sich die hierher zu zählenden Vögel befähigt; im Uebrigen wollen sie uns hilflos erscheinen. Ihr Gang ist höchstens ein Trippeln, gewöhnlich kaum mehr als ein Kriechen, oft nicht einmal dieses, weil dann von Gehen überhaupt nicht mehr gesprochen werden kann. Der Fittig ist das Werkzeug, welches das Leben dieser Geschöpfe ermöglicht; der Fuß kann es höchstens zeitweilig erleichtern.

Hinsichtlich anderer Begabungen der Sperrvögel ist wenig zu bemerken. Das Auge ist sehr einseitig auf Kosten der übrigen Sinne entwickelt; Gehör und Gefühl scheinen noch ziemlich ausgebildet, Geruch und Geschmack kaum mehr als angedeutet zu sein — freilich sind wir nicht fähig, hierüber mit Bestimmtheit zu urtheilen. Der Verstand ist mittelmäßig. Einige sind als kluge Geschöpfe zu bezeichnen; die Mehrzahl hingegen gehört zu den einfältigsten aller Vögel. Jene sind necklustig, diese streitsüchtig; die edelsten bekunden Erkenntniß verschiedenartiger Verhältnisse und entsprechendes Handeln; die tiefer stehenden bethätigen höchstens eine rohe List oder eine plumpe Neugier. Gesellig sind sie fast alle, nicht wenige auch während der Zeit ihrer Liebe; doch wird das Gegentheil ebenfalls beobachtet. Die Paare halten treu zu einander, und die Eltern sind ihren Kindern in hoher Liebe zugethan.

Mit dem Vorhandensein oder dem Fehlen der Singmuskeln steht im Zusammenhang, daß gewissen Sperrvögeln die Gabe des Gesanges zu Theil geworden, während die übrigen höchstens im Stande sind, schrille, spinnende oder klagende Laute hervorzubringen. Ich glaube nicht, daß auf diesen Unterschied so großes Gewicht gelegt werden darf, als es in der Neuzeit von einzelnen Forschern geschehen: die höhere oder niedere Begabung in dieser Hinsicht scheint mir vielmehr für Sperrvögel ziemlich bedeutungslos zu sein.

Hinsichtlich der Nahrung und der Ernährung ähneln sich alle Mitglieder unserer Ordnung. Sie leben von Kerbthieren der verschiedensten Art und nur ausnahmsweise nebenbei auch von kleinen Wirbelthieren oder mehr oder weniger ausschließlich von Beeren und anderen Früchten. Die Kerbthiere werden von ihnen im Fluge erjagt, und dabei eben kommt jede Fertigkeit des Fluges zur Anwendung, dabei der ungeheure Rachen zur Geltung. Diejenigen, welche bei Tage jagen, durchsuchen sehr verschiedene Luftschichten; sie schweben dicht über dem Boden dahin und erheben sich mit den Falken um die Wette; die Nachtvögel der Ordnung jagen mehr in der Tiefe, innerhalb eines

sehr beschränkten Raumes. Die Fluggewandtheit und der weite Rachen sind zu solcher Jagd unerläßlich: es gilt, den höchst verschiedenartigen Flug des Kerbthiers in jeder Hinsicht zu überbieten und es mit möglichster Sicherheit und ohne Zeitverlust in den Magen zu befördern. Letzteres geschieht ohne jeglichen Aufenthalt: das gefangene Kerbthier wird verschluckt, ohne vorher getödtet und zerlegt worden zu sein.

Der Bedarf an Nahrung steht im Verhältniß zu der bei Erbeutung derselben aufgewendeten Kraft. Alle Sperrvögel sind gefräßig, die schnellsten unter ihnen am gefräßigsten. Sie fressen, so lange sie jagen, sie jagen, so lange sie etwas Genießbares zu finden glauben. Demungeachtet werden nur wenige von ihnen fett; die große Menge scheint stets hungrig zu sein. Im Nothfalle können sie aber auch tage- oder wochenlang hungern.

Brutgeschäft und Vermehrung unserer Vögel sind sehr verschieden. Das Nest kann eine kaum merkliche Vertiefung im Boden oder ein Kunstbau eigenthümlicher Art sein; es kann im Innern einer vorgefundenen oder selbstgegrabenen Höhle erbaut oder in der Riefe eines breiten Blattes angeleimt werden. Die Anzahl der Eier, welche nach Gestalt und Zeichnung sehr verschieden sind, schwankt zwischen zwei und sechs. In der Regel scheint nur das Weibchen zu brüten; es wird dabei jedoch vom Männchen unterstützt, indem dieses ihm ab und zu Nahrung bringt. An der Aufzucht der Jungen betheiligen sich beide Eltern. In guten Jahren brüten manche Arten zweimal; die Mehrzahl aber erzeugt im Jahre nur eine einzige Brut.

Auch die Sperrvögel haben von Schmarotzern und Feinden zu leiden; die Anzahl der letzteren ist jedoch verhältnißmäßig gering. Gewandtheit und Schnelligkeit sind immer ausgezeichnete Schutzmittel kleiner und wehrloser Thiere; sie helfen auch den Sperrvögeln über so manche Gefahren hinweg. Viele von ihnen sind sich ihrer Sicherheit so bewußt, daß sie sich ein Vergnügen daraus machen, Raubthiere zu ärgern und andere bedrohte Geschöpfe vor ihnen zu warnen. Doch ist auch die schnellste Schwalbe dem gewandtesten Falken nicht schnell genug und blutet gar oft in seiner Klaue. Wiesel und Ratten thun den Sperrvögeln ebenfalls manches Leid an, und Schmarotzer plagen einige oft entsetzlich. Der Mensch gesellt sich nur ausnahmsweise zu den Feinden unserer Vögel. Die bekanntesten Arten haben sich durch ihr liebenswürdiges, zuthunliches Wesen seine Freundschaft erkauft und sich eine gewisse Hochachtung erworben, welche sie als unantastbar erscheinen läßt. Das Volk sieht in ihnen heilige Vögel, und das Volk hat Recht. Heilig sind und sollen uns sein alle Geschöpfe, welche uns nur Nutzen bringen, niemals Schaden zufügen können.

Als die edelsten Sperrvögel betrachten wir die Schwalben (Hirundines). Sie sind klein, zierlich gestaltet, breitbrüstig, kurzhälsig und plattköpfig. Der Schnabel ist kurz, platt, an der Wurzel viel breiter, als an der Spitze, daher fast dreieckig, mit der Spitze des Oberschnabels etwas übergekrümmt; die Rachenöffnung ist bis gegen die Augen hin gespalten. Der Fuß ist kurz und schwach; die Zehen, von denen drei nach vorn sich richten, sind ebenfalls schwach und zart, ihre Nägel dünn. Der Flügel ist lang, schmal und zugespitzt; sein Hand- und Armtheil tragen je neun Schwungfedern, unter denen die erste alle übrigen überragt, nicht aber gänzlich fehlt, wie einzelne Forscher behauptet haben. Der Schwanz besteht aus zwölf Federn, deren äußerste die längsten sind und die mittleren oft sehr beträchtlich überragen. Das Gefieder besteht zumeist aus kurzen Federn, welche sich wenig abnutzen und immer glatt anliegen; die oft metallischglänzenden Farben pflegen große Felder zu bilden. Beide Geschlechter sind hinsichtlich der Färbung wenig verschieden; die Jungen hingegen tragen kurze Zeit ein von dem ihrer Eltern abweichendes Kleid.

Der innere Bau des Schwalbenleibes stimmt im Allgemeinen mit dem Bau der Sänger überein. Eigenthümlich aber sind allen Schwalben der sehr kurze Oberarm, welcher nur die Länge des Mittelhandknochens hat, und die am Seitenrande merklich eingezogenen Gaumenbeine. Blos die Hirnschale

ist luftführend, kein Theil des Knochengerüstes weiter. Ein Kropf fehlt; die Magenwände sind schwachmuskelig. Die hornige, breite, flache Zunge ist scharfrandig, vorn gespalten, am hinteren Rande fein gezähnelt.

Die Schwalben verbreiten sich über alle Erdtheile und über alle Höhen- und Breitengürtel, obschon sie jenseits des Polarkreises nur vereinzelt und kaum als Brutvögel leben. Viele von ihnen nehmen im Hause des Menschen Herberge, andere siedeln sich an Felsen- oder in steilen Erdwänden an, einige erwählen sich Bäume zur Anlage ihres Nestes. Sämmtliche Arten, welche in Ländern brüten, wo ein wirklicher Winter auftritt, sind Zugvögel, diejenigen aber, welche in wärmeren Gegenden hausen, streichen höchstens innerhalb gewisser Grenzen hin und her. Wiederholt ist behauptet und selbst von tüchtigen Naturforschern für möglich erachtet worden, daß einzelne Schwalben den Winter in kalten Gegenden, und zwar, im Schlamm eingebettet als Winterschläfer verbringen: solchen Angaben fehlt jedoch jede Glaubwürdigkeit; sie können höchstens auf Täuschung beruhen. Unsere deutschen Schwalben ziehen in zur Zeit noch undurchforschte Länder Mittelafrikas: ich habe sie während meines fünfjährigen Aufenthaltes in diesem Erdtheile mit größter Regelmäßigkeit nach Süden und wieder nach Norden zurück wandern sehen. Daß bei plötzlich eintretender Kälte im Frühjahre oder im Herbst einzelne Schwalben in Löchern Zuflucht suchen, hier in gewissem Grade erstarren und, Dank ihrer Lebenszähigkeit, wieder aufleben mögen, wenn sie in die Wärme gebracht werden, will ich nicht gänzlich in Abrede stellen; von einem Winterschlafe aber ist bestimmt nicht zu reden, aller „glaubwürdigen Zeugen" von Aristoteles her bis auf gewisse Beobachter unserer Tage ungeachtet.

Man nennt mit Recht die Schwalben edle Thiere. Sie sind leiblich und geistig wohl befähigt. Hinsichtlich ihrer Bewegungen gilt das eben Gesagte im vollen Umfange. Der Flug ist die eigentliche Bewegung der Schwalbe; ihr Gang auf dem Boden ist höchst ungeschickt, jedoch immerhin weit besser noch als das unbeschreiblich täppische Kriechen anderer Mitglieder der Ordnung. Um auszuruhen, bäumen die Schwalben gern; sie wählen sich dazu schwache, wenig belaubte Aeste und Zweige, welche ihnen ein unbehindertes Zu- und Abfliegen gestatten. Die Stimme darf, in Betracht der Ausbildung, welche innerhalb der Ordnung überhaupt möglich ist, vorzüglich genannt werden. Alle eigentlichen Schwalben zählen zu den Singvögeln; sie besitzen Singmuskeln und wissen sie wohl zu gebrauchen. Der Gesang ist ein liebenswürdiges Geschwätz, welches Jedermann erfreut und zumal den Landbewohner so anmuthet, daß er sich das Lied der in seinem Hause nistenden Art in seine Sprache übersetzt hat. Und nicht blos der Bauer, sondern auch der Dichter hat sich vom Schwalbenliede begeistern lassen; wir danken diesem eines der lieblichsten Gedichte, welches unser Schriftthum aufzuweisen hat. Wie Landmann und Dichter fühlen, so denken und empfinden alle übrigen Menschen, welche das Lied der Schwalbe und sie selbst kennen lernten. Denn nicht der Klang aus dem Schwalbenmunde allein, auch das Wesen und Betragen des Vogels hat ihm die Zuneigung des Menschen erworben. Die Schwalben sind nicht blos heiter, gesellig, verträglich, sondern auch klug und verständig, nicht blos dreist, sondern auch muthig. Sie beobachten ihre Umgebung genau, lernen ihre Freunde und ihre Feinde kennen und vertrauen nur Dem, welcher Vertrauen verdient. Schlechte Eigenschaften nach menschlichen Begriffen bekunden sie nie; ihr Treiben und Beginnen gefällt uns vielmehr: es heimelt uns an.

Alle Schwalben sind Kerbthierjäger. Sie verfolgen und fangen hauptsächlich Zwei-, Ader- und Netzflügler, also vorzugsweise Fliegen und Schnaken, aber auch kleine Käfer und dergleichen. Ihre Jagd geschieht nur im Fluge; sitzende Thiere abzulesen, sind sie nicht im Stande. Die gefangene Beute verschlingen sie, ohne sie zu zerkleinern. Fliegend trinken sie, fliegend baden sie sich auch, indem sie, hart über der Oberfläche des Wassers dahinschwebend, plötzlich sich herabsenken und entweder ihren Schnabel oder einen Theil des Leibes einsenken und dann die eingenetzten Federn durch zuckende Bewegungen wieder trocken schütteln.

Hinsichtlich der Fortpflanzung unterscheiden sich die verschiedenen Arten der Familie. Die meisten fertigen sich ein kunstvolles Nest, dessen äußere Wandung Lehmklümpchen sind, welche mit dem klebrigen Speichel zusammengekleistert wurden; andere graben sich mühvoll Löcher in das harte Erdreich steil abfallender Wände, erweitern diese in der Tiefe backofenförmig und legen hier das eigentliche Nest an, welches der Hauptsache nach aus zusammengetragenen und wirr übereinander geschichteten Federn besteht. Ein Nest wird, wenn es so lange aushält, jahrelang benutzt. Das Gelege enthält vier bis sechs Eier, welche vom Weibchen allein bebrütet werden. Die meisten Arten dürften mehr als einmal brüten, wie die bei uns lebenden es thun.

Dank ihrer Gewandtheit im Fluge und ihrer großen Vorsicht entgehen die Schwalben vielen Feinden, welche das Kleingeflügel im Allgemeinen bedrohen. Doch gibt es in allen Erdtheilen Falkenarten, welche auch die schnellsten Schwalben zu fangen wissen, und außerdem stellen Katzen, Marder, Wiesel, Ratten und Mäuse der Brut und den noch ungeschickten Jungen nach. Der Mensch befehdet die nützlichen und in den meisten Ländern geheiligten Vögel nur dann, wenn Roheit und Gemeinheit Erkenntniß oder edle Gesinnung überwiegt. Leider gibt es nicht blos in Spanien und Italien, sondern auch in Deutschland Bubenjäger, denen wohl Götzenbilder, nicht aber Schwalben heilig sind.

Für die Gefangenschaft eignen die Schwalben sich nicht. Einzelne können dahin gebracht werden, Ersatzfutter in einer ihnen unnatürlichen Weise zu sich zu nehmen und dadurch ihr Leben zu fristen; sie aber sind als seltene Ausnahmen anzusehen. Die Schwalbe verlangt, um zu leben, vor allem die unbeschränkteste Freiheit.

Unsere Rauch-, Land- oder Bauernschwalbe vertritt in Mitteleuropa die Sippe der Edelschwalben (Cecropis). Sie kennzeichnen ein sehr gestreckter, aber muskelkräftiger Leib, ein kurzer Hals, ein breiter und flacher Kopf mit breitem, kaum merklich gekrümmten Schnabel, lange Flügel, welche jedoch in der Ruhe von dem tief gegabelten Schwanze weit überragt werden, ziemlich lange Füße mit vollkommen getrennten Zehen und ein lockeres, auf der Oberseite prächtig metallisch glänzendes Gefieder.

Die Rauchschwalbe (Cecropis rustica) ist etwa 7 Zoll lang und 12 Zoll breit; der Fittig mißt $4\frac{1}{2}$ Zoll, der Schwanz $3\frac{1}{4}$ Zoll. Die Oberseite ist blauschwarz, metallisch glänzend; Stirn und Kehle sind hochkastanienbraun, ein breiter Gürtel auf dem Kropfe ist schwarz, der übrige Unterkörper licht rostgelb; die fünf äußersten Steuerfedern zeigen rundliche, weiße Flecken auf der Innenfahne. Beim Weibchen sind alle Farben blässer als beim Männchen, bei jungen Vögeln sehr matt.

So lange man die Schwalben unseres Vaterlandes allein in Betracht zieht, wird man die Rauchschwalbe kaum mit einer andern verwechseln können; schwieriger aber hält es, sie von ihren nächsten Verwandten zu unterscheiden. Ihr eigentlicher Wohnkreis ist nicht eben groß. Sie findet sich als Brutvogel in ganz Europa, mit Ausnahme des höchsten Nordens, und ebenso in Nordasien, wird aber schon in Nordafrika ersetzt durch die ihr sehr ähnliche Rostschwalbe (Cecropis cahirica oder Cecropis Boissoneauti), welche namentlich in Egypten sehr häufig ist und nicht wandert, wie die Rauchschwalbe, von dieser vielmehr überflogen wird, wenn sie der Reisedrang von uns wegtreibt oder zu uns zurückführt. Auch die Hausschwalbe Nordamerikas (Cecropis americana), oder deren südliche Vertreterin, die Rothschwalbe (Cecropis rufa), stehen ihr nahe, und selbst die Schwalbe der Inseln des stillen Meeres (Cecropis neoxena) hat mit ihr, abgesehen von der geringen Größe, viel Aehnlichkeit.

Eine ausführlichere Schilderung unserer Rauchschwalbe lehrt uns ihr und ihrer Verwandten Leben genügend kennen; denn im Wesentlichen gleichen sich alle Edelschwalben der Erde. Sie sind es, welche

seit altersgrauer Zeit freiwillig dem Menschen sich anschlossen und sein Haus zu dem ihrigen machten; sie sind es, welche, falls der Mensch ihnen es gestattet, sich im Palast, wie in der Hütte ansiedeln und nur da, wo alle geeigneten Wohnungen fehlen, mit passenden Gesimsen steiler Felsenwände sich behelfen. Ihre Anhänglichkeit an den Menschen hat ihnen dessen Liebe erworben, ihr Kommen und Gehen im Norden der Erde sie von Alters her als Boten und Verkündiger guter und böser Tage erscheinen lassen und einer besonderen Theilnahme werth gemacht. Mehr als anderer Vögel Leben hat man das ihrige erforscht, nicht blos bei uns zu Lande allein, sondern auch in fremden Ländern, und so ist uns die große Uebereinstimmung des Wesens und Treibens aller Edelschwalben wohl bekannt geworden.

Die Rauchschwalbe trifft durchschnittlich zwischen dem ersten und funfzehnten April, ausnahmsweise früher, selten später bei uns ein und verweilt in ihrer Heimat bis Ende Septembers oder Anfang Oktobers, Nachzügler selbstverständlich abgerechnet. Während der Zugzeit sieht man sie nördlich vom funfzehnten Grade der Breite allerorten; ihre Wanderung endet aber erst südlich der angegebenen Grenze. Nach meinen Beobachtungen wandert sie in Afrika über den elften Grad der nördlichen Breite hinab; nach Jerdon ist sie in allen Tiefländern Indiens und auf Ceylon Wintergast. Sie überfliegt gelegentlich ihrer Wanderung Länderstrecken, welche jahraus, jahrein verwandte Schwal-



Die Rauchschwalbe (Cecropis rustica).

ben beherbergen und diesen also alle Erfordernisse zum Leben bieten müssen, ohne hier auch nur zu rasten. So sah ich sie bereits am 13. September im südlichen Nubien erscheinen, so beobachtete ich sie auf ihrem Rückzuge nur wenige Tage früher, als sie bei uns einzutreffen pflegt, in Charthum, am Zusammenflusse des weißen und blauen Stromes zwischen dem 15. und 16. Grade der nördlichen Breite. Höchst selten kommt es vor, daß im Innern Afrikas noch im Hochsommer eine Rauchschwalbe gesehen wird, und eben so selten begegnet man einer im Winter in Egypten oder sonstwo im Norden des Erdtheils. Wie weit sie ihre Winterreisen ausdehnt, ist zur Zeit noch nicht mit Bestimmtheit zu sagen; unmöglich ist es nicht, daß die Wanderung sie bis in den gemäßigten Gürtel Südafrikas führt, daß sie die Gebiete von etwa einem Dutzend Schwalbenarten durchwandert, ehe sie die Stätte erreicht, welche ihr zur Herberge geeignet dünkt.

Sehr bald nach ihrer Ankunft in der Heimat findet sich die Schwalbe bei ihrem alten Neste ein, oder ein neuverbundenes Paar schreitet zur Erbauung eines solchen. Damit beginnt das Sommerleben der Schwalbe mit all seinen Freuden und Sorgen. Es ist nicht eben ein Beweis von dichterischer Auffassung dieses Lebens, daß der thränenreiche Herlossohn in dem bekannten, d. h. genugsam abgeleierten Liede den Schwalben in der Ferne die Heimat anweist; denn keine Schwalbe

zieht „heimwärts“, wenn sie uns verläßt, sondern nothgedrungen in eine freudlose Fremde hinaus; keine Schwalbe singt und jubelt, keine liebt und brütet draußen.

Die Rauchschwalbe ist ein Thier edler Art; ihre leiblichen und geistigen Begabungen stellen sie hoch in Jedermanns Augen. Sie ist, wie Naumann trefflich schildert, ein außerordentlich flinker, kühner, munterer, netter Vogel, welcher immer schmuck aussieht, und dessen fröhliche Stimmung nur sehr schlechtes Wetter und demzufolge eintretender Nahrungsmangel unterbrechen kann. „Obgleich von einem zärtlichen oder weichlichen Naturell, zeigt sie doch in mancher ihrer Handlungen viel Kraftfülle: ihr Flug und ihr Betragen während desselben, die Neckereien mit Ihresgleichen, der Nachdruck, mit welchem sie Raubvögel und Raubthiere verfolgt, beweisen Dies. Sie fliegt am schnellsten, abwechselndsten und gewandtesten unter unseren Schwalben; sie schwimmt und schwebt, immer rasch dabei fortschießend oder fliegt flatternd, schwenkt sich blitzschnell seit-, auf- oder abwärts, senkt sich in einem kurzen Bogen fast bis zur Erde oder bis auf den Wasserspiegel herab, oder schwingt sich ebenso zu einer bedeutenden Höhe hinauf, und alles Dieses mit einer Fertigkeit, welche in Erstaunen setzt; ja, sie kann sich sogar im Fluge überschlagen. . . . Mit großer Geschicklichkeit fliegt sie durch enge Oeffnungen, ohne anzustoßen; auch versteht sie die Kunst, sich fliegend zu baden, weshalb sie dicht über dem Wasserspiegel dahinschießt, sich schnell eintaucht, so einen Augenblick im Wasser verweilt und nun, sich schüttelnd, weiter fliegt. Ein solches Eintauchen, welches den Flug kaum einige Augenblicke unterbricht, wiederholt sie oft mehrere Male hinter einander, und das Bad ist gemacht.“ Zum Ausruhen wählt sie sich hervorragende Oertlichkeiten, welche ihr ein bequemes Zu- und Abstreichen gestatten; hier sonnt sie sich, hier ordnet sie ihr Gefieder, hier singt sie. „Ihr Aussehn ist dann immer schlank und munter, fast listig; der Rumpf wird dabei in wagrechter Stellung getragen. Nicht selten dreht sie die Brust hin und her und schlägt in fröhlicher Laune zwitschernd und singend die Flügel auf und nieder oder streckt und dehnt die Glieder.“ Auf den flachen Boden setzt sie sich ungern, meist nur, um von ihm Baustoffe fürs Nest aufzunehmen, oder während ihrer ersten Jugendzeit; ihre Füßchen sind zum Sitzen auf dem Boden nicht geeignet und noch weniger zum Gehen; sie sieht, wenn sie das Eine oder Andere thut, „krank und unbehilflich aus und scheint gar nicht derselbe flüchtige Vogel zu sein, als welchen sie sich uns in ihrem kühnen, rastlosen Fluge zeigt“.

Ein zartes „Witt“, welches nicht selten in „Wide witt“ verlängert wird, drückt behagliche Stimmung der Schwalbe aus oder wird als Lockton gebraucht; der Warnungs- und Kampfruf ist ein helles, lautes „Biwist“; die Anzeige drohender Gefahr geschieht durch die Silben „Dewihlik“; bei Todesangst vernimmt man ein zitternd ausgestoßenes „Zetsch“. Der Gesang, welchen das Männchen sehr fleißig hören läßt, zeichnet sich weder durch Wohlklang der einzelnen Töne, noch durch Abwechslung aus, hat aber dennoch etwas ungemein Gemüthliches und Ansprechendes, wozu Jahres- und Tageszeit und andere Verhältnisse das Ihrige beitragen. „Kaum kündet ein grauer Streifen im Osten den kommenden Tag an“, malt uns Naumann, „so hört man schon die ersten Vorspiele des Gesanges der von der Nachtruhe eben erwachten Rauchschwalbenmännchen. Alles Geflügel des Hofes ist noch schlaftrunken, keines läßt einen Laut hören, überall herrscht noch tiefe Stille, und die Gegenstände sind noch mit nebligem Grau umschleiert: da stimmt hier und da ein Schwalbenmännchen sein „Wirb, werb“ an, jetzt noch stammelnd, durch viele Pausen unterbrochen, bis erst nach und nach ein zusammenhängendes Liedchen entsteht, welches der auf derselben Stelle sitzen bleibende Sänger mehrmals wiederholt, bis er sich endlich aufschwingt und nun fröhlich singend das Gehöft durchfliegt. Ehe es dahin kommt, ist ein Viertelstündchen vergangen, und nun erwachen auch die anderen Schläfer: der Hausröthling girlt sein Morgenliedchen vom Dache herab, die Spatzen lassen sich hören, die Tauben rucksen, und bald ist alles Geflügel zu neuem Leben erwacht. . . . Wer sich öfters eines schönen Sommermorgens im ländlichen Gehöft erfreute, wird beistimmen müssen, daß diese Schwalbe mit ihrem, obschon schlichten, doch fröhlichen, aufmunternden Gesange viel zu den Annehmlichkeiten eines solchen beiträgt.“ Der Gesang selbst fängt mit „Wirb, werb, widewitt“ an, geht in ein längeres Gezwitscher über und endet mit „Wid, weid woidä zerr“. Das Volk hat ihn sich in Worte übersetzt und unserer edelsten Dichter

einer hat des Volkes Stammeln im lieblichsten Gedichte verherrlicht: — wer kennt es nicht, das Schwalbenlied unseres Rückert:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar ꝛc."

dessen eine Strophe:

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War Kiste und Kaste schwer,
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War Alles leer."

die eigentlich volksthümliche, die vom Volke selbst gedichtete ist.

Unter den Sinnen der Schwalbe steht das Gesicht oben an. Sie sieht eines der kleinen Kerbthiere, wenn es fliegt, schon in bedeutender Entfernung und jagt nur mit Hilfe des Auges. Auch das Gehör ist wohl entwickelt, und das Gefühl, soweit es sich als Empfindungsvermögen kund gibt, gewiß nicht in Abrede zu stellen. Ueber Geruch und Geschmack haben wir kein Urtheil. Die geistigen Fähigkeiten des lieblichen Vogels werden vielleicht oft überschätzt; Verstand und Ueberlegung, eine wohlabgewogene Würdigung der Umstände und Verhältnisse, scharfe Unterscheidung von Gut und Böse, von Freund und Feind, ein liebenswürdiger Uebermuth gefährlichen Geschöpfen gegenüber, und ein friedfertiges Zusammengehen mit solchen, welche erfahrungsmäßig ungefährlich sind, der Eifer, anderen harmlosen Thieren irgendwie behilflich, dienstbar zu sein, sei es durch wohlbegründete Warnung oder durch keckes Untersuchen einer Gefahr, und andere Beweise des Geistes und Züge des Wesens, welche die Schwalbe bekundet, lassen Dies sehr erklärlich scheinen. Auch der nüchtern Prüfende muß sie als ein in geistiger, wie in leiblicher Hinsicht wohlbegabtes Geschöpf anerkennen.

Kleine Kerbthiere mancherlei Art, vorzugsweise Zwei- und Netzflügler, Schmetterlinge und Käfer bilden auch die Nahrung dieser Schwalbe; Kerbthiere mit Giftstacheln frißt sie nicht. Sie jagt nur im Fluge und zeigt sich unfähig, sitzende Beute aufzunehmen. Deshalb geräth sie bei länger anhaltendem Regenwetter, welches die Kerfe in ihre Schlupfwinkel bannt, oft in große Noth und müht sich ängstlich, die festsitzenden durch nahes Vorüberfliegen aufzuscheuchen und zum Fliegen zu bringen. Je nach Witterung und Tageszeit jagt sie in höheren oder tieferen Schichten der Luft und ist deshalb dem Volke zum Wetterpropheten geworden. Gute Witterung deckt ihren Tisch reichlich und erhöht ihren frischen Muth, schlechtes Wetter läßt sie darben und macht sie still und traurig. Sie bedarf, ihrer großen Regsamkeit halber, unverhältnißmäßig viel an Nahrung und frißt, so lange sie fliegend sich bewegt. Das Verzehrte verdaut sie rasch; die unverdaulichen Ueberreste der Mahlzeit, Flügeldecken, Schilder und Beine der Kerfe, werden, zu Gewöllen geformt, wieder ausgespieen.

Durch Anlage und Bau des Nestes unterscheidet sich die Rauchschwalbe von ihren deutschen Verwandten. Falls es irgend möglich, baut sie das Nest in das Innere eines Gebäudes, so, daß es von oben her durch eine weit überragende Decke geschützt wird. Ein Tragbalken an der Decke des Kuhstalls oder der Flur des Bauernhauses, ein Dachboden, den die besenführende Magd meidet, oder irgend eine andere Räumlichkeit, welche eher den Farbensinn eines Malers, als das Reinlichkeitsgefühl der Hausfrau befriedigt, mit kurzen Worten, alternde, verfallende, mehr oder minder schmuzige, vor Zug und Wetter geschützte Räume — sie sind die Nistplätze, welche die Schwalbe besonders liebt. Hier kann es vorkommen, daß förmliche Siedelungen entstehen. Das Nest selbst wird an dem Balken oder an der Wand festgeklebt, an rauhen und bezüglich unten durch vorspringende Latten, Pflöcke und dergleichen verbesserten Stellen am liebsten. Es ähnelt etwa dem Viertheil einer Hohlkugel; seine Wände verdicken sich an der Befestigungsstelle; der im Ganzen wagrecht stehende Rand zieht sich hier meist auch etwas höher hinauf. Die Breite beträgt ungefähr 8 Zoll, die Tiefe 4 Zoll. Der Stoff ist schlammige oder mindestens fettige Erde, welche von den Schwalben klümpchenweis aufgeklaubt, mit

Speichel überzogen und vorsichtig angeklebt wird. Feine Halme und Haare, welche zwischen die Nestwände eingelegt werden, dienen ihnen zu anderweitigem Verbande, das eigentliche Bindemittel aber ist der Speichel. Bei schöner Witterung vollendet ein Schwalbenpaar das Aufmauern der Nestwandungen innerhalb acht Tagen. Hierauf wird der innere Raum mit zarten Hälmchen, Haaren, Federn und ähnlichen weichen Stoffen ausgekleidet, und die Kinderwiege ist vollendet.

Ein an geschützten Orten stehendes Schwalbennest dient lange, lange Jahre, vielleicht nicht seinen Erbauern allein, sondern auch nachfolgenden Geschlechtern. Etwaige Schäden werden vor Beginn der Brut geschickt ausgebessert; die innere Ausfüllung wird regelmäßig erneuert, im Uebrigen jedoch Nichts an dem Baue verändert, so lange er besteht.

Im Mai legt das Weibchen die vier bis sechs zartschaligen, auf reinweißem Grunde mit aschgrauen und rothbraunen Punkten gezeichneten Eier ins Nest, bebrütet sie, ohne Hilfe seines Männchens, und hat die Freude, nach zwölf Tagen Junge zu erzielen. Nicht so ist es, wenn das Wetter während der Brutzeit ungünstig ist. Bei gutem Wetter bringt das Männchen der brütenden Gattin oft Futter zu; bei schlechter, zumal naßkalter Witterung muß diese die Eier stundenlang verlassen, um sich die ihr nöthige Nahrung zu erbeuten. Dann kann es geschehen, daß die Eilein erst nach siebenzehn Tagen gezeitigt sind. Die anfangs sehr häßlichen, breitmäuligen Jungen werden von beiden Eltern fleißig geäzt, wachsen unter günstigen Umständen rasch heran, schauen bald über den Rand des Nestes heraus und können, wenn Alles gut geht, bereits in der dritten Woche ihres Lebens außerhalb des Eies den Eltern ins Freie folgen. Sie werden nun noch einige Zeit lang draußen gefüttert, anfangs allabendlich ins Nest zurückgeführt, später im Freien hübsch zur Ruhe gebracht und endlich selbständig gemacht, d. h. ihrem Schicksale überlassen. Sodann schreiten die Alten zur zweiten Brut, meist in den ersten Tagen des August. Die Eierzahl des zweiten Geleges ist stets geringer als die der ersten Brut.

In manchen Jahren verspätet sich diese zweite Brut so sehr, daß Alte und Junge gefährdet sind; in nördlichen Ländern müssen die letzteren zuweilen wirklich verlassen werden. Unter günstigeren Umständen sind auch die letzten Jungen längst flügg geworden, wenn der eintretende Herbst zur Winterreise mahnt. Dann sammeln sie sich im Geleit ihrer Eltern mit andern Familien derselben Art, mit Bachstelzen und Staaren im Röhricht der Teiche und Seen, hier Ruhe haltend, bis die eine Nacht herankommt, welche die lieben Gäste uns entführt. Eines Abends, bald nach Sonnenuntergang, erhebt sich das zahllose Schwalbenheer, welches man in den Nachmittagsstunden vorher vielleicht auf dem hohen Kirchendache versammelt sah, auf ein von mehreren Alten gegebenes Zeichen, verschwindet wenig Minuten später dem Auge und zieht nun rastlos dahin, den heißen Gleicherländern zu.

Ungeachtet ihrer Gewandtheit und trotz ihrer Anhänglichkeit an den Menschen droht der Schwalbe mancherlei Gefahr. Bei uns zu Lande ist der Baumfalk der gefährlichste von allen natürlichen Feinden, denn er jagt mit Erfolg nach Edelschwalben, und nicht blos nach täppischen Jungen, sondern auch nach den fluggewandten Alten; in Südasien und Mittelafrika übernehmen andere seines Geschlechts seine Rolle. Die jungen Schwalben sind durch alle Raubthiere, welche im Innern des Hauses ihr Wesen treiben, und mehr noch durch Ratten und Mäuse gefährdet. Zu diesen Feinden gesellt sich hier und da der Mensch. So allgemein geachtet die Schwalbe auch ist, die rohe Mordlust gewisser Vogelfänger setzt sich über Alles hinweg. In der Umgegend von Halle, und in der Nähe Wiens werden alljährlich Hunderttausende von Schwalben durch Bubenjäger vertilgt, ganz so, wie in Italien oder Spanien, obgleich ein Sprichwort der Spanier sagt, daß Derjenige, welcher eine Schwalbe umbringe, seine Mutter tödte.

Im Käfig sieht man die Edelschwalbe selten. Es ist nicht unmöglich, sie Jahre lang als Gefangene zu halten; sie verlangt aber die größte Sorgfalt hinsichtlich ihrer Pflege und belohnt diese eigentlich doch nur in geringem Maße. Ich erinnere mich, zwei Weißlinge unserer Rauchschwalbe im Zimmer eines Arztes gesehen zu haben und weiß von anderen Vögeln dieser Art, welche bei Nachtigall=

futter einige Jahre lang erhalten wurden, scheinbar sich auch wohlbefanden und sangen: Dies aber ist Alles, was ich hierüber zu sagen vermag.

Von den übrigen Edelschwalben der Erde mögen noch zwei Arten hier Erwähnung finden: die eine wegen ihrer bedeutenden Größe, die zweite wegen ihrer auffallenden Schwanzbildung, welche einigen Forschern so wichtig erschienen ist, daß sie gedachte Schwalbe zum Vertreter einer eigenen Sippe erhoben haben.

Die ersterwähnte Art wurde zuerst am Senegal gefunden und deshalb Senegalschwalbe (Cecropis senegalensis) genannt; sie verbreitet sich aber über ganz Mittelafrika, von der Westküste an bis zum Gestade des rothen oder indischen Meeres. Wo sie vorkommt, ist sie häufig; ich sah sie oft in Kordofahn, Heuglin fand sie zahlreich am Tana-See und anderswo in Abissinien. Sie lebt nicht eigentlich als Hausschwalbe, sondern mehr in den spärlich bewachsenen Steppen; möglicher Weise nistet sie in den hohlen Adansonienstämmen. In ihrem Wesen und Betragen stimmt sie so genau mit der Rauchschwalbe überein, daß wir von ihrer Lebensbeschreibung absehen können.


Die Fadenschwalbe (Cecropis—Uromitus—filifera).

Die Senegalschwalbe ist 8 Zoll lang und 15 Zoll breit; der Fittig mißt $5\frac{1}{2}$ Zoll, der Schwanz $4\frac{1}{3}$ Zoll. Das Gefieder ist glänzend blauschwarz auf der Oberseite, mit Ausnahme des Bürzels und eines Halsringes, welche licht röthlichbraun sind. Diese Färbung ist vorherrschend auf der ganzen Unterseite; nur die Kehle und die Oberbrust sind etwas lichter.

Nah verwandte Arten, möglicher Weise nur Abarten dieser Riesenform der Schwalben leben am Kap und in Angola.

Die Fadenschwalbe (Cecropis — Uromitus — filifera) zeichnet sich in demselben Grade, wie die Senegalschwalbe durch die Größe, durch ihre Zierlichkeit aus. Bezeichnend für sie ist, daß die beiden äußersten Federn des sonst seicht gegabelten Schwanzes ungewöhnlich verlängert und zugleich verschmälert sind, so daß sie fadenförmig erscheinen. Das Gefieder glänzt auf der Oberseite im prachtvollen Stahlblau; der Scheitel ist rostroth, die Wangengegend schwarz; die ganze Unterseite ist gleichmäßig weiß; die Schwanzfedern zeigen weiße Flecken, wie bei andern Schwalben. Die Länge beträgt 5 Zoll, einschließlich der langen Schwanzfedern aber 8 Zoll und mehr, die Breite 11 Zoll. Beim Weibchen sind die Fadenfedern weniger ausgebildet.

Ost-Afrika und Indien sind die Heimatsländer dieser schönen Schwalbe. Ich habe sie von Mittelnubien an nach Süden hin beobachtet, jedoch immer nur einzeln, paarweise oder höchstens in kleinen Trupps. So ist es auch in Indien und Kaschmir.

Hinsichtlich ihres Betragens habe ich nichts Absonderliches bemerken können: sie gleicht unserer Rauchschwalbe an Schnelle, Gewandtheit und Anmuth der Bewegungen und ebenso rücksichtlich des

Wesens, der Stimme ꝛc. Ihr Nest habe ich nicht gefunden; nach Jerdon's Angabe steht es in alten Gebäuden oder in verfallenem Gemäuer, in Felsennischen und an ähnlichen Orten, gewöhnlich einzeln und ist klein, oben offen. Das Gelege soll aus zwei oder drei Eiern bestehen, welche auf weißem Grunde spärlich mit rothen Flecken gezeichnet sind.

In Nordostafrika schenkt man der Fadenschwalbe keine Beachtung; die Indier dagegen kennen sie wohl und haben ihr deshalb auch einen besonderen Namen beigelegt. Sie vergleichen ihre langen Fadenfedern mit den Reisern oder Halmen, welche man zu Leimruthen benutzt, und nennen sie deshalb geradezu „Leischra", wie jene Rüthchen selbst.

Ein seicht gegabelter Schwanz und verhältnißmäßig starke Füße, deren äußere und mittlere Zehen bis zum ersten Gelenke mit einander verbunden und wie die Läufe gefiedert sind, gelten als die wesentlichen Kennzeichen einer zweiten Schwalbensippe, welcher die bei uns überall häufig vorkommende Mehl-, Haus-, Fenster-, Giebel- oder Dachschwalbe (Chelidon urbica) angehört. Ihre Länge beträgt 5½ Zoll, ihre Breite 10¾ Zoll; der Fittig mißt 4 Zoll, der Schwanz 2½ Zoll. Das Gefieder ist sehr einfarbig, auf der ganzen Oberseite, mit Ausnahme des Bürzels, blauschwarz, auf der Unterseite und auf dem Bürzel weiß. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß, soweit er nicht befiedert ist, fleischfarben. Die Geschlechter unterscheiden sich nicht durch die Färbung; bei den Jungen ist das Schwarz der Oberseite matter und das Weiß an der Kehle unreiner, als bei den Alten.

Die Mehlschwalbe theilt mit der Rauchschwalbe so ziemlich dasselbe Vaterland; sie geht aber weiter nach Norden hinauf, als letztere. In Deutschland scheint sie die Städte zu bevorzugen: sie ist es, deren Nistansiedelungen man hier an großen und alten Gebäuden sieht. Außer Europa bewohnt sie in gleicher Häufigkeit den größten Theil Sibiriens. Von ihrer Heimat aus wandert sie einerseits bis in das Innere Afrikas, andererseits bis nach Südasien, um hier den Winter zu verbringen. Sie trifft meist einige Tage später ein, als die Rauchschwalbe, verweilt dafür aber länger in Europa und namentlich in Südeuropa: wir sahen sie noch am 2. November die Alhambra umfliegen. Doch bemerkt man sie auf ihrer afrikanischen Reise regelmäßig in Gesellschaft ihrer Verwandten. Im Frühjahr kommt sie einzeln an; vor dem Herbstzuge versammelt sie sich zu großen Gesellschaften, welche zuweilen zu unschätzbaren Schwärmen anwachsen, sich auf den Dächern hoher Gebäude versammeln und dann, gewöhnlich gleich nach Sonnenuntergang, zur Reise aufbrechen. Gelegentlich dieser Wanderung ruhen sie sich wohl auch im Walde auf Bäumen aus.

In ihrem Wesen zeigt die Mehlschwalbe viel Aehnlichkeit mit der Rauchschwalbe; bei genauerer Beobachtung aber unterscheidet man sie doch sehr leicht von dieser. „Sie scheint", wie Naumann sagt, „ernster, bedächtiger und einfältiger zu sein als jene, ist weniger zutraulich, doch auch nicht scheu, fliegt weniger geschwind, jedoch schnell genug, aber mehr und öfter schwebend, meistens höher, als jene. Ihr Flug ist sanft, nicht so außerordentlich schnell und abwechselnd, doch aber auch mit sehr verschiedenartigen Wendungen und Schwenkungen, bald hoch, bald tief." Bei Regenwetter schwingt sich die Mehlschwalbe oft zu außerordentlichen Höhen empor und jagt wie die Seglerarten in jenen Luftschichten nach Nahrung. Sie ist geselliger als ihre Verwandten, hält sich jedoch nur mit andern ihrer Art zusammen. Mit der Rauchschwalbe lebt sie in Frieden, und bei allgemeiner Noth oder auf der Wanderung vereinigt sie sich mit dieser zu einem Fluge. Unter gewöhnlichen Umständen aber lebt jede Art abgesondert für sich, ohne gegen die andere eine besondere Zuneigung zu zeigen. Innerhalb des Verbandes wird der Frieden übrigens oft gestört. Zumal bei den Nestern gibt es viel Zank und Streit, und nicht blos mit andern nestbedürftigen Mehlschwalben, sondern auch mit dem Sperling, welcher gerade das Nest dieser Schwalbe sehr häufig in Besitz nimmt.

Die Stimme unterscheidet die Mehlschwalbe leicht von der Rauchschwalbe. Der Lockton klingt wie „Schär“ oder „Skrü“, der Ausdruck der Furcht ist ein zweisilbiges „Skier“, der Gesang, wie Naumann sagt, „ein langes, einfältiges Geleier sich immer wiederholender, durchaus nicht angenehmer Töne“. Er gehört unter die schlechtesten aller Vogelgesänge.

Hinsichtlich der Nahrung der Mehlschwalbe gilt ungefähr Dasselbe, was von der Rauchschwalbe gesagt wurde; jedoch kennen wir nur zum geringsten Theile die Kerbthiere, welchen sie nachstrebt. Namentlich die Arten, welche sie in den hohen Luftschichten und, wie es scheint, in reichlicher Menge erbeutet, sind uns vollkommen unbekannt. Die Verdauung der Schwalbe geht so rasch von statten, daß uns auch die Untersuchung des Magens einer getödteten Mehlschwalbe hierüber keinen Aufschluß gibt. Stechende Kerbthiere fängt die Mehlschwalbe nicht; der Giftstachel würde ihr tödtlich sein. „Einer sehr rüstigen, hungernden, flugbaren, jungen Schwalbe dieser Art“, erzählt Naumann, „hielt ich eine lebende Honigbiene vor, aber kaum hatte sie selbige in dem Schnabel, als sie auch schon in die Kehle gestochen war, die Biene von sich schleuderte, traurig ward und in weniger denn zwei Minuten schon ihren Geist aufgab.“

Bei uns zu Lande nistet die Mehlschwalbe fast ausschließlich an den Gebäuden der Städte und Dörfer; in weniger bewohnten Ländern siedelt sie sich massenhaft an Felswänden an, so nach eigenen Beobachtungen in Spanien und nach der Angabe von Schinz an geeigneten Felswänden der schweizer Alpen. Unter allen Umständen wählt sie sich eine Stelle, an welcher das Nest von oben her geschützt ist, so daß es vom Regen nicht getroffen werden kann, am liebsten also die Friese unter Gesimsen und Säulen, Fenster- und Thürnischen, Dachkränze, Wetterbretter und ähnliche Stellen. Zuweilen bezieht sie auch eine Höhlung in der Wand und mauert den Eingang bis auf ein Flugloch zu. Das Nest unterscheidet sich von dem der Rauchschwalbe dadurch, daß es stets bis auf ein Eingangsloch zugebaut wird, von oben also nicht offen ist. Die Gestalt einer Halbkugel ist vorherrschend; doch ändert das Nest nach Ort und Gelegenheit vielfach ab. Der Bau desselben wird eifrig ausgeführt, ist aber eine lange Arbeit; sie wird selten unter zwölf bis vierzehn Tagen vollendet. Nur ausnahmsweise sieht man ein einziges dieser Nester; gewöhnlich werden möglichst viele dicht neben und an einander gebaut. Das Pärchen benutzt das einmal fertige Nest nicht nur zu den zwei Bruten, welche es in einem Sommer macht, sondern auch in nachfolgenden Jahren. Es fegt dann den Unrath aus demselben und trägt neue Niststoffe ein. Schadhafte Stellen werden geschickt wieder ausgebessert, sogar Löcher im Boden wieder ausgeflickt. Das Gelege besteht aus vier bis sechs zartschaligen schneeweißen Eiern, welche nach zwölf bis dreizehn Tagen von dem allein brütenden Weibchen gezeitigt werden. Das Männchen versorgt seine Gattin bei gutem Wetter mit genügender Nahrung; bei schlechtem Wetter hingegen ist das Weibchen genöthigt, zeitweise die Eier zu verlassen, und dadurch verlängert sich dann die Brütezeit. Auch das Wachsthum der Jungen hängt wesentlich von der Witterung ab. In trockenen Sommern fällt es den Eltern nicht schwer, die nöthige Kerbthiermenge herbeizuschaffen, während in ungünstigen Jahren der Mangel und die Noth oft recht groß wird. Bei frühzeitig eintretendem kalten Herbstwetter geschieht es, daß die Eltern ihre Jungen verhungern lassen und ohne sie die Winterreise antreten müssen. Dies wird namentlich in Nordeuropa beobachtet. Malm fand Nester, in denen die halberwachsenen Jungen todt in derselben Ordnung lagen, welche sie, als sie noch lebten, eingehalten hatten. Unter günstigen Umständen verlassen die Jungen nach ungefähr sechszehn Tagen das Nest und üben nun unter Aufsicht der Alten ihre Glieder, bis sie kräftig und geschickt genug sind, selbst für ihre Unterhaltung zu sorgen. Anfangs kehren sie allabendlich noch nach dem Neste zurück, welches auch den Eltern bisher zur Nachtruhe diente. „Vater, Mutter und Kinder“, berichtet Naumann, „drängen sich darin zusammen, oft sieben bis acht Köpfe stark, und der Raum wird dann alle Abende so beengt, daß es lange währt, ehe sie in Ordnung kommen und man sich oft wundern muß, wie das Nest, ohne herab zu fallen oder zu bersten, die vielen Balgereien von ihnen aushält. Der Streit wird oft sehr ernstlich, wenn die Jungen, wie es in großen Siedelungen oft vorkommt, sich in ein fremdes Nest verirren, aus welchem sie von den brütenden

Alten und Jungen, die im rechtmäßigen Besitz ihres Eigenthums sich tapfer vertheidigen, immer hinausgebissen und hinabgeworfen werden."

Baumfalk und Merlin sind die schlimmsten Feinde der Mehlschwalbe. Die Nester werden von der Schleiereule und dem Schleierkauz, zuweilen auch wohl von Wieseln, Ratten und Mäusen geplündert. Mancherlei Schmarotzer plagen Alte und Junge; vor andern Gegnern schützt sie ihre Gewandtheit. Nur mit einem Vogel noch haben sie hartnäckige Kämpfe zu bestehen: mit dem Sperling nämlich, und diese Kämpfe arten oft in Mord und Todtschlag aus. „Gewöhnlich", sagt Naumann, „nimmt das Sperlingsmännchen, sobald die Schwalben das Nest fertig haben, Besitz davon, indem es ohne Umstände hineinkriecht und keck zum Eingangsloche herausguckt, während die Schwalben weiter Nichts gegen diesen Gewaltstreich thun können, als, im Verein mit mehreren ihrer Nachbarn, unter ängstlichem Geschrei um dasselbe umherzuflattern und nach dem Eindringling zu schnappen, jedoch ohne es zu wagen, ihn jemals wirklich zu packen. Unter solchen Umständen währt es doch öfters einige Tage, ehe sie es ganz aufgeben und den Sperling im ruhigen Besitze lassen, welcher es denn nun bald nach seiner Weise einrichtet, nämlich mit vielen weichen Stoffen warm ausfüttert, so daß alle Mal lange Fäden und Halme aus dem Eingangsloche hervorhängen und den vollständig vollzogenen Wechsel der Besitzer kund thun. Weil nun die Sperlinge so sehr gern in solchen Nestern wohnen, so hindert die Wegnahme derselben die Schwalben ungemein oft in ihren Brutgeschäften, und das Pärchen, welches das Unglück gar zwei Mal in einem Sommer trifft, wird dann ganz vom Brüten abgehalten. . . . . . Ich habe sogar einmal gesehen, wie sich ein altes Sperlingsmännchen in ein Nest drängte, worin schon junge Schwalben saßen, über diese herfiel, einer nach der andern den Kopf einbiß, sie zum Neste hinauswarf und nun Besitz von diesem nahm, wobei sich denn der Uebelthäter recht aufblähete und wie hiernach gewöhnlich sich bestrebte, seine That durch ein lang anhaltendes lautes Schilken kund zu thun. — Auch Feldsperlinge nisten sich, wenn sie es haben können, gern in Schwalbennester ein. . . . . Ein einfältiges Märchen ist es übrigens, daß die Schwalben den Sperling aus Rache einmauern sollen. Er möchte Dies wohl nicht abwarten. Ihr einziges Schutzmittel ist, den Eingang so enge zu machen, daß sie nur so eben sich noch durchpressen können, während Dies für den dickeren Sperling unmöglich ist und ihn in der That von solchen Nestern abhält, an welchen dieser Kunstgriff angewendet wurde."



Die Mehlschwalbe (Chelidon urbica).

Bei uns zu Lande ist auch die Mehlschwalbe geheiligt, obgleich sie weniger Nutzen schafft, als ihre Verwandten. In der Umgegend von Wien und Halle wird sie ebensowenig geschont, als andere ihrer Art, und in Italien und Spanien machen sich die Knaben ein Vergnügen daraus, Mehlschwalben an einer feinen Angel zu fangen, welche sie mit einer Feder geködert haben. Die Schwalbe sucht diese Federn für ihr Nest aufzunehmen, bleibt an der Angel hängen und wird dann von den schändlichen Buben in der abscheulichsten Weise gequält.

Die Berg- oder Uferschwalbe (Cotyle) kennzeichnet sich durch seicht gegabelten Schwanz und lockeres, unscheinbares Gefieder, mit welchem die eigenthümliche Lebensweise der Vögel selbstverständlich im Einklange steht. Europa und bezüglich Deutschland beherbergen zwei Arten, die Felsenschwalbe und die Uferschwalbe. Der einen oder der andern ähneln alle bis jetzt bekannten Arten der Sippe hinsichtlich ihrer Lebensweise im Wesentlichen durchaus.

Die Felsen-, Berg- oder Steinschwalbe (Cotyle rupestris) ist 5½ bis 5¾ Zoll lang und 12½ bis 13¼ Zoll breit; der Fittig mißt gegen 5 Zoll, der Schwanz 2 bis 4 Linien. Das Gefieder ist echt felsenfarbig. Alle oberen Theile des Leibes sind hellbraun, die Schwingen und Schwanzfedern schwärzlich, letztere bis auf die mittleren und äußersten mit eiförmigen, schönen gilblichweißen Flecken gezeichnet; die Kehle ist weißlich, die Brust und der Unterleib sind schmuzigröthlichgrau. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß röthlichhornfarben. Männchen und Weibchen unterscheiden sich kaum durch die Größe, die Jungen durch ein noch einfarbigeres Gefieder.

Im eigentlichen Deutschland ist die Felsenschwalbe zwar wiederholt beobachtet worden, und in den südlichsten Theilen desselben, in gewissen Alpenthälern Tirols und Steiermarks, kommt sie wohl auch als Brutvogel vor; ihre eigentliche Heimat aber ist der Süden unseres Erdtheils, Spanien, Griechenland und Italien. In Egypten und Südwestasien wird sie durch eine ihr täuschend ähnliche, jedoch entschieden kleinere Art vertreten. Sie ist ein eigenthümlich harter Vogel, welcher in den nördlichsten Theilen seines Aufenthalts sehr früh im Jahre, bereits im Februar oder spätestens Anfangs März erscheint und bis in den Spätherbst hinein hier verweilt, während er in Südeuropa wenigstens theilweise gar nicht wandert. In der Sierra Nevada sah ich noch am 18. November einen zahlreichen Flug von ihr, und die Jäger, welche ich auf das späte Vorkommen einer Schwalbe aufmerksam gemacht hatte, erzählten mir, daß regelmäßig mehr oder minder zahlreiche Gesellschaften der Felsenschwalbe in ihrem Lande überwintern. Dasselbe erfuhren Graf von der Mühle, Ehrhard und Schrader für Griechenland. Daß die Felsenschwalbe die Gebirge Nordwestafrikas, in denen sie häufig vorkommt, nicht verläßt, scheint festzustehen; in Spanien jedoch tritt wenigstens ein Theil der Brutvögel eine Wanderung an, und zwar schon Anfang Septembers. Um diese Zeit beobachteten wir solche in Flügen von acht bis zwanzig Stücken bei Murcia, wo wir ihn früher nicht gesehen hatten. Diese Flüge schienen aber keineswegs eilig zu sein und sich hier ebenso behaglich zu fühlen, wie in der Nähe ihres Nistplatzes; denn sie hielten sich tage- und wochenlang in der Gegend auf.

Der nur einigermaßen Geübte kann die Felsenschwalbe nicht verkennen. Sie fällt auf durch ihre graue Färbung und durch ihren verhältnißmäßig langsamen, sanft schwebenden Flug. Gewöhnlich streicht sie möglichst nahe an den Felswänden dahin, bald in größerer, bald in geringerer Höhe, mehr oder weniger in gleichmäßiger Weise. Doch erhebt auch sie sich ausnahmsweise zu bedeutenden Höhen und zeigt dann ungefähr die Gewandtheit der Mehlschwalbe. Selten vereinigt sie sich mit andern Arten, obwohl es vorkommt, daß sie da, wo Mehlschwalben an Felswänden nisten, auch in deren Gesellschaft sich bewegt. Mit Edelschwalben und mit Mauerseglern aber habe ich sie niemals zusammengesehen. In der Schweiz streicht sie nach ihrer Ankunft im Frühjahre, wie Schinz berichtet, oft lange umher, ehe sie ihre alten Nester bezieht, und ebenso streifen nach vollendeter Brut bis zur Zeit der Herbstwanderung die verschiedenen Pärchen entweder einzeln mit ihren Jungen oder in Gesellschaft mit noch ein oder zwei andern Familien im Lande umher, von einem Thurme oder Felsen zum andern. Bei schlechtem Wetter hält sie sich sehr nahe über dem Boden, während starken Regens sucht sie unter vorspringenden Steinen, in Fels- oder Mauerlöchern Zuflucht. Sonst setzt sie sich selten am Tage, falls sie nicht zum Boden herabkommen muß, um hier Neststoffe zusammenzulesen. Nur an heitern Sommertagen sieht man sie zuweilen auf Hausdächern sich niederlassen; in das Innere der Häuser aber kommt sie nie. Sie ist ein Mittelglied zwischen den Schwalben und den Seglern. „Beim Wegfliegen", sagt Schinz, „stürzt sie sich aus ihren Schlupfwinkeln hervor und breitet nun erst im Fallen die Flügel aus, um weiter zu fliegen; dann fliegt sie meist ruhig schwimmend dem

Felsen entlang hin und her, schwenkt ungemein schnell um alle Ecken herum und in alle Klüfte hinein, setzt sich aber sehr selten. Zuweilen entfernt sie sich von den Felsen, aber nie weit davon und selten, meist nur, wenn die Jungen erst flügge geworden sind, senkt sie sich etwas abwärts, fliegt dann um die Wipfel der Tannen, die sich hier und da am Fuße der Felsen befinden und äzt die gierig nachfliegenden Jungen. Sie ist viel stiller und weniger lebhaft als die neben ihr wohnende Hausschwalbe. Zuweilen spielt sie auf Felsenvorsprüngen sitzend, indem zwei gegen einander die Flügel lebhaft bewegen und dann sehr schnell unter dem Rufe „Dwi, dwi, dwi" auf einander stürzen, dann aber plötzlich und mit manchfaltigen Schwenkungen davon fliegen. Die Lockstimme ist oft tief und heiser „Drü, drü, drü".

Die Nester der Felsenschwalbe sieht man da, wo sie vorkommt, an Felsenwänden hängen, oft gar nicht hoch über dem Fuße der Wand, immer aber an Stellen, wo vorspringende Steine sie von oben her schützen. Sie ähneln am meisten denen unserer Rauchschwalbe; denn sie sind oben offen. Homeyer behauptet freilich das Gegentheil und vergleicht die Nester mit denen der Mehlschwalbe; er mag sich aber, da er die Nester nicht untersuchen konnte, geirrt und sie mit denen der Mehlschwalbe selbst verwechselt haben. An manchen Orten sieht man mehrere dieser Nester zusammen, jedoch niemals so dicht, wie bei den Mehlschwalben, wie denn auch eine Ansiedlung der Felsenschwalbe nicht entfernt dieselbe Nesterzahl enthält, wie die Siedlung der Mehlschwalbe. Genaueres vermag ich nicht zu sagen, weil ich niemals eine Brutansiedlung gefunden habe, welche eine Untersuchung der Nester zugelassen hätte. Auch andere Beobachter scheinen nicht glücklicher gewesen zu sein. Doch wissen wir, daß das Gelege aus drei bis fünf Eiern besteht, welche auf weißem Grunde röthlich getüpfelt sind. Nester der egyptischen Felsenschwalbe habe ich oft untersucht, und zwar häufiger noch in alten, unbewohnten Gebäuden, als an Felswänden. Sie waren oben stets offen. Die drei bis fünf Eier entsprachen der eben gegebenen Beschreibung. Schon Ende Mais beobachteten wir an einer Felswand des Monserrat junge Felsenschwalben, wie es schien solche, welche erst vor wenig Tagen das Nest verlassen hatten; denn sie wurden von den Alten noch gefüttert. Dies geschieht, wie schon Schinz beobachtete, im Fluge, indem Junge und Alte gegen einander anfliegen und beide sich dann flatternd auf ein und derselben Stelle erhalten, bis ersteres das ihm zugereichte Kerbthier glücklich gepackt hat.

Ueber die Feinde der Felsenschwalbe weiß ich nichts Gewisses anzugeben. Auch sie wird wahrscheinlich von dem kleinen, gewandten Edelfalken zu leiden haben. Der Mensch verfolgt sie, soviel mir bekannt, nirgends.

Viel genauer ist uns das Leben der Ufer-, Erd-, Sand- oder Wasserschwalbe (Cotyle riparia) bekannt. Sie ist schon den Alten aufgefallen und ihre Thätigkeit in eigenthümlicher Weise erklärt worden. „In der Mündung des Nils bei Heraklia in Egypten", sagt Plinius, „bauen die Schwalben Nest an Nest, und setzen dadurch den Ueberschwemmungen des Stromes einen undurchdringlichen Wall entgegen von fast einem Stadium Länge, welchen Menschenhand kaum zu Stande bringen würde. In eben diesem Egypten liegt neben der Stadt Koptos eine dem Isis geheiligte Insel, welche von den Schwalben mit vieler Mühe befestigt wird, damit der Nil sie nicht benage. Mit Beginn des Frühlings befestigen sie die Stirnseite der Insel durch Spreu und Stroh und üben ihre Arbeit drei Tage und Nächte hinter einander mit solcher Emsigkeit, daß viele an Erschöpfung sterben. Jedes Jahr steht dieselbe Arbeit ihnen aufs neue bevor." Es ist leicht einzusehen, daß der Nestbau der Uferschwalbe die Ursache dieser Sage gewesen ist.

Die Uferschwalbe gehört zu den kleinsten Arten ihrer Familie. Ihre Länge beträgt höchstens 5 Zoll, ihre Breite ungefähr 11 Zoll; der Fittig mißt 4 Zoll, der Schwanz etwa 2 Zoll. Das Gefieder ist sehr einfarbig, oben aschgraubraun, auf der Unterseite weiß, in der Brustgegend durch einen aschgraubraunen Ring gezeichnet. Beide Geschlechter gleichen sich; die Jungen sind etwas dunkler gefärbt.

Zur Zeit ist es noch nicht entschieden, ob die in Europa, Asien und Nordamerika vorkommenden Uferschwalben wirklich gleichartig sind; jedenfalls aber ist der Verbreitungskreis der Art ein sehr ausgedehnter. In Europa fehlt die Uferschwalbe in keinem Lande, obwohl sie vielleicht im höheren Norden nicht Brutvogel ist. In günstigen Gegenden ist sie sehr gemein. Sie bestätigt ihren Namen; denn sie hält sich am liebsten da auf, wo sie steile Uferwände findet. Doch verlangt sie nicht immer ein Flußufer, sondern begnügt sich oft auch mit einer steil abfallenden Erdwand. Hier höhlt sie sich in dem harten Erdreich mit großer Mühe tiefe Löcher aus, regelmäßig in einer Höhe, daß auch die bedeutendste Ueberschwemmung nicht bis zu denselben hinaufreicht, gern aber unmittelbar unter der Oberkante der Wand. Alle Brutplätze sind Ansiedlungen, gewöhnlich solche, welche eine namhafte Anzahl von Uferschwalben vereinigen. Aeußerst selten trifft man weniger als fünf Pärchen zusammen an, viel öfter hunderte von ihnen; zwanzig bis vierzig Pärchen mögen am häufigsten vorkommen. In altem Mauerwerk oder in zerklüftetem Felsgestein bezieht die Uferschwalbe wohl auch Höhlungen, welche sie vorfindet; am liebsten aber scheinen ihr diejenigen zu sein, welche sie sich selbst ausgräbt. „Es grenzt“, sagt Naumann, „freilich ans Unglaubliche und muß unsere Bewunderung in hohem Grade erregen, ein so zartes Vögelchen mit so schwachen Werkzeugen ein solches Riesenwerk vollbringen zu sehen, und noch dazu in so kurzer Zeit; denn in zwei bis drei Tagen vollendet ein Pärchen die Aushöhlung einer im Durchmesser vorn zwei bis drei Zoll weiten, am hintern Ende zur Aufnahme des Nestes noch mehr erweiterten, in wagrechter oder wenig aufsteigender Richtung mindestens drei, oft aber auch bis sechs Fuß tiefen, gerade in das Ufer eindringenden Röhre. Ihr Eifer und ihre Geschäftigkeit bei einer solchen anstrengenden Arbeit grenzt ans Possirliche, besonders wenn man sieht, wie sie die losgearbeitete Erde höchst mühsam mit den Füßchen hinter sich aus dem Innern der Höhle hinausschaffen und hinausräumen und beide Gatten sich dabei hilfreich unterstützen. Warum sie aber öfters mitten in der Arbeit den Bau einer Röhre aufgeben, eine andere zwar fertig machen, aber dennoch nicht darin nisten und Dies vielleicht erst in einer dritten thun, bleibt uns räthselhaft; denn zu Schlafstellen benutzt die ganze Familie gewöhnlich nur eine, nämlich die, worin sich das Nest befindet. Beim Graben sind sie sehr emsig, und die ganze Gesellschaft scheint dann aus der Gegend verschwunden; denn alle stecken in den Höhlen und arbeiten darin. Stampft man mit den Füßen oben auf den Rasen über den Höhlen, so stürzen sie aus den Löchern hervor, und die Luft ist wieder belebt von ihnen. Wenn die Weibchen erst brüten, sitzen sie noch viel fester und lassen sich nur durch Störung in der Röhre selbst bewegen, herauszufliegen, daher leicht fangen. Am hintern Ende der Röhre, ungefähr drei bis vier Fuß vom Eingange, befindet sich das Nest in einer backofenförmigen Erweiterung. Es besteht aus einer schlichten Lage feiner Hälmchen von Stroh und Heu, auch zarter Würzelchen, und seine Aushöhlung ist mit Federn und Haaren, auch wohl etwas Wolle ausgelegt, sehr weich und warm.“

„In Höhlen, welche sie in Steinbrüchen, an Felsengestaden oder alten Mauern finden, stehen die Nester sehr oft gar nicht tief, und sie können hier auch nicht so dicht neben einander nisten, wenn nicht zufällig Ritzen und Spalten genug da sind. An solchen Brüteplätzen hat dann freilich Manches ein ganz anderes Aussehen, weil hier ein großer Theil ihres Kunsttriebs von Zufälligkeiten unterdrückt oder unnütz gemacht wird.“

Die Uferschwalbe ist ein sehr angenehmer, munterer, vielbeweglicher Vogel, welcher in seinem Wesen manchfach an die Hausschwalbe erinnert. Dieser ähnelt sie namentlich wegen ihres sanften und schwebenden Fluges. Gewöhnlich hält sie sich in niedern Luftschichten auf, meist dicht über dem Spiegel der Gewässer hin- und herfliegend; selten erhebt sie sich zu bedeutenden Höhen. Ihr Flug ist so schwankend, daß man ihn mit dem der Schmetterlinge verglichen hat, unsicher ist er aber durchaus nicht, und auch am Wechsel fehlt es ihm nicht. Die Stimme ist ein zartes, schwaches „Scherr“ oder „Zerr“, der Gesang eine Aufeinanderfolge dieser Laute, welche durch andere verbunden werden. An Geselligkeit übertrifft die Uferschwalbe womöglich ihre Verwandten noch: ein einzelnes Pärchen gehört zu den größten Seltenheiten. Nicht einmal bei der Jagd trennen sich die Vereinten.

Von ihren Ansiedlungen entfernen sie sich ungern weit, sie betreiben ihre Jagd vielmehr meist in unmittelbarer Nähe derselben. Andern Vögeln oder Thieren gegenüber zeigen sie sich friedlich, aber furchtsam.

Es scheint, daß die Uferschwalbe viel zärtlicher ist, als andere Arten der Familie. Sie trifft bei uns spät im Frühjahr ein, gewöhnlich erst Anfangs Mai und verläßt uns bereits Anfangs September wieder. Sofort nach ihrer Ankunft besucht sie die gewohnte Ansiedlung, bessert die Nester aus oder gräbt sich neue, und Ende Mais oder Anfangs Juni findet man die fünf bis sechs kleinen, länglich eiförmigen, dünnschaligen, reinweißen Eier im Neste; zwei Wochen später sind die Jungen ausgeschlüpft und wiederum zwei Wochen nachher bereits soweit erwachsen, daß sie den Alten ins Freie folgen können. Eine Zeitlang kehrt nun Alt und Jung noch regelmäßig zu den Nistlöchern zurück, um hier Nachtruhe zu halten; schon im August aber begibt sich die Gesellschaft auf die Reise, und schläft dann im Röhricht der Teiche. Nur wenn die erste Brut zu Grunde ging, schreitet das Pärchen noch einmal im Jahre zur Fortpflanzung.

In jeder andern Hinsicht kommt die Uferschwalbe so sehr mit andern Arten der Familie überein, daß hierüber etwas Besonderes nicht gesagt zu werden braucht.

Unsere Abbildung zeigt uns den Ariel (Chelidon Ariel). Er ist der australische Vertreter der Mehlschwalbe, ist sehr klein, nur 3½ Zoll lang, oben dunkelblau, auf dem Scheitel rostroth, auf dem



Der Ariel (Chelidon Ariel).

Bürzel braungelblichweiß, unten weiß, seitlich rostroth überlaufen, an der Kehle fein dunkler gestrichelt; die Schwingen und der Schwanz sind dunkelbraun; das Auge ist schwarzbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß bräunlichgrau.

Aus Gould's Beobachtungen geht hervor, daß der Ariel unsere Mehlschwalbe in jeder Hinsicht vertritt. Er erscheint im August im Westen und Süden Australiens, bezieht ihre alten Nester, brütet

zwei- bis dreimal nach einander und verläßt die Heimat im Februar wieder. Seine Nistplätze werden zu zahlreichen Ansiedelungen, falls sie nur irgend günstig sind; denn die Nester selbst, welche dicht neben einander zu stehen kommen, werden keineswegs allein unter die Dächer der Wohngebäude geklebt, sondern auch an Felswänden, da, wo es schützende Gesimse gibt, in hohlen Bäumen und an andern Stellen, vorzugsweise in der Nähe von Gewässern angelegt. Sie zeichnen sich durch eine lange, flaschenhalsförmige Eingangsröhre aus, stehen ohne bestimmte Ordnung klumpenweise, zu 40 bis 50 Stück nebeneinander und werden, wie es scheint, von der Gesammtheit einer Ansiedelung errichtet, sodaß ihrer fünf bis sieben an ein- und demselben Baue arbeiten oder wenigstens dem einen bauenden Weibchen Lehm zutragen. Die Eingangsröhren sind bald nach oben, bald nach unten, bald seitlich gewendet. Das Gelege besteht aus 4 bis 5 Eiern, welche auf weißem Grunde roth getüpfelt sind.

Die Waldschwalben (Atticora) sind zierlich gebaute Vögel mit langen Flügeln, in denen die erste und zweite Schwinge fast gleich lang sind, deutlich gabelförmigem Schwanz, mit feinem und zarten Schnabel, sehr zierlichen, kurzzehigen Beinen und derbem, mehr oder minder lebhaften, stahlglänzenden Rückengefieder. Alle hierher gehörigen Arten bewohnen Südamerika und Afrika, halten sich vorzugsweise im Walde auf und brüten in hohlen Bäumen.

In Brasilien lebt die Bandschwalbe (Atticora fasciata). Sie ist, mit Ausnahme einer weißen Brustbinde und der weißen Unterschenkel, schwarz, am Rumpf stahlblau schillernd. Ihre Länge beträgt 6 Zoll; der Fittig mißt 4 Zoll, der Schwanz 3 Zoll.

Die Art verbreitet sich über das nördlichere Brasilien, lebt nur im Walde, jagt hier über den Flüssen, ruht sich auf überhängenden Zweigen der Ufergewächse oder auf den kahlen Aesten der angeschwemmten Bäume aus und ist sehr munter und beweglich.

Unter allen übrigen Schwalben glaube ich noch eine amerikanische Art, die Purpurschwalbe, erwähnen zu müssen, weil sie in gewissem Sinne als Uebergangsglied von den Schwalben zu den Seglern erscheint, außerdem wiederholt nach Europa sich verflogen hat und deshalb unter den Vögeln dieses Erdtheils mit aufgezählt wird.

Die Seglerschwalben (Progne), zu denen sie gehört, sind kräftige Vögel mit langen, verhältnißmäßig breiten Flügeln, welche in der Ruhe etwa das Ende des stark gabelförmigen, ziemlich breiten Schwanzes erreichen, mit sehr kräftigem, am Grunde breiten, nach vorn seitlich zusammengedrückten, hohen, gewölbten, am Ende hakig herabgebogenen Schnabel, starken Beinen, deren Läufe nackt und deren Zehen dicker und fleischiger als bei andern Schwalben sind, und derbem Gefieder.

Die Purpurschwalbe (Progne purpurea) ist 7½ Zoll lang und 15½ Zoll breit; die Fittiglänge beträgt 5⅙ Zoll, die Schwanzlänge 2½ Zoll, die Länge der mittelsten Feder desselben jedoch nur 2 Zoll. Das Weibchen ist um wenige Linien kleiner und schmäler als das Männchen. Das Gefieder ist gleichmäßig tiefschwarzblau, stark purpurglänzend; die Schwingen und die Schwanzfedern sind schwärzlichbraun; das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarzbraun, der Fuß purpurschwarz. Beim Weibchen ist der Kopf braungrau, schwarz gefleckt, die übrige Oberseite wie beim Männchen, jedoch etwas graulicher, der Länge nach schwarz gestreift.

Ueber das Leben der Purpurschwalbe haben die amerikanischen Forscher sehr ausführlich berichtet; denn gerade dieser Vogel ist ein allgemeiner Liebling des Volkes, welchem man nicht nur große

Schonung angedeihen läßt, sondern den man auch durch Vorrichtungen mancherlei Art in der Nähe der Wohnungen zu fesseln sucht. Letzteres geschieht wenigstens in Nordamerika; im Süden des Erdtheils, wo sie ebenfalls weit verbreitet und häufig ist, unterstützt man sie nicht, behelligt sie aber auch nicht.

Nach Audubon erscheint die Purpurschwalbe in der Umgegend der Stadt Neuorleans zwischen dem ersten und neunten Februar, gelegentlich wohl auch einige Tage früher, und dann sieht man sie bald überall über der Stadt und dem Flusse dahinschweben. An den Fällen des Ohio hat unser Forscher die Vögel erst am funfzehnten März ankommen sehen und zwar in kleinen Gesellschaften von fünf oder sechs Stück; erst Ausgang März waren sie dort häufig; in Missouri kommen sie sogar erst zwischen dem zehnten und funfzehnten April an. Sie pflegen im Lande bis gegen die Mitte des August zu verweilen und dann gemächlich dem Süden wieder zuzuwandern. Dann sammeln sie sich in Flüge von funfzig bis hundert und mehr um die Spitze eines Kirchthurmes oder um die Zweige eines großen, abgestorbenen Baumes und treten vonhieraus gemeinschaftlich ihre Reise an.

Im Allgemeinen ähnelt die Purpurschwalbe hinsichtlich ihres Fluges der Mehlschwalbe mehr, als andern; wenigstens kann der Flug mit dem der amerikanischen Rauchschwalbe nicht verglichen werden. Doch ist er immer noch schnell und anmuthig genug und übertrifft den anderer Vögel, mit Ausnahme der Verwandten, bei weitem. Obgleich auch sie den größten Theil ihrer Geschäfte fliegend abmacht und zumal im Fluge jagt oder jagend trinkt und sich badet, kommt sie doch auch oft zum Boden herab und bewegt sich hier, ungeachtet der Kürze ihrer Füße, mit ziemlichem Geschick, nimmt wohl selbst ein Kerbthier von hier weg und zeigt sich sogar einigermaßen gewandt im Gezweig der Bäume, auf deren vorragenden Aesten sie sich, wie unsere Rauchschwalbe, oft niederläßt. Letzterer gleicht sie außerdem hinsichtlich ihrer Keckheit und ihres Muthes. Sie zeigt den Raubthieren gegenüber die größte Feindschaft und verfolgt namentlich Katzen, Hunde, Falken, Krähen und Geier mit größtem Eifer. Die vorüberfliegenden Raubvögel fällt sie mit Ingrimm an und plagt sie so lange, bis sie dieselben aus der Umgebung ihres Nestes vertrieben hat.

In den meisten Staaten Mittelamerikas erbaut man für die Purpurschwalbe eigene Wohnungen nach Art unserer Staarkasten oder hängt ihr ausgehöhlte und mit einem Eingangsloch versehene Flaschenkürbisse an die Bäume auf. Diese nimmt sie gern in Besitz. Sie vertreibt aber, wie unsere Schwalben ebenfalls zu thun pflegen, auch andere Höhlenbrüter aus denselben und duldet überhaupt in der Nähe ihrer Behausung keinen andern Vogel, welcher unter ähnlichen Umständen nistet wie sie.

Der Gesang ist nicht gerade klangreich, jedoch ansprechend. Das Gezwitscher des Männchens, welches dieses zu Ehren seines Weibchens hören läßt, unterhält und erfreut auch deshalb, weil es zuerst mit am Morgen gehört wird und gewissermaßen ein Willkomm des Tages ist. Selbst der Indianer freut sich über den Vogel, und auch er sucht ihn deshalb in der Nähe seiner Hütte zu fesseln.

In den mittleren Staaten nistet die Purpurschwalbe zum ersten Male Ende Aprils. Das Nest besteht aus dürren Zweigen mancherlei Art, aus Gräsern, grünen und trockenen Blättern, Federn und dergleichen. Das Gelege enthält vier bis sechs reinweiße Eier. Ende Mai's ist die erste Brut flügge, Mitte Juli's die zweite. In Louisiana und anderen südlichen Staaten wird wohl auch noch eine dritte herangezogen. Das Männchen hilft brüten und ist überhaupt außerordentlich aufmerksam gegen seine Gattin. Es schlüpft aus und ein in die Höhle und sitzt stundenlang vor dem Eingange zwitschernd und singend, in der Absicht, das Weibchen zu erfreuen. Wenn sich Gelegenheit zum Brüten für mehrere Paare findet, herrscht unter diesen die vollständigste Eintracht.

* *
*

In einigen Lehrbüchern der Neuzeit werden die Segler, in denen ältere Naturforscher die nächsten Verwandten der Schwalben sahen, von diesen getrennt und einer andern Ordnung zugetheilt. Man hat geglaubt, zwischen Kolibris und Seglern größere Aehnlichkeit herauszufinden, als zwischen den letztgenannten und den Schwalben.

Die Forschung, welche auf das Leben der Thiere nur einige Rücksicht nimmt, verwehrt eine derartige Trennung auf das Entschiedenste. Es soll gar nicht in Abrede gestellt werden, daß die Familie der Segler durchaus nicht in jeder Hinsicht mit den Schwalben übereinstimmt: alle zu ihr gehörigen Mitglieder bekunden vielmehr ein sehr selbständiges Gepräge, und eben deshalb ist die Familientrennung beider Gruppen vollkommen gerechtfertigt; zieht man aber die Summe der Merkmale in Betracht, so wird man immer noch größere Uebereinstimmungen zwischen den Schwalben und Seglern sehen müssen, als solche zwischen Seglern und Kolibris stattfinden. Dazu kommt, daß einige ausländische Arten so recht eigentlich als Uebergangs- oder Verbindungsglieder zwischen den Schwalben und den wahren Seglern betrachtet werden können, während zwischen Seglern und Kolibris jedes Mittelglied fehlt.

In ihrer äußeren Erscheinung ähneln die Segler den Schwalben sehr, hinsichtlich des Flügelschnittes und Schwanzbaues aber erinnern sie wieder an die Kolibris. Es fragt sich nun, ob auf diese beiden Unterscheidungsmerkmale zwischen Schwalben und Seglern, zu denen noch ein drittes wesentliches, der Mangel der Singmuskeln kommt, ein so großes Gewicht gelegt werden darf, daß man Schwalben und Segler besondern Ordnungen einreihen muß, oder ob Reichenbach recht hat, welcher die Trennung der beiden Gruppen „das Ergebniß einer unglücklichen Phantasie" nennt.

Eingehendere Betrachtung unserer Vögel ergibt Folgendes: Die Segler (Cypseli) sind mittelgroße oder kleine Vögel mit lang gestrecktem Leib, kurzem Hals und breitem, ziemlich flach gewölbten Kopf, welcher einen kleinen, äußerst kurzen und schwachen, dreieckigen, d. h. hinten verbreiteten, an der Spitze aber zusammengedrückten, etwas bogenförmigen Schnabel trägt, dessen Kinnladen sich so tief spalten, daß der Rachen sehr weit geöffnet werden kann. Die Flügel sind schmal und wegen der gekrümmten Schwingen säbelförmig gebogen; der Handtheil trägt zehn Schwingen, und von diesen ist die erste die längste oder bei einigen Arten höchstens etwas gegen die zweite verkürzt; der Armtheil hingegen trägt nur sieben bis acht Schwingen, welche breit zugerundet und am Ende leicht ausgebuchtet, aber nicht spitz sind, wie die Handschwingen. Der Schwanz ist sehr verschieden gestaltet, bald länger, bald kürzer, bald seichter, bald tiefer ausgeschnitten; er besteht aber nur aus zehn, nicht aus zwölf Federn. Die Füße sind kurz und verhältnißmäßig kräftig: Dies spricht sich namentlich im Lauftheile aus. Die kurzen Zehen sind mit seitlich zusammengedrückten, stark gebogenen und sehr spitzen Krallen bewehrt. Das Gefieder ist im Allgemeinen kleinfedrig und derb, ausnahmsweise durch metallisch glänzende Färbung ausgezeichnet, gewöhnlich einfarbig und düster.

Nach Nitzsch ähneln die Segler, „soweit sich nach Untersuchung des Mauerseglers beurtheilen läßt, den Schwalben, wie in den äußeren Formen, so auch in einigen Verhältnissen des innern Baus, als namentlich in der Form des Kopfgerüstes, besonders der Gaumenbeine, in der Kürze des Oberarms und in der Länge der Hand. Im Besitz des Röhrenbeinchens, der Armpadelle, in der Beschaffenheit der Luftzellen des Rumpfes, der Leber und der doppelten Bauchspeicheldrüse stimmen sie ebenfalls mit denselben, sowie mit andern (Singvögeln) überein. Allein sie entfernen sich in vielen Punkten gar sehr von den letzteren und in einigen von allen Vögeln." Das Brustbein ist groß, länger als breit, nach hinten allmählich immer breiter werdend, ohne Spur einer häutigen Bucht oder Insel, am hintern Rande mit hohem, großen Kiel. Die Vorderglieder sind durch die Kürze der Oberarmknochen und die Länge der Hand noch weit mehr ausgezeichnet, als die der Schwalben, in denen der Luft führende Oberarmknochen, welcher drei sonderbare, fast hakenförmige Fortsätze zeigt, nur die Länge des zweiten Gliedes, des Langfingers, hat und der Handtheil im ganzen Vordergliede überwiegt. „Außer den Kolibris dürfte keine Vogelfamilie eine so ungewöhnlich lange Hand und einen so ungemein kurzen Oberarm haben. Ganz einzig ist die Gliederung der Fußzehen; denn statt

der gewöhnlichen Steigerung der Zahl der Zehenglieder, nach welchen der Daumen zwei, die innere Vorderzehe drei, die mittlere vier und die äußere fünf Glieder hat, ist die Zahl hier zwei, drei, drei, drei, indem die äußere Zehe um zwei Glieder, die mittlere um ein Glied so zu sagen verkürzt ist. (Hierzu bemerkt Burmeister, daß dieses Zahlenverhältniß nur für die echten Segler Giltigkeit habe, während bei andern Arten sich das gewöhnliche Zahlenverhältniß, drei, vier, fünf zeige.) Der untere Kehlkopf hat nur ein schwaches Muskelpaar; die Zunge ist fast so platt und breit, auch vorn so zugespitzt wie bei den Schwalben; der Schlund ist ohne Bauch oder Kropf, der Vormagen klein, der Magen schwachmuskelig, der Darmschlauch kurz und ohne Spur von Blinddärmen."

Vergleicht man nun diese Merkmale mit denen der Schwalben und der Kolibris, so ergibt sich, daß man vielleicht sagen könnte, die Segler seien Schwalben mit Kolibriflügeln und Kolibrischwanz. Legt man auf das eine Muskelpaar am Kehlkopf ein besonderes Gewicht, so sollte man auf der andern Seite die auffallende Entwickelung der Speicheldrüsen, welche Segler und Schwalben mit einander gemein haben, billiger Weise auch nicht vergessen und findet man, daß die Verdauungswerkzeuge der Segler und Kolibris übereinstimmen, so darf man nicht außer Acht lassen, daß diese Uebereinstimmung ebensogut auch zwischen Seglern und Schwalben bemerkt wird. Man kann ferner gern zugeben, daß die Aehnlichkeit zwischen dem Schnabel des Seglers und der Schwalbe eine mehr scheinbare, als wirkliche ist; immerhin wird man festhalten müssen, daß hier doch noch von einer Aehnlichkeit gesprochen werden kann, während Dies hinsichtlich des Segler- und Kolibrischnabels durchaus nicht der Fall ist. Soviel ergibt die reine äußere Betrachtung, die Untersuchung des todten Gegenstandes; das Leben will aber auch in Betracht gezogen sein, wenn es sich darum handelt, Kenntniß eines Wesens zu gewinnen und Verwandtschaften zwischen ihm und anderen festzustellen. Wenden wir diese Ansicht auf unsern Fall insbesondere an, so bleibt man wohl kaum in Zweifel, als wessen Verwandte man die Segler zu betrachten hat. Zwischen ihrem Leben und dem der Kolibris läßt sich keine Aehnlichkeit wahrnehmen, während es bei Betrachtung des Lebens allein oft schwer halten dürfte, Segler und Schwalben von einander zu trennen.

Die Segler verbreiten sich über alle Erdtheile und bewohnen hier alle Gürtel der Breite mit Ausnahme des kalten, sowie alle Höhen vom Meeresstrande an bis gegen die Schneegrenze hinauf. Sie finden sich ebensowohl in Waldungen, wie in waldlosen Gegenden, vorzugsweise aber in Gebirgen und Städten, weil Felswände und Mauern ihnen die passendsten Nistplätze gewähren.

Mehr als andere Vögel bewohnen sie im eigentlichen Sinne des Worts das Luftmeer. Vom frühen Morgen an bis in die Nacht hinein sind sie in Thätigkeit, während ihrer Brutzeit so zu sagen in ununterbrochener. Ihre Kraft scheint niemals zu ermatten und ihre Nachtruhe auf wenige Stunden beschränkt zu sein. Vortreffliche Flugwerkzeuge setzen sie in den Stand, ohne Beschwerde tagtäglich Strecken zu durcheilen, welche zusammengerechnet Hunderte von Meilen betragen müssen. Abweichend von den Schwalben fliegen sie gewöhnlich in sehr hohen Luftschichten dahin, und einzelne Arten wirbeln und schrauben sich zu solchen Höhen empor, daß sie unserm Auge vollständig entschwinden. Ihr Flug kennzeichnet sie von weitem. Die Flügel gleichen, wenn sie ausgebreitet sind, einem Halbmonde, und sie werden so rasch und heftig bewegt, daß man mehr an das Schwirren der Kerbthiere und bezüglich der Kolibris erinnert wird, als an den Flügelschlag anderer Vögel. Zuweilen regeln sie ihren Flug minutenlang nur durch verschiedenes Einstellen der Flugwerkzeuge, durch leichte Drehung der Flügel und des Schwanzes, welches wir kaum oder nicht wahrnehmen. Trotzdem jagen sie pfeilschnell durch die Lüfte. Wendungen und Drehungen aller Art wissen auch sie meisterhaft auszuführen; an Zierlichkeit und Anmuth der Bewegung aber stehen sie hinter den Edelschwalben weit zurück. Auf dem Boden erscheinen sie als hilflose Geschöpfe: sie sind unfähig, zu gehen, unfähig fast, zu kriechen. Dagegen klettern sie, wenn auch nicht geschickt, so doch mit ziemlicher Fertigkeit an Mauer- oder Felswänden empor und in Höhlungen hin und her.

Ihre ewige Rastlosigkeit bedingt einen bedeutenden Verbrauch der Kraft und demgemäß auch ungewöhnlich reichen Ersatz. Die Segler sind gefräßiger, als alle übrigen Schwalben und vertilgen

von den Kerbthieren, welche ihre ausschließliche Nahrung ausmachen, Hunderttausende an einem Tage; denn auch die stärksten Arten der Familie, welche einen etwa drosselgroßen Leib haben, nähren sich hauptsächlich von den kleinen Kerfen, welche in hoher Luft sich umhertreiben und uns zum größten Theile wohl noch gänzlich unbekannt sind. Wie viele dieser winzigen Thiere ein Segler zu seiner täglichen Nahrung bedarf, vermögen wir nicht anzugeben; wohl aber können wir behaupten, daß die Nahrungsmasse eine sehr bedeutende sein muß, weil aus dem Betragen des Vogels zur Genüge hervorgeht, daß er jagt und frißt, so lange er fliegt.

Unter den Sinnen steht das große, wimperlose Auge obenan; der nächst dem am besten entwickelte Sinn dürfte das Gehör sein; über die übrigen vermögen wir Nichts zu sagen.

Der Geist scheint wenig ausgebildet zu sein. Die Segler sind zwar gesellig, aber keineswegs friedfertig, sondern im Gegentheil ungemein zanksüchtige und rauflustige Geschöpfe, welche nicht blos mit Ihresgleichen, sondern auch mit andern Vögeln in ewigem Streite liegen. Klug oder listig sind sie nicht; ihr ganzes Wesen zeichnet sich vielmehr durch eine stürmische Heftigkeit aus, welche sogar die eigene Sicherheit rücksichtslos auf das Spiel setzen kann.

Alle Segler, welche den gemäßigten Gürtel der Erde bewohnen, sind Zugvögel, diejenigen, deren Heimat die Wendekreisländer sind, mindestens Strichvögel. Der Zug geschieht, wenigstens bei einigen Arten, mit der größten Regelmäßigkeit. Sie erscheinen in ihrem Vaterlande mit dem einmal feststehenden Tage und verlassen es zu einer ebenso bestimmten Zeit wieder. Die Frist, welche sie in der Heimat verweilen, ist aber nach den verschiedenen Arten sehr verschieden, ohne daß man eigentlich einen Grund dafür anzugeben wüßte. Daß die innerafrikanischen Arten streichen, d. h. zeitweilig ihre Brutplätze verlassen und wieder zu ihnen zurückkehren, geht nach meinen eigenen Beobachtungen zur Genüge hervor; von den südasiatischen und südamerikanischen Arten ist Dasselbe behauptet worden.

Bei den Zugvögeln der Familie beginnt der Bau des Nestes unmittelbar nach ihrer Ankunft in der Heimat; denn der Aufenthalt hier währt so kurze Zeit, daß sie mit ihrem Fortpflanzungsgeschäft vollauf zu thun haben. Unter lärmendem Geschrei verfolgen sich die erhitzten Männchen stundenlang, eilfertigen Fluges; wüthend kämpfen sie in hoher Luft unter einander, ingrimmig auch an den Nistplätzen, und rücksichtslos vertreiben sie andere Höhlenbrüter, falls ihnen deren Wohnung passend erscheinen sollte. Die Nester selbst zeichnen sich vor denen aller übrigen Vögel aus. Nur wenige Arten bauen zierliche, welche mehr oder weniger denen der Schwalben ähneln; viele tragen sich blos in einer Höhlung einen Haufen von Genist zusammen, welcher so unordentlich als möglich über einander geschichtet wird. Unter allen Umständen aber kennzeichnet sich das Nest des Seglers dadurch, daß die Stoffe mit dem klebrigen, bald verhärtenden Speichel überzogen und gebunden werden; ja, bei einigen Gruppen besteht das Nest der Hauptsache nach aus nichts Anderem, als eben solchem Speichel. Das Gelege enthält, soviel bis jetzt bekannt, nur wenige Eier von walzenförmiger Gestalt und lichter Färbung. Das Weibchen brütet allein; die Jungen werden von beiden Eltern aufgefüttert. Das Paar macht eine, höchstens zwei Bruten im Jahre.

Auch die Segler haben ihre Feinde; doch ist die Zahl derselben gering. Der überaus schnelle und gewandte Flug schützt die Erwachsenen vor vielen Nachstellungen; nur die allerschnellsten Falken sind im Stande, einen Segler im Fluge zu fangen. Die Jungen werden, so lange sie noch hilflos im Neste sitzen, durch die kleinen kletternden Räuber gefährdet, gewisse Arten ihrer Nester und ebenfalls der Jungen wegen auch von den Menschen heimgesucht. Für den Gebauer eignet sich kein einziges Mitglied dieser Familie: einen Segler im Käfig zu halten, ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Indien und seine Eilande, Australien und Afrika beherbergen eine wohl abgeschlossene Gruppe von Seglern, welche an erster Stelle Erwähnung finden sollen, weil sie in gewissem Sinne als Uebergangsglieder von den Schwalben zu den eigentlichen Seglern betrachtet werden müssen.

Die Baumsegler (Dendrochelidon) kennzeichnen sich vor Allem durch ihren gestreckten Leib, die sehr langen Schwingen, in denen die zwei ersten Federn ziemlich gleich lang sind, den langen, tief gegabelten Schwanz und ihre ganz wie bei den Schwalben gebildete Füße, deren Daumenzehe nicht wendbar ist, sowie endlich durch eine Kopfhaube. Das Knochengerüst bietet nicht minder bemerkenswerthe Eigenthümlichkeiten dar; es entspricht ebenfalls der Mittelstellung der Baumsegler. Ebenso zeichnet sie das Vorhandensein einer Gallenblase aus, welche den eigentlichen Seglern fehlt.

Eine Art dieser Sippe ist nach ihrem und ihrer Verwandten Geschrei Klecho (Dendrochelidon Klecho) genannt worden. Ihre Länge beträgt 7 Zoll; der Fittig mißt 6 Zoll, der Schwanz 3 Zoll. Das Gefieder der Oberseite ist glänzend stahlgrün; die Flügeldeckfedern erscheinen stahlblau; die Schwingen- und Steuerfedern sind schwärzlich, auf der Außenfahne blau, die Schulterdeckfedern weiß. Der Bürzel und die Unterseite mit Ausnahme des Bauches sind schön aschgrau gefärbt; der Bauch ist weiß. Ein rothbrauner Ohrfleck kennzeichnet das Männchen, ein schwarzer das Weibchen.



Der Klecho (Dendrochelidon Klecho).

Alle Baumsegler führen ein von ihren sämmtlichen Verwandten durchaus abweichendes Leben und zeichnen sich insbesondere auch durch ihr Brutgeschäft aus. Sie sind Bewohner der Dschungeln oder ähnlicher Walddickichte, hauptsächlich derer, welche in Ebenen liegen. Sie setzen sich gern auf Bäume, doch ist ihre Geschicklichkeit im Klettern nur gering. Eine indische Art findet man, nach Jerdon, zuweilen in sehr zahlreichen Schwärmen, gewöhnlich aber in kleinen Gesellschaften, entweder auf dürren und blätterlosen Bäumen sitzend und dann mit ihrer Kopfhaube spielend oder jähen Fluges am liebsten in der Nähe von Gewässern auf- und niederfliegend und dabei ein lautes papageiähnliches Geschrei ohne Unterbrechung ausstoßend, welches ihre Anwesenheit dem Kundigen verräth, noch ehe er sie zu Gesicht bekommt. Das Geschrei der indischen Art wird durch die Silben „Kia kia kia“ wiedergegeben; sie vernimmt man aber nur, so lange der Vogel fliegt, während er im Sitzen eine Art kurzen Gesang vernehmen läßt, welchen man durch die Silben „Tschiffel tschaffel kleko kleko“ zu übertragen versucht hat.

Ueber das Brutgeschäft des Klecho, welchen die Malaien Manuk-Pedang oder Schwertvogel nennen, hat neuerdings Bernstein sehr ausführlich berichtet. „Dieser Vogel“, sagt er, „bietet in seinem Nestbaue so höchst merkwürdige und eigenthümliche Verhältnisse dar, daß er in dieser Hinsicht

bis jetzt wohl einzig dasteht. Ganz gegen die Gewohnheit anderer verwandter Arten, an Fels- oder Mauerwänden, in Spalten und Löchern u. s. w. des Gesteins zu nisten, wählt er freistehende Aeste, hoch im Gipfel der Bäume, um sein Nest an dieselben anzubauen. Ist schon die Wahl eines solchen Ortes für einen zur Familie der Segler gehörigen Vogel merkwürdig, so ist das Verhältniß in der Größe zwischen Vogel, Nest und Ei noch viel auffallender. Das Nest erinnert durch seine mehr oder weniger halbrunde Gestalt und die Weise, wie die dasselbe zusammensetzenden Stoffe unter einander verbunden sind, einigermaßen an die Nester der Salangane, ist jedoch viel kleiner und flacher, als diese. Die von mir gemessenen Nester waren bei einer Tiefe von 10 MM. nicht über 30 bis 40 MM. breit. Das Nest ist stets an einem wagrechten, gewöhnlich kaum zolldicken Aste, der zugleich die hintere Nestwand bildet, befestigt und stellt so zur Seite desselben einen ziemlich flachen, länglich halbrunden Napf dar, eben groß genug, um das einzige Ei aufnehmen zu können. Die Nestwände sind äußerst dünn und zart, kaum dicker als Pergament. Sie bestehen aus Federn, einzelnen Stückchen Baumflechten und kleinen Rindentheilen, welche Stoffe durch ein klebriges Bindemittel zusammengeleimt sind, ohne Zweifel, ähnlich wie bei den Salanganen, dem Speichel des Thieres, zumal auch bei den Baumseglern die Speicheldrüsen zur Zeit der Fortpflanzung auffallend anschwellen. Die Kleinheit und Gebrechlichkeit des Nestes erlaubt dem brütenden Vogel nicht, sich auf dasselbe selbst zu setzen; er sitzt vielmehr, wie ich dieses wiederholt beobachtet habe, auf dem Aste und bedeckt allein mit dem Bauche das Nest und das in demselben befindliche Ei. Dieses entspricht, da es einen Längsdurchmesser von 25 MM. und einen größten Querdurchmesser von 19 MM. hat, durchaus der Größe des Vogels. Es ist von regelmäßiger, vollkommen ovaler Gestalt, so daß es nicht möglich ist, ein spitzeres und stumpferes Ende an demselben zu erkennen. Seine Farbe ist ein sehr blasses Meerblau, welche Farbe nach dem Ausblasen noch blasser wird, und dann weiß, schwach ins Bläuliche spielend, erscheint. Meinen Beobachtungen nach macht der Vogel jährlich zwei Bruten bald nach einander, die erste im Mai oder Juni, die zweite bald nach der ersten, bedient sich jedoch nur selten ein und desselben Nestes."

„Das offenbare Mißverhältniß der Größe zwischen Vogel, Nest und Ei machte mich begierig, das Junge zu beobachten, welches anscheinend wenige Tage nach dem Auskriechen aus dem Ei keinen Platz mehr in dem kleinen, gebrechlichen Nest finden konnte. Ich ließ daher ein Paar des Vogels ungestört sein Ei ausbrüten. So wie ich erwartet hatte, füllte das Junge schon nach wenigen Tagen das Nest vollkommen aus und fand bald keinen Platz mehr in demselben. Es verließ also das Nest und nahm dieselbe Stelle ein, die früher das brütende Weibchen eingenommen hatte, d. h. auf dem Aste, an dessen Seite das Nest befestigt war, und ruhte nur mit seinem Bauche in demselben. In diesem Zustande, hilflos auf dem Aste sitzend, würde das junge Geschöpf eine leichte Beute jedes Raubvogels, der Krähen u. s. w. werden, wenn es sich nicht durch ein höchst eigenthümliches Benehmen, welches einigermaßen an das der Rohrdommeln erinnert, den Augen dieser Räuber zu entziehen wüßte. Abgesehen nämlich davon, daß das Junge die einmal eingenommene Stelle auf dem Aste vor dem Neste nicht eher verläßt, als bis es völlig erwachsen ist, reckt es, sobald es etwas Verdächtiges oder ihm Fremdes bemerkt, instinktmäßig den Hals in die Höhe, sträubt die Federn, kauert sich nieder, sodaß von den Füßen nichts zu sehen ist, und sitzt völlig unbeweglich, sodaß man es, zumal auch sein dunkelgrün, weiß und braun marmorirtes und gescheckte Gefieder mit der Farbe des meistens mit grünlich weißen Flechten bedeckten Astes übereinstimmt, leicht übersieht. Ja selbst, als der Vogel erwachsen war, und ich nun den Ast mit dem Neste abschneiden ließ, beobachtete er dasselbe Benehmen und saß, ohne das mindeste Lebenszeichen von sich zu geben, unbeweglich still, während doch andere Vögel mit hungrigem Geschrei die offenen Schnäbel jedem Besucher entgegenzustrecken pflegen."

Der Klecho kommt zwar überall auf Java vor, ist aber nirgends häufig. Seine geringe Vermehrung macht Dies erklärlich.



Salangane.

Salanganen (Collocalia) nennt man die seit mehreren Jahrhunderten bekannten und noch heutigen Tages wenig gekannten Schwalben, welche die berühmten eßbaren Nester bauen. Die Kennzeichen der Sippe sind: geringe Größe, ziemlich lange Flügel, in denen die zweite Schwinge die längste ist, ein mittellanger, gerade abgestutzter oder leicht ausgeschnittener Schwanz, ein sehr kleiner, starkhakiger Schnabel und sehr schwache Füße, deren Hinterzehe sich nach hinten richtet. Das Gefieder ist ziemlich hart, aber einfach gefärbt. Unter den inneren Theilen verdient vor allem die sehr entwickelte Speicheldrüse Beachtung.

Die verbreitetste Art, welche wir insbesondere Salangane nennen wollen (Collocalia nidifica) erreicht eine Länge von 4¾ bis 5 Zoll bei einer Breite von ungefähr 12 Zoll; die Fittiglänge beträgt 4½ bis 4¾ Zoll, der Schwanz mißt 2¼ Zoll. Die Mittelfedern desselben sind nur um ¼ Zoll kürzer, als die äußeren. Das Gefieder ist im Allgemeinen graulich düsterbraun, an dem Untertheil heller, in Schmuziggraubraun übergehend; Schwingen und Schwanz sind schwärzlich; vor den Augen steht ein weißer Flecken. Die alten Vögel unterscheiden sich durch einen schwachen graulichgrünen Metallglanz auf dem Mantel von den jüngeren.

Früher kannte man die Salangane nur als Bewohnerin der Sundainseln; in der Neuzeit hat man sie auch in den Gebirgen von Assam, in den Nilgerris, in Sikkim und auf Ceylon beobachtet. Sie ist die Art, über welche das Meiste berichtet und gefabelt worden ist. „An der Küste von China“, sagt der alte Bontius, „kommen zur Brütezeit kleine Vögelchen vom Geschlecht der Schwalben aus dem Innern des Landes an die Klippen des Meeres und sammeln aus dem Meerschlamm am Grunde der Felsen einen zähen Stoff auf, möglicherweise Walrat oder Fischlaich, aus welchem sie ihre Nester bauen. Die Chinesen reißen diese Nester von den Klippen und bringen sie massenhaft nach Indien, wo sie für theures Geld gekauft, in Hühner- und Hammelbrühe gekocht und von Schleckern allen übrigen Gaumenreizen vorgezogen werden.“ Bis in die neueste Zeit wird diese Meinung mehr oder weniger festgehalten. Fast sämmtliche Reisebeschreiber sind der Ansicht, daß der Stoff zu den eßbaren Nestern dem Meere und seinen Erzeugnissen entnommen werde. Kämpfer gibt an, daß chinesische Fischer ihn versichert hätten, die eßbaren Nester seien nichts Anderes, als das von den Schwalben irgendwie zubereitete Fleisch von einer großen Tintenschnecke. Rumph beschreibt ein kleines Pflänzchen von weichlicher und knorplicher Beschaffenheit, halb durchsichtig, glatt und schlüpfrig, weiß und roth gefärbt, zähe wie Leim, welche sich am Strande des Meeres auf Felsengeröll und Muschelschalen findet und der eigentliche Baustoff der Schwalbennester sein soll, bezweifelt aber doch die Wahrheit der ihm gemachten Angabe und hält es für wahrscheinlich, daß die Salangane den Baustoff zu ihren Nestern aus ihrem Leibe von sich gäbe, während Poivre Büffon versichert, daß er das Meer zwischen Java und Cochinchina und zwischen Sumatra und Neuguinea mit einer Masse bedeckt gefunden habe, welche, auf dem Wasser schwimmend, wie halb aufgeweichter Leim aussehe und von den Schwalben aufgenommen werde. Erst Raffles kommt wieder auf Rumph's Ansicht zurück und hält den Baustoff für eine Absonderung der Schwalbe selbst, welche zuweilen mit solcher Anstrengung ausgebrochen werde, daß sich Blut mit ihm vermische. Home untersucht darauf hin den Magen der Salangane und findet namentlich die Ausführungsgänge der Magendrüsen ganz eigenthümlich gestaltet, die Mündung derselben röhrenförmig und verlängert in mehrere Lappen, wie eine Blume zertheilt. Diese Lappen, meint Home, sollen den Schleim zu dem Neste absondern. Marsden untersucht den Stoff der Nester und findet, daß er ein Mittelding zwischen Gallert und Eiweiß ist. Er widersteht geraume Zeit den Einwirkungen des heißen Wassers, quillt nach einigen Stunden auf und wird beim Trocknen wieder hart, aber spröde, weil etwas Gallerte im Wasser bleibt. Auf die übrigen Angaben brauchen wir hier nicht weiter einzugehen; sie sind sämmtlich mehr oder minder Muthmaßungen von geringem Werthe. Durch Bernstein's umfassende Beobachtungen wissen wir jetzt genau, aus welchem Stoff die eßbaren Schwalbennester bestehen.

„Es darf uns gar nicht wundern“, sagt dieser ausgezeichnete Forscher, „daß so höchst verschiedene Ansichten über den Stoff der eßbaren Nester bestanden; denn so lange man den Angaben der unwissenden und abergläubischen Eingebornen unbedingten Glauben schenkte und ihre Aussagen als wahr annahm oder sich durch die äußere Aehnlichkeit jener Nester mit anderen ganz verschiedenen Stoffen zu voreiligen Schlußfolgerungen verleiten ließ, durfte man kaum hoffen, der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Nur durch eigene, vorurtheilsfreie Beobachtung der Vögel an ihren Brutplätzen konnte man zum Ziele gelangen. Dies ist jedoch mit ziemlichen Schwierigkeiten verbunden, da diese Thiere in dunklen, schwer zugänglichen Höhlen nisten, in denen es oft schwierig ist, die nächsten Gegenstände deutlich zu unterscheiden, wie vielmehr erst die äußerst beweglichen Vögel zu beobachten. Dies gilt jedoch nur von der Salangane im engeren Sinne. Viel leichter ist es, eine andere Art zu beobachten, welche auf Java einheimisch ist und dort Kusappi genannt wird, da sie ihre Nester an leichter zugänglichen Stellen anlegt, entweder in den vorderen, helleren Theilen der Höhlen, die auch durch die Salanganen bewohnt werden, oder auch an ganz freien Stellen, an überhängenden Felswänden und dergl. Mehrere Male war ich so glücklich, diese Art bei der Anlage ihres Nestes genau beobachten zu können, während es mir bei der Salangane aus den oben angeführten Gründen seltener und nie so vollkommen glückte.“

„Die eßbaren Nester sind ihrer äußeren Gestalt nach schon lange bekannt, und mehrere der älteren Schriftsteller haben gute und genaue Beschreibungen derselben gegeben. Sie haben im Allgemeinen die Gestalt des Viertheils einer Eischale, wenn man sich diese ihrem Längsdurchmesser nach in vier gleiche Theile getheilt denkt. Von oben sind sie offen, während der Felsen, an den sie befestigt sind, zugleich die hintere Wand des Nestes bildet. Dieses selbst ist äußerst dünn; doch breitet sich sein oberer, freier Rand nach hinten, da wo er sich an den Felsen anlegt, auf beiden Seiten in einen flügelförmigen Anhang von verschiedener Stärke aus, welcher, indem er mit breiter, platter Grundlage mit dem Gestein verbunden ist, die hauptsächlichste Stütze für das Nest selbst bildet. Letzteres besteht aus einem, bei der erwähnten Dünnheit der Nestwände meistens durchscheinenden, weißlich oder bräunlich gefärbten, leimartigen Stoffe, in welchem man schon bei oberflächlicher Betrachtung eine deutliche Querstreifung wahrnimmt. Die Querstreifen verlaufen wellenförmig, mehr oder weniger in gleicher Richtung mit einander und sind offenbar durch das schichtenweise Auftragen der Neststoffe entstanden. Sie sind die einzige Spur eines Gefüges, welche man an diesen Nestern bemerken kann. Die dunkleren, bräunlichen, im Handel wenig geschätzten Nester halte ich für ältere, in denen Vögel ausgebrütet und aufgezogen worden sind, die weißen, theuren dagegen für neu angelegte. Andere glauben sie zwei verschiedenen Vögelarten zuschreiben zu müssen; da ich noch keinen, auf einem braunen Neste gefangenen Vogel habe bekommen können, vermag ich die Sache nicht zu entscheiden. Die vielfältigen Uebergänge von ganz braunen zu völlig weißen Nestern, sowie ihr vollkommen gleicher Bau sprechen für eine Art. Manche Nester zeigen, zumal an ihrer inneren Seite, eine zellen- oder maschenähnliche Bildung, die offenbar eine Folge ist der beim Verdunsten des ursprünglich feuchten Stoffes eintretenden Verdickung und Zusammenziehung derselben. Endlich finden sich noch hier und da einzelne kleine Federn als zufällige Beimengung in und an den Neststoffen.“

„In dieses Nest nun legt der Vogel, ohne weitere Unterlage, seine beiden glänzend weißen, ziemlich langen und spitzen Eier. Bisweilen findet man auch deren drei; doch ist zwei wohl die gewöhnliche Anzahl. Ihr Längendurchmesser beträgt etwa 20 MM., ihr Querdurchmesser 14 MM.“

„Das Nest des Kusappi (Collocalia fuciphaga) ähnelt in seiner äußeren Gestalt dem der Salangane vollkommen, unterscheidet sich von demselben jedoch wesentlich dadurch, daß es hauptsächlich aus Pflanzenstengeln und dergleichen besteht, und daß jene eigenthümliche, leim- oder hornartige Masse nur dazu dient, jene Stoffe unter einander zu verbinden und das ganze Nest an seinem Standorte zu befestigen. Daher findet sich dieselbe in größerer Menge an den hinteren Theilen des Nestes, zumal an den erwähnten flügel- oder armförmigen Fortsätzen des oberen, freien Randes. Diese finden sich übrigens weniger regelmäßig, als bei den Nestern der anderen java-

nischen Art und fehlen bisweilen gänzlich, besonders wenn der übrige Baustoff ein festerer, einer Unterstützung weniger bedürftiger ist. Ich besitze eine ziemlich bedeutende Anzahl Nester dieser Vögel, die unter dem Dachstuhl eines öffentlichen Gebäudes in Batavia gefunden wurden. Sie sind durchgängig aus feinen, sehr elastischen Blumenstengeln, Pferdehaaren und einzelnen Grashalmen erbaut, welche Stoffe beinahe in gleicher Richtung auf- und übereinander liegen, ohne unter sich, wie bei den Nestern anderer Vögel, verflochten zu sein. Hier hatte das Thier also ein Bindemittel nöthig, und daher sind die genannten Baustoffe mit jener mehrerwähnten leim- oder hornähnlichen Masse überzogen und verbunden, ja, dieselbe findet sich in größerer Menge an den hinteren Theilen des Nestes. Drei andere Nester fand ich an einer überhängenden Felswand. Sie waren aus andern Pflanzenstoffen, welche sich leicht unter einander verbinden und verflechten lassen. Daher machte der Vogel in diesem Falle auch nur selten von jener Leimmasse Gebrauch; ich fand sie hauptsächlich nur am hinteren Theile des Nestes angewendet: die Pflanzenstoffe waren nur mit dem Leim an die Felsen angeheftet oder höchstens dünn überzogen worden."

Bernstein kommt nun auf die alten Sagen zurück und erzählt, daß er wiederholt Kusappi's beobachtete, während sie sich mit dem Nestbau beschäftigten, andere eine Zeit lang lebend unterhielt und andere zergliederte und so das Ergebniß gewonnen, daß jener leimartige Stoff nichts Anderes ist, als eine Absonderung des Vogels selbst. In einer seiner früheren Mittheilungen hat er bereits auf die auffallende Entwickelung der Speicheldrüsen, namentlich der Unterzungendrüsen, aufmerksam gemacht und die Vermuthung ausgesprochen, daß sie es sein möchten, welche den Nestschleim absondern. Hiervon hat er sich seitdem überzeugt und zugleich auch gefunden, daß die genannten Drüsen nur während der Brutzeit zu zwei großen Wülsten anschwellen, schon während des Eierlegens aber wieder zusammenschrumpfen und dann wenig größer erscheinen, als dieselben Drüsen bei andern Vögeln. „Gedachte Drüsen also scheiden in reichlicher Menge einen dicken, zähen Schleim ab, der sich im vorderen Theile des Mundes, in der Nähe der Ausführungsgänge der genannten Drüsen unterhalb der Zunge ansammelt. Dieser Schleim, der eigentliche Speichel, hat viel Aehnlichkeit mit einer gesättigten Lösung von arabischem Gummi und ist gleich diesem so zähe, daß man ihn in ziemlich langen Fäden aus dem Munde herausziehen kann. Bringt man das Ende eines solchen Schleimfadens an die Spitze eines Hölzchens und dreht dieses langsam um seine Axe, so läßt sich auf diese Weise die ganze Masse des augenblicklich vorhandenen Speichels aus dem Munde und selbst aus den Ausführungsgängen der genannten Drüsen herausziehen. An der Luft trocknet er bald ein und ist dann in Nichts von jenem eigenthümlichen Neststoff verschieden. Auch unter dem Vergrößerungsglas verhält er sich wie dieser. Zwischen Papierstreifen gebracht, klebt er dieselben wie arabisches Gummi zusammen. Ebenso kann man Grashalme damit überziehen und dann zusammenkleben." —

„Wenn nun die Vögel mit der Anlage ihres Nestes beginnen wollen, so fliegen sie, wie ich öfters beobachtet habe, wiederholt gegen die hierzu gewählte Stelle an und drücken hierbei mit der Spitze der Zunge ihren Speichel an das Gestein. Dies thun sie oft zehn bis zwanzig Mal hinter einander, ohne sich inzwischen mehr als einige Ellen zu entfernen. Mithin holen sie den Baustoff nicht jedes Mal erst herbei, sondern haben ihn in größerer, sich schnell wieder ansammelnder Menge bei sich. So beschreiben sie zunächst eine halbkreis- oder hufeisenförmige Form an der erwählten Stelle. Die anfangs dickflüssige Masse verdunstet bald und bildet nun eine feste Grundlage für das weiter zu bauende Nest. Der Kusappi bedient sich hierzu, wie erwähnt, verschiedener Pflanzentheile, die er mehr oder weniger mit seinem Speichel überzieht und verbindet, die Salangane hingegen fährt mit dem Auftragen ihres Speichels allein fort. Sie klammert sich dann, je mehr der Nestbau fortschreitet, an dasselbe an und, indem sie unter abwechselnden Seitenbewegungen des Kopfes den Speichel auf den Rand des schon bestehenden und verhärteten Nesttheiles aufträgt, entstehen jene oben erwähnten wellenförmigen Querstreifen. Bei dieser Gelegenheit mögen dann wohl auch die einzelnen kleinen Federn, die wir an den Nestern finden, an dem halb eingetrockneten Speichel kleben bleiben und als zufällige Bestandtheile der Neststoffe beigefügt werden. Auch mag wohl der Reiz, den die angeschwollenen Drüsen verursachen, die

Thiere veranlassen, sich der Absonderung derselben durch Drücken und Reiben zu entledigen. Hierbei kann es denn bisweilen geschehen, daß diese Theile wund gerieben werden und somit Veranlassung gegeben wird zum Austritt einiger Blutstropfen: diesem Umstande dürften wohl die kleinen Blutspuren, die man bisweilen an den Nestern wahrnimmt, ihre Entstehung verdanken. Uebrigens muß ich noch erwähnen, daß die Absonderung des Speichels, sowie vieler Drüsen in geradem Verhältniß zur Menge der aufgenommenen Nahrung steht. Wenn ich meine, einige Tage lebend unterhaltenen Vögel gut gefüttert hatte, trat alsbald eine reichliche Speichelabscheidung ein, die hingegen sehr gering war, wenn die Thiere einige Stunden gehungert hatten. Und hiermit stimmen andere Beobachtungen überein, zumal der Umstand, daß zu manchen Zeiten die Vögel ihre Nester schneller bauen und diese größer und schöner sind, als zu andern. Im ersteren Falle hatten die Thiere höchst wahrscheinlich Ueberfluß an Nahrung, im letzteren Mangel."

Solchen Beobachtungen gegenüber bedarf es einer weiteren Auslassung nicht. Wir wissen jetzt ganz genau, welchen Stoff die Gutschmecker verzehren, wenn sie die berühmten indischen Vogelnester zu sich nehmen.

Nicht so ausführlich sind wir über das Leben der Schwalbe selbst unterrichtet. Die Salangane, erzählt Junghuhn, fliegt an den Küsten Javas in dem spritzenden Schaum der Brandung hin und her und sucht dort ihre Nahrung. In ihrem Magen findet man kleine Kerbthiere und Würmchen. Die Vögel fliegen mit der Schnelligkeit eines Pfeiles und selbst bei vollster Dunkelheit durch die engsten Ritzen. Ihre Nester werden regelmäßig in Felsenhöhlen angelegt, welche am Ufer stehen. Der Boden derselben ist gewöhnlich mit Meereswasser bedeckt, der Eingang eng, zur Ebbezeit offen, zur Flutzeit durch jede herbeirollende Woge gänzlich geschlossen. Dann fliegt die Schwalbe in dem Augenblick aus und ein, wo die Woge herannaht oder zurücktritt. Auch fern vom Meere gibt es einzelne Felshöhlen, welche von den Schwalben bewohnt sind. Es scheint, daß die Salangane auch außer der Brutzeit in ihrer Nisthöhle übernachtet: „Im Jahr 1846 Ende Dezembers", erzählt Jerdon, „besuchte ich eine der Höhlen am Ende der Tauheninsel bei Honore und erfuhr durch einen Eingeborenen, welcher uns zu der Höhle geführt hatte, daß die jetzt nicht brütenden Vögel abends zwischen acht und neun Uhr ankommen würden. Wir beauftragten ihn, diese Zeit abzuwarten und einige von den Thieren für uns zu fangen. Er kehrte am folgenden Tage zu uns zurück und brachte uns mehrere lebende Salaganen, welche er in einem Nest gefangen hatte, wie er sagte, erst um neun Uhr abends. Die Vögel mußten also aus großer Ferne herbeigekommen sein, da sie drei volle Stunden nach Sonnenuntergang unterwegs gewesen waren. — In einer andern Höhle, welche ich später, im März, besuchte, fand ich ungefähr funfzig bis hundert Nester und in einigen von ihnen Eier. Wenige dieser Nester waren alt, die meisten frisch gebaut. Etwa zwanzig Paare der Vögel mochten vorhanden sein. . . . Bei Darjiling erscheint die Salangane zuweilen in großen Massen, nach Tickel's Angabe im August als Zugvogel, welcher in südwestlicher Richtung dahinstreicht. Ich habe sie aber auch noch im Oktober und ebenso zu anderen Zeiten gesehen, immer in zahlreichen Schwärmen, welche sich über einen beträchtlichen Theil des Bodens vertheilten und hier mit großer Schnelligkeit hin und herflogen."

Die ergiebigsten Bruthöhlen befinden sich an der Südküste Javas. Einige von ihnen, welche in dem ungeheuern Kalkfelsen Karang-Kallong liegen und durch die holländische Regierung ausgebeutet werden, hat Epp besucht. Die betreffende Felswand fällt senkrecht in das Meer ab und wird fast immer von einer wüthenden Brandung umtobt. Auf der Höhe steht eine kleine Schanze mit fünf und zwanzig Mann Besatzung zum Schutze des Nestspeichers. Am Rande der Wand erhebt sich ein starker Baum und streckt seine Aeste über den senkrechten Abgrund. Hält man sich an diese und beugt sich so, daß man hinab sehen kann, so erscheinen die in der Tiefe hin und her schwirrenden Salanganen nicht größer als Bienen, und ihre Masse gleicht Bienenschwärmen. Die kühnen Nestsucher lassen sich an einem neunzig Faden langen Rotangseile Einer nach dem Andern in die schauervolle Tiefe hinab. Wer stürzt, ist rettungslos verloren. Auch in den Höhlen selbst wird ihnen die donnernde Brandung noch gefährlich. Der Höhlen sind neun. Jede hat ihren Namen, und jede ist nur von dem Seile

aus zugänglich. Die Bevölkerung von Karang-Kallong bestand im Jahr 1847 aus 2700 Seelen, von welchen 1500 Mann zur Einsammlung der Nester bestimmt waren. Diese bleiben von andern Frohnen frei, bekommen übrigens für ihre gefährliche Arbeit geringen Lohn. Jährlich wird nur dreimal gesammelt. Ehe die Leute hinabsteigen, halten sie ein aus Reis bestehendes Festessen, genießen nach diesem etwas Opium, beten zur Göttin Njaikidul, und setzen vor deren Bett eine gute Gabe Essen. Die Einkünfte von diesen Höhlen betragen im Durchschnitt jährlich 480,000 Gulden. Auch an verschiedenen andern Plätzen der Südküste Javas und im ganzen indischen Archipel werden Nester gesammelt, welche fast alle nach China wandern.

Es scheint, daß noch heutigen Tages diese Nester ebenso gesucht und theuer bezahlt werden, wie vor Jahrhunderten. Den Schätzungen der Reisenden nach werden alljährlich Millionen der eßbaren Nester nach China ausgeführt, welche zusammen einen Werth von gegen 300,000 Pfd. St. haben. Die Chinesen unterscheiden eine Menge Sorten und zahlen für diese Speichelleckerei in des Wortes eigentlichster Bedeutung fabelhafte Summen.



Der weißnackige Stachelsegler (Acanthylis caudacuta).

In Asien, Afrika, Amerika und Australien leben Segler, welche vor allen andern dadurch sich auszeichnen, daß die Schäfte der Federn des ziemlich gerade abgestutzten oder selbst etwas abgerundeten Schwanzes als spitze Stacheln mehr oder weniger weit über die Fahnen hervorragen. Die betreffenden Vögel sind deshalb bezeichnend Stachelschwalben oder Stachelsegler (Acanthylis) genannt worden. Außer diesem wichtigsten Merkmale unterscheiden sich die Stachelschwalben auch durch dichtes und volles Gefieder und kräftigere Fußbildung von andern Arten ihrer Familie. Der Lauf ist länger, als bei diesen; die vier Zehen sind mittellang, die nach hinten gewendete Daumenzehe ist auffallend stark. Neuerdings ist die wohlbegründete Sippe wieder in verschiedene Unterabtheilungen zerfällt worden.

Eine der bekanntesten Arten ist der weißnackige Stachelsegler (Acanthylis caudacuta), ein Vogel von 8½ Zoll Länge und 20 Zoll Breite, dessen Fittig 8 und dessen Schwanz 2 Zoll mißt. Bei ihm sind der Kopf und der Oberhals, die oberen Schwanzdecken, die Rumpfseiten, die Schwingen und der Schwanz düsterschwarz, blaugrün glänzend, der Rücken und die Schulterfedern weißlichbraun, Kinn,

Brust und Nacken weiß, Unterbrust und Bauch rußbraun, die Unterdeckfedern und ein seitlicher Streifen von den Schenkeln hinterwärts weiß, mehr oder weniger mit glänzend schwarzblauen Federn gemischt. Auch die inneren Fahnen der Oberarmschwingen sind weiß. Der Schnabel ist schwarz, der Fuß bleifarbig, das Auge tiefbraun.

Nach Jerdon findet man diesen Stachelsegler in den südöstlichen Theilen des Himalaya, in Nepal, Sikkim und Budan. Man erkennt ihn leicht an seiner bedeutenden Größe und an der ausgezeichneten Schnelligkeit und Gewandtheit seiner Bewegung. Tickel versichert, daß er keinen andern Vogel kenne, welcher sich mit ihm hinsichtlich seines Fluges vergleichen ließe. Seine Brutansiedelungen liegen hoch im Gebirge, an steil abfallenden Wänden, unter der Schneegrenze. Nach beendeter Brutzeit scheint er regellos im Lande umherzuschweifen; die Beobachter versichern wenigstens, daß man ihn selten länger als zwei oder drei Tage an ein und derselben Stelle finde. Der Stachelschwanz wird wahrscheinlich sehr ausgiebig benutzt und zwar hauptsächlich zum Klettern.

Von den eigentlichen Seglern (Cypselus) hat man neuerdings mehrere kleine Arten unter dem Namen Cypsiurus getrennt, obgleich hierzu meines Erachtens kein Grund vorliegt. Außer der geringen Größe zeichnet sich die äußerste Schwanzfeder derselben dadurch aus, daß sie in einer langgestreckten Spitze endigt; diese Eigenthümlichkeit scheint mir jedoch für eine derartige Trennung kaum hinreichend zu sein. Ich erwähne eines dieser Thierchen seines eigenthümlichen Nestbaues wegen.

Der Zwergsegler, wie ich ihn nennen will (Cypselus parvus) erreicht eine Länge von ungefähr 5½ Zoll bei einer Beite von 11 Zoll. Das Gefieder ist sehr gleichmäßig aschgrau, bräunlich auf Flügel und Schwanz, etwas lichter an der Kehle.

Erst tief im Innern Afrikas, da wo es bereits Urwaldungen gibt, begegnet man dem Zwergsegler öfters, jedoch keineswegs überall. Nur außer der Brutzeit streift auch er ziel- und regellos im Lande hin und her; während der Brutzeit beschränkt sich sein Gebiet auf einen sehr kleinen Umkreis. Nach meinem Dafürhalten stehen seine Bewegungen hinter denen anderer Arten seiner Familie durchaus nicht zurück. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß er der schnellste aller mir bekannten Vögel ist; doch zeigt er, diese Gewandtheit abgerechnet, in seinen Bewegungen nichts Absonderliches. Merkwürdig ist nur sein Nestbau.

Während einer Reise auf dem blauen Flusse sah ich im September eine einzeln stehende, über den niedern Wald sich erhebende Dompalme, welche für den Zwergsegler etwas ganz besonders Anziehendes haben mußte, weil sie von mehr als funfzig Pärchen fortwährend umschwärmt wurde. Die Vögel flogen unter lebhaftem Geschrei hin und her, kehrten jedoch immer wieder zu der Palme zurück, wenn sie sich einmal eine Strecke weit entfernt hatten. Hierdurch aufmerksam gemacht, ging ich auf den Baum zu und bemerkte nun, daß die Vögel sich zuweilen zwischen die Fächerblätter des Baumes begaben und dort sich niederließen. Kleine weiße Punkte, welche von dem Dunkelgrün der Fächerpalme abstachen, veranlaßten mich, den Baum zu ersteigen und die Sache näher zu untersuchen. Ich fand zu meiner nicht geringen Ueberraschung, daß jene Blätter die Niststätten, gedachte weiße Punkte die Nester des Zwergseglers waren.

Die Bauart dieser Nester ist höchst merkwürdig. Die große Blattfläche ist so schwer, daß sie den Blattstiel sprenkelähnlich herniederbiegt, der untere Theil des Blattes also senkrecht nach unten hängt. Nun sitzen aber die Blattflächen unter einem spitzen Winkel an dem Blattstiele an, und es entsteht somit in der Mitte des Blattes selbst eine Rinne oder richtiger ein Winkel, wie im Zimmer da, wo zwei Wände an einander stoßen. In diesen Winkel heftet der Zwergsegler sein Nestchen an. Es besteht größtentheils aus Baumwollfasern, ist aber ganz mit Speichelkleister überzogen und mit diesem an das Blatt festgeklebt. Der Gestalt nach könnte man es mit einem tief ausgebogenen, runden Löffel ver-

gleichen, auf welchem ein breiter Stiel senkrecht steht. Der letztere ist angeleimt und muß das eigentliche Nest halten und tragen. Weiche Federn, welche ebenfalls angekleistert wurden, betten die etwa 2½ Zoll im Durchmesser haltende Nestmulde aus; auf ihr liegen die zwei Eier oder die beiden Jungen. Der Zwergsegler gebraucht aber noch eine besondere Vorsicht, um zu verhüten, daß Eier oder Junge aus dem Neste fallen oder aus ihm geschleudert werden. Bei heftigem Winde wird selbstverständlich das große Blatt mit Macht bewegt, und dabei würden die kleinen Jungen oder mindestens die Eier unfehlbar aus dem flachen Neste geworfen werden. Dem kommt der kluge Vogel zuvor, indem er die Eier, und die Jungen ebenfalls, mit seinem Speichel festleimt. Besonders auffallend war mir, daß die walzenförmigen, weißen, 8 Linien langen Eier nicht der Länge nach im Neste lagen, sondern mit der einen Spitze aufgeleimt waren. Ich fand ziemlich große Junge, welche noch festgekittet waren, vermuthe aber, daß diese Vorsichtsmaßregel unnöthig wird, sobald die Jungen das Dunenkleid angelegt haben und im Stande sind, sich selbst festzukrallen.

In ganz ähnlicher Weise baut und brütet der Palmensegler (Cypselus palmarum) Südasiens. Die ausführlichen Mittheilungen über das Brutgeschäft desselben, welche wir Bernstein und Jerdon verdanken, waren damals aber noch nicht veröffentlicht worden und andere Beobachtungen mir nicht bekannt. Meine Entdeckung erfüllte mich deshalb mit dem allerhöchsten Staunen.

Europa wird von zwei Seglerarten bewohnt, welche beide auch in Deutschland vorkommen, die eine aller Orten, die andere in den südlicheren Gebirgsgegenden. Beide haben in ihrem Wesen die größte Aehnlichkeit mit einander und halten sich in Südeuropa auch gern gemeinschaftlich zusammen. Der Mauer- oder Thurmsegler, Mauerhäkler, die Mauer-, Thurm-, Stein-, Geier-, Feuer- und Spyrschwalbe (Cypselus apus) ist 6¾ bis 7 Zoll lang und 15½ Zoll breit; der Fittig mißt 6½, der Schwanz 3 Zoll. Das Gefieder ist mit Ausnahme der weißen Kehle rußschwarz; das Auge ist dunkelbraun; Schnabel und Füße sind schwarz. Junge Vögel sind etwas bleicher gefärbt, als die alten.

Der Mauersegler ist es, welchen wir vom ersten Mai an bis zum August unter gellendem Geschrei durch die Straßen unserer Städte jagen oder die Spitzen alter Kirchthürme umfliegen sehen. Der Vogel ist weit verbreitet. Ich fand ihn von der Domkirche Drontheims an bis zu der von Malaga, in allen Ländern Europas, welche ich kennen gelernt habe. Andere Beobachter trafen ihn in dem größten Theile Mittelasiens an. Auf seinem Zuge durchstreift er ganz Afrika: man hat ihn aus den südlichsten Ländern Afrikas erhalten. Er trifft mit merkwürdiger Regelmäßigkeit bei uns ein, gewöhnlich am ersten oder zweiten Mai, und verweilt hier höchstens bis zum ersten August. Diejenigen, welche man später sieht, sind solche, welche im hohen Norden brüteten, durch schlechtes Wetter in ihrem Brutgeschäft gestört wurden und ihrer noch unselbständigen Kinder wegen einige Tage länger im Lande ihrer Heimat verweilen mußten. Solche Nachzügler sah ich noch Ende Augusts in Deutschland und auf dem Doverfjeld. In Spanien erscheint der Mauersegler mit gleicher Regelmäßigkeit wie bei uns und verläßt das Land ebenso früh, als er von Deutschland scheidet. Im Innern Afrikas kommt er schon wenige Tage nach seinem Wegzuge an: ich sah ihn bereits am 3. August das Minaret der Moschee Charthums umfliegen. Sein Zug hat jedoch viel Eigenthümliches. In Oberegypten sieht man den merkwürdigen Vogel, welcher zuweilen erst am Vorgebirge der guten Hoffnung Ruhe findet, in manchen Jahren bereits im Februar und März in großer Anzahl, und gar nicht unmöglich ist es, daß in gewissen Jahren hier schon viele überwintern. Zu meinem nicht geringen Erstaunen aber sah ich auch während unseres Aufenthaltes in Malaga zwischen dem 13. und 28. Oktober noch eine Menge Mauersegler die Kirchthürme umfliegen. Es waren, wie ich zu glauben geneigt bin, solche, welche von Afrika aus zurückgeschwärmt waren; denn nach den eingezogenen Erkundigungen soll der Mauersegler auch die Südspitze Spaniens genau zu derselben Zeit verlassen, wie die mittleren und nördlichen Theile des Landes, in denen wir vom 1. August ab nur noch einige Tage lang wenige Nachzügler beobachteten. In Indien kommt der Vogel, nach Jerdon, nur während der Regenzeit als Wintergast vor.

Wie es scheint, wandern die Mauersegler stets in großen Gesellschaften. Sie kommen gemeinschaftlich an, und man sieht da, wo man Tags vorher nicht einen einzigen bemerkte, mit einem Male Dutzende oder selbst Hunderte, und ebenso verlassen sie eine Stadt gewöhnlich in ein und derselben Nacht. Nach Naumann sollen sie ihre Reise kurz vor Mitternacht antreten.

Es wird auch dem Laien nicht schwer, unsern Mauersegler von den übrigen bei uns heimischen Schwalben zu unterscheiden. Seine Bewegungen, sein Wesen und Treiben sind hinlänglich verschieden von denen der Schwalben. Der Mauersegler ist wie seine Verwandten ein im höchsten Grade lebendiger, unruhiger, bewegungslustiger und flüchtiger Vogel. Sein Reich ist die Luft; in ihr verbringt er so zu sagen sein ganzes Leben. Vom ersten Morgenschimmer an bis spät in die Nacht hinein jagt er in weiten Bogen auf und nieder, meist in bedeutenden Höhen, nur abends oder bei heftigem Regen in der Tiefe. Bei uns zu Lande sieht man ihn auch über Mittag seinen Geschäften nachgehen, in südlichen Ländern soll er um diese Zeit sich in seinen Höhlen verbergen. So berichtet Bolle von den Mauerseglern, welche die kanarischen Inseln beleben; nach seiner Beobachtung verstecken sich die Vögel von zehn Uhr Vormittags an und verweilen bis Nachmittag in ihren Löchern. Wir kennen keinen deutschen Vogel, welcher den Mauersegler im Fluge überträfe. Dieser kennzeichnet



Der Mauer- oder Thurmsegler (Cypselus apus).

sich durch eben so viel Kraft und Gewandtheit, wie durch eine unermüdliche Ausdauer. Der Mauersegler versteht zwar nicht die zierlichen und raschen Schwenkungen der Schwalben nachzuahmen; aber er jagt dafür mit einer unübertrefflichen Schnelligkeit durch die Luft. Seine schmalen, sichelartigen Flügel werden zeitweilig mit so großer Kraft und Schnelligkeit bewegt, daß man nur ein unordentliches Bild von ihnen gewinnt. Dann aber breitet der Vogel dieselben plötzlich weit aus und schwimmt und schwebt nun ohne jegliche sichtbare Flügelbewegung prächtig dahin. Doch ist der Segler nur in der Luft wirklich heimisch, auf dem Boden hingegen vollständig fremd. Man kann sich kaum ein unbehilflicheres Wesen denken, als einen Segler, welcher am Fliegen verhindert ist und auf dem Boden sich bewegen soll. Von Gehen ist bei ihm keine Rede mehr; er vermag nicht einmal zu kriechen. Man hat behauptet, daß er unfähig sei, sich vom Boden zu erheben; Dies ist aber, wie ich mich durch eigene Beobachtung genügend überzeugt habe, keineswegs der Fall. Legt man einen frisch gefangenen Segler platt auf den Boden nieder, so breitet er sofort seine Schwingen, schnellt sich durch einen kräftigen Schlag derselben in die Höhe und gebraucht sodann seine Flügel mit gewohnter Sicherheit. Uebrigens weiß der Mauersegler seine Füße immer noch sehr gut zu benutzen. Er häkelt sich äußerst geschickt an senkrechten Mauern oder Bretterwänden an und verwendet die scharf bekrallten Zehen außerdem zu seiner Vertheidigung, andern seiner Art gegenüber.

Der Segler ist ein Schreivogel, nicht aber ein Sänger. Seine Stimme ist ein schneidender, gellender Ton, welcher durch die Silben „Spi spi" oder „Kri" wiedergegeben werden kann. Bei Erregung irgend welcher Art vernimmt man diesen Laut oft zum Ueberdruß, und wenn eine zahlreiche Gesellschaft durch die Straßen hindurchjagt, ist es manchmal kaum zum Aushalten. In ihren Schlaf- oder Nisthöhlen zwitschern Alte und Junge.

Ueber die höheren Fähigkeiten des Mauerseglers ist wenig Günstiges zu sagen. Unter den Sinnen steht das große Auge unzweifelhaft obenan, auch das Gehör kann vielleicht noch als entwickelt betrachtet werden; die übrigen Sinne scheinen ausnehmend stumpf zu sein. Das geistige Wesen stellt den Vogel tief. Er ist ein herrschsüchtiger, zänkischer, stürmischer und übermüthiger Gesell, welcher streng genommen mit keinem Geschöpf in Frieden lebt, nicht einmal mit andern seiner Art, und unter Umständen andern Thieren ohne Grund beschwerlich fällt. Um die Nistplätze zanken sich die Mauersegler unter lautem Geschrei oft tagelang. Aus Eifersucht packen sich zwei Männchen wüthend in der Luft, verkrallen sich fest in einander und wirbeln nun von oben bis zum Boden herab. Ihre Wuth ist aber so groß, daß sie hier häufig noch fortkämpfen und sich mit Händen greifen lassen. Daß ihre Waffen nicht so unbedeutend sind, hat die Erfahrung bewiesen: meinem Vater wurden Mauersegler gebracht, welche todt aus der Luft herabgefallen waren. Bei der Untersuchung zeigte sich, daß ihnen während der nebenbuhlerischen Kämpfe die Brust vollständig zerfleischt worden war. Auch andere Vögel werden von den Seglern zuweilen angegriffen. So sah Naumann, daß ein solcher ohne weitere Veranlassung einen Sperling, welcher sich Maikäferlarven vom frischen Acker aufgesucht hatte, verfolgte, wie ein kleiner Edelfalk wiederholt nach ihm stieß und dem erschrockenen Spatz so zusetzte, daß dieser zwischen den Beinen der Feldarbeiter Schutz suchte. Nur seinen Jungen gegenüber legt der Mauersegler zärtliche Gefühle an den Tag.

Der Nistort ist je nach den Umständen sehr verschieden gewählt. In Deutschland sind es gewöhnlich die Kirchthürme und andere hohe Gebäude, in deren Mauerspalten unser Segler sein Nest anbringt. Gar nicht selten aber vertreibt er auch die Staaren oder Sperlinge aus den für sie auf Bäume gehängten Kübeln, und dabei ist er so rücksichtslos, daß er sich selbst von den brütenden Staaren- oder Sperlingsweibchen nicht abhalten läßt, sondern ihnen sein weniges Geniste im buchstäblichen Sinne des Worts auf den Rücken wirft und sie so lange quält, bis sie das Nest verlassen. Dann überbaut er das Gelege seiner Vorgänger ein wenig und legt hierauf seine Eier auf dieser Schicht ab. Im Süden Europas bevorzugt er geeignete Felswände; namentlich große Höhlen werden oft von hunderten benutzt. In Spanien fanden wir ihn in innigstem Verein mit Thurmfalken, Steinsperlingen und Röthlingen; Homeyer traf ihn auf den Balearen unter Felsentauben und Fliegenfängern. Wo beide europäische Seglerarten zusammen vorkommen, wie in den schweizer und spanischen Gebirgen, siedeln sie sich auch gemeinschaftlich an ein und demselben Orte an. Wenn ein Pärchen einmal eine Nisthöhle sich erworben hat, kehrt es alljährlich zu derselben zurück und vertheidigt sie hartnäckig gegen jeden andern Vogel, welcher Besitz von ihr nehmen will. Die Wiege der Jungen besteht aus Halmen, Heufaden, dürren Blättern, Zeuglappen, Haaren und Federn, welche entweder aus Sperlingsnestern weggenommen oder bei heftigem Wind aus der Luft aufgeschnappt, seltener aber vom Boden oder von den Baumästen abgerissen, ohne Auswahl zusammengelegt, dann aber gänzlich mit dem klebrigen Speichel, welcher wie bei andern Seglern an der Luft erhärtet, überzogen werden. Zwei, höchstens drei sehr lang gestreckte, fast walzenförmige und an beiden Enden ungefähr gleichmäßig zugerundete weiße Eier bilden das Gelege. Das Weibchen brütet allein und wird währenddem von dem Männchen gefüttert, jedoch nur, wenn das Wetter günstig ist; denn bei länger anhaltendem Regen kann dieses nicht so viel Nahrung herbeischaffen, als zwei Mauersegler bedürfen, und das Weibchen sieht sich dann genöthigt, selbst nach Nahrung auszugehen. Die Jungen werden von beiden Eltern geäzt; sie wachsen aber sehr langsam heran und brauchen mehrerer Wochen, bis sie flugbar sind. Man findet die Eier frühestens Ende Mai's, die eben ausgekrochenen Jungen Mitte Juni's oder Anfangs August, die ausgeflogenen Jungen erst zu Ende des Monats.

Der Mauersegler ernährt sich ebenfalls von kleinen Kerbthieren und zwar ungefähr von denselben, welche bei der Beschreibung der Schwalben aufgezählt wurden. Sehr häufig aber jagt er in einer bedeutenden Höhe über dem Boden und wahrscheinlich auf sehr kleine Kerfe, welche wir nicht kennen. Einige Beobachter haben behauptet, daß er nicht trinke; diese Angabe ist jedoch falsch, wie ich, gestützt auf eigene Beobachtungen, versichern kann. Bäder nimmt er wahrscheinlich nur, wenn es regnet; in das Wasser taucht er sich nicht ein, wie Schwalben es thun. Seine fast ununterbrochene Thätigkeit beansprucht eine reichliche Menge von Nahrung: man darf annehmen, daß der Segler so lange frißt, als er jagt. Im Nothfall aber kann er erstaunlich lange hungern: Gefangene, welche ohne Nahrung gelassen wurden, sollen erst nach sechs Wochen dem Hungertode erlegen sein.

Alle Seglerarten haben wenig Feinde. Bei uns zu Lande jagt höchstens der Baumfalk dem nur fliegend sich zeigenden und im Fluge so überaus raschen Vogel nach. Auf seinen Winterreisen bedrohen ihn andere Falken derselben Familie. Die Jungen mögen zuweilen von den Siebenschläfern und andern kletternden Nagethieren heimgesucht werden, jedoch vielleicht blos dann, wenn das Nest, wie erwähnt, in Staarkübeln oder in Baumhöhlen angelegt wurde. Der Mensch verfolgt ihn bei uns zu Lande nicht. Er genießt zwar nicht die Achtung, wie andere Schwalben, wird aber wenigstens mit Gleichgiltigkeit behandelt. Nicht so ist es in Südeuropa und namentlich in Italien. Wie Savy berichtet, gilt dort das Fleisch der Jungen als vortrefflich und ist deshalb sehr gesucht. Um nun diese Leckerei zu erlangen, bereitet man den sehr häufigen Mauerseglern eine bequeme Wohnung, indem man in hohen Wänden oder Thürmen Brutlöcher herstellt, welche man von innen untersuchen und bezüglich ausheben kann. Vor dem Flüggewerden wird dann die Brut bis auf ein Junges ausgenommen und geschlachtet, gebraten und verzehrt. Bei Carrara hat man der Mauersegler halber ein eigenes Brutthürmchen auf einem vorspringenden Felsen gebaut.

Der Alpensegler, Alpenhäkler oder Bergspyr (Cypselus Melba) ist bedeutend größer und stärker als der Mauersegler, 7¾ bis 8 Zoll lang und 19 bis 19⅓ Zoll breit; die Fittiglänge beträgt 8 bis 8⅙ Zoll, die Schwanzlänge 3 bis 3⅓ Zoll. Das Gefieder ist düstergraubraun; Kehle und Unterleib sind weiß; eine Querbinde über die Oberbrust ist braun; der Augenring ist sehr dunkelbraun; Schnabel und Füße sind schwarz. Die jungen Vögel unterscheiden sich dadurch von den alten, daß viele ihrer Federn weißlich gesäumt sind.

Nördlich von den Alpen kommt der Alpensegler nur ausnahmsweise vor. Seine eigentliche Heimat ist der Süden. Die Alpen in ihrer ganzen Ausdehnung, viele Gebirge der drei südeuropäischen Halbinseln und ein großer Theil Asiens beherbergen ihn regelmäßig; im Atlas mag er wohl auch ständig vorkommen. Auf seinem Zuge durcheilt er ganz Afrika: man hat ihn am Kap gefunden. Nach Jerdon ist er im südlichen Indien keineswegs selten; man bemerkt ihn längs des Ghatgebirges bis zum Kap Comorin und gelegentlich bis nach Madras hin. Zu Zeiten ist er in den Nilgerris und während der kühlen Jahreszeit an der Malabarküste gemein. In Mittelindien ist er nach Tickel in allen Gebirgsgegenden eine regelmäßige Erscheinung. Jerdon vermuthet, daß er in diesen Theilen Asiens brüte, weiß aber Bestimmtes hierüber nicht anzugeben. In Spanien haben wir ihn in Catalonien als Brutvogel beobachtet.

Der Alpensegler entfernt sich nur während seines Zuges vom Gebirge, gehört aber dem Alpengebiet nicht ausschließlich an. In der Schweiz findet er sich, nach Tschudi, häufig an den hohen Thürmen der meisten Städte und Dörfer ein; in Spanien kommt er oft im Mittelgebirge vor. Er erscheint viel früher als der Mauersegler, in der Schweiz gewöhnlich schon zu Ende März und verweilt auch länger im Lande als jener, in unsern Alpen bis zu Ende Septembers oder zu Anfang Oktobers. Die Mönche oder Klostergeistlichen des Monserat versicherten uns, daß er in der Nähe ihres Klosters während des ganzen Jahres gesehen werde, und so ganz unwahrscheinlich ist mir diese Behauptung nicht gewesen. Doch muß ich bemerken, daß wir bei Murcia, wo die Alpensegler als Brutvögel nicht vorzukommen scheinen, Ende Juli's viele eintreffen, über den Gebirgen herum fliegen und wieder

verschwinden sahen. Es bleibt also fraglich, ob diese Vögel wirklich auf dem Zuge oder nur auf einer ausgedehnten Streiferei begriffen waren.

In seinem Wesen hat der Alpensegler, wie schon oben bemerkt, die größte Aehnlichkeit mit seinen vorstehend beschriebenen Verwandten. Er ist ebenso unruhig und stürmisch, fliegt ebenso rasch und gewandt und ist ein ebenso arger Schreier, wie jener. Ein Unterschied möchte vielleicht darin bestehen, daß der Alpensegler zu noch bedeutenderen Höhen emporsteigt, als der Mauersegler. Wir haben ihn zuweilen so lange mit dem Auge verfolgt, bis er, höher und höher emporschwebend, unseren Blicken entschwand. Auch sein Geschrei ist von dem des Mauerseglers sehr verschieden; es ähnelt dem des Thurmfalken. Gesellig ist der Alpensegler in demselben Grade, wie sein Verwandter. Einzelne Paare haben wir niemals beobachtet, immer nur Flüge und gewöhnlich sehr zahlreiche. Die Gipfel des Monserat wurden von Tausenden umschwärmt. Gleiches erfuhr Jerdon in Indien: „Ich entdeckte“, sagt er, „einen Schlafplatz dieses Seglers an den prachtvollen Felsenabstürzen bei den Fällen von Gairsoppa. Hier und zwar vorzugsweise an den Klippen zu beiden Seiten des großen Falles in ungefähr 900 Fuß senkrechter Höhe hatten sich die Segler zu großen Massen vereinigt. Es ist möglich, daß alle Segler, welche den Süden Indiens rastlos durchkreisen, allabendlich zu dieser Stelle zurückkehren, um hier zu schlafen, und wahrscheinlich brüten sie auch hier.“

Das Nest wird, wie Schinz berichtet, in die Löcher gebaut, welche sich an Felsen und Thürmen finden. Es ist ganz platt, hat als Unterlage meist einige grobe Stückchen Reiser, dann etwas Stroh und auf diesem Blätter, Lumpen und Papierschnitzel, mehr über einander gelegt, als geflochten, aber Alles mit einer harten glänzenden Masse (dem getrockneten Speichel) zusammengekittet, sodaß es aussieht, als ob es mit Schneckenleim überzogen sei. Auf diese unebene, rohe Unterlage werden die drei länglichen, rein kalkweißen Eier gelegt. Die Brutzeit beginnt zu Ende Mai's; Mitte Juni's findet man Junge, Ende Juli's sind sie ausgefiedert und flugfähig.

* * *

Die Nachtthiere unter den Sperrvögeln sind so ausgezeichnete Geschöpfe, daß sie weder verkannt, noch mit andern Klassenverwandten verwechselt werden können. Sie haben überall, wo sie leben, die Beachtung der Menschen auf sich gezogen und zu den sonderbarsten Meinungen Veranlassung gegeben. Hiervon zeugt unter andern die Menge und Bedeutsamkeit der Namen, welche sie führen.

Wir haben es mit drei nahe verwandten Familien zu thun, welche wir Nachtschwalben, Fettvögel und Schwalme nennen wollen.

Die Nachtschwalben oder Nachtschatten (Caprimulgi) bilden eine sehr zahlreiche, nach außen hin wohl abgegrenzte Familie. Nur soweit es sich um die allgemeineren Kennzeichen handelt, kann man von einer Aehnlichkeit zwischen ihnen und den Schwalben oder den Seglern sprechen; eine genauere Vergleichung der verschiedenen Gruppen ergibt sehr wesentliche Unterschiede. Der äußere und innere Bau der Nachtschwalben ist ein durchaus eigenthümlicher. Sie ähneln streng genommen den Schwalben in viel geringerem Grade, als die Eulen den Falken ähneln. Die Größe schwankt erheblich. Einige Arten sind fast so groß, wie ein Rabe, andere kaum größer, als eine Lerche. Der Leib ist gestreckt, wie bei andern Sperrvögeln, der Hals kurz, der Kopf sehr groß, breit und flach, das Auge umfangreich und ziemlich stark gewölbt. Der Schnabel ist verhältnißmäßig kleiner, als bei allen bisher genannten Ordnungsverwandten: er ist hinten ziemlich breit, aber sehr kurz, stark nach vorn verschmälert und ungemein flach; die Kiefern hingegen sind außerordentlich verlängert, und der Rachen ist deshalb größer, als bei irgend einem andern Vogel. Der hornige Theil des Schnabels nimmt nur die Spitze des Freßwerkzeuges ein; er ist schmal am Oberkiefer oder seitlich herabgebogen; seine stumpfe Firste reicht wenig zurück. Neben ihr liegen die röhrenförmigen Nasenlöcher nahe neben einander. Die Beine sind regelmäßig schwach, ihre Läufe sehr kurz, auf der Hinterseite

mit einer Schwiele bedeckt, vorn gewöhnlich mit kurzen Schildern bekleidet, oben oft befiedert und zuweilen auch ganz nackt. Die Zehen sind, mit Ausnahme der sehr entwickelten Mittelzehe, kurz und schwach; Innenzehe und Mittelzehe sind gewöhnlich am Grunde durch eine Spannhaut verbunden; die Hinterzehe richtet sich nach der innern Seite, kann aber auch nach vorwärts gekehrt werden. Bei sehr vielen Arten trägt die lange Mittelzehe auch einen langen, auf der innern Seite aufgeworfenen und gezähnelten Nagel. Die Schwingen sind lang, schmal und spitzig, jedoch nicht in demselben Grade, wie bei den Schwalben, da nirgends die erste, sondern gewöhnlich die zweite und oft erst die dritte oder vierte Schwungfeder die längste von allen ist. Der Schwanz besteht aus zehn Federn, welche sehr verschieden gestaltet sein können. Das Gefieder ist eulenartig, großfedrig und weich, seine Zeichnung regelmäßig eine außerordentlich feine und zierliche, die Färbung jedoch eine düstere und wenig auffallende. Am kürzesten wird man beide bezeichnen können, wenn man sie baumrindenartig nennt. Beachtenswerth sind diejenigen Gebilde, welche den Rachen umgeben, weil sie in steife Borsten umgewandelt sind; ebenso merkwürdig sind die kurzen, feinen und dichten Wimpern, welche das Auge umstehen. Bei einigen Arten haben die Männchen besondere Schmuckzeichen: verlängerte und meist auch sehr eigenthümlich gestaltete Federn, welche nicht blos in der Schwanzgegend entspringen, wie sonst die Regel, sondern auch dem Flügelgefieder entsprossen oder selbst als umgebildete Schwingen anzusehen sind.

Ueber den inneren Bau des Leibes hat Nitzsch Untersuchungen angestellt, aus denen hervorgeht, daß im Geripp namentlich Schädel und Füße auffallen. Die Seitentheile des Oberkiefers sind platt, breit und wie die ganze Hirnschale luftführend. Das Thränenbein verbindet sich mit den seitlichen Theilen des Oberkiefers; die Gaumenbeine sind flach und hinterwärts seitlich verbreitet; die Flügelbeine treten mit einer dritten Gelenkflechte an das Keilbein heran; dem Quadratknochen fehlt der freie Fortsatz gänzlich. Beispiellos ist die Gelenkung, welche in der Mitte der Aeste des Unterkiefers angelegt ist; denn der Unterkiefer der Nachtschwalben besteht aus drei, stets unverwachsenen Stücken. Das vordere und gepaarte Stück bildet den kleinen Unterschnabel und die vordere Strecke der Kinnladenleiste; die beiden andern paarigen Stücke setzen die Kinnladenäste nach hinten fort und gelenken mit dem Quadratknochen nach vorn, aber in schiefer Linie mit dem Vorderstück. Dieses nimmt keine Luft auf, während die hintern Stücke Luftzellen zeigen. Das Brustbein biegt sich in seinem Hintertheile abwärts, wodurch der Magen Raum zur Ausdehnung gewinnt, wie bei dem Kukuk. Die Vorderglieder sind hinsichtlich ihrer Verhältnisse zu einander nicht so auffällig, wie die Armgliederknochen der Segler. Der luftführende Oberarmknochen ist länger als das Schulterblatt, der Vorderarm zwar etwas länger als der Oberarm, aber nicht kürzer als der Handtheil. Die schmale, längliche Zunge zeichnet sich durch ihre geringe Größe und noch mehr durch viele auf ihrer Oberfläche wie am Seitenrande stehende Zähne aus. Der Zungenkern ist knorpelig, der untere Kehlkopf hat nur ein einziges Muskelpaar. Der Schlund ist bei den altweltlichen Arten ohne Kropf oder Erweiterung, bei einigen amerikanischen hingegen sackartig ausgebuchtet. Der Vormagen ist klein, dickwandig, der Magen häutig und schlaffwandig, sehr ausdehnbar. Die Milz ist ungewöhnlich klein und länglichrund; die Nieren sind gestaltet wie bei den Singvögeln, die Leber wie bei den Kukuken.

Alle Gegenden und Länder der Erde mit Ausnahme derer, welche wirklich innerhalb des kalten Gürtels liegen, beherbergen Nachtschwalben. In unserm Europa kommen zwei Arten vor, im Norden Amerikas mehr als doppelt so viele; schon in Nordafrika und bezüglich in Mittelamerika aber nimmt die Artenzahl beträchtlich zu, und das Gleiche gilt für die entsprechend gelegenen Länder Asiens; auch Neuholland ist nicht arm an ihnen. Der Verbreitungskreis der einzelnen Arten ist ziemlich ausgedehnt; der Aufenthalt aber beschränkt sich auf besonders günstige Oertlichkeiten. Die große Mehrzahl aller Nachtschwalben lebt im Walde oder sucht diesen wenigstens auf, um auszuruhen, einige Arten aber bevorzugen ganz entschieden die Steppe, und andere wieder sogar die Wüste oder wüstenähnliche Steinhalden und dergleichen Plätze. Wie hoch die Nachtschwalben im Gebirge emporsteigen, vermag ich nicht zu sagen, ich glaube jedoch annehmen zu dürfen, daß sie durchschnittlich die Höhe meiden.

Wie zu erwarten, spricht sich in der Grundfärbung des Gefieders der eine oder der andere dieser Wohnkreise aus. Alle waldbewohnenden Nachtschatten tragen ein echt rindenfarbiges Gefieder, die wüsten- oder steppenbewohnenden hingegen ein sandfarbiges; das allgemeine Gepräge der Färbung wird aber so streng festgehalten, daß Swainson behaupten durfte, wer einen Ziegenmelker gesehen, habe sie alle gesehen.

Standvögel sind wahrscheinlich nur diejenigen Nachtschwalben, welche in den Waldungen der Gleicherländer leben, alle übrigen dürften mindestens streichen, und sämmtliche nordische Arten wandern. Sie erscheinen ziemlich früh im Jahre in ihrer Heimat und verweilen bis zu Anfang des Herbstes. Ihre Wanderungen dehnen sie über große Gebiete aus: unsere Nachtschwalbe zieht bis in das Innere Afrikas. Nur während dieser Reisen sind die Nachtschatten einigermaßen gesellig; in der Heimat selbst lebt jedes einzelne Paar streng für sich, und vertreibt jedes andere aus seinem Gebiete. Der Umfang des letzteren pflegt jedoch gering zu sein, und da, wo die Vögel häufig sind, kann es vorkommen, daß ein großer Garten von mehreren Paaren bewohnt wird. Bei uns zu Lande meiden die Nachtschwalben die Nähe des Menschen; sie erscheinen wenigstens nur ausnahmsweise nachts über den Dörfern. Im Süden ist Dies nicht der Fall; hier siedeln sich auch unsere Vögel in oder unmittelbar an Dörfern an, und zumal große Gärten werden zu ihrem gewöhnlichen Wohnsitze.

Kerbthiere verschiedener Art bilden die ausschließliche Nahrung der großen Mehrzahl aller Nachtschwalben. Sämmtliche Arten sind im höchsten Grade gefräßig. Ihre Jagd beginnt in der Regel mit Einbruch der Nacht, wird einige Stunden lang betrieben, sodann unterbrochen und gegen die Morgendämmerung hin von neuem wieder aufgenommen. Noch ehe die Sonne am Himmel erscheint, suchen die Nachtschwalben die Ruhe. Aber auch hier gibt es Ausnahmen. Amerikanische Arten jagen gar nicht selten am hellen Tage und nicht blos in schattigen Waldungen, sondern auch im Freien und im hellsten Sonnenschein. Die übrigen pflegen während des Tages der Länge nach auf einem umgefallenen Stamme und andern liegenden Holzstücken oder auf dem Boden und bezüglich auf Felsgesimsen düsterer Höhlungen zu sitzen oder richtiger vielleicht zu liegen; denn sie drücken sich so platt auf ihre Unterlage, daß sie viel breiter als hoch erscheinen.

Alle Nachtschwalben zeigen sich nur im Fluge als bewegungsfähige Wesen; auf den Zweigen kleben sie, und auf der Erde liegen sie mehr, als sie sitzen. Ihr Gang ist ein trauriges Getrippel, welches die Thiere sehr zu ermüden scheint und auch niemals weiter, als auf einige Fuß hin fortgesetzt wird. Der Flug hingegen zeichnet sich durch Leichtigkeit und Zierlichkeit, Gewandtheit und Anmuth aus. Er ist gewissermaßen ein Mittelglied zwischen dem Fluge der Schwalbe und dem Fluge des Falken. Ungern erheben sich die Nachtschwalben zu bedeutenden Höhen; es geschieht Dies jedoch nicht aus Unvermögen, sondern weil die Tiefe ihnen viel mehr bietet, als eine größere Höhe. Bei ausgedehnteren Wanderungen sieht man sie oft hoch über dem Boden dahinziehen, und namentlich diejenigen, welche bei Tage fliegen, durchsuchen sehr häufig auch die oberen Luftschichten.

Unter den Sinnen steht wohl das Gesicht obenan, wie das große Auge schließen läßt; nächstdem scheinen Gehör und Gefühl am meisten entwickelt zu sein. Ob der Geruch besonders ausgebildet ist, wissen wir nicht; wohl aber dürfen wir behaupten, daß der Geschmack schlecht sein muß.

Die geistigen Fähigkeiten sind gering, wenn auch wahrscheinlich nicht in dem Grade, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Die schlaftrunkene Nachtschwalbe, welche wir bei Tage beobachten können, macht allerdings einen höchst ungünstigen Eindruck, und auch die zufällig gefangene weiß sich nicht anders zu helfen, als durch Aufsperren ihres ungeheuren Rachens und ein heiseres Fauchen: die ermunterte, in voller Thätigkeit begriffene zeigt sich von ganz anderer Seite. Sie bekundet zwar gewöhnlich eine recht alberne Neugier und eine sehr oft verderbliche Vertrauensseligkeit, lernt jedoch ihren Feind bald genug kennen und greift selbst zur List, um sich oder ihre Brut deren Nachstellungen zu entziehen.

Ein eigentliches Nest bauen die Nachtschwalben nicht; sie legen ihre Eier ohne jegliche Unterlage auf den flachen Boden; sie denken nicht einmal daran, für diese Eier eine seichte Höhlung auszu-

scharren. Die Anzahl des Geleges ist stets gering: die meisten Nachtschwalben legen nur zwei Eier, viele sogar blos ein einziges. Bei Gefahr wissen sich einige, wie Audubon uns mittheilt, in ganz absonderlicher Weise zu helfen. Sie bergen nämlich die Eier in dem ungeheuren Rachen und schleppen sie einer andern, ihnen sicher dünkenden Stelle des Waldes zu, wo sie die Bebrütung fortsetzen. Die Jungen werden, soviel uns bekannt, von allen Arten mit großer Liebe gepflegt und nach besten Kräften vertheidigt.

Für die Gefangenschaft eignen sich diese Vögel nicht; doch ist es keineswegs unmöglich, sie bei geeigneter Pflege längere Zeit im Zimmer oder im Käfig zu erhalten. Freilich muß man ihnen alle Nahrung einstopfen; denn an selbständiges Fressen gewöhnen sie sich nie.

Die Zahl der Feinde, welche den Nachtschwalben gefährlich werden können, ist verhältnißmäßig gering. Der Mensch, welcher sie kennen lernt, verfolgt sie nicht. Eine solche Schonung wird ihnen jedoch keineswegs deshalb zu Theil, weil man ihren Nutzen erkannt hat, sondern viel häufiger, weil man in ihnen unheimliche Vögel sieht, deren Tödtung schlimme Folgen nach sich ziehen kann. So denken die Indianer, die Farbigen und Neger Mittelamerikas und nicht viel anders die Spanier und viele afrikanische Volksstämme. Unsere Bauern dagegen betrachten die harmlosen Geschöpfe mit entschieden mißgünstigem Auge, weil sie der Ansicht sind, daß jene ihren weiten Rachen zu nichts Anderem, als zum Melken der Ziegen benutzen könnten; Ungebildete erlegen sie nur zu häufig aus bübischer Mordlust. Nächst dem Menschen verfolgen bei uns zu Lande die schleichenden Raubthiere und Raubvögel und wohl auch größere Schlangen die Nachtschwalben; doch scheint der Schaden, welchen diese Thiere unsern Vögeln zufügen, nicht eben von Belang zu sein.

Eine südamerikanische Art verdient aus dem Grunde an erster Stelle genannt zu werden, weil sie nicht mehr als Nachtvogel im eigentlichen Sinne des Worts betrachtet werden darf.

Die Nacunda, zu deutsch das Großmaul, oder der Criango oder Coriango der Brasilianer (Podager Nacunda) vertritt eine eigene Sippe, welche sich kennzeichnet durch starken, kräftigen Leibesbau, sehr breiten Kopf, ziemlich starken Schnabel und derbes Gefieder. Der Schnabel ist an der Spitze sanft herabgebogen, sein Mundrand etwas aufgeworfen und mit einer Reihe steifer, jedoch nicht langer Borsten besetzt. Die Nasenlöcher liegen fast am Grunde des Oberschnabels. Die Flügel sind lang und spitzig; die zweite und dritte Schwinge sind die längsten. Der Schwanz besteht aus breiten Federn, ist kurz und leicht abgerundet; die Beine sind kräftiger, als bei allen eigentlichen Nachtschwalben; ihre Läufe sind lang, nackt, die Zehen fleischig; der Nagel der Mittelzehe ist gezähnelt. Das Gefieder der Nacunda ist auf der Oberseite schwarzbraun und fein rostgelb marmorirt, der Kopf ist dunkler als die Rückenmitte, die Achselgegend durch größere schwarzbraune Flecke gezeichnet, die Schwanzfedern sind marmorirt und sechs bis achtmal dunkler gebändert, beim Männchen außerdem weiß gerandet; die Kehle, die Zügel, die Ohrgegend und der Vorderhals sind rostgelblich, wenig gefleckt; eine Halsbinde, welche sich von einem Ohr bis zum andern erstreckt, der Bauch, der Schenkel und die untern Schwanzdeckfedern sind reinweiß; die Brust ist gezeichnet, wie der Rücken, jedoch nicht ganz so fein gewellt. Das sehr große Auge ist hellbraun, der Schnabel graubraun, mit schwärzlicher Spitze, der Fuß fleischröthlich, braungrau angeflogen. Nach den Messungen des Prinzen von Wied beträgt die Länge 10 Zoll 2 Linien, die Breite 27 Zoll, die Fittiglänge 8¼ Zoll, die Schwanzlänge 3⅔ Zoll.

Aus den Schilderungen Azara's, des Prinzen, Schomburgk's und Burmeister's geht hervor, daß die Nacunda sich über den größten Theil Südamerikas verbreitet und hauptsächlich in der Steppe vorfindet. Sie meidet jedoch den dichten Wald ebenso, wie die ganz offenen Triften und sucht sich gewöhnlich Strecken aus, welche dicht mit Buschwerk bestanden sind. Nach Burmeister hält sie sich in der Nähe der Dörfer auf und ist unter dem Namen Criango Jedermann bekannt. Das Auf-

fallendste ist ihre Thätigkeit bei Tage und ihre Geselligkeit. Azara sagt, daß sie ihre Kerbthierjagd bei hellerem Lichte, als andere Arten ihrer Familie und in viel größerer Höhe betreibe und sich nicht auf dem Wege setze; die übrigen Beobachter erzählen, daß sie aufgescheucht nur auf kurze Strecken hinfliege und sich dann auf dem Boden niederlasse, am liebsten im hohen Grase sich versteckend, oft in einer Entfernung von kaum drei bis vier Schritt vor dem Beobachter. „Ich habe sie, erzählt der Prinz, „nur einmal auf meinen Reisen gesehen. Auf einer weiten Viehtrift im Innern der Provinz Bahia befanden sich viele dieser Vögel, welche am hellen Mittag in der großen Hitze des Monats Februar munter und lebhaft zwischen den Rindern und Pferden umherflogen und sich dabei oft auf den Boden niedersetzten. Alsdann erhoben sie sich wieder und umschwärmten schwalbenartig das weidende Vieh." Schomburgk erwähnt, daß die Vögel sich nach Art der kleinen Eulen benehmen, bei Ankunft des Menschen den Hals emporrecken, sich dann niederducken, bis sie den günstigen Augenblick zur Flucht erspäht zu haben glauben und endlich davonfliegen. Diese Vorsicht veranlaßt die Indianer zu behaupten, daß die Nacunda noch ein zweites Paar Augen auf dem Rücken besitze. Bei Einbruch der Nacht vernimmt man häufig ein traurigklingendes Geschrei, welches von der Nacunda herrühren soll. Taylor sah Schwärme, welche, seiner Schätzung nach, aus Hunderten bestehen mußten, unter großem Lärm auf Kerbthiere jagen, hauptsächlich über einer Blöße im Walde, aber auch zwischen den Bäumen. Sie flogen sehr gewandt, mit der Schnelligkeit der eilfertigsten Falken, doch mehr nach Art der Schwalben. Sobald sie sich auf den Boden niedergelassen hatten, waren sie gleichsam unsichtbar geworden.

Das Ei hat Burmeister beschrieben. Es wurde ihm gegen Ende Oktobers gebracht und war an einem Abhange im Gebüsch auf dem Boden im niedergedrückten Grase gefunden worden. Die Gestalt ist walzenförmig, wie bei allen Arten der Familie, die Grundfarbe ein leicht gelbliches Weiß. Die Zeichnung besteht aus dicht gedrängten Querstrichen von dreifach verschiedener Farbe, graubräunlich, leberbraun und schwarzbraun; das eine etwas stumpfere Ende ist am wenigsten gefleckt. Azara gibt an, daß die Nacunda gewöhnlich zwei Eier lege.

Eingehendere Beobachtungen über das Leben dieses Vogels sind mir nicht bekannt.

Eine zweite Sippe umfaßt die Dämmerungsschwalben (Chordeiles). Sie sind gestreckt gebaut, kurzhälsig und großköpfig; ihre Flügel sind lang und spitz, die zweite Schwinge ist die längste, die erste fast ebenso lang wie jene; der Schwanz, welcher aus derben, kräftigen Federn besteht, ist gewöhnlich kürzer, als die runden Flügel und meist mehr oder minder gabelig ausgeschnitten; die Beine sind klein, schwach, die Zehen kurz, die Mittelzehen mit stark gebogenen und gezähnelten Krallen bewehrt; das Gefieder ist derber, fester und kleinfedriger, die Farbe und Zeichnung desselben schärfer und voller, als bei der großen Mehrzahl der Nachtschwalben.

Unter den verschiedenen Arten, welche Süd- und Nordamerika bewohnen, ist der Nachtfalk der Nordamerikaner (Chordeiles virginianus) die bekannteste. Die Länge beträgt $8\frac{1}{4}$ bis $8\frac{1}{2}$ Zoll, die Breite 20 bis 21 Zoll; der Fittig mißt $7\frac{2}{3}$ Zoll. Das Gefieder ist auf der Oberseite bräunlichschwarz, weiß und blaßrothbraun gefleckt; die Armschwingen enden mit einem bräunlichweißen Flecken; die fünf ersten Handschwingen sind ungefähr in der Mitte breit weiß gebändert; die Schwanzfedern sind braun und grau gebändert, die vier äußersten jeder Seite außerdem gegen das Ende hin weiß gefleckt. Ein breites, weißes Band umschließt den Hals; das übrige Gefieder der Unterseite ist graulichweiß, dunkelbraun in die Quere gewellt. Das Weibchen ähnelt dem Männchen, unterscheidet sich jedoch dadurch, daß die dunkleren Stellen bräunlicher und die weißen röthlicher erscheinen. Auch fehlen die weißen Flecken im Schwanze.

Wilson, Audubon, der Prinz von Wied und andere Forscher haben den Nachtfalken sehr ausführlich geschildert. „Etwa am ersten April", sagt Audubon, „erscheint dieser Vogel in Louisiana

während seiner Wanderung nach dem Osten; denn kein einziger brütet in dem gedachten Staate oder am Mississippi. Er reist so schnell, daß man wenige Tage, nachdem man den ersten bemerkte, keinen mehr zu sehen bekommt, während er gelegentlich seines Herbstzuges sich oft wochenlang in den südlichen Staaten aufhält und vom 15. August bis zum Oktober beobachtet werden kann. Gelegentlich seiner Wanderung sieht man ihn über unsere Städte und Dörfer fliegen, zuweilen auch wohl auf den Bäumen in unsern Straßen oder auch selbst auf den Essen sich niederlassen, und gar nicht selten hört man ihn von dort seine scharfen Laute herunterschreien zum Vergnügen oder zur Verwunderung Derer, welche die ungewohnten Töne gerade vernehmen. Jedenfalls geht der Nachtfalk weit nach Norden hinauf: ich habe ihn in den britischen Provinzen von Neubraunschweig und Neuschottland gesehen und erfahren, daß er hier bis zum Anfang des Oktobers verweilt. Dagegen habe ich nicht einen einzigen in Neufundland oder an den Küsten von Labrador beobachtet. In den mittleren Staaten erscheint er gegen den ersten Mai, in Maine selten vor Juni."

„Der Nachtfalk hat einen sichern, leichten und ausdauernden Flug. Bei trübem Wetter sieht man ihn während des ganzen Tages in Thätigkeit. Die Bewegungen seiner Schwingen sind absonderlich anmuthig, und die Spiellust, welche er während seines Fluges bekundet, fesselt Jedermann. Der Vogel gleitet durch die Luft mit aller erdenklichen Eile, steigt rasch empor oder erhält sich rüttelnd in einer gewissen Höhe, als ob er sich unversehens auf eine Beute stürzen wolle, und nimmt erst dann seine frühere Bewegung wieder auf. In dieser Weise bewegt er sich in gewissen Kreisen unter lautem Geschrei bei jedem plötzlichen Anlauf, welchen er nimmt oder streicht niederwärts oder fliegt bald hoch, bald niedrig dahin, jetzt dicht über der Oberfläche der Gewässer, dann wieder über den höchsten Baumwipfeln oder Bergesgipfeln dahin streichend. Während der Zeit seiner Liebe wird der Flug noch in besonderem Grade anziehend. Das Männchen bemüht sich durch die wundervollsten Schwenkungen, welche mit der größten Zierlichkeit und Schnelligkeit ausgeführt werden, der Erwählten seine Liebe zu erklären oder einen Nebenbuhler durch Entfaltung seiner Fähigkeiten auszustechen. Oft erhebt es sich mehrere hundert Fuß vom Boden, und sein Geschrei wird dann lauter und wiederholt sich häufiger, je höher es empor steigt; dann wieder stürzt es plötzlich mit halb geöffneten Schwingen und Schwanz in schiefer Richtung nach unten, und zwar mit einer Schnelligkeit, daß man glauben möchte, es müsse sich auf dem Boden zerschmettern: — aber zur rechten Zeit noch, zuweilen nur wenige Fuß über dem Boden breitet es Schwingen und Schwanz, und fliegt wieder in seiner gewöhnlichen Weise dahin." Bei diesem Niederstürzen vernimmt man ein sonderbares Geräusch, welches nach Gundlach's Meinung ganz in ähnlicher Weise hervorgebracht wird, wie das bekannte Meckern der Heerschnepfe, durch einfache Schwingungen der Flügel- oder Schwanzfedern nämlich. „Zuweilen", fährt Audubon fort, „wenn mehrere Männchen vor demselben Weibchen spielen, wird das Schauspiel höchst unterhaltend. Das Spiel ist bald vorüber, denn sowie das Weibchen seine Wahl getroffen hat, beginnt der glücklich Erwählte Jagd auf seine Nebenbuhler zu machen und treibt diese bald über die Grenzen seines Reiches hinaus. — Bei windigem Wetter und bei vorschreitender Dämmerung fliegt der Nachtfalk tiefer, schneller und unregelmäßiger als sonst; er verfolgt dann die von fern erspähten Kerbthiere längere Zeit auf ihrem Wege. Wenn die Dunkelheit wirklich eintritt, läßt er sich entweder auf ein Haus oder auf einen Baum nieder und verbleibt hier während der Nacht, dann und wann sein Geschrei ausstoßend." Auch er hockt sich, nach anderer Nachtschwalben Art, mit aufgelegter Brust nieder. Das Geschrei soll wie „Perketek" klingen. Die Nahrung besteht vorzugsweise aus sehr kleinen Kerbthieren, namentlich aus verschiedenen Mückenarten, welche in unglaublicher Masse vertilgt werden. „Schoß man einen dieser Vögel", sagt der Prinz, „so fand man in seinem weiten Rachen eine teigartige Masse, wie ein dickes Kissen, welche nur aus Mücken bestand."

Die Brutzeit fällt in die letzten Tage des Maimonats; die zwei grauen, mit grünlichbraunen und violettgrauen Flecken und Punkten gezeichneten Eier werden ohne jegliche Unterlage auf den Boden gelegt. Das Junge kommt in einem Dunenkleid von dunkelbrauner Farbe zur Welt. Beide

Eltern theilen sich in ihre Erziehung, und namentlich das Weibchen zeigt bei Gefahr einen großen Muth oder die bekannte List der Verstellung, in der Absicht, die Feinde von den geliebten Kleinen abzuhalten. Wenn die Jungen erst größer geworden sind, sitzt die ganze Familie neben einander, aber so still und bewegungslos, und an so günstigen Orten, daß es sehr schwer hält, sie zu entdecken.

Leider werden sehr viele dieser nützlichen Vögel von den Amerikanern erlegt, meist nur, um sich im Flugschießen zu erproben. Audubon versichert, daß das Fleisch recht schmackhaft sei, namentlich im Herbst, wenn die Nachtfalken gemästet und fett sind. Die Jagd ist eben kein Kunststück, es ist nicht schwer, einen der fliegenden Vögel aus der Luft herunterzuschießen und noch viel leichter, schußrecht an den Sitzenden anzukommen. Im Uebrigen stellen die gewandten Falken und die kleinen Raubsäugethiere auch den Nachtfalken nach.

*

Alle übrigen eigentlichen Nachtschwalben, welche ich noch erwähnen will, betreiben ihre Geschäfte ausschließlich bei Nacht und erheben sich bei Tage nur dann, wenn es sich darum handelt, vor einem



Die europäische Nachtschwalbe (Caprimulgus punctatus).

Feinde zu flüchten. Ihr Leben und Treiben erscheint nach den bisher vorliegenden Beobachtungen so übereinstimmend, daß es unnöthig ist, von jedem einzeln der von mir erwählten eine Lebensbeschreibung zu geben. Für wichtiger halte ich es, auf die Unterschiede aufmerksam zu machen, welche die betreffenden Vögel hinsichtlich ihrer Gestaltung und Färbung zeigen.

Unsere europäische Nachtschwalbe, der Nachtschatten, Tagschläfer, der Nachtwanderer, der Nachtrabe, der Ziegen-, Geis- oder Kindermelker, der Ziegen-, Kuh- oder Milchsauger, die Brillennase, der Pfaffe, die Hexe und wie er sonst noch genannt wird (Caprimulgus punctatus), vertritt eine der artenreichsten Sippen, welche sich, wenn man so sagen darf, durch Einfachheit der Gestalt auszeichnet. Der Leibesbau entspricht im Allgemeinen der weiter oben gegebenen Gesammtbeschreibung. Der Leib ist gestreckt, der Hals sehr kurz, der Kopf groß und breit, der Flügel lang, schmal, spitzig, in ihm die zweite Schwinge die längste, der Schwanz fast gerade abgeschnitten, da nur die äußersten Steuerfedern etwas kürzer als die übrigen gleichlangen sind. Der Schnabel ist sehr klein und kurz, aber breit, an der Wurzel schmal, an der Spitze vor den Nasenlöchern herab gebogen. An den kleinen niedrigen Füßen überragt die Mittelzehe die übrigen bedeutend und verbindet sich mit den nächsten beiden durch eine Spannhaut bis zum ersten Gelenk; die kleine, nach

innen stehende Hinterzehe ist frei. Den Lauf bekleiden von oben her bis zur Hälfte kleine Federchen; der übrig bleibende Theil ist mit Schildtafeln bedeckt. Der Nagel der Mittelzehe ist gezähnelt. Das Gefieder ist großfederig, locker und weich. Die Länge beträgt 10 Zoll, die Breite 21 Zoll; der Fittig mißt 7¼ Zoll, der Schwanz 4⁵⁄₁₀ Zoll. Die Färbung ist auf der Oberseite aschgrau, braunschwarz und rostgelb gefleckt, gestreift, getüpfelt und gewässert, auf der Unterseite lichtgrau, schwarz und dunkelbraun gestrichelt und gefleckt. Ein Strich über dem Auge und ein anderer längs der Rachenspalte sind weißlich. Die drei ersten Schwungfedern zeigen beim Männchen einen weißen, beim Weibchen einen gelben Flecken. Die beiden mittlern Schwanzfedern sind aschgrau, schwarz gebändert, die übrigen sind weniger grau und mehr gefleckt als gebändert, die äußersten Enden mit einem weißen spitzen Fleck. Beim Weibchen ist die Zeichnung unreiner, der Fleck an den drei ersten Schwungfedern kleiner und nicht weiß, sondern rostgelb; die beiden äußersten Schwanzfedern sind rostgelb gespitzt.

Der Heimatskreis des Ziegenmelkers dehnt sich über den größten Theil Europas aus. Erst im höchsten Norden fehlt er, und im südlichen Spanien wird er durch eine zweite Art, den rothhalsigen Ziegenmelker (Caprimulgus ruficollis), ersetzt. Wie weit er sich über Asien verbreitet, ist zur Zeit noch nicht festgestellt. Daß er im Nordwesten dieses Erdtheils vorkommt, unterliegt keinem Zweifel; fraglich aber ist es, ob der Ziegenmelker, welcher häufig noch in den Amurländern vorkommt, wirklich der unsrige oder ob er die Jotaka Japans (Caprimulgus Jotaca) ist. — Radde glaubt freilich diese Jotaka nur als eine Spielart unseres Ziegenmelkers erklären zu müssen, beschreibt aber den gänzlich verschiedenen Lockton derselben so genau, daß Derjenige, welcher unseren Nachtschatten kennt, schwerlich in Versuchung kommt, jene mit diesem für gleichartig zu halten.

Zu derselben Sippe gehören einige durch ihre Färbung ausgezeichnete Arten Nordafrikas, unter denen namentlich der Prachtziegenmelker (Caprimulgus eximius) Erwähnung verdient. Sein Gefieder ist der Hautfärbung nach schön goldgelb, auf Kopf, Brust und Rücken mit länglichrunden Flecken und Punkten gezeichnet, auf Flügeln und Schwanz dunkler gebändert; Kehle, Aftergegend, ein Fleck auf den Flügeln und die Spitzen der äußersten Schwanzfedern sind weiß.

Der Prachtziegenmelker entspricht hinsichtlich seiner Färbung der Oertlichkeit, welche ihn beherbergt. Er findet sich ausschließlich in der Steppe, deren goldner Halmenwald oder deren lebhaft gelbe Sandfelder ihn gleich vortrefflich zu bergen wissen. Rüppell entdeckte den prächtigen Vogel in der Bahiuda; ich fand ihn nicht allzuselten in Kordofahn.

In einer zweiten Sippe (Antrostomus) vereinigt man amerikanische Nachtschwalben, welche wir, um ihnen einen Namen zu geben, Borstenschwalben nennen wollen. Sie zeichnen sich aus durch langen, flachen Schnabel mit hakiger Spitze und nach vorn gerückten, röhrenförmig aufgetriebenen Nasenlöchern, sowie durch zehn sehr starke, steife, pfriemenförmige Borsten, welche am Grund des Oberkiefers stehen, mehr als zollang werden und von dem Vogel willkürlich bewegt werden können. Der Fußbau unterscheidet sich nicht von dem der europäischen Ziegenmelker. Im Fittig ist die zweite oder dritte Schwinge die längste. Der Schwanz ist lang, aber verhältnißmäßig schmal und zugerundet. Das Gefieder ist etwas derber und kleinfedriger, als bei den Mitgliedern der vorher genannten Sippe.

Hierher gehört der berühmte Whip-poor-Will der Nordamerikaner (Antrostomus vociferus), ein Vogel von 9⅓ Zoll Länge, 17½ Zoll Breite, 6½ Zoll Fittig- und 5 Zoll Schwanzlänge. Die allgemeine Färbung der obern Theile ist ein dunkles Braungrau mit bräunlichschwarzer Fleckenzeichnung, die Wangengegend ist bräunlichroth; die Schwingen und die Deckfedern sind dunkelbraun, bandartig lichtbraun gefleckt, die Schwingenspitzen licht- und dunkelbraun gemischt; die vier mittleren Schwanzfedern kommen in der Färbung mit der übrigen Oberseite überein, die drei äußeren jeder Seite sind weiß, tiefbraun an der Endhälfte, lichter gefleckt an der Wurzelhälfte.

Oberhals und Brust ähneln in der Färbung dem Rücken; das übrige Gefieder der Unterseite ist blässer und gefleckt; ein gelblichweißes Band umgibt den Vorderhals.

Die Heimat dieser Nachtschwalbe ist der größte Theil von Nordamerika; gelegentlich ihres regelmäßigen Winterzugs kommt sie auch in Mittelamerika und in Westindien vor. —

Ganz Mittelafrika wird von Ziegenmelkern bewohnt, welche sich hauptsächlich durch einen auffallend langen Stufenschwanz auszeichnen, aber auch außerdem noch durch gewisse Merkmale von andern unterscheiden und deshalb unter dem Namen Scotornis in einer besondern Sippe vereinigt worden sind. Wir wollen die betreffenden Arten kurzweg Schleppenschwalben nennen. Die Kennzeichen sind kurz zusammengefaßt folgende: Der Leib ist klein, der Schwanz aber außerordentlich entwickelt, viel länger als der Körper, und sehr stark abgestuft. Der Fittig ist etwas stumpfer als bei andern Ziegenmelkern, weil in ihm die dritte Schwinge die längste ist. Der Schnabel ist sehr klein und schwach; die Schnurrborsten aber sind verhältnißmäßig lang. Die innere Zehe ist länger als die äußere. Das Gefieder der Schleppenschwalbe (Scotornis climacurus) ist schwer zu beschreiben. Ein lichtes Rothbraun ist die Grundfarbe; die dunklere Fleckenzeichnung vertheilt sich in ähnlicher Weise wie bei anderen Arten der Familie. Das Kinn und ein Zügelstreifen sind weiß, die kleinen Flügeldeckfedern weiß zugespitzt, die Schwingen schwarz, an der Spitze grau gesprenkelt, die ersten sechs in der Mitte breit weiß gebändert, die übrigen schwarz und roth gefleckt, weiß an der Spitze. Die mittleren Schwanzfedern sind dunkler und lichter in die Quere gewellt, die äußeren an der Außenfahne und Spitze, die nächsten beiden an der Spitze allein weiß. Die Unterseite ist fein braun und grau gewellt. Das Männchen ist 15 Zoll lang und 20 Zoll breit; der Fittig mißt 5½, der Schwanz volle 9½ Zoll. Das Weibchen ist beträchtlich kleiner, namentlich bedeutend kürzer.

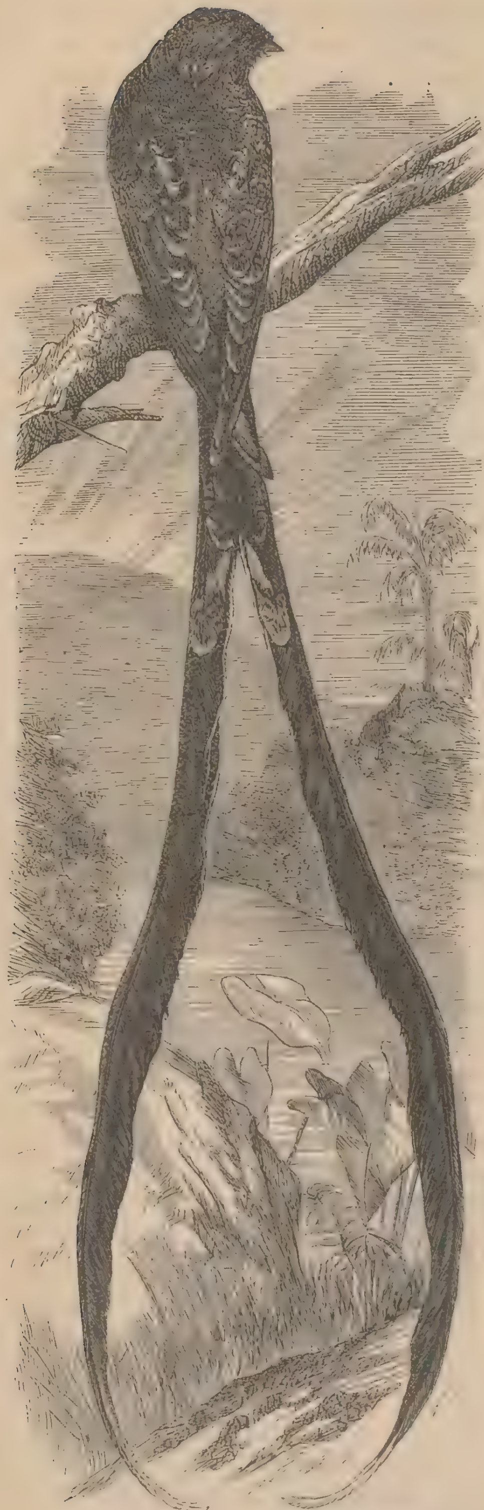
Nach den bisher bekannten Beobachtungen ist die Schleppschwalbe in allen dünn bestandenen Waldungen der Steppenländer Mittelafrikas gemein. Es wird behauptet, daß sie auch in Europa und zwar in Provence vorgekommen wäre; diese Angabe fordert jedoch zu sehr gerechten Zweifeln heraus. Nach meinen Erfahrungen wenigstens kommt der Vogel regelmäßig nicht nördlich des sechszehnten Breitegrades vor, und es läßt sich kaum annehmen, daß er sich von Mittelafrika her bis Europa verfliegen sollte. Doch wird er in allen Verzeichnissen der europäischen Vögel mit aufgeführt.

Bei andern Nachtschwalben ist der Schwanz beim Männchen sehr tief, beim Weibchen weniger auffallend gegabelt, der Flügel lang und stark, seine vorderste Schwinge am Rande gekerbt wie bei den Eulen, der Schnabel sehr gestreckt, an der Spitze verhältnißmäßig stark, der Fuß fein und zierlich gebaut, oben befiedert, unten getafelt. Man hat die hierher gehörigen Arten, welche nur in Südamerika vorkommen, Hydropsalis genannt.

Da die Schwanzbildung das Bemerkenswertheste ist, genügt es, wenn ich von einer der bekanntesten, welche wir Leierschwalbe nennen wollen (Hydropsalis forcipata), bemerke, daß das Gefieder braun und gelb gefleckt und die Halsmitte weiß ist, im übrigen aber die Zeichnung dem bei dem Nachtschatten allgemeinen Gepräge entspricht. Die äußerste Schwanzfeder ist fast dreimal so lang als der Leib; deshalb beträgt die Länge 26 bis 28 Zoll, wovon nur 7 Zoll auf den Leib kommen; der Fittig mißt 9 Zoll.

Nach Burmeister's Angaben leben die Leierschwalben einsam im tiefen Wald, wie es scheint, nirgends häufig. Nach Azara wandern einige Arten zuweilen in Paraguay ein, halten sich dort ebenfalls im Walde auf und fliegen, ebenso wie andere Nachtschwalben auch, gern niedrig über dem Wasser der Bäche dahin, — daher ihr wissenschaftlicher Name. —

Endlich haben wir noch derjenigen Nachtschwalben zu gedenken, bei denen gewisse Flügelfedern eigenthümlich entwickelt sind. Ihnen möchte ich im Deutschen denselben Namen beilegen, welchen die Araber ihnen gegeben haben, so wunderlich er auch klingen mag: ich möchte sie Vierflügel

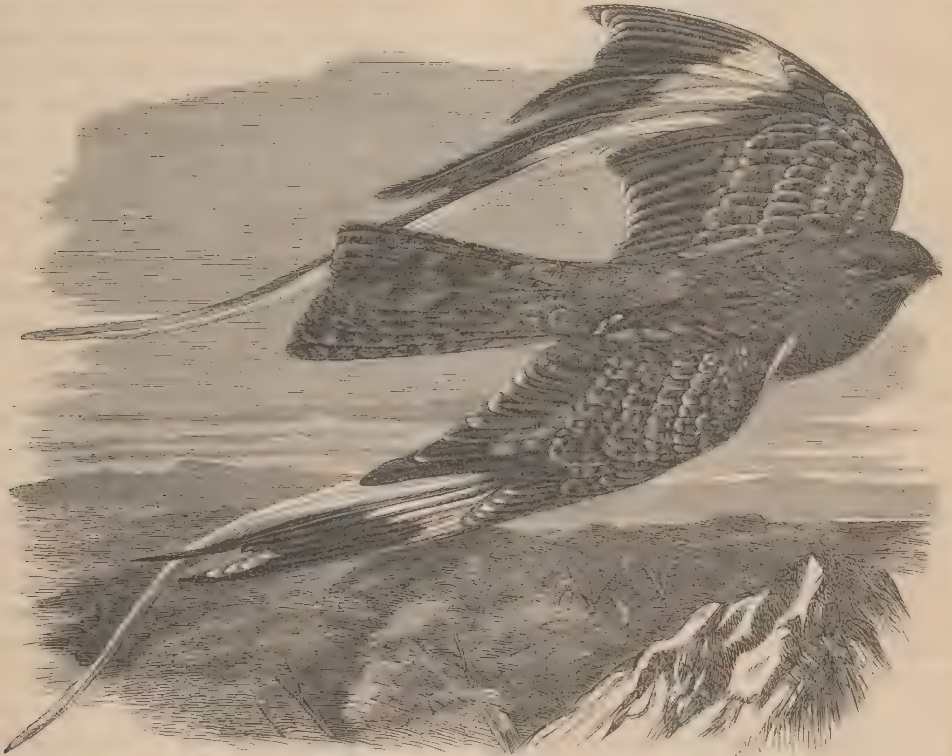

Die Leierschwalbe (Hydropsalis forcipata).

nennen. Zur wissenschaftlichen Bezeichnung hat Swainson den Namen Macrodipteryx gewählt. Abgesehen von den eigenthümlich verlängerten und gestalteten Flügelfedern, zeigt der Vierflügel (Macrodipteryx africanus oder M. longipennis) wenig Absonderliches. Der Fittig ist im Verhältniß zu der geringen Leibesgröße des Vogels sehr lang, in ihm die zweite Schwinge die längste; der Schwanz ist mittellang, gerade abgeschnitten; der Fußbau gleicht dem der europäischen Art; der Schnabel ist schwach; die Schnurrborsten sind von ungefähr gleicher Länge wie der Schnabel. Das Auffallende ist die Schmuckfeder des Männchens. Sie entspringt zwischen den Hand- und Armschwingen, wächst 17 Zoll lang hervor, ist an der Wurzel ohne jegliche Fahne und setzt am Ende eine 6 Zoll lange, verhältnißmäßig sehr breite Fahne und zwar auf beiden Seiten des Schaftes an. Dem Weibchen fehlt diese Feder gänzlich. Das Gefieder erscheint ziemlich düster; seine Färbung ist ein Gemisch von Roth und Schwarz; die Kehle ist lichter; ein Nackenband spielt in das Gilbliche; die Handschwingen sind schwarz und roth gebändert und dunkel zugespitzt, die Armschwingen sind schwarz, viermal roth gebändert, die Mittelschwanzfedern grau, schwarz gepunktet und gestrichelt und sechsmal schwarz in die Quere gebändert. Die Länge beträgt ungefähr 8 bis 9 Zoll, wovon 3½ bis 4 Zoll auf den Schwanz kommen; der Fittig mißt 6¾ Zoll.

Ein nah verwandter Vogel ist unter dem Namen Cosmetornis getrennt worden, weil bei ihm nicht eine einzige, sondern zwei Flügelfedern über die andern verlängert und in sofern anders gestaltet sind, als der Schaft von Anfang an bis zum Ende ziemlich gleichbreite Fahnen trägt. Die einzige Art, welche man kennt (Cosmetornis vexillarius), bewohnt Südostafrika und gehört noch zu den größten Seltenheiten in unseren Sammlungen. Ueber die Lebensweise wissen wir so gut als Nichts, wenigstens durchaus nichts Besonderes.

Eine Lebensschilderung der vorstehend kurz beschriebenen Nachtschwalben kann im Grunde nichts Anderes sein, als die Ausführung des weiter oben über die Familie Mitgetheilten.

Wie schon bemerkt, gehört die große Mehrzahl aller Nachtschwalben dem Walde an; jedoch würde man irren, wenn man annehmen wollte, daß der dicht geschlossene oder düstere Urwald von ihnen bevorzugt würde. Sie erwählen sich im Gegentheil solche Waldungen, wo große Blößen mit dichter bestandenen Stellen abwechseln. Afrikas Steppenwaldungen, wo nur hier und da ein Baum oder ein Strauch steht, der übrige Boden aber mit hohem Gras bewachsen ist, müssen den Nachtschwalben als Paradies erscheinen; darauf hin deutet wenigstens das ungemein häufige Vorkommen der Vögel. Auch die südeuropäischen Waldungen, welche sehr oft an jene Steppenwälder erinnern, sagen ihnen weit mehr zu, als unsere geschlossenen Bestände. Meiden sie ja doch ängstlich fast unsere Laubwälder, obwohl diese unzweifelhaft weit reicher sind an Kerbthieren, als die Nadelwaldungen, in denen sie ihr Sommerleben verbringen. Sie erscheinen auf dem Zuge in Waldungen aller Art oder in Gärten,



Afrikanische Nachtschwalbe [Vierflügel] (Cosmetornis vexillarius).

suchen aber im Norden zum Brüten nur Nadelwälder auf. Die südeuropäische Art, der rothhalsige Ziegenmelker, findet an den Gebirgswänden, wo Steinhalden mit spärlich bewachsenen Stellen abwechseln, vortreffliche Aufenthaltsorte, siedelt sich aber eben so häufig in Baumpflanzungen und vorzugsweise in Olivenwäldern an. Die sandfarbigen Arten Egyptens, namentlich der isabellfarbige Nachtschatten (Caprimulgus isabellinus) halten sich in dem Gestrüpp verborgen, welches die Ufer des Nil bedeckt, da wo die Wüste bis zum Strom herantritt, oder suchen sich in den mit Riedgras bewachsenen Flächen passende Versteckplätze, hierdurch an den ausschließlich zwischen dem Hochgras der Steppe lebenden Prachtziegenmelker erinnernd. Auch die amerikanischen Arten scheinen ähnlichen Oertlichkeiten den Vorzug zu geben; doch erwähnen die Reisenden, daß einzelne Arten auch in dem eigentlichen Urwald vorkommen, sich bei Tage in den dicht belaubten Kronen der Bäume ver-

bergen, bei Nacht aber Waldpfade und Waldblößen aufsuchen oder dicht über den Kronen der Bäume ihre Jagd betreiben.

Unbedingtes Erforderniß zu einem Ruheorte, welcher der Nachtschwalbe behagen soll, ist möglichster Schutz gegen die Strahlen der Sonne. Deshalb zieht sich der kaum gehfähige Vogel mit Aufbietung aller seiner Kräfte in dünn bestandene Waldungen, stets bis in die Stammnähe eines Baumes oder Busches zurück, auch wenn derselbe seine Aeste bis tief auf den Boden herabbeugt. Man darf annehmen, daß die große Anzahl aller Nachtschwalben auf dem Boden ruht und nur ausnahmsweise auf Baumzweigen sich niederläßt. Nachts bäumen alle Arten viel häufiger auf, als während des Tags, obgleich immerhin einzelne in dieser Zeit auf Baumästen zubringen. Der Grund dieser entschiedenen Bevorzugung des flachen Bodens ist unschwer zu erkennen: der Nachtschatten macht besondere Ansprüche an den Zweig, auf welchem er sich niederlassen will; er verlangt einen, ihm in jeder Hinsicht bequemen Ruhesitz. Was ich oben bereits bemerkt habe, setzt sich kein einziger dieser Vögel, nach anderer Art, querüber auf einen Zweig, sondern stets der Länge nach, sodaß Ast und Leib in dieselbe Richtung kommen und letzterer auf ersterem ruht. Die gezähnelten Nägel der Mittelzehe und die nach innen gestellten Hinterzehen machen ein sicheres Festhalten in dieser Lage möglich; aber es gehört doch schon ein ziemlich starker, auf eine Stelle hin astfreier und im gewissen Grade rauher oder gabeliger Ast dazu, um dem Vogel bequem zu erscheinen.

„Da ihnen“, erzählt Naumann, „ganz zusagende Sitzplätze nicht eben sehr häufig vorkommen mögen, so sieht man selbige in der Zugzeit fast regelmäßig wieder von andern besetzt, wenn man die ersten auf ihnen niedergeschossen hatte. Ein Apfelbaum in meinem Garten hatte einen wagerechten Zacken, welcher, obwohl noch zu schwach für den Sitz eines solchen Vogels, sich in eine sehr enge Gabel theilte, deren ebenfalls wagerecht stehende beide Zinken nur wie ein Finger dick waren. Gleichwohl gaben sie, wenn der Vogel der Länge nach jeden Fuß einzeln auf die Zinken der Gabel setzte und Hinterkörper und Schwanz auf dem hinter dem Spalte noch in Eins verwachsenen Theile des Astes ruhen ließ, einen sehr bequemen Sitz ab, welcher soviel Beifall zu finden schien, daß ich in der Zugzeit mehrere Jahre nach einander beständig Nachtschwalben darauf antreffen konnte, ja einstmals drei Tage nach einander auch drei solcher Vögel, nämlich alle Tage einen davon herabschoß.“ Nur wenn ein Ziegenmelker aus seinem tiefsten Schlafe aufgeschreckt wird, und sich einem Baume zuwendet, setzt er sich nach anderer Vögel Art auf Zweige nieder; ein solches Sitzen ist ihm aber so zuwider, daß er baldmöglichst einen neuen, bequemeren Platz aufsucht. Während des Schlafes schließt er die großen Augen gänzlich; sein feines Gehör scheint ihm jedoch annahende Gefahr rechtzeitig zu verrathen. Dann blinzelt er nach Eulenart zwischen den kaum geöffneten Lidern hervor, versucht sich einige Aufklärung zu schaffen und fliegt dann entweder auf und davon oder drückt sich auch wohl noch fester und platter auf den Boden nieder, indem er auf die Gleichfarbigkeit seines Gefieders mit einem alten Rindenstück oder der Erde selbst vertraut.

Naumann behauptet, daß man den Nachtschatten niemals gehen sehe, falls man nicht eine Bewegung so nennen wolle, welche er macht, wenn er, aufgescheucht, eben wieder aufbäumt, sich in seine gewöhnliche Stellung dreht, und dann durch ein paar schrittartige Bewegungen zurecht setzt. Dies ist nicht ganz richtig; ich wenigstens habe sehr oft gesehen, daß die afrikanischen Ziegenmelker vom Umfang des Schattenraums eines Busches aus bis zu der geeigneten Sitzstelle im Mittelpunkt zutrippelten und so immerhin einen oder mehrere Fuß Entfernung laufend durchmaßen. Der Flug ist ungemein verschieden, je nach der Tageszeit und je nach der Erregung, welche der Vogel gerade kundgibt. Bei Tag erscheint er flatternd, unsicher und in gewissem Grade unbeholfen, auch regellos; man meint, daß ein vom Wind plötzlich erhobener leichter Gegenstand durch den Luftzug weiter geführt würde, und schließlich zum Boden wieder herabstürze. Ganz anders fliegt der Ziegenmelker bei Nacht. Mit dem Verglühen des Abendrothes im Westen tritt er seine Jagdzüge an. Er ist vorher munter geworden, hat sich minutenlang im Gefieder genestelt, nach dieser und jener Seite umgeschaut und streicht nun zunächst raschen, behenden, gleitenden Fluges über wenig bewaldete Flächen oder über

vollständige Blößen hinweg. So lange es nur der Jagd gilt, ist der Flug abwechselnd ein leichtes, schwalbenartiges Schwimmen und Schweben oder ein durch rasche Flügelschläge beschleunigtes Dahinschießen; Schwenkungen aller Art werden dabei jedoch auch ausgeführt und zwar fast mit derselben Gewandtheit, welche die Rauchschwalbe zeigt. Bei besonderen Gelegenheiten erhält sich der Ziegenmelker auch rüttelnd längere Zeit über ein und derselben Stelle: irgend Etwas hat seine Aufmerksamkeit erregt und bewegt ihn, dies Etwas genau zu untersuchen. So geht es weiter, bis die vollkommen hereingebrochene Dunkelheit die Jagd beendet. Da der Vogel verhältnißmäßig ungeheure Bissen hinabwürgt, Mai- und große Mistkäfer, umfangreiche Nachtschmetterlinge z. B. dutzendweise verschluckt, ist der Magen in der allerkürzesten Zeit gefüllt und eine fernere Jagd zunächst ganz unnütz; denn auch der Magen eines Ziegenmelkers verlangt sein Recht. Die Verdauung abwartend, sitzt der Vogel jetzt eine Zeitlang ruhig auf einem Aste; sobald aber die lebend verschluckten und nicht so leicht umzubringenden Käfer in seinem Magen getödtet sind und wieder Platz für neue Nahrung geschafft ist, tritt er einen nochmaligen Jagdzug an, und so gehts abwechselnd die ganze Nacht hindurch, falls diese nicht gar zu dunkel und stürmisch ist. Am lebhaftesten fliegen die Nachtschatten in den Früh- und Abendstunden; während der eigentlichen Mitternacht sah oder hörte ich sie nicht einmal in den milden Nächten der Gleicherländer.

Gelegentlich dieser Jagdflüge entfernt sich der Nachtschatten oft weit von seinem eigentlichen Wohnsitz. Er kommt in Thüringen aus den benachbarten Wäldern bis in die Dörfer herein oder fliegt hoch über diesen dahin einem andern Walde zu; er erscheint in Spanien von den umgebenden Gärten über großen Städten, wie z. B. über Madrid; er schwebt in Mittelafrika von der Steppe herein in die Wohnorte des Menschen und macht sich hier oft lange zu schaffen. Nicht selten geschieht es, daß seine Neugier durch besondere Umstände rege gemacht wird: ein dahin laufender Hund kann ihn viertelstundenlang beschäftigen. Er stürzt sich dann wiederholt nach Falkenart auf den Vierfüßler hernieder und begleitet ihn bis weit über die Grenzen seines Gebietes hinaus. Ebenso werden Menschen, welche zufällig über seinen Wohnsitz gehen, oft lange von ihm verfolgt, in engen Kreisen umschwärmt und bis zur Waldgrenze oder darüber hinaus begleitet.

Die Liebe äußert auch auf die stumpfsinnig erscheinenden Nachtschwalben ihre Zaubermacht. Daß zwei Männchen um die Gunst eines Weibchens in heftigen Streit gerathen können und dabei sich so tüchtig zausen, als sie es vermögen, braucht nicht hervorgehoben zu werden; wohl aber muß ich hier bemerken, daß alle Ziegenmelker während der Paarzeit ganz besondere Flugkünste treiben. Schon unser deutscher Nachtschatten erfreut durch seine Flugspiele während der Zeit seiner Liebe. Jede Bewegung wird, so scheint es, mit einem gewissen Feuer ausgeführt und erscheint rascher, gehobener, stolzer. Aber nicht genug damit, der Ziegenmelker klatscht auch noch mit den Flügeln zusammen, wie eine liebesbegeisterte Taube, stürzt sich plötzlich aus einer gewissen Höhe hernieder, daß man ein eigenes Rauschen vernimmt, oder umschwebt und umgleitet in den prachtvollsten Schwenkungen das ruhig sitzende Weibchen. Jede Art leistet in diesen Liebesspielen etwas Besonderes; am auffallendsten aber erscheinen, wie man sich denken kann, die durch den sonderbaren Federschmuck ausgezeichneten Arten Mittelafrikas oder Südamerikas. Ich kenne keine ausführliche Beschreibung der Flugweise der Leierschwalben, kann mir aber lebhaft denken, daß die Männchen dieser Sippe einen wunderbaren Eindruck machen müssen; denn ich erinnere mich heute noch mit wahrem Vergnügen der Abende des innerafrikanischen Frühlings, welche uns in der Steppe, im Dorfe oder in der Stadt die stufenschwänzigen Ziegenmelker in ihrer vollen Liebesbegeisterung vor das Auge brachten. Unbesorgt wegen des lauten Treibens der Menschen, erschienen die prächtigen Vögel inmitten der Ortschaften und umflogen einzelne Bäume mit einer Anmuth, Zierlichkeit und Gewandtheit, welche uns immer zum Entzücken hinriß. Die Helligkeit der Nächte in den Wendekreisländern ließ uns jede Bewegung der Vögel deutlich wahrnehmen; wir konnten jeden Flügelschlag sehen, jedes Ausbreiten oder Zusammenlegen des wie eine Schleppe nachgetragenen Schwanzes unterscheiden, und der Vogel geberdete sich, als wolle er uns alle Künste seines köstlichen Fluges offenbaren. Auch an dem Lagerfeuer in der Steppe war

die Schleppschwalbe eine regelmäßige Erscheinung und ein Gegenstand der anziehendsten Unterhaltung; es schien, als ob sie das ungewohnte Licht besonders aufrege und sie diesem Gefühle durch wundersame Bewegungen Ausdruck geben müsse.

Den Vierflügel habe ich zu meinem Bedauern niemals selbst gesehen, wohl aber aus dem Munde aller Araber, welche ihn kannten, dieselben Ausdrücke der Verwunderung vernommen, welche ich aus allen Erzählungen meiner eingeborenen Jäger schon früher herausgehört hatte. Wie auffallend die Erscheinung des fliegenden Vierflügels ist, mag aus nachfolgenden Worten Russegger's hervorgehen. „Hätte ich eine Haremserziehung genossen, in diesem Augenblick hätte ich an Teufelsspuk und Hexenthum geglaubt; denn was wir in der Luft sahen, war wunderbar. Es war ein Vogel, der sich jedoch mehr durch die Luft zu wälzen, als zu fliegen schien, bald sah ich wieder vier Vögel, bald drei, bald zwei, bald sah ich wieder einen Vogel, der aber wirklich aussah, als hätte er vier Flügel, bald drehte sich das Gaukelspiel wie ein Haspel um seine Axe, und es verwirrte sich das ganze Bild ..... Die beiden, langen Federn, wegen der Zartheit ihrer Schäfte das Spiel eines jeden Windzuges, erschweren einerseits den Flug dieses Vogels sehr, und bewirken andererseits durch ihr Flattern und Herumtreiben in der Luft während des Fluges umsomehr alle die eben erwähnten Täuschungen, als der Vierflügel nach Art seiner Familie, nur im trügerischen Lichte der Dämmerung fliegt und an und für sich einen sehr ungeregelten, unsichern Flug besitzt."

Die Stimme der Nachtschatten ist sehr verschieden. Einige Arten lassen hauptsächlich ein Schnurren vernehmen, andere geben mehr oder weniger wohllautende Töne zum Besten. Wenn unser Ziegenmelker am Tage plötzlich aufgescheucht wird, hört man von ihm ein schwaches, heiseres „Dackdack"; bei Gefahr faucht er leise und schwach, nach Art der Eulen. Während der Paarungszeit vernimmt man einen eigenthümlichen Liebesgesang. Derselbe besteht nur aus zwei Lauten, welche man vielleicht richtiger Geräusch nennen dürfte, werden aber mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer vorgetragen. Man kann nur annehmen, daß der Ziegenmelker ihn in derselben Weise hervorbringt, wie unsere Hauskatze das bekannte Schnurren. Auf dem Wipfel oder auf einem passenden Aste eines Baumes sitzend, beginnt der Vogel mit einem weit hörbaren „Errrrrr", auf welches ein etwas tieferes „Oerrrrrrr" erfolgt. Letzteres wird wahrscheinlich beim Einziehen, ersteres beim Ausstoßen des Athems hervorgebracht. Das Weibchen schnurrt ebenfalls, jedoch nur äußerst selten und stets sehr leise; denn das Spinnen ist ein Ausdruck der Zärtlichkeit. Fliegend vernimmt man von beiden Geschlechtern einen Lockton, welcher wie „häit häit" klingt. Alle afrikanischen Nachtschwalben, welche ich hörte, spinnen genau in derselben Weise wie die unsrige; schon die südeuropäische Art aber wirbt in wohlklingenderer, wenn auch nicht gemüthlicherer Weise um das Herz seiner Geliebten. Sie wechselt mit zwei ähnlichen Lauten ab, welche wir nur durch die Silben „Kluckkluckkluck" wiedergeben können. Die eine derselben pflegt tiefer zu sein, als die andere; das Wieviel aber läßt sich mit Buchstaben nicht ausdrücken. Die Jotaka, welche Radde im Burejagebirge antraf, besitzt nach seiner Beschreibung eine gluckende Lockstimme, welche sich etwa durch die beiden Silben „Dschog dschog" wiedergeben läßt, weshalb die Jotaka von den Birar-Tungusen „Dschogdschoggün" genannt wird. Ein indischer Ziegenmelker, welcher wiederholt mit dem unsrigen verwechselt worden ist (Caprimulgus indicus), schreit nach Jerdon „Tuyo". Diese Angaben, welche die gänzliche Verschiedenheit der Stimmen so nahe verwandter Vögel beweisen, genügen vollständig, um festzustellen, daß die genannten nicht Spielarten ein und derselben Form, sondern durchaus selbständige Arten sind. Besonders auffallend muß der Ruf vieler amerikanischen Nachtschwalben sein, weil er nicht blos den ungebildeten, sondern auch den gebildeten Bewohnern dieses Erdtheils Veranlassung gegeben hat, die Vögel entweder zu scheuen, oder mit den auffallendsten Namen zu belegen. Schomburgk schildert malerisch die Stimmen des Urwaldes, welche laut werden, wenn der helle Gesang, das ausgelassene Gelächter der farbigen Begleiter des Reisenden verstummt ist. „Auf den heiteren Jubel folgt die tiefe Klage des Schmerzes der verschiedenen Arten der Ziegenmelker, die auf den dürren, über die Wasserfläche emporragenden Zweigen der in den Fluß gesunkenen Bäume saßen und ihre stöhnenden Klagetöne durch die mondhelle Nacht ertönen

ließen. Diese dumpfen Laute sind in der That so düster und unheimlich, daß ich die Scheu und Furcht vor diesen Thieren sehr natürlich finde. Kein Indianer, kein Neger, kein Kreole der Küste wagt es, sein Geschoß auf diesen Vogel zu richten, in welchem die ersteren die Diener des bösen Geistes Jabahu und seine Zauberer, die andern Boten des bösen Geistes Jumbo und die dritten den sicheren Verkündiger eines Todesfalls innerhalb des Hauses erblicken, wie schon Waterton in seinen „Wanderungen" so anmuthig erzählt hat. Bald scholl mir von jenen Bäumen oder dem nahen Ufer das klagende „Ha-ha-ha-ha-ha-ha-ha", welches mit hellem, vollen Ton beginnt und nach und nach bis zum ersterbenden Seufzer hinabsinkt, entgegen, bald das mit ängstlicher Hast ausgestoßene: „Who-are-you, who-who-who-are-you?" (Wer bist du, wer, wer, wer bist du?!), bald wieder das dumpf befehlende: „Work-away-work-work-work-away" (Arbeite,-hinweg-arbeite, arbeite, arbeite-hinweg!), während mich im nächsten Augenblick eine vom tiefsten Lebensüberdruß erfüllte Stimme anflehte: „Willy-come-go-Willy-Willy-Willy-come-go" (Wilhelm, komm-laß uns gehen-Wilhelm-Wilhelm-Wilhelm-komm-laß uns gehen!) und eine fünfte klagte: „Whip-poor Will!-Whip-Whip-Whip-Whip-poor Will" (Schläge, armer Wilhelm, Schläge-Schläge-Schläge-Schläge-armer Wilhelm!), bis plötzlich das kreischende Geschrei eines Affen, der im Schlaf gestört oder von einer Tigerkatze überfallen worden war, aus dem düstern Wald herübertönte."

Das oben über die geistigen Fähigkeiten des Ziegenmelkers Gesagte will ich hier durch einige Belege zu beweisen suchen: Alle Nachtschwalben stehen sicherlich an Verstand hinter den Tagschwalben zurück, in ähnlicher Weise ungefähr, wie die Eulen hinter den Falken. Sie sind träger und schwergeistiger; ihr Fassungsvermögen ist gering. Die Nacht bietet aber auch einem so bewegungsfähigen Vogel viel weniger Gelegenheit, seinen Geist auszubilden, als der helle Tage einem seiner Verwandten; zumal der allgemeine Thierfeind „Mensch" kommt diesen Geschöpfen gegenüber nur wenig in Betracht. So erkläre ich mir die dummdreiste Neugier des Ziegenmelkers. Alles Ungewohnte erregt seine Aufmerksamkeit im höchsten Grade, und er kommt dann von fern herbei, um sich die Sache genauer zu betrachten. In einsamen Waldungen naht er sich fast regelmäßig dem verspäteten Wanderer und umfliegt ihn in engen Kreisen oder begleitet ihn wohl auch Viertelstundenlang, sicherlich nur zu dem Zwecke, um sich hinreichende Aufklärung über die ihm ungewöhnliche Erscheinung zu verschaffen. Plötzliche Lichterscheinungen reizen ihn noch mehr. Nicht blos die Schleppschwalbe, sondern alle Nachtschwalben überhaupt werden durch das Lagerfeuer herbeigezogen und umschwärmen dasselbe in sonderbarer Weise. Ein Fehlschuß, welcher ihnen gegolten, verblüfft sie förmlich. Sie pflegen dann in ihrem Flug plötzlich einzuhalten und die Gefährlichkeit des Feuergewehrs nicht kennend, sich rüttelnd an ein und derselben Stelle zu halten, um sich von der Bedeutung des eben Gesehenen zu überzeugen. Daß sie sich durch diese Unvorsichtigkeit zum zweiten Male dem tödtlichen Geschoß aussetzen, kommt ihnen nicht in den Sinn: es fehlt ihnen an Erfahrung darüber. Ist aber einer der Gatten des Paares gefallen, dann pflegt sich der andere wohl in Acht zu nehmen: die Erfahrung witzigt also auch ihn. Nirgends hält es leichter, Ziegenmelker zu erlegen, als in Afrika. Sie betragen sich hier, wie ich bereits zu schildern versuchte, ohne irgend welche Bedenklichkeit zu zeigen: sie sind es nicht anders gewohnt; kein Innerafrikaner hat sie jemals geschreckt oder gefährdet. Das Erscheinen einer Eule wandelt ihr Betragen augenblicklich um; der Nachtschatten weiß, daß diese eine Räuberin ist und ist auf Flucht bedacht. Für den Geist unserer Vögel spricht aber noch mehr, so namentlich eine List, welche der so täppisch erscheinende Gesell bei Tage bekundet. Die Spanier nennen den Ziegenmelker Engaña-pastor, zu deutsch „Hirtenbetrüger", aus dem sehr richtigen Grunde, weil die Hirten am häufigsten mit ihm in Berührung kommen. Die weidende Herde treibt den Nachtschatten auf, der fliegende Vogel erregt die Aufmerksamkeit des Hirten, und dieser geht nach dem Platze hin, auf welchen jener einfiel, entdeckt ihn auch wohl, glaubt sich seiner ohne Anstrengung bemächtigen zu können, kann sich bis auf einen Fuß dem Schläfrigen nähern, streckt die Hand aus, um ihn wegzunehmen, und — greift in die Luft. Der Ziegenmelker hat seinen Feind wohl gesehen, das blinzelnde Auge hat jede seiner Bewegungen beobachtet, er hat es aber für gut befunden, tiefen Schlaf zu heucheln, und freut sich sicherlich herzlich,

daß er den Halbgott wieder einmal betrogen. Daß diese Schilderung keine Fabelei ist, mag eine Angabe Naumann's beweisen. „Einstmals", so erzählt der Altmeister, „leistete ich meinem Vater beim Ausbessern eines Lerchennachtgarns, das wir auf einer Wiese ausgebreitet hatten, Gesellschaft, als ich zufällig ganz in unserer Nähe auf dem Schafte eines vom Winde umgeworfenen großen Baumes einen Tagschläfer gewahrte, welcher sehr fest zu schlafen schien. Der Entschluß, ihn zu fangen, war sogleich gefaßt, das Garn herbeigeholt, an seinen beiden Stangen aufgerichtet und, ausgespannt, über den liegenden Baum mit allen seinen noch daran befindlichen Aesten und Zweigen hinweggedeckt, obgleich nicht Alles hierbei ganz geräuschlos abging. Da wir nun, als dem Vogel jeder Ausweg verschlossen war, zu lärmen anfingen, um ihn von seinem Sitze gegen das Netz zu treiben, weil wir ihn so leichter mit den Händen zu erhaschen hoffen durften, bemerkten wir, daß er jetzt zwar aufgewacht war, uns aber durch Scheinschlaf zu täuschen suchte, weshalb ich denn unter das Netz in den überdeckten Raum hineinkriechen mußte, worauf er erst von seinem Sitze gegen das Netz flog, als ich schon die Hand nach ihm ausstreckte."

Es scheint, daß alle Ziegenmelker nur einmal im Jahre brüten. Diese Zeit ist selbstverständlich verschieden nach der Heimatsgegend, welche diese oder jene Art bewohnt; sie fällt aber regelmäßig in den Frühling der betreffenden Länder. Das Männchen bewirbt sich sehr eifrig um die Liebe seiner Gattin und bietet alle Künste des Fluges auf, um ihr zu gefallen. Auch das Schnurren oder laute Rufen ist nichts Anderes als Liebeswerbung, der Gesang des verliebten Männchens. Nachdem sich die Paare gefunden und jedes einzelne das Wohngebiet erkoren, legt das Weibchen an einer möglichst geschützten Stelle, am liebsten unter Büschen, deren Zweige bis tief auf den Boden herabreichen, sonst aber auch auf einem bemoosten Baumstrunk, in einem Grasbusche und an ähnlichen Oertlichkeiten seine zwei Eier auf den Boden ab, regelmäßig da, wo man sie nicht sucht. Ein Nest wird niemals gebaut, ja die Niststelle nicht einmal von den auf ihr liegenden Stoffen gereinigt. Wahrscheinlich brüten beide Geschlechter abwechselnd und zeigen große Liebe zur Brut. Bei herannahender Gefahr gebraucht der brütende Ziegenmelker die gewöhnliche List schwacher Vögel: er flattert, als ob er gelähmt wäre, über dem Boden dahin, bietet sich dem Feinde zur Zielscheibe, lockt ihn weiter und weiter vom Neste ab und erhebt sich dann plötzlich, um raschen Fluges davon und bezüglich zurückzueilen. Nähert man sich des Nachts dem Neste, so ist das Weibchen äußerst ängstlich, und schreit, um das Männchen herbeizurufen. Aber es trifft auch noch andere Vorsichtsmaßregeln, um die einmal aufgespürte Beute der Gewalt des Feindes zu entrücken. Audubon hat, wie schon bemerkt, von einer Art beobachtet, daß die Eltern ihre Eier und selbst ihre kleinen Jungen, wenn das Nest entdeckt wurde, einer andern Stelle des Waldes zu tragen; es ist aber gar nicht unmöglich, daß alle übrigen Ziegenmelker ganz in ähnlicher Weise verfahren. „Ich habe", erzählt der ausgezeichnete Forscher, „es mir viel Zeit kosten lassen, um mich zu überzeugen, wie der Ziegenmelker dabei verfährt, um Eier und Junge wegzuschaffen, zumal nachdem ich, Dank der Hilfe eines ausgezeichneten Hundes, gefunden hatte, daß der Vogel die zarten Pfänder seiner Liebe niemals weit wegträgt. Die Neger, welche die Sitten der Thiere gut zu beobachten pflegen, versicherten mich, daß der Nachtschatten die Eier oder Jungen mit dem Schnabel längs des Bodens fortschöbe oder stoße. Bauern, mit denen ich mich über den Gegenstand unterhielt, glaubten, daß die Eltern ihre Brut wohl unter die Flügel nehmen und so fortschaffen möchten. Mir erschien die Angabe der Neger glaubwürdiger, als die der Bauern, und ich machte es mir zur Aufgabe, das Wahre zu erforschen. Das Ergebniß ist folgendes: Wenn der Nachtschatten, gleichviel ob das Männchen oder das Weibchen eines Paares entdeckt hat, daß seine Eier berührt worden sind, sträubt es sein Gefieder und zeigt eine oder zwei Minuten lang die größte Niedergeschlagenheit. Dann stößt es ein leises, murmelndes Geschrei aus, auf welches der Gatte des Paares herbeigeflogen kommt, und so niedrig über den Grund dahinstreicht, daß ich glauben mochte, seine kurzen Füße müßten denselben berühren. Nach einigen leisen Tönen und Geberden, welche Zeichen der größten Bedrängniß auszudrücken schienen, nahm es ein Ei in sein weites Maul, der andere Vogel that dasselbe, und dann strichen beide langsam und vorsichtig über den Boden dahin und verschwanden zwischen den Zweigen

und Bäumen. Das Wegschleppen der Eier soll übrigens nur geschehen, wenn sie ein Mensch berührt hat, während der Vogel ruhig sitzen bleibt, wenn Derjenige, welcher das Nest entdeckte, sich wieder zurückzog, ohne die Eier zu berühren."

Die ausgeschlüpften Jungen werden von den Eltern während des ganzen Tages bedeckt. Mein Vater beobachtete, daß eins der Eltern auch dann noch, wenn die Jungen fast flügge waren, auf ihnen saß. Wie erklärlich, findet die Azung der Brut nur des Nachts statt. Anfangs erhielten die Kleinen zarte Kerbthiere, namentlich Hafte und Nachtschmetterlinge; später werden ihnen gröbere Stoffe zugetragen, und schließlich müssen sie unter Führung und Leitung der Alten ihre eigene Jagd beginnen. Es ist möglich, aber höchst schwierig, jung aus dem Neste genommene Ziegenmelker aufzuziehen. Mein Vater versuchte es wiederholt, und es gelang ihm, wenn er nur Nachtschmetterlinge und Käfer fütterte, während ausschließliche Fliegennahrung den Jungen nach kurzer Zeit den Tod brachte. Das Junge, welches mein Vater aufzog, fraß sechs bis acht Schock Stubenfliegen in einem Tage. Bei reichlicher Nahrung wachsen die Jungen auch in der Gefangenschaft außerordentlich schnell heran. Sie zeigen frühzeitig die Art ihrer Eltern, drücken sich plötzlich nieder, wenn sie einen Menschen auf sich zukommen sehen und fauchen, wenn sie erzürnt werden.

Die Wärme lieben sie wohl, nicht aber den Sonnenschein. Die Gefangenen meines Vaters krochen, wenn sie am Fenster dem Sonnenlichte ausgesetzt wurden, stets dahin, wo der Fensterrahmen Schatten gab, und kauerten dort sich nieder. Ein gefangener Nachtschatten, welchen Tschudi pflegte, benahm sich ähnlich. „Während wir Dies schreiben", sagt der schweizer Forscher, „trippelt ein hübscher, weiblicher Ziegenmelker in unserer Arbeitsstube umher. Wir erhalten ihn seit längerer Zeit, indem wir ihn täglich mit Würmern und Kerbthieren stopfen. Freiwillig frißt er Nichts. Obgleich ein nächtlicher Vogel, ist er doch auch bei Tage ziemlich thätig, kommt bei Sonnenschein fleißig aus seinem Winkel hervor und setzt sich dicht neben uns am Boden mit Vorliebe auf den wärmsten Fleck, wobei er behaglich den Schwanz fächerförmig ausbreitet und mit halbgeschlossenen Augen duselt. Verläßt die Sonne das Fenster, so geht er langsam schrittweise wieder in seinen Winkel und legt sich gewöhnlich platt auf den Bauch. Er fliegt sehr ungern und hüpft so ungeschickt, daß er beständig auf die Seite purzelt, wobei er oft unbehilflich liegen bleibt und wartet, bis er aufgestellt wird, obwohl er ganz gesund und stark ist. Fremde schnarrt er leise krächzend an, ist aber dabei äußerst zahm, sitzt recht gern breit in der warmen, hohlen Hand, wobei er die Leute zutraulich mit seinen großen, schwarzen Augen ansieht, und ist der Liebling des Hauses."

Alle Ziegenmelker bringen dem menschlichen Haushalte nur Nutzen, niemals Schaden und verdienen deshalb die allgemeinste und umfassendste Schonung. Wer das Leben und Treiben dieser Vögel aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat, muß sie lieb gewinnen, und nur der gänzlich Unkundige und Wundersüchtige kann fähig sein, von der übeln Nachrede, welche eben Unkenntniß und Wundersucht geschaffen, ein Wörtchen für möglich zu halten. Auch hier geht es wie immer, das Unbegreifliche reizt die Einbildung der Thoren zur Erfindung alberner Geschichten, welche von andern Thoren für baare Münze hingenommen werden. So lächerlich es sein mag, so gewiß ist, daß es noch heutigen Tages Menschen gibt, welche den Namen Ziegenmelker wörtlich nehmen oder in dem Nachtschatten und der „Hexe" auch wirklich einen Schatten der Nacht oder eins jener unbeschreiblichen, zauberfähigen Wesen sehen. Wer aber, wie ich, im Innern Afrikas allnächtlich fast Ziegenmelker beobachten konnte; wer die Freude hatte, von ihnen besucht zu werden, während das nächtliche Feuer in der Einöde brannte; wem ihr Spinnen oder ihr Geschrei als freundlicher Gruß entgegentönte, sobald das hereinbrechende Dunkel das Stimmengewirr der Tagvögel verstummen gemacht, der wird sich der Nachtschwalben nur mit warmer Liebe erinnern können und sie gegen jede Verfolgung, ja schon gegen jede alberne Nachrede in Schutz nehmen müssen. Die armen und wehrlosen Vögel haben ohnehin in dem Raubzeug der beiden höchsten Klassen und in den Schlangen der Feinde genug!

*

In Südamerika leben außer den bereits genannten Nachtschwalben noch viele andere, von denen ich nur noch einer hier erwähnen will. Der sehr kräftige und hakige Schnabel, sowie die derben Füße, deren Mittelzehen keinen gezahnten Nagel tragen, sind die hauptsächlichsten Kennzeichen von ihr und ihren Verwandten; es ist deshalb keineswegs schwierig, sie von anderen Nachtschwalben zu unterscheiden. Um Genaueres anzugeben, will ich hervorheben, daß sich die Sippe der Riesenschwalben (Nyctibius) durch folgende Merkmale kennzeichnet: Der Leib ist kräftig, der Kopf ungewöhnlich groß, der Flügel, in welchem die dritte Schwinge alle anderen überragt, ist lang und spitzig, der Schwanz verhältnißmäßig lang und schwach zugerundet, das Gefieder reich, weich und locker, — dies Alles wie bei den Nachtschwalben; der Schnabel aber weicht bedeutend ab. Auch er ist von oben gesehen dreieckig, an der Wurzel ungemein breit, bis zu den Nasenlöchern hin gleichmäßig abfallend, vonhieraus in einen dünnern, rundlichen Nagel zusammengedrückt, welcher sich sanft bogenförmig über den Unterschnabel herabwölbt und dessen Spitze mit herabbiegt, obwohl letztere zu seiner Aufnahme ausgehöhlt und deshalb bedeutend kürzer ist; der scharfe Mundrand trägt einen linienlangen Zahn, welcher da hervortritt, wo der Haken beginnt; der Schnabelspalt zieht sich, wie bei den andern Ziegenmelkern auch bis gegen das Ohr hin, und die Rachenöffnung ist deshalb erstaunlich groß. Vom hornigen Theile des Schnabels sieht man übrigens wenig, weil der größte Theil befiedert ist, der Oberschnabel bis zu den Nasenlöchern, der Unterschnabel bis gegen die Spitze hin. Viele Federn am Schnabelgrunde sind zu feinen Borsten umgestaltet. Die Beine sind kurz, ihre Zehen schlank, die Nägel mäßig groß, etwas bogig; der mittlere zeigt einen scharf vortretenden Rand.

Die größte Art der Sippe (Nyctibius grandis) ist von den Guaranern „Ibijau“, zu deutsch Erdfresser, genannt worden, und jener Name in unsere Lehrbücher übergegangen. Der Vogel ist der Riese seiner Familie. Seine Länge beträgt nach den Messungen des Prinzen von Wied über 21 Zoll, die Breite gegen 47 Zoll; der Fittig mißt 15½, der Schwanz 10⅓ Zoll. Die Grundfarbe des Gefieders ist ein weißlichhelles Gelbgrau, welches auf der Oberseite wie gewöhnlich dunkler als auf der Unterseite ist. Die Zeichnung besteht aus sehr vielen feinen, braunen und schwarzen Querlinien, zu denen auf dem Kopfe dunklere Schaftstreifen und hie und da dreieckige dunklere Spitzenflecken treten. Die Federn des Flügelrandes, des Buges und der Achselgegend sind dunkelrothbraun, mit schwarzer Querzeichnung, zwischen denen am Handgelenk weiße Flecken hervortreten; der Unterrücken ist weiß, dunkelbraun in die Quere gewellt, jede Feder am Ende gilblich gesäumt; die Schwingen sind dunkelgraubraun, hell gebändert, an der Vorderfahne weißlich gefleckt; die Schwanzfedern sind sechs- bis siebenmal abwechselnd mit hellen und dunkeln Querbinden geziert; die Kehle ist weißlich, der Vorderhals gelblich, fein braun gewellt, der Unterhals und die Brust sind außerdem schwarz in die Länge gestreift; die Steißgegend ist reinweiß. Der Schnabel ist gelblich horngrau, das Auge dunkelschwarzbraun, der Fuß gelblichgrau.

Es scheint, daß der Ibijau in allen Wäldern Südamerikas gefunden wird: man hat ihn ebensowohl in Cayenne, wie in Paraguay erlegt. Wahrscheinlich ist er nicht so selten, als man gewöhnlich annimmt; es hält aber sehr schwer, den Vogel bei Tage zu entdecken, und kaum weniger schwer, ihn des Nachts zu beobachten. Prinz von Wied und Burmeister geben übereinstimmend an, daß er über Tags immer in dicht belaubten Kronen der höchsten Bäume sitzt, nach anderer Nachtschatten Art der Länge nach auf einen starken Ast gedrückt. Sein Baumrindengefieder ist sein bester Schutz gegen das suchende Auge des Jägers oder eines andern Feindes, und seine Regungslosigkeit erschwert noch außerdem das Auffinden bedeutend. Azara beschreibt unter dem Namen „Urutau“ eine Nachtschwalbe, in welcher wir wahrscheinlich unseren Ibijau zu erkennen haben, und sagt, daß sie ihren Sitz gewöhnlich am Ende eines abgestorbenen Astes wähle, sodaß sie mit dem Kopfe über demselben hervorsehe, und den Ast dadurch gleichsam verlängere, demungeachtet aber außerordentlich schwer zu entdecken sei. Ist Solches einmal geschehen, so hält es durchaus nicht schwer, den schlafenden Vogel zu erbeuten, vorausgesetzt, daß er sich nicht einen sehr hohen Ruhesitz erwählt hat. Von einer nahe verwandten Art erzählt der Prinz, daß seine Leute sie mit einem Stocke todtgeschlagen haben und bestätigt dadurch

Azara's Angabe, nach welcher die Jäger Paraguay's um die Mittagszeit dem Urutau eine Schlinge über den Kopf werfen und dann vom Baume herabziehen. Auch Burmeister erfuhr Aehnliches. Er sah einen Ibijau frei unter der Krone eines der höchsten Bäume sitzen und feuerte wiederholt nach ihm, ohne den Vogel auch nur zum Fortfliegen bewegen zu können. Daß die größte Nachtschwalbe auch die dümmste ist, geht aus einer einfachen Untersuchung ihres Schädels hervor; denn die Hirnmasse des fast rabengroßen Ibijau kommt nach den Untersuchungen des Prinzen nur einer Haselnuß an Umfang gleich.

Ganz anders zeigt sich der Vogel in der Dämmerung. Er ist dann verhältnißmäßig ebenso behend und gewandt, wie alle übrigen. Eine ausführliche Beschreibung seines Betragens ist mir allerdings nicht bekannt; doch nehme ich keinen Anstand, Dasjenige, was der Prinz von einer nahe verwandten Art anführt, auch auf den Ibijau zu beziehen. „Die unbeschreiblich angenehmen Mondnächte heißer Länder sind oft im höchsten Grade hell und klar und gestatten dem Jäger, auf weithin mit ziemlicher Schärfe zu sehen. In solchen Nächten gewahrt man die Ibijaus, in großer Höhe gleich den Adlern dahinschwebend und weite Strecken durchfliegend, mit dem Fange großer Abend- und Nachtfalter sich beschäftigend. Es gibt in Brasilien eine Menge sehr großer Schmetterlinge, welche eben nur ein so ungeheurer Rachen zu bewältigen weiß, und diese Schmetterlinge haben in den Riesenschwalben ihre furchtbarsten Feinde: sie werden von ihnen in Menge verzehrt. Die Spuren der von den Mahlzeiten zurückbleibenden Schmetterlingsflügel, welche nicht mit verschluckt werden, findet man oft massenhaft auf dem Boden der Waldungen." Bei diesen Jagden setzen sich, wie Azara mittheilt, die Riesenschwalben selten auf die Erde, und wenn es geschieht, breiten sie ihre Flügel aus und stützen sich auf sie und den Schwanz, ohne sich ihrer Füße zu bedienen (?). Ihr lang gezogenes und trauriges Geschrei vernimmt man mit wenig Unterbrechungen während der ganzen Nacht, und einer der Gatten des Paares beantwortet das Geschrei des anderen. Gegen den Morgen hin sucht jeder seinen Sitz.

Azara sagt, daß der Urutau in hohlen Bäumen, Burmeister, daß er in ausgehöhlten, offenen Baumästen niste und in eine kleine Vertiefung zwei braune, dunkler gefleckte Eier auf das bloße Holz lege. Letzterer erhielt auch eines der Eier. Es war länglich rund, am dicken Ende kaum stumpfer, als am spitzen, glanzlos und auf reinweißem Grund mit graubraunen, lederbraunen und schwarzbraunen Spritzpunkten besetzt, welche gegen das eine Ende hin am dichtesten sich zusammen drängten.

Ueber das Betragen der gefangenen Riesenschwalbe gibt Azara dürftige Auskunft. Zu Ende Dezembers erhielt er einen altgefangenen Vogel dieser Art und fütterte denselben mit klar gehacktem Fleisch, bei welcher Nahrung er bis zum März aushielt. Als um diese Zeit die Winterkälte eintrat, wurde er traurig und verweigerte eine ganze Woche lang jegliche Nahrung, so daß sich Azara entschloß, ihn zu tödten. Dieser Gefangene saß den ganzen Tag über unbeweglich auf einer Stuhllehne, die Augen geschlossen; mit Einbruch der Dämmerung aber und in den Frühstunden flog er nach allen Richtungen im Zimmer umher. Er schrie nur, wenn man ihn in die Hand nahm, dann aber stark und unangenehm, etwa wie „Kwa kwa". Näherte sich ihm Jemand, um ihn zu ergreifen, so öffnete er die Augen und gleichzeitig den Rachen, so weit er konnte.

* *
*

In tiefen Felshöhlen oder Felsschluchten der Gebirge Mittelamerikas lebt ein wunderbarer Vogel, welcher von den Forschern den Nachtschwalben beigezählt wird, obgleich er sich durch seine Lebensweise so auffallend von allen übrigen Arten dieser Familie unterscheidet, daß man wohl annehmen darf, seine Aehnlichkeit mit den ihm zuertheilten Verwandten könne nur eine scheinbare, keine wirkliche sein. Ich halte es für angemessen, ihn gesondert hier aufzuführen.

Der Fettvogel oder Guacharo (Steatornis caripensis) zeigt, was die Gestalt anlangt, allerdings die hauptsächlichen Merkmale der Nachtschwalben und zumal der Riesen dieser Familie, bewahrt sich

jedoch demungeachtet ein durchaus selbständiges Gepräge. Sein Leib ist sehr schlank, der Kopf platt und breit, der Fittig, in welchem die dritte und die vierte Schwinge an Länge alle anderen übertreffen, lang und spitzig, der Schwanz so lang, daß er die zusammengelegten Flügel noch weit überragt. Der Schnabel ist nur an der Wurzel breit, von der Mitte an zusammengedrückt und vor der hakig übergebogenen Spitze zweimal gezahnt; der Rachen spaltet sich bis hinter die Augen; die untere, ziemlich schwache Kinnlade ist beträchtlich kürzer, als die obere. Die Füße sind so kurz, daß sie zum Gehen nicht befähigen; ihre Läufe sind unbefiedert, die Sohlen derselben schwielig; die gleich langen Vorderzehen sind bis zur Wurzel gespalten, die kürzeren Hinterzehen nach innen wendbar. Das Gefieder, welches ein Stück der Kehlhaut freiläßt, ist seidenartig weich, am Schnabelgrunde umgewandelt zu langen Borsten, von denen zehn bis zwölf auf jeder Seite stehn. Das große halbkugelige Auge wird



Der Fettvogel oder Guacharo (Steatornis caripensis).

durch ein derbes, mit kleinen Borstenfederchen bedecktes Lid geschützt. Die Speiseröhre erweitert sich nicht kropfartig; der Magen ist sehr muskelkräftig; der Darmschlauch mehr als doppelt so lang als der Leib. Eine Fettschicht breitet sich unter der Haut aus und umgibt die Eingeweide in solcher Stärke, daß man sagen kann, sie seien in Fett eingebettet. Die Färbung des Gefieders ist ein schönes Röthlichbraun, welches auf dem Rücken dunkler und kräftiger, als auf der Unterseite ist; Kopf, Brust, Unterleib, Flügel und Schwanz sind rostroth, durch weiße herzförmige Flecken gezeichnet, welche in der Achsel- und Weichengegend am zahlreichsten sind und theilweise von einer schwarzen Linie eingefaßt werden. Das Auge ist bläulichschwarz; Schnabel und Füße sind hornfarbig. Die Länge wird zu 21 Zoll, die Breite zu 42 Zoll angegeben.

Alexander von Humboldt entdeckte den Guacharo im Jahre 1799 in der großen Felsenhöhle von Caripe; spätere Reisende fanden ihn aber auch in anderen dunkeln Felsklüften oder Höhlun-

gen, wie solche in den Andes sehr häufig vorkommen. Die Kunde, welche wir über das Leben und Treiben des merkwürdigen Vogels erhalten haben, ist ziemlich ausführlich; doch bleibt immerhin noch gar Manches aufzuklären. Gewiß ist, daß man keinen Vogel weiter kennt, welcher lebt, wie der Guacharo. Dies wird aus dem Folgenden, welches eine Zusammenstellung der wichtigsten Angaben von Humboldt, Funck und Groß ist, zur Genüge hervorgehen.

„In einem Lande“, sagt Humboldt, „wo man so großen Hang zum Wunderbaren hat, ist eine Höhle, aus der ein Strom entspringt, und in der Tausende von Nachtvögeln leben, mit deren Fett man in den Missionen kocht, natürlich ein unerschöpflicher Gegenstand der Unterhaltung und des Streites. Kaum hat daher der Fremde in Cumana den Fuß ans Land gesetzt, so hört er zum Ueberdruß vom Augenstein von Araya, vom Landmann in Arenes, der sein Kind gesäugt, und von der Höhle der Guacharos, die mehrere Meilen lang sein soll. Lebhafte Theilnahme an Naturmerkwürdigkeiten erhält sich überall, wo in der Gesellschaft kein Leben ist, wo in trübseliger Eintönigkeit die alltäglichen Vorkommnisse sich ablösen, bei denen die Neugierde keine Nahrung findet.“

„Die Höhle, welche die Einwohner eine Fettgrube nennen, liegt nicht im Thal von Caripe selbst, sondern drei kleine Meilen vom Kloster gegen West=Süd=West. Sie mündet in einem Seitenthale aus, das der Sierra des Guacharo zuläuft. Am 18. September brachen wir nach der Sierra auf, begleitet von den indianischen Alcaden und den meisten Ordensmännern des Klosters. Ein schmaler Pfad führte zuerst anderthalb Stunden lang südwärts über lachende, schön beraste Ebenen, dann wandten wir uns westwärts an einem kleinen Flusse hinauf, der aus der Höhle hervorkommt. Man geht dreiviertel Stunden lang aufwärts, bald im Wasser, das nicht tief ist, bald zwischen dem Fluß und einer Felswand auf sehr schlüpfrigem morastigen Boden. Zahlreiche Erdfälle, umherliegende Baumstämme, über welche die Maulthiere nur schwer hinüber kommen, machen dieses Stück des Weges sehr ermüdend. . .“

„Wenn man am Fuß des hohen Guacharoberges nur noch vierhundert Schritte von der Höhle entfernt ist, sieht man den Eingang noch nicht. Der Bach läuft durch eine Schlucht, die das Wasser eingegraben, und man geht unter einem Felsenüberhang, so daß man den Himmel gar nicht sieht. Der Weg schlängelt sich mit dem Fluß, und bei der letzten Biegung steht man auf einmal vor der ungeheuern Mündung der Höhle. Der Anblick hat etwas Großartiges selbst für die Augen, die mit der malerischen Scenerie der Hochalpen vertraut sind; denn der großartige tropische Pflanzenwuchs verleiht der Mündung eines solchen Erdlochs ein ganz eigenes Gepräge. Die Guacharohöhle öffnet sich an einer senkrechten Felsenwand. Der Eingang ist nach Süden gekehrt; es ist eine Wölbung 80 Fuß breit und 70 Fuß hoch. Auf dem Fels über der Grotte stehen riesenhafte Bäume; der Mamei und der Genipabaum mit breiten, glänzenden Blättern strecken ihre Aeste gerade gen Himmel, während die des Courbaril und der Erythrina sich ausbreiten und ein dichtes grünes Gewölbe bilden. Pothos mit saftigen Stengeln, Oxalis und Orchideen von seltsamem Bau wachsen in den dürrsten Felsspalten, während vom Winde geschaukelte Rankengewächse sich vor dem Eingange der Höhle zu Gewinden verschlingen. Welch ein Gegensatz zwischen dieser Höhle und jenen im Norden, die von Eichen und düsteren Lärchen beschattet sind!“

„Aber diese Pflanzenpracht schmückt nicht allein die Außenseite des Gewölbes; sie dringt sogar in den Vorhof der Höhle ein. Mit Erstaunen sahen wir, daß 18 Fuß hohe, prächtige Heliconien mit Pisangblättern, Pragapalmen und baumartige Arumaten die Ufer des Baches bis unter die Erde säumten. Die Pflanzenwelt zieht sich in die Höhle von Caripe hinein, wie in die tiefen Felsspalten in den Anden, in denen nur ein Dämmerlicht herrscht, und sie hört erst 30—40 Schritte vom Eingang auf. Wir maßen den Berg mittelst eines Strickes, und waren gegen 430 Fuß weit gegangen, ehe wir nöthig hatten, die Fackeln anzuzünden. Das Tageslicht dringt so weit ein, weil die Höhle nur einen Gang bildet, der sich in derselben Richtung von Südost nach Nordwest hineinzieht. Da, wo das Licht zu verschwinden anfängt, hört man das heisere Geschrei der Nachtvögel, die, wie die Eingeborenen glauben, nur in diesen unterirdischen Räumen zu Hause sind.“

„Schwer macht man sich einen Begriff von dem furchtbaren Lärm, den Tausende dieser Vögel im dunkeln Innern der Höhle machen. Er läßt sich nur mit dem Geschrei unserer Krähen vergleichen, die in den nordischen Tannenwäldern gesellig leben und auf Bäumen nisten, deren Gipfel einander berühren. Das gellende, durchdringende Geschrei der Guacharos hallt wieder vom Felsgewölbe, und aus der Tiefe der Höhle kommt es als Echo zurück. Die Indianer zeigten uns die Nester der Vögel, indem sie Fackeln an eine lange Stange banden. Sie staken 60—70 Fuß hoch über unseren Köpfen, in trichterförmigen Löchern, von denen die Decke wimmelt. Je tiefer man in die Höhle hineinkommt, je mehr Vögel das Licht der Copalfackeln aufscheucht, desto stärker wird der Lärm. Wurde es ein paar Minuten ruhiger um uns her, so erschallte von weither das Klagegeschrei der Vögel, die in andern Zweigen der Höhle nisteten. Die Banden lösten sich im Schreien ordentlich ab."

„Der Guacharo verläßt die Höhle bei Einbruch der Nacht, besonders beim Mondschein. Er frißt sehr harte Samen, und die Indianer behaupten, daß er weder Käfer noch Nachtschmetterlinge angehe; auch darf man nur die Schnäbel des Guacharo und des Ziegenmelkers vergleichen, um zu sehen, daß beider Lebensweise ganz verschieden sein muß."

„Jedes Jahr um Johannistag gehen die Indianer mit Stangen in die Cueva del Guacharo und zerstören die meisten Nester. Man schlägt jedesmal mehrere tausend Vögel todt, wobei die Alten, als wollten sie ihre Brut vertheidigen, mit furchtbarem Geschrei den Indianern um die Köpfe fliegen. Die Jungen, welche zu Boden fallen, werden auf der Stelle ausgeweidet. Ihr Bauchfell ist stark mit Fett durchwachsen, und eine Fettschicht läuft vom Unterleib zum After und bildet zwischen den Beinen des Vogels eine Art Knopf. Daß körnerfressende Vögel, die dem Tageslicht nicht ausgesetzt sind und ihre Muskeln wenig brauchen, so fett werden, erinnert an die uralten Erfahrungen beim Mästen der Gänse und des Viehs: man weiß, wie sehr dasselbe durch Dunkelheit und Ruhe befördert wird. Die europäischen Nachtvögel sind mager, weil sie nicht, wie der Guacharo, von Früchten, sondern vom dürftigen Ertrag ihrer Jagd leben. Zur Zeit der „Fetternte", wie man es in Caripe nennt, bauen sich die Indianer aus Palmblättern Hütten am Eingang oder im Vorhof der Höhle. Wir sahen noch Ueberbleibsel derselben. Hier läßt man das Fett der jungen, frisch getödteten Vögel am Feuer aus, und gießt es in Thongefäße. Dieses Fett ist unter dem Namen Guacharoschmalz oder Oel bekannt. Es ist halbflüssig, hell und geruchlos, und so rein, daß man es länger als ein Jahr aufbewahren kann, ohne daß es ranzig wird. In der Klosterküche zu Caripe wurde kein anderes Fett gebraucht, als das aus der Höhle, und wir haben nicht bemerkt, daß die Speisen irgend einen unangenehmen Geruch oder Geschmack davon bekämen."

„Die Menge des gewonnenen Oels steht mit dem Gemetzel, das die Indianer alle Jahre in der Höhle anrichten, in keinem Verhältniß. Man bekommt, scheint es, nicht mehr als 150—160 Flaschen (zu 44 Kubikzoll) ganz reines Fett; das übrige weniger helle wird in großen irdenen Gefäßen aufbewahrt. Dieser Gewerbszweig der Eingebornen erinnert an das Sammeln des Taubenfetts in Carolina, von dem früher mehrere tausend Fässer gewonnen wurden. Der Gebrauch des Guacharofettes ist in Caripe uralt, und die Missionäre haben nur die Gewinnungsart geregelt. Die Mitglieder einer indianischen Familie behaupten, von den ersten Ansiedlern im Thale abzustammen, und als solche, rechtmäßige Eigenthümer der Höhle zu sein; sie beanspruchen das Alleinrecht des Fettes, aber in Folge der Klosterzucht sind ihre Rechte gegenwärtig nur noch Ehrenrechte. Nach dem System der Missionäre haben die Indianer Guacharoöl für das ewige Kirchenlicht zu liefern; das übrige, so behauptet man, wird ihnen abgekauft."

„Das Geschlecht der Guacharos wäre längst ausgerottet, wenn nicht mehrere Umstände zur Erhaltung desselben zusammenwirkten. Aus Aberglauben wagen sich die Indianer selten weit in die Höhle hinein. Auch scheint derselbe Vogel in benachbarten, aber dem Menschen unzugänglichen Höhlen zu nisten. Vielleicht bevölkert sich die große Höhle immer wieder mit Kolonien, welche aus jenen kleinen Erdlöchern ausziehen; denn die Missionäre versicherten uns, bis jetzt habe die Menge der Vögel nicht merkbar abgenommen. Man hat junge Guacharos in den Hafen von Cumana gebracht;

sie lebten da mehrere Tage ohne zu fressen, da die Körner, die man ihnen gab, ihnen nicht zusagten. Wenn man in der Höhle den jungen Vögeln Kropf und Magen aufschneidet, findet man mancherlei harte, trockene Samen darin, die unter dem seltsamen Namen „Guacharosamen" ein vielberufenes Mittel gegen Wechselfieber sind. Die Alten bringen diese Samen den Jungen zu. Man sammelt sie sorgfältig und läßt sie den Kranken in Cariaco und andern tief gelegenen Fieberstrichen zukommen."

„Die Höhle von Caripe behält auf 1458 Fuß dieselbe Richtung, dieselbe Breite und die anfängliche Höhe von 60—70 Fuß. Wir hatten viele Mühe, die Indianer zu bewegen, daß sie über das vordere Stück hinausgingen, welches allein sie jährlich zum Fettsammeln besuchen. Es bedurfte das ganze Ansehen der Geistlichen, um sie bis zu der Stelle zu bringen, wo der Boden rasch unter einem Winkel von 60 Grad steigt, und der Bach einen unterirdischen Fall bildet. Jemehr die Decke sich senkte, um so gellender wurde das Geschrei der Guacharos und endlich konnte kein Zureden die Indianer vermögen, noch weiter in die Höhle hineinzugehen. Wir mußten uns der Feigheit unserer Führer gefangen geben, und umkehren. Auch sah man überall so ziemlich das Nämliche. — Diese von Nachtvögeln bewohnte Höhle ist für die Indianer ein schauerlich geheimnißvoller Ort; sie glauben, tief hinten wohnen die Seelen ihrer Vorfahren. Der Mensch, sagen sie, soll Scheu tragen vor Orten, die weder von der Sonne, Zis, noch vom Monde, Nuna, beschienen sind. Zu den Guacharos gehen, heißt so viel, als zu den Vätern versammelt werden, sterben. Daher nehmen auch die Zauberer, Piaches, und die Giftmischer, Imorons, ihre nächtlichen Gaukeleien am Eingang der Höhle vor, um den Obersten der bösen Geister, Ivorokiamo, zu beschwören. So gleichen sich unter allen Himmelsstrichen die ältesten Mythen der Völker, vor allen solche, welche sich auf zwei die Welt regierende Kräfte, auf den Aufenthalt der Seelen nach dem Tode, auf den Lohn der Gerechten und die Strafe der Bösen beziehen. Die Höhle von Caripe ist der Tartarus der Griechen, und die Guacharos, welche unter kläglichem Geschrei über dem Wasser flattern, mahnen an die stygischen Vögel."

Durch Funck, welcher dieselbe Höhle besuchte, erfahren wir, daß die Guacharos nach eingetretener Dunkelheit ihre Höhle verlassen, und unter rabenartigem Geschrei, und unter Klappen mit dem Schnabel nach Nahrung ausfliegen. Letztere besteht ausschließlich aus Früchten. Sie verschlucken solche von der Größe der Taubeneier, speien aber die Kerne wieder aus. Die Nester sollen napfförmig aus Thon zusammen gebaut sein, und das Gelege aus zwei bis vier Eiern bestehen.

Groß vervollständigt Humboldt's Angaben sehr wesentlich. Er besuchte einen andern Wohnort der Guacharos, die Schlucht von Icononzo in Neu-Granada, welche einen Sandsteinfelsen durchbricht, gegen ½ Meile lang, 30—40 Fuß breit ist und in der Tiefe von 250—300 Fuß von einem wilden Bergstrom durchtost wird. In der grauenhaften Tiefe, aus welcher das Toben des Stromes dumpf heraufhallt, unmittelbar über den mit rasender Eile dahinstürzenden Wellen, wohnen die Vögel. Niemals erheben sie sich zu einer Höhe, daß sie erkannt werden könnten. Groß ließ sich an Seilen in die furchtbare Tiefe hinab, fußte auf einem schmalen Vorsprung und wurde sofort von einer Unzahl der nächtlichen Vögel förmlich angefallen, weil es galt, die Nester zu vertheidigen. Die gespensterhaften Thiere umschwirrten den Forscher so nahe, daß sie ihn im Vorüberfliegen mit den Flügelspitzen berührten, und das Geschrei der Hunderte und Tausende dieser Thiere war geradezu betäubend. Groß erlegte in weniger als einer Stunde gegen 40 Guacharos, die am Ausgange der Schlucht aufgestellten Indianer fanden aber nicht einen einzigen derselben in den Wellen des Flusses auf, deshalb ließ Groß im nächsten Jahre in der Tiefe des Spaltes ein Netz aufspannen, dazu bestimmt, die von ihm getödteten und herabstürzenden Vögel aufzufangen. Auf diese Weise gelang es ihm, mehrere Guacharos zu erhalten. Die Beobachtungen, welche gelegentlich dieser Jagd angestellt wurden, lassen sich in der Kürze zusammenstellen, wie folgt:

Der Fettvogel schwebt leichten Fluges rasch dahin, und breitet dabei Flügel und Schwanz fächerförmig aus, ohne viel mit den Flügeln zu schlagen. Jede andere Bewegung erscheint äußerst unbehilflich. Der Gang ist ein trauriges Fortkriechen, wobei der Vogel seine Flügel mit zu Hilfe nehmen muß. Im Sitzen erhebt er den Vordertheil des Leibes, senkt aber den Kopf so tief nach unten, daß es aussieht,

als hinge derselbe einfach herab; gewöhnlich stützt er sich dazu noch auf die Handgelenke seiner beiden Flügel. Beim Fortkriechen richtet er den Schwanz ein wenig auf, schiebt den Kopf vorwärts, und sucht sich durch allerlei Schwenkungen und sonderbare schlangenhafte Bewegungen mit dem Kopfe und Hals im Gleichgewicht zu erhalten. Fliegend und noch mehr bei Erregung stößt er eine heiser krächzende, aber doch laute Stimme aus, welche so eigenthümlich und widerlich ist, daß sie auch in einer freundlicheren Umgebung unangenehm oder grauenhaft wirken müßte. Die Nahrung besteht gewiß aus Früchten, deren Körner jedoch nicht ausgespieen, sondern mit dem Koth ausgeschieden werden. Um die Nester herum häufen die freßwüthigen Jungen nach und nach Schichten von Koth und Samen an, welche bis 10 Zoll hoch werden können und allerdings wie die Wände eines Napfes erscheinen. Aus Lehm oder ähnlichen Stoffen erbaut sich der Guacharo sein Nest nicht. Er legt seine weißen birnförmigen Eier ohne jegliche Unterlage in Felsenritzen. Männchen und Weibchen brüten abwechselnd. Die Jungen sind Mißgestalten der traurigsten Art; sie vermögen sich auch nicht eher zu bewegen, als bis ihr Gefieder sich vollkommen entwickelt hat. Ihre Gefräßigkeit ist ungeheuer groß: sie fallen, wenn sie erregt werden, einander wüthend an, packen mit ihrem Schnabel Alles, was in den Bereich desselben geräth, sogar ihre eigenen Füße oder Flügel, und lassen das einmal Ergriffene nur höchst ungern wieder los. Groß versuchte einige von denen, welche er aus den Nestern nahm, groß zu ziehen, war jedoch nicht im Stande, die geeignete Nahrung herbeizuschaffen, und verlor deshalb seine Gefangenen nach wenigen Tagen wieder.

* *
*

Die Schwalme oder Eulenschwalben (Podargi) weichen von den übrigen Sperrvögeln nicht unwesentlich ab und sind deshalb neuerdings auch gänzlich von ihnen getrennt, ja sogar andern Ordnungen zugewiesen worden. Cabanis hat sie mit den Raken und Rachenvögeln zu einer Familie vereinigt, und es läßt sich allerdings nicht verkennen, daß sie namentlich mit den letzteren eine gewisse Aehnlichkeit zeigen, so weit es sich um den Bau des Schnabels handelt; berücksichtigt man jedoch sämmtliche Merkmale der Schwalme, so wird man sich wohl der allgemeinen Ansicht anschließen, und sie in die Nähe der Nachtschatten stellen müssen. Mit diesen haben sie auch in der Lebensweise Manches gemein.

Der Leib der Schwalme ist gestreckt, der Hals ist kurz, der Kopf breit und flach, der Flügel aber verhältnißmäßig kurz und stumpf, der Schwanz verhältnißmäßig lang, der Fuß hoch und kräftig. Der Schnabel hat nur insofern Aehnlichkeit mit dem der Nachtschwalben, als er sich sehr tief spaltet; in jeder andern Hinsicht unterscheidet er sich auffallend genug. Er ist groß, platt, an der Wurzel sehr breit, breiter als die Stirn, an der Spitze hakig gebogen und durchaus hornig; beide Kiefern sind ungefähr gleich lang, glatt d. h. zahnlos, die Ränder der Kinnladen sind unbefiedert, die Mundöffnung spaltet sich bis hinter die Augen; die Nasenlöcher liegen nicht auf der Mitte, sondern nahe der Wurzel, theilweise unter den Stirnfedern verborgen. Die Läufe der Füße sind kurz, aber doch viel höher als bei den Nachtschwalben; drei Zehen richten sich nach vorn, eine entschieden nach hinten; von eigentlichen Wendezehen ist nicht mehr zu reden. Das Gefieder ist weich und düsterfarbig, wie bei den meisten Ziegenmelkern; die Federn am Schnabelgrund, und bei einigen Arten die der Ohrgegend sind zu borstenartigen Gebilden umgewandelt.

Alle bis jetzt bekannten Arten der Schwalme leben in den Waldungen Südasiens und Neuhollands, einige auf den betreffenden Festländern, andere auf den großen Eilanden jener Erdgegend. Ihre Lebensweise ist noch wenig erforscht; so viel aber weiß man, daß sie von den Sitten und Gewohnheiten der Nachtschwalben sehr wesentlich abweicht. Aber auch die einzelnen Arten der Familie selbst unterscheiden sich in ihrem Treiben und Wesen, und so läßt sich zur Zeit etwas allgemein Giltiges über die Gesammtheit kaum sagen.



Riesenschwalme.

Einige auf Neuholland beschränkte Arten unserer Gruppe, welche die Sippe der Zwergschwalme (Aegotheles) bilden, zeigen unter ihren Verwandten noch die meiste Aehnlichkeit mit den Nachtschwalben. Ihr Leib ist lang, aber kräftig, der Hals kurz, der Kopf rundlich, d. h. weniger platt, als bei den übrigen; der Flügel ist kurz und abgerundet, weil die dritte und vierte Schwinge in ihm die längsten sind; der Schwanz, welcher die zusammengelegten Flügel bedeutend überragt, ist mittellang und abgerundet; die Füße sind verhältnißmäßig hoch, und ihre nackten Läufe erscheinen deshalb sehr schwach; die Zehen sind fast von gleicher Länge und nicht durch Spannhäute verbunden. Der Schnabel ist kurz, dick und breit, im Grunde zusammengedrückt, gegen die Spitze hin plötzlich verschmälert und flachhakig herabgekrümmt; eine erhabene Wulst verläuft von seiner Spitze an über die Mitte weg bis zur Stirn; der Unterschnabel ist an der Spitze mit einer Rinne versehen, welche den Haken des Oberschnabels aufnimmt; die Schnabelränder sind hornig, die Rachenspalte reicht bis gegen das Auge hin. Das Gefieder ist weich und, mit Ausnahme der borstenartigen Gebilde in der Schnabelgegend, sehr gleichmäßig. Letztere umgeben nicht blos den Schnabelrand, sondern stehen auch an der Stirne und am Kinn; sie sind an der Wurzel und theilweise auch auf beiden Seiten gefiedert, und nur wenige von ihnen spitzen sich wirklich borstenförmig zu.

Der Zwergschwalm (Aegotheles Novae-Hollandiae) erinnert an unser Käuzchen, ebensowohl hinsichtlich seiner Größe als bezüglich seines Wesens. Seine Länge beträgt 9¼ Zoll, die Breite etwas über 12 Zoll. Das Gefieder ist auf der oberen Seite dunkelbraun, weißlich in die Quere gestreift; ein Fleck über dem Auge, ein sichelartiges Band überm Hinterkopfe und ein anderes um den Hals, sowie die ganze Unterseite sind grau, schwarz und fahl gesprenkelt. Die Vorderschwingen sind braun, an der Außenfahne lichter braun und grau gesprenkelt; der dunkelbraune Schwanz ist regelmäßig grau gebändert und schwarz getüpfelt. Die Iris ist nußbraun, der Fuß fleischfarben. Männchen und Weibchen sind in Größe und Färbung kaum zu unterscheiden; die Jungen sind dunkler.



Der Zwergschwalm (Aegotheles Novae-Hollandiae).

Ueber die Lebensweise hat Gould Beobachtungen angestellt. Er fand den Zwergschwalm in ganz Südaustralien und Tasmanien als Standvogel, welcher ebensowohl im Gebüsch an der Küste, wie in den dünn bestandenen Waldstrecken des Innern vorkommt. Das Betragen erinnert ebenso sehr an die Käuze, wie an die Nachtschwalben. Tags über hält sich der Zwergschwalm in Baumhöhlungen auf, namentlich in denen der Gummibäume, und hier verbirgt er sich so vortrefflich, daß man von ihm nicht das Geringste wahrnimmt. Eine sonderbare Gewohnheit des Vogels aber gibt dem Kundigen ein Mittel in die Hand, ihn zu entdecken. Sobald man nämlich an den Stamm seiner Lieblingsbäume klopft, klettert der kleine Bewohner schleunigst bis zur Mündung seiner Höhle empor und schaut hier heraus, um sich von der Ursache der Störung zu überzeugen. Glaubt er sich sicher, so zieht er sich auf seinen Schlafplatz zurück, und verbleibt hier ruhig, bis er von neuem gestört wird. Erst wenn ihm die Sache zu arg wird, fliegt er nach einem andern sichern Orte hin, gewöhnlich nach einem zweiten hohlen Baum, gar nicht selten aber auch in das dichte Gezweig eines solchen. Sein Flug ist gerade und verhältnißmäßig langsam, ohne alle plötzliche Schwingungen, seine Haltung im

Sitzen mehr die der Eulen als die der Ziegenmelker, von denen er sich auch dadurch unterscheidet, daß er sich nicht der Länge nach, sondern immer der Quere nach auf den Ast setzt. An die Käuze erinnert er auch dadurch, daß er, wenn er überrascht wird, seinen Kopf in verschiedenen Richtungen bewegt und dreht, und wenn er ergriffen wird, zischt.

Gould behauptet, daß der Zwergschwalm zweimal im Jahre brüte. Auf Vandiemensland fand man Junge im Oktober, in Neusüdwales erhielt unser Forscher Eier im Januar. Ein eigentliches Nest baut der Vogel nicht; er legt seine vier bis fünf rundlichen und reinweißen Eier ohne jegliche Vorrichtung auf den Mulm der Baumhöhlungen.

Ueber das Gefangenleben fehlen ausführliche Mittheilungen. Gould erwähnt blos, daß er ein Pärchen eine Zeitlang lebendig hielt, und daß dasselbe sich bei Annäherung des Menschen rückwärts mit gesträubten Kopffedern, und unter lebhaftem Zischen in eine Ecke des Käfigs flüchtete. —

Die Eulenschwalben (Podargus) zeichnen sich aus durch bedeutende Größe, sehr breiten und flachen Kopf, mittellange Flügel, in denen die vierte Schwinge die längste ist, einen mittellangen, sehr stark abgerundeten Schwanz und kurzläufige Füße mit mittellangen Zehen, deren innere und mittlere durch eine Haut verbunden sind. Der Schnabel ist kräftig, hart und hornig, viel breiter als hoch, von der Wurzel an zur Spitze gleichmäßig zusammenlaufend, auf der Firste des Oberschnabels gekrümmt, mit starkbogiger Spitze, welche sich in eine Rinne des ebenfalls hornartigen Unterschnabels legt; der Rachenspalt reicht bis zum hintern Augenwinkel. Das Gefieder ist weich, wie bei den Eulen, nur sehr wenige von den Federn am Schnabelgrunde sind zu eigentlichen Borsten umgestaltet. —

Der Riesenschwalm (Podargus humeralis), welchen wir den würdigsten Vertreter seiner Sippe nennen dürfen, ist ein Vogel von Krähengröße. Das Gefieder der Oberseite ist braun, grauweiß und dunkelbraun gesprenkelt, auf dem Oberkopf schwarzbraun in die Länge gestreift und weiß gefleckt; die Schwingen sind braunschwarz, auf der Außenfahne reihenartig gefleckt, auf der Innenfahne gebändert; der Schwanz ist fahlbraun, schwärzlichbraun in die Quere gebändert und braun in die Länge gestreift; der Schnabel ist lichtbraun, purpurfarbig überlaufen, der Fuß ölbraun, das Auge gelblichbraun. Mehr über die Färbung des Gefieders zu sagen, ist aus dem Grunde unthunlich, weil mehrere Arten der Sippen sich so außerordentlich ähneln, daß nur durch seitenlange Federbeschreibungen die betreffenden Unterscheidungsmerkmale festgestellt werden können.

Gould und Verreaux haben uns ziemlich ausführliche Mittheilungen über das Leben der Riesenschwalme gegeben. Aus ihnen geht hervor, daß sich die verschiedenen Arten auch hinsichtlich ihrer Lebensweise fast vollständig ähneln, und daß man daher Alles, was von einer Art beobachtet wurde, auch auf die übrigen beziehen darf. „Wir haben“, sagt Gould, „in Australien eine zahlreiche Gruppe von Nachtvögeln dieser Form, welche, wie es scheint, bestimmt sind, die Baumheuschrecken im Schach zu halten. Sie sind feige und träge Gesellen, welche sich ihre Nahrung nicht durch Künste des Fluges, sondern durch einfaches Durchstöbern der Zweige verschaffen. Wenn sie nicht mit dem Fange beschäftigt sind, sitzen sie auf offenen Plätzen herum, auf Baumwurzeln, Geländern, Dächern, auch wohl auf Leichensteinen der Kirchhöfe und werden deshalb von abergläubischen Leuten als Todesverkündiger betrachtet, wozu ihre unangenehme, rauhe Stimme auch das Ihrige beiträgt. Hinsichtlich ihres Brutgeschäfts unterscheiden sie sich auffallend von allen nächtlich lebenden Sperrvögeln; denn sie erbauen sich ein flaches Nest aus kleinem Reißig auf den wagrechten Zweigen der Bäume.“

Der Riesenschwalm gehört zu den häufigsten Vögeln von Neusüdwales, und es hält deshalb durchaus nicht schwer, ihn zu beobachten. „Er ist das schlafsüchtigste aller Geschöpfe und läßt sich schwerer erwecken, als irgend ein anderes. So lange die Sonne am Himmel steht, hockt er schlafend

auf einem Zweige, den Leib fest auf seinen Sitz gedrückt, den Hals zusammengezogen, den Kopf zwischen den Schulterfedern versteckt und so bewegungslos, daß er mehr einem Astknorren, als einem Vogel gleicht. Ich muß ausdrücklich hervorheben, daß er sich immer der Quere und nicht der Länge nach setzt. Er ist aber so still und seine düstere Färbung stimmt so genau überein mit der Rindenfarbe und Zeichnung, daß schon eine gewisse Uebung dazu gehört, den großen Vogel bei hellem Tage zu entdecken, obgleich sich dieser gewöhnlich gar nicht versteckt, sondern auf Aesten niederläßt, welche zweiglos sind."

Der Schlaf des Riesenschwalms ist so tief, daß man einen der Gatten vom Baume herabschießen kann, ohne daß der andere dicht daneben sitzende sich rührt, daß man mit Steinen nach dem Schläfer werfen oder mit Stöcken nach ihm schlagen mag, ohne ihn zum Fortfliegen zu bewegen, daß man im Stande ist, ihn mit der Hand zu ergreifen. Gelingt es wirklich, ihn aufzuscheuchen, so entwickelt er kaum soviel Thatkraft, daß er sich vor dem Herabfallen auf den Boden schützt. Er flattert scheinbar bewußtlos den nächsten Zweigen zu, klammert sich dort fest und fällt sofort wieder in Schlaf. Dies ist die Regel; doch kommt es ausnahmsweise vor, daß ein Schwalm auch bei Tage eine kleine Strecke durchfliegt.

Ganz anders zeigt sich der Vogel, wenn die Nacht hereinbricht. Mit Beginn der Dämmerung erwacht er aus seinem Schlafe, und nachdem er sich gereckt und gedehnt, die Federn geordnet und geglättet hat, beginnt er umherzuschweifen. Nunmehr ist er das gerade Gegentheil von Dem, was er über Tags war. Er ist lebendig, munter, thätig, rasch und gewandt in allen seinen Bewegungen, fliegt auf und nieder und ist emsig bemüht, Beute zu machen. Rasch rennt er auf den Zweigen dahin und nimmt hier die Heuschrecken und Cicaden auf, welche sich zum Schlummer niedergesetzt; nach Spechtesart hämmert er mit dem Schnabel an der Rinde, um die dort verborgenen zum Vorschein zu bringen; ja er schlüpft wohl selbst in das Innere der Baumhöhlungen, auch hier nach Nahrung suchend. Man kann nicht eben behaupten, daß er ein besonders guter Flieger sei — sein Flug ist vielmehr kurz und abgebrochen, wie es die verhältnißmäßig kurzen Schwingen erwarten lassen: ungeschickt ist er aber durchaus nicht, denn er fliegt spielend zu seinem Vergnügen von Baum zu Baum. Mit einfallender Nacht endigt dieses Vergnügen. Dann bewegt sich der Vogel höchstens noch im Gezweig der Bäume, hier alles durchschnüffelnd. Gould meint, daß die Riesenschwalme nur Kerbthiere fräßen, Verreaux hingegen versichert, daß sie auch anderer Beute nachstreben. Während des Winters ziehen sie sich die versteckten Kerfe aus den Ritzen und Spalten der Bäume hervor; mangelt ihnen diese Nahrung, so begeben sie sich nach den Morästen, um dort Schnecken und andere kleine Wasserthiere zu suchen. Während der Brutzeit rauben sie junge Vögel, tödten sie, wenn sie ihnen zu groß sind, nach Art der Baumeisvögel, indem sie dieselben mit dem Schnabel packen und wiederholt gegen den Ast schlagen; dann schlucken sie den Leichnam ganz hinunter. Ihre Jagd währt nur, so lange es dämmert; bei dunkler Nacht sitzen sie ruhig auf ein und demselben Aste. Einige Stunden vor Tagesanbruch aber jagen sie zum zweiten Male, ganz, wie es die Ziegenmelker auch thun.

Die Stimme des Männchens ist laut und unangenehm, Dem, welcher sie zum erstenmale hört, überraschend. Sie soll, nach Verreaux, dem Rucksen der Tauben ähneln. Am lautesten und eifrigsten schreien die Schwalme selbstverständlich während der Paarungszeit. Dann gibt ihr Ruf das Zeichen zum Streite. Sobald ein anderes Männchen herbeikommt, entspinnt sich ein heftiger Kampf, bis Einer unbestrittener Sieger bleibt. Die Paarungszeit fällt in den Juli und August. Die Paarung selbst geschieht in der Dämmerung; nach ihr bleiben beide Geschlechter dicht neben einander sitzen und verharren unbeweglich, bis ihre Jagd von neuem beginnt. Das kleine, flache Nest wird aus feinen Zweigen zusammengebaut und zwar von beiden Gatten eines Paares. Es ist ein erbärmlicher Bau, welcher innen nur mit einigen Grashalmen und Federn belegt wird. Gewöhnlich steht es sehr niedrig, etwa fünf bis sechs Fuß über dem Boden in der Gabel eines Baumastes, sodaß es bequem mit der Hand erreicht werden kann. Die zwei bis vier länglichen, reinweißen Eier sieht man von unten, wie die mancher Tauben, durchschimmern. Beide Geschlechter theilen sich in das

Geschäft der Brut; das Männchen brütet gewöhnlich Nachts, das Weibchen bei Tage. Ersteres sorgt allein für die ausgebrütete Familie. Ist das Nest den Sonnenstrahlen zu sehr ausgesetzt und sind die Jungen so groß, daß die Mutter sie nicht mehr bedecken kann, so werden sie von den Alten aufgenommen und in eine Baumhöhle gebracht. Diese Sorgfalt ist aus dem Grunde bemerkenswerth, weil die Alten sich auf ihren Schlafplätzen den Einwirkungen des Wetters rücksichtslos preisgeben. Anfangs November verlassen die Jungen das Nest; sie bleiben aber wahrscheinlich noch längere Zeit in Gesellschaft ihrer Eltern.

Bei fühlbarer Kälte trifft man zuweilen einzelne freilebende Schwalme über acht Tage lang auf ein und demselben Aste an, so ruhig und unbeweglich, als ob sie im Winterschlafe lägen. Sie erwachen dann höchstens, wenn man sie anrührt. Dies ist von Gould beobachtet und von Verreaux bestätigt worden. „Obgleich ich nicht vollständige Gewißheit darüber habe", sagt der Erstgenannte, „daß dieser Vogel in gewissen Abschnitten des Jahres eine Art von Winterschlaf hält, so kann ich doch eine Beobachtung nicht verschweigen, welche ich gemacht habe, die nämlich, daß sie sich manchmal zurückziehen und längere Zeit in Baumhöhlen verbleiben. Meine Annahme erklärt es auch, daß einzelne Schwalme, welche ich erhielt, ganz außerordentlich fett waren, so sehr, daß mich Dies von dem Aufbewahren ihrer Bälge abhielt. Ich sehe keinen Grund ein, warum nicht auch ein Vogel einen Theil seines Lebens im Winterschlafe zubringen soll, wie so viele Arten von Säugethieren thun, obgleich sie höher stehende Thiere sind, als jene." Nach meinem Dafürhalten darf man die Ansicht des berühmten Forschers nicht ohne Weiteres zu der seinigen machen; denn das Zurückziehen und der höhere Grad von Schlafsucht, welchen die Schwalme zeigen, beweist noch gar Nichts bei Vögeln, welche, wie bemerkt, sich nicht einmal durch einen unmittelbar vor ihnen abgefeuerten Schuß aus ihrem schlaftrunkenen Zustande erwecken lassen.

Jung aus dem Neste genommene Schwalme werden, wie Verreaux angibt, bald zahm. Sie lernen ihren Gebieter kennen, setzen sich auf seinen Kopf, kriechen in sein Bett, jagen auch wohl andere Thiere aus demselben. Nach einiger Zeit ändern sie ihr Wesen in soweit, daß sie auch bei Tage fressen.

In der Neuzeit sind mehrere dieser Gefangenen nach Europa gebracht worden. Der erste lebende Schwalm kam im Jahre 1862 nach London, ein zweiter im Jahre 1863 nach Amsterdam; einen dritten hat der hamburger Thiergarten im Juli dieses Jahres (1865) erhalten. Den letzteren habe ich seitdem beobachten können; er hat mir jedoch zu bemerkenswerthen Wahrnehmungen wenig Gelegenheit gegeben. Er ist ein sehr ruhiger und stiller Vogel. Bei Tage sitzt er regungslos auf ein und derselben Stelle in der von Gould beschriebenen Haltung; so tief, wie genannter Forscher behauptet, schläft er aber nicht: er läßt sich schon durch Anrufen ermuntern, und wenn sein Pfleger sich an ihn wendet, ist er sogleich bei der Hand. Anfangs vernahmen wir von ihm bei Tage nur ein leises Brummen, einem langgezogenen „Humm" etwa vergleichbar; wir vermutheten, daß dieser sonderbare Laut sein Lockruf sei und versuchten durch Nachahmung desselben seine Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen. Der Erfolg übertraf unsere Erwartungen; denn der Schwalm rührte sich nicht nur nach dem Anrufe, sondern antwortete auch sofort und zwar regelmäßig, so oft wir unseren Versuch wiederholten. Hielt man ihm dann eine Maus oder einen kleinen Vogel vor, so bewegte er sich wiegend hin und her, brummte lebhafter, richtete die weitgeöffneten Augen starr auf den leckeren Bissen und flog schließlich auch von seiner Stange herunter, um diesen in Empfang zu nehmen. Fette Maden, welche wir ihm zuweilen reichten, wurden von ihm nicht blos aufgelesen, sondern auch aus dem Sande hervorgezogen. Er verschlingt seine Beute ganz und ist fähig, eine große Maus oder einen feisten Sperling, von dem die Flügel entfernt sind, hinabzuwürgen. Letzteres geschieht sehr langsam: von einer verschlungenen Maus z. B. ragt die Schwanzspitze oft eine halbe Stunde lang aus seinem Schnabel hervor, bevor sie verschwindet. Seine Verdauung ist vortrefflich; man findet deshalb auch nur selten kleine Gewölle im Käfig. Daß er bei Tage nicht blos gut, sondern auch scharf in die Ferne sieht, hat er uns wiederholt bewiesen. Die Wasservögel am Teich, auf welchen er

hinabschauen kann, erregen zuweilen seine Aufmerksamkeit; namentlich die auf das Wasser einfallenden Flugenten scheinen ihn anzuziehen. Er sieht dann scharf nach ihnen hin und bewegt seinen Kopf nach Art des Käuzchens hin und her oder auf und nieder, wie er überhaupt thut, wenn er seine Erregung kundgeben will. Nach Sonnenuntergang wird er lebhafter, bewegungslustig ist er jedoch auch dann nicht. Nachdem er gefressen hat, bleibt er mehr oder weniger ruhig auf seinem Platze sitzen; aber er brummt dann öfterer als sonst und auch in anderer Weise. Seine Stimme wird hörbarer, und die einzelnen Laute werden zusammenhängend ausgestoßen. Dann gleicht das Gebrumm allerdings dem Rukſen einer Taube, am täuschendsten dem eines Trommlers.

Sehr auffallend geberdete sich der Schwalm, als ich ihn in einen kleinen Käfig mit Vögeln setzte. Er mochte sich erinnern, daß er während seines Freilebens mancherlei Anfechtungen von dergleichen Gesindel erlitten hatte und oft als Eule angesehen worden war. Als er sich in so zahlreicher Gesellschaft sah, streckte er sich lang aus, indem er den Hals weit vorschob und den Schnabel so richtete, daß er die eine, der Schwanz die andere Spitze des gerade gehaltenen Leibes bildete. Dabei stieß er ein, von seinem Gebrumme durchaus verschiedenes Geschrei aus, welches durch die Silben „kräk, krä, krärä, kräkä, kräkä, kräkäkäk“ ungefähr ausgedrückt werden kann. Ab und zu sperrte er auch das Maul weit auf, gleichsam in der Absicht, die Vögel zu schrecken, wie überhaupt sein ganzes Gebahren mehr auf Abwehr, als auf Lust zum Angriff deutete. Einen Sperling, welcher ihm zu nahe kam, packte er mit dem Schnabel und schüttelte ihn tüchtig hin und her; doch gelang es dem Spatz, wieder frei zu kommen. Mit mehreren andern Sperlingen war er tagelang zusammen gesperrt, hatte sich aber nicht an ihnen vergriffen. Demungeachtet zweifle ich nicht im Geringsten, daß er Vögel frißt; junge, unbehilfliche nimmt er höchst wahrscheinlich ohne Umstände aus den Nestern.

Er ist so zahm, daß er uns nicht blos das Futter aus der Hand nimmt, sondern auch ohne Widerstreben sich angreifen, auf die Hand setzen und ohne von hier wegzufliegen, im Zimmer umhertragen läßt.

In der Neuzeit sind einige Schwalme in einer besonderen Sippe, welcher man den Namen Batrachostomus (Froschmaul) gegeben hat, vereinigt worden. Die hierher gehörigen Vögel, Bewohner Indiens und seiner Eilande, sind kleiner als die Riesenschwalme; ihr Schnabel aber ist noch größer und breiter als bei diesen. Auch er ist kräftig und starkkieferig, am Grunde sehr flach, längs der Firste leicht gebogen, an der Spitze hakig; der Oberkiefer ist breiter als der untere, sodaß er denselben allseitig überragt; die Nasenlöcher sind schmal, seitlich gestellt und mit Federn bedeckt. Die Schwingen sind kurz gerundet; der Schwanz ist lang, seitlich verkürzt oder abgestuft; der Fuß ist kurz und ziemlich stark; die Zehen sind verhältnißmäßig kräftig und so beweglich, daß die äußere halb gewendet werden kann.

Eine javanische Art, welche wir **Hornschwalm** nennen wollen (Batrachostomus cornutus oder Batrachostomus javanensis) zeichnet sich ebensowohl durch sonderbare Federbildung, wie durch Schönheit des Gefieders aus. Zu jeder Seite des Kopfes in der Ohrgegend, über und hinter den Augen wuchert ein Büschel langer, etwas zerschlissener Federn hervor, welcher vom übrigen Gefieder des Kopfes absteht, die Augen fast ganz beschattet und dem Kopfe eine unverhältnißmäßige Größe gibt. Das Gefieder der Oberseite ist hellrostfarben, durch feine, schwarze Zickzacklinien gezeichnet; den Nacken ziert ein weißes, halbmondförmiges Band; auf den Schultern stehen große, weißbläuliche Flecken, welche durch schwarze Halbkreise an der Spitze der einzelnen Federn hervorgehoben werden; brandgelbe Flecken stehen an der Stirn und hinter den Augen. Die Kehlmitte, der Vorderhals und der Bauch sind weiß, theilweise auch im Zickzack gestreift; die Brust ist rostfarben weiß und schwarz gefleckt, der stark abgestufte Schwanz hellrostfarben, durch sieben bis acht dunklere, schwarz eingefaßte

Bänder und viele schwärzliche Zickzacklinien gezeichnet; die Schwingen sind in ähnlicher Weise gebändert. Das Auge ist rein schwefelgelb, wie bei vielen Raubvögeln, der Schnabel hellgelb, der Fuß bräunlich.

Erst durch Bernstein haben wir einige Nachrichten über Vorkommen und Brutgeschäft dieses wunderlich gestalteten Vogels erhalten. Seine eigentliche Heimat sind die Dickichte, namentlich die der Allangallangpalme, welche in einem Höhengürtel von 3000 Fuß über dem Meere so häufig sind. In dem bebauten Lande hat ihn genannter Forscher nie beobachtet, und nach Versicherung der Eingebornen soll er weder dort, noch in den niedriger gelegenen Ebenen gefunden werden. Ueber seine Lebensweise, seine Stimme, seine Sitten weiß Bernstein Nichts mitzutheilen; dagegen beschreibt er ein Nest sehr ausführlich. Dasselbe stand mitten im Glagahrohr und wurde beim Schneiden desselben zufällig entdeckt. Es war eirund, niedrig, in der Mitte nur wenig vertieft und bestand bis auf einige wenige kleine, auf der Außenseite befindliche Blattstückchen ausschließlich aus den kleinen, grauen Flaumenfedern des Vogels; seine Festigkeit ist deshalb sehr gering. Die Kleinheit des Nestes erlaubt dem brütenden Vogel nicht, sich auf dasselbe zu setzen. Der von Bernstein beobachtete Hornschwalm saß auf dem Glagahhalm, welcher das Nest trug und zwar der Länge nach, beide Füße dicht neben einander gesetzt, sodaß sein Längendurchmesser mit dem Rohr dieselbe Richtung hielt. Das Ei wurde nur mit dem Bauche bedeckt, ganz wie es bei den Baumschwalben der Fall ist. Bernstein fand ein einziges, frisch gelegtes Ei im Neste und kann deshalb die Frage, ob der Vogel nur ein Ei oder ob er mehrere legt, nicht beantworten. Das Ei ist länglich eiförmig, an beiden Enden kurz abgerundet. Seine Grundfarbe ist ein mattglänzendes Weiß, von dem sich größere und kleinere, unregelmäßige, braunrothe Tüpfel, Flecke und Punkte abheben. Sie stehen am dumpfen Ende etwas dichter kranzartig zusammen.

Sechste Ordnung.

Singvögel (Oscines).

In der Neuzeit hat man, und gewiß mit Recht, auf den inneren Bau der Vögel ein besonderes Gewicht gelegt und nach ihm die einzelnen Familien, Sippen und Arten zu ordnen versucht. Man hat sich bemüht, gemeinsame Merkmale für gewisse Gruppen zu finden und, wenn solche vorhanden, alle Vögel, welche sie zeigen, als Engverwandte angesehen, gleichviel, ob solche Verwandtschaft auch durch Lebensweise und Sitten bestätigt wurde oder nicht. So sah und sieht man sämmtliche Vögel, bei denen die Singmuskeln am Kehlkopfe, um mich so auszudrücken, vollständig entwickelt sind, als Glieder einer und derselben Ordnung an und nannte oder nennt sie Singvögel. Weitere Beobachtung stellte fest, daß vielen von den Vögeln, welche diese Vollkommenheit zeigen, auch Eigenthümlichkeiten des Flügelbaues und der Fußbedeckung gemeinsam sind, und somit glaubte man untrügliche Merkmale zur Kennzeichnung und Begrenzung der genannten Ordnung gefunden zu haben. Starres Festhalten an jenen Merkmalen führte aber andererseits zu Trennungen von Vögeln, welche unzweifelhaft große Verwandtschaft zeigen, und zwar nicht blos in ihrem Bau, sobald man von Einzelheiten absieht, sondern auch in ihrer Lebensweise, in ihren Sitten und Gewohnheiten, in ihrer Nahrung und in der Art und Weise des Erwerbs derselben, in ihrem Fortpflanzungsgeschäft, — mit einem Worte: in ihrem Sein und Wesen. So kam es, daß man einzelne Vögel oder Vogelgruppen, welche von den tüchtigsten Forschern und Beobachtern gewissermaßen als Geschwisterkinder betrachtet

wurden, rücksichtslos von einander riß und mit mehr oder weniger Willkür zu anderen, bis auf Flügelblau und Fußbeschuppung durchaus verschiedenen stellte, denen sie nun schier ebenso ähnlich sein sollten, wie ein Ei dem andern.

Es würde gegen den Geist der Naturwissenschaft, deren Grundbedingung Freiheit ist, verstoßen, wollte man die Berechtigung dieses Verfahrens bestreiten. Auch derartige Ansichten fördern die Wissenschaft, indem sie zu neuen Untersuchungen Anlaß geben, sei es auch nur, um Widerspruch zu begründen. Nur will es mich bedünken, daß ein nach solchen Grundsätzen aufgebautes System allzukünstlich und deshalb schwer oder nicht zu gebrauchen ist. Wer eine Schwalbe oder einen Würger als Singvogel, einen Segler oder einen Tyrann als Schrill- und bezüglich Schreivogel erkennen will, muß ihn erst auf seine Singmuskeln untersuchen, — denn der Flügelbau oder die Beschuppung des Fußes allein reichen zur Erkennung der Ordnungsmerkmale nicht aus, — solche Untersuchung aber hat immer ihr Mißliches. Hätte nun die Natur wirklich in schülerhafter Weise nach dem Plane, welchen die gelahrten Herren ihr zuschreiben, gearbeitet, so würde solche Prüfung als eine unumgänglich nothwendige angesehen werden müssen, und die Herren hätten gewiß vollständig Recht; wir finden aber bei vorurtheilsfreier Forschung, daß eine Planmäßigkeit, wie sie geträumt wird, eine Gleichartigkeit, welche keine Ausnahmen kennt, in der Natur gar nicht vorhanden, daß vielmehr die allseitigste Verschiedenheit ein und derselben Grundgestalt die Regel zu sein scheint, und wir können so zu dem Schlusse kommen, daß mehrere gleichartige Merkmale noch keineswegs die Zusammengehörigkeit einzelner Thiere bedingen, sowie umgekehrt, daß bei unserer Ansicht nach zusammengehörigen Thieren Verschiedenheit auch im Bau derjenigen Glieder oder Werkzeuge stattfinden kann, welche wir gerade als besonders wichtige ansehen. Es wird deshalb räthlich und vortheilhaft sein, im System, welches uns den Ueberblick der Gesammtheit erleichtern soll, die Summe aller uns gleichartig dünkenden Merkmale, nicht aber die vielleicht zufällige Uebereinstimmung einzelner Kennzeichen als maßgebend anzusehen. Eins gewinnen wir sicher dadurch: wir können uns leichter verständigen!

Ich beschränke die Bezeichnung Singvogel auf diejenigen Mitglieder der Klasse, welche mit den besten Sängern in ihr die augenfälligste Aehnlichkeit zeigen, und, wenn auch nicht sämmtlich, so doch zum größten Theile wirklich gute Sänger sind. Es bleibt jedem meiner Leser überlassen, die von mir angenommenen Grenzen der Ordnung anzuerkennen oder nicht; wer die Sperlings- und die Rabenvögel, weil einzelne von ihnen singen, mit den Singvögeln in dieselbe Abtheilung einreihen will, soll von mir des Irrthums nicht geziehen werden: eine Unterabtheilung des sodann gebildeten Ganzen wird er in den Vögeln, von denen ich nunmehr reden werde, stets erkennen müssen. Möglicherweise bin ich zuweit gegangen in dem Bestreben, entgegenzuwirken dem urtheilslosen Handeln, welches Verwandtes trennt, weil einzelne Merkmale nicht übereinstimmen und Verschiedenes zusammenkettet, weil das Gegentheil der Fall; möglicherweise habe ich auf das Leben der Vögel ein allzugroßes Gewicht gelegt: der Ordnungsbegriff kann also recht wohl falsch von mir aufgefaßt und angewendet worden sein.

Die Mitglieder unserer Ordnung sind fast ausnahmslos kleine, zierlich gebaute Vögel von gefälligem Aeußern und ansprechenden Sitten. Ihr Leib pflegt gestreckt zu sein; der Hals ist kurz, der Kopf verhältnißmäßig groß; der Schnabel ist bei aller Verschiedenheit meist klein, d. h. kurz und schwach, mehr pfriemen-, als kegelförmig, gerade oder höchstens schwach gebogen, rundlich, nur ausnahmsweise platt am Grunde, sein Oberkiefer ist oft mehr oder weniger deutlich gezahnt; der mit Tafelschienen bekleidete Fuß ist ziemlich kräftig und mittellang, selten einigermaßen schwach und kurz; die Zehen sind ziemlich lang, ihre Nägel groß und scharf; die Flügel sind regelmäßig mittellang, die erste von den zehn Handschwingen ist meist verkümmert, kann wohl auch gänzlich fehlen; der Schwanz besteht fast ausnahmslos aus zwölf Federn, welche selten mehr, als eine mittlere Länge erreichen. Das Gefieder ist reich, dicht und weich; die einzelnen Federn sind verhältnißmäßig groß und weitstrahlig; Dunen sind nur bei einzelnen vorhanden. Die Färbung ist im Allgemeinen eine

sehr einfache und gleichmäßige, obgleich in lebhaften Farben prunkende Mitglieder auch innerhalb dieses Kreises nicht fehlen. Bei vielen Arten unterscheiden sich die Geschlechter durch ihr Kleid, bei anderen ist kaum ein Unterschied wahrzunehmen: Dies gilt für die Gesammtheit, wie für die einzelnen Familien und Sippen. Das Jugendkleid weicht regelmäßig von dem der alten Vögel ab. Eine eigentliche Mauserung scheint bei allen Arten nur einmal im Jahre stattzufinden; es wechseln einzelne aber auch noch durch Abnutzung und Verfärbung des Gefieders ihre Tracht.

Der innere Bau bedarf kaum besonderer Schilderung; denn er stimmt in allem Wesentlichen mit dem der Sperlings- und Rabenvögel überein. Die Bildung des Stimmwerkzeugs, d. h. eben der Singmuskeln ist bei der großen Mehrzahl sehr gleichartig, bei einzelnen dagegen entschieden abweichend und eigenthümlich: damit steht dann eine besonders auffallende laute Stimme im Einklange.

Auch die Singvögel sind allverbreitete Geschöpfe. Sie bilden einen sehr wesentlichen Theil der gefiederten Einwohnerschaft aller Gürtel der Breite oder Höhe, aller Gegenden, aller Oertlichkeiten. Wo ihnen nur irgendwie die Möglichkeit zum Leben geboten ist, fehlen sie nicht; sie finden sich auf dem öden Felsenriff mitten im Eismeere ebensowohl, wie im Blumengeheg unserer Gärten, auf dem Gebirg, wie in der Ebene, im fruchtbarsten Gau, wie in der Wüste. Nach den Polen zu nimmt ihre Artenzahl allerdings merklich ab; doch hat man auch von ihnen einzelne ebensoweit im Norden oben gefunden, wie andere Landvögel überhaupt. Sie sind Baumvögel; es genügt ihnen aber schon ein niederer Strauch oder ein kleines Büschchen zum Wohnorte. Nicht wenige herbergen auch im Schilfe und im Ried, einzelne selbst im Grase; andere ziehen nacktes Gestein jeder anderen Oertlichkeit vor. Die Nähe des Menschen meiden die wenigsten unter ihnen; gar manche bitten sich vielmehr bei dem Gebieter der Erde zu Gaste, indem sie vertraunvoll sein Haus und Gehöft, seinen Obst- oder Ziergarten aufsuchen.

Wohl darf man die Singvögel insgemein als liebenswürdige Geschöpfe bezeichnen. Sie sind hoch begabt und wissen ihre Begabung in bester Weise zu verwerthen. Fast ausnahmlos gewandt in Leibesübungen, beherrschen sie so ziemlich jedes Gebiet. Sie fliegen zwar nicht mit der Leichtigkeit der Raub- oder Sperrvögel, immerhin aber rasch und behend genug, wenn auch nicht gern über weite Strecken hinweg in einem Zuge; sie durchschlüpfen mit der Hurtigkeit einer Maus das dichteste Gezweig oder treiben auf ihm Gauklerkünste mancherlei Art; sie hüpfen mit leichten Sprüngen rasch über den Boden dahin; ja, einzelne von ihnen bemeistern sogar das Wasser in einer Weise, welche kaum ihres Gleichen hat: sie laufen jagend auf dem Grunde der Gewässer dahin oder durchfliegen ohne Bedenken den donnernd und schäumend zur Tiefe stürzenden Fall. Ihre Sinne scheinen vortrefflich entwickelt und sehr gleichmäßig ausgebildet zu sein. Gesicht und Gehör stehen, wie gewöhnlich, oben an, Gefühl und Geschmack sind aber auch nicht verkümmert, und nur über den Geruch sind wir nicht recht im Reinen. Dem verhältnißmäßig sehr großen Gehirn entspricht der hohe Verstand, das tiefe Gemüth, die Lebendigkeit des Wesens, welche die große Mehrzahl aller Singvögel bekunden. Wer sie kennt, wird sie gewiß nicht geistesarm schelten; denn sie geben dem Verstehenden tagtäglich Beweise des Gegentheils. Auch ihr Gemüth wird Niemand in Abrede stellen können; denn ein Jeder von uns hat von ihm Etwas erfahren, sei es, indem er sah, wie eines der Mitglieder dieser Ordnung an Hilfsbedürftigen, Schwachen oder Kranken Barmherzigkeitsdienste übte, oder sei es auch nur, indem er mit Verständniß einem der herrlichen Lieder lauschte, durch welche gerade diese Vögel uns zu bezaubern wissen. Ihr Wesen aber mag verkannt werden können. Die Singvögel sind leidenschaftlicher als viele ihrer Klassenverwandten. Eine fast ununterbrochene Regsamkeit ist der hervorstechendste Zug in ihrem Betragen. Träumerischer Unthätigkeit entschieden abhold, bewegen sie sich, handeln sie ohne Unterlaß vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Jede Begabung wird erprobt, jede Befähigung geübt. Wirklich ruhig, bewegungslos sich verhalten, scheint ihnen ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Nur so lange sie schlafen, sind sie unthätig; wachend beschäftigen sie sich gewiß in irgendwelcher Weise, und wäre es auch nur, daß sie sich ihr Gefieder putzen. Ein großer Theil des Tages wird der Ernährung, ein kaum geringerer der edelsten aller Beschäftigungen, dem

Singen, gewidmet. Sie betreiben diese herrliche Kunst mit einer Begeisterung und Ausdauer, welche unsere Bewunderung erregen müssen; sie singen nicht blos anderen, sondern auch sich selbst zur Freude, wie sie andrerseits ihr Lied zur Waffe stählen, mit ihm kämpfen, durch dasselbe siegen oder unterliegen. Wer eine Nachtigall, eine Drossel singen gehört und sie verstanden hat, begreift, daß solch ein Vogel Lebensfreudigkeit, leichte Erregbarkeit des Geistes besitzen, daß er leidenschaftlich sein muß, um so Vollendetes schaffen zu können. Man hat den Singvogel oft mit dem Dichter verglichen, und der Vergleich ist richtig, so viel auch über ihn gespöttelt worden sein mag: denn was der Dichter unter den Menschen, das ist der Sänger, im gewissen Sinne wenigstens, unter den Vögeln. —

Kerbthiere und Früchte bilden die allgemeine Nahrung der Singvögel. Einige wenige jagen auch höherem Gethier nach und andere nehmen Sämereien auf: sie bilden Ausnahmen von der Regel. Räuber, und zwar sehr mordsüchtige Räuber sind, bis auf wenige, alle, die Nachtigall nicht minder, als die Würger oder Neuntödter.

Diese Nahrung bedingt, daß die meisten Singvögel, welche in den gemäßigten Gürteln der Erde leben, wenn sich der Winter naht, ihre Heimat verlassen und milderen Erdgegenden zuwandern. Die in warmen Ländern lebenden Sänger ziehen nicht, sondern streichen nur von einem Gebiete zum andern. Dasselbe thun übrigens auch viele unserer nordischen Singvögel, namentlich diejenigen, welche gewohnt sind, im und am Wasser ihre Nahrung zu suchen, und andere, welche besondere Befähigung zeigen, auch das Verborgenste zu erspähen. Eine Regel läßt sich jedoch nicht aufstellen: die Amsel z. B. gehört zu unseren Wintervögeln, ihre Verwandte, die Ringamsel, aber wandert. Die Zeit der Ankunft und der Abreise ist sehr verschieden; die Mehrzahl kommt an, wenn der Frühling die Blattknospen der Bäume sprengt und verläßt uns wieder, wenn die Blätter sich gilben.

Während der Reise leben die Singvögel gesellig, und es vereinigen sich dann sehr häufig auch verschiedene Arten zu gemeinsamem Wandern; die Geselligkeit endet aber bei den meisten, sobald sie wieder in der Heimat angelangt sind. Einzelne freilich bleiben auch während der Brutzeit im engsten Verbande; sie bilden gemeinschaftlich Siedelungen, in denen so zu sagen, ein Nest neben dem andern steht: die Regel aber ist, daß dann, wenn die Liebe sich der Gemüther bemächtigt, das einzelne Paar streng abgesondert für sich lebt und aus dem erworbenen Gebiete jeden Eindringling derselben Art eifersüchtig verfolgt und mit allen Waffen bekämpft.

Das Nest der Singvögel ist überaus verschieden, je nach der Art seines Erbauers, nach dem Standorte, den Baustoffen rc. Es gibt große Künstler unter den Sängern, Weber nicht blos, sondern auch Schneider, welche den feinen Schnabel als Nadel zu gebrauchen wissen und wirklich nähen oder wenigstens zusammenheften; es gibt aber auch manchen Stümper, welcher zufrieden ist, wenn er eine Baumhöhlung entsprechend ausgekleidet oder eine genügende Menge von Baustoff einigermaßen zusammengeschichtet und geordnet hat. Das Gelege ist gewöhnlich ziemlich zahlreich an Eiern; ihrer fünf bis sechs mögen am häufigsten vorkommen. Die Eier selbst sind dünn- und glattschalig, einfarbig oder bunt gezeichnet, lebhaft oder düster gefärbt. Beide Eltern brüten, und beide füttern auch gemeinschaftlich die Jungen auf. Einige nisten nur einmal, die meisten aber zweimal im Laufe des Sommers. Die Jungen wachsen sehr rasch heran, verlassen das Nest bald und machen sich kurze Zeit nach ihrem Ausfliegen selbständig, obschon die einiger Arten noch lange Zeit in Gesellschaft ihrer Alten bleiben. Im nächsten Frühjahre sind die meisten fortpflanzungsfähig.

Unter dem großen Heere der Singvögel werden nur höchst wenige schädlich nach unseren Begriffen, indem sie andere nützliche Vögel befehden; die Gesammtheit der Ordnung macht sich hoch verdient um Das, was wir unser Eigen nennen. Sie säubert uns Garten und Flur von schädlichen Kerfen und wacht treuer, als wir es vermögen, über unseren Nutzpflanzen. Dazu kommt nun noch die köstliche Begabung dieser Vögel, Wald und Flur zu beleben mit ihrem Liede, welches uns den Frühling erst zum Frühling stempelt. Die Sänger verdienen also redlich Schutz und Obhut von unserer Seite: das Heer ihrer Feinde ist ohnehin zahlreich genug. Ich will es nicht unbedingt verdammen, wenn der Vogler seinen Herd auf Drosseln stellt; er soll aber wenigstens so vernünftig sein,

sich auf die hochnordischen Arten dieser Vögel zu beschränken. Kleine Singvögel für die Köche zu erbeuten, wie leider auch geschieht, ist ein unverzeihlicher Frevel, welcher aufs Schärfste geahndet werden sollte.

Sehr viele Mitglieder der Ordnung werden gefangen gehalten, weil jeder Mensch an ihrem heiteren Wesen und an ihrem herrlichen Gesange sein Wohlgefallen haben muß. Wer im wahren Sinne des Worts Vogelliebhaber ist, dem mag man seine Freude an diesen reichbegabten Geschöpfen gönnen: denn er verursacht keinen Schaden; wer aber nicht versteht, die zarten Thiere zu behandeln, sündigt, indem er sich anschickt, den leicht zu Bethörenden das Netz oder die Schlinge zu stellen.

Die Ordnung kann in mehrere Zünfte zerfällt werden, so wenig auch hier von scharfer Begrenzung derselben gesprochen werden darf. Es ist üblich geworden, eine dieser Zünfte mit dem Namen der Zahnschnäbler (Dentirostres) zu bezeichnen, weil der Schnabel aller Vögel, welche hierher gezählt werden, gegen die Spitze seines Oberkiefers hin jederseits eine Kerbe oder einen Zahn zeigt, welcher bei gewissen Familien so deutlich ist, daß der Schnabel an den der Raubvögel erinnert. Die Zahnschnäbler dürfen überhaupt als Verbindungsglieder mehrerer Ordnungen angesehen werden; sie scheinen namentlich zwischen den Raub- und Sperrvögeln einerseits und den Drosseln und Sängern andrerseits in der Mitte zu stehen. Da die Lebensweise der gedachten Vögel selbstverständlich ihrem Bau und wesentlich ihrer Bewaffnung entspricht, ergibt sich von selbst, daß sich die Zahnschnäbler in vieler Hinsicht von den übrigen Singvögeln unterscheiden.

Als die höchststehenden Zahnschnäbler, keineswegs aber als die höchststehenden Singvögel, darf man die Würger (Lanii) betrachten. Wir verstehen unter dieser Bezeichnung eine zahlreiche, über alle Erdtheile verbreitete Gruppe von Vögeln, welche sich kennzeichnet durch kräftigen Leib mit gewölbter Brust, ziemlich langem und starken Halse, mit großem, runden Kopf, mit kurzen, breiten, abgerundeten Flügeln, in denen die dritte oder vierte Schwinge über alle andern verlängert zu sein pflegt, mit ziemlich oder sehr langem, abgestuften, aus zwölf Federn bestehenden Schwanz, mit derbem, mittellangen, seitlich zusammengedrückten, starkhakigen und deutlich gezahnten Schnabel und mit kräftigen, mittellangen Füßen, deren Lauf unbefiedert ist und deren ziemlich lange Zehen mit kräftigen, scharfen Nägeln bewaffnet sind. Das Gefieder ist regelmäßig reich, etwas locker und weich, die Zeichnung eine angenehme und wechselvolle, bei gewissen Arten aber sehr übereinstimmende. Nach den Untersuchungen von Nitzsch weicht der innere Bau der Würger kaum von dem anderer Singvögel ab. Die Wirbelsäule besteht aus elf bis zwölf Hals-, acht Rücken-, zehn bis elf Becken- und sieben Schwanzwirbeln. Unter den acht Rippen sind die beiden ersten falsche oder Fleischrippen; das letzte Paar verbindet sich nicht unmittelbar, sondern nur mit den Rippenknochen des vorhergehenden Paares. Der Oberarmknochen ist luftführend, der Oberschenkelknochen dagegen markig. Am untern Kehlkopfe sind die Singmuskelpaare und namentlich zwei derselben wohl ausgebildet. Der längliche Magen ist dünnmuskelig; die Leberlappen sind sehr ungleich; der Darmschlauch ist lang; die Blinddärme sind eng und kurz.

Kleine Waldungen, welche von Feldern und Wiesen umgeben sind, Hecken und Gebüsche in den Feldern, Gärten und einzeln stehende Bäume bilden die Aufenthaltsorte der Würger, die höchsten Zweigspitzen hier ihre gewöhnlichen Ruhe- und Sitzpunkte. Die meisten nordischen Arten sind Sommervögel, welche regelmäßig wandern und ihre Reisen bis Mittelafrika ausdehnen. Eine einzige deutsche Art wintert im Vaterlande, streicht aber dann in einem größeren Gebiete, als während des Sommers hin und her.

Lebensweise und Betragen erinnert ebenso sehr an das Treiben der Raubvögel, wie an das Gebahren mancher Raben. Ihren Namen verdienen die Würger mit Fug und Recht. Sie gehören

ungeachtet ihrer geringen Größe zu den muthigsten, raubsüchtigsten und mordlustigsten Vögeln, welche wir kennen. Ihre Begabungen sind nicht besonders ausgezeichnet, aber sehr manchfaltig: sie verstehen von Allem Etwas. Ihr Flug ist schlecht und unregelmäßig und der Gang hüpfend; demungeachtet wissen sie nicht blos Kerbthiere, sondern auch höhere Wirbelthiere, welche viel gewandter sind, als sie selbst, zu überraschen und trotz ihrer verhältnißmäßig schwachen Waffen umzubringen. Ihre Stimme ist von Haus aus eintönig und ihr eigentlicher Gesang kaum der Rede werth; sie aber verstehen dem natürlichen Mangel in bewunderungswürdiger Weise abzuhelfen, indem sie, scheinbar mit größter Mühe und Sorgfalt, anderer Vögel Lieder oder wenigstens einzelne Strophen und Töne derselben ablauschen und das nach und nach Erlernte, in sonderbarer Weise vereinigt und verschmolzen, zum Besten geben. Einzelne Arten sind, Dank dieser Gewohnheit, wahrhaft beliebte Singvögel: sie sind die Freude und der Stolz einzelner Liebhaber.

Kerbthiere sind es vorzüglich, denen die Würger nachstreben; ihre Mordlust aber begnügt sich selten mit dieser Beute, treibt sie vielmehr, auch höhere Thiere anzugreifen. Die meisten Würger haben dem sämmtlichen Kleingeflügel den Krieg erklärt und werden um so gefährlicher, als sie von den meisten kleinen Vögeln gar nicht gewürdigt und mit einem Vertrauen beehrt werden, welches sie in der schändlichsten Weise mißbrauchen. Ruhig sitzen sie minutenlang unter Sing- und Sperlingsvögeln, singen wohl auch mit diesen und machen sie förmlich sicher: da plötzlich erheben sie sich, packen unversehens einen der nächstsitzenden und würgen ihn ab trotz eines Raubvogels. Sonderbar ist ihre Gewohnheit, gefangene Beute auf spitze Dornen zu spießen. Da, wo ein Pärchen dieser Vögel haust, wird man selten vergeblich nach derartig aufbewahrten Kerbthieren und selbst kleinen Vögeln oder Lurchen suchen: es ist, als ob der Henker sich an dem Anblick seiner Schlachtopfer weide. Von dieser Gewohnheit her rührt denn auch der Name Neuntödter, welchen das Volk gerade diesen Räubern gegeben hat.

Das Nest ist gewöhnlich ein ziemlich kunstreicher Bau, welcher im dickesten Gestrüpp oder wenigstens im dichtesten Geäst angelegt und meist mit grünen Pflanzentheilen geschmückt ist. Das Gelege besteht aus vier bis sechs Eiern, welche vom Weibchen allein ausgebrütet werden, während das Männchen inzwischen die Ernährung seiner Gattin übernimmt. Die ausgeschlüpften Jungen werden von beiden Eltern geäzt, ungemein geliebt und bei Gefahr auf das Muthigste vertheidigt, auch nach dem Ausfliegen noch längere Zeit geführt, geleitet und unterrichtet und erst spät im Herbste, ja wahrscheinlich sogar erst in der Winterherberge der elterlichen Obhut entlassen; denn, ungestört, brüten die Würger nur einmal im Jahre.

Die Familie ist neuerdings in viele Sippen zerfällt worden, dieselben kommen aber in allen wesentlichen Punkten mit einander überein, und die Unterscheidungsmerkmale beschränken sich fast ausschließlich auf verschiedene Bildung des Schnabels, falls man nicht auf die Verschiedenheit oder Gleichmäßigkeit des Kleides der beiden Geschlechter ein besonderes Gewicht legen will. Eine dieser Sippen vertritt der Raubwürger (Lanius Excubitor), welcher sonst auch der große oder graue Würger, der Würgvogel und Würgengel, Wächter, Buschfalk, Otter- und Wahrvogel, Waldherr, Wildwald, Metzger und Abdecker oder die Berg-, Busch-, Kriek-, Kriegel-, Wild-, Kraus- und Straußelster genannt wird. Er ist der größte Würger Deutschlands; seine Länge beträgt 9½ bis 10, die Breite 13½ bis 14 Zoll, der Fittig mißt 4, der Schwanz 4½—4¾ Zoll. Das Gefieder ist auf der Oberseite gleichmäßig hellaschgrau, auf der Unterseite reinweiß; ein breiter schwarzer Zügelstreif verläuft durch das Auge; in dem Flügel sind die großen Handschwingen von der Wurzel bis zur Hälfte, die Armschwingen an der Wurzel, die Oberarmschwingen an der Spitze und inneren Fahne weiß, im Uebrigen aber wie die Deckfedern der

Schwingen schwarz; im Schwanz sind die beiden mittleren Federn schwarz, bei den übrigen tritt diese Färbung mehr und mehr zurück, und ein reines Weiß wird dafür vorherrschend; die fünfte Außenfeder ist bis auf einen großen schwarzen Fleck auf der Mitte der innern Fahne und die äußerste bis auf einen schwarzen Schaftstreifen ganz weiß. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß bleigrau. Das Weibchen unterscheidet sich durch unreinere Farben, der junge Vogel durch eine schwach wellenförmige Zeichnung, welche zumal auf der Brust hervortritt.

Der Verbreitungskreis dieses Vogels ist sehr ausgedehnt. Unser Raubwürger kommt fast in allen Ländern Europas und in einem großen Theile Asiens als Stand- oder Strichvogel, in Nordafrika und Südasien als Zugvogel vor. In Nordamerika soll er ebenso häufig sein, wie bei uns; in Spanien, Nordafrika und Indien wird er durch Arten vertreten, welche ihm auf das Täuschendste ähneln. In den Monaten September bis November und Februar bis April sieht man ihn am



Der Raubwürger (Lanius Excubitor).

häufigsten; er streicht dann im Lande auf und nieder. Im Winter kommt er gern bis in die Nähe der Ortschaften; im Sommer hält er sich paarweise an Waldrändern oder auf einzeln stehenden Bäumen des freien Feldes auf. Die Feldhölzer oder Waldränder, welche Felder und Wiesen oder Viehweiden in der Nähe haben, sind seine Lieblingsplätze; hier pflegt er auch sein Nest anzulegen. Er ist, wie es scheint, im Gebirge ebenso häufig, wie in der Ebene und fehlt nur den Hochalpen oder sumpfigen Gegenden. Wer ihn einmal kennen gelernt hat, wird ihn mit keinem seiner deutschen Verwandten verwechseln; er zeichnet sich vor Allen ebenso durch sein Wesen, wie durch seine Größe aus. Gewöhnlich sieht man ihn auf der höchsten Spitze eines Baumes oder Strauches, welcher eine weite Umschau gestattet, ziemlich regungslos sitzen, bald aufgerichtet mit gerade herabhängendem Schwanz, bald mehr mit wagerecht getragenem Körper. Sein Blick schweift rastlos nach allen Seiten hin und her, seiner Aufmerksamkeit entgeht ein vorüberfliegender Raubvogel ebensowenig, wie ein am Boden

sich bewegendes Kerbthier, Vögelchen oder Mäuschen. Jeder größere Vogel und namentlich jeder falkenartige wird mit Geschrei begrüßt und sodann mit hohem Muthe angegriffen und neckend verfolgt. Sein Warnungsruf zeigt allen übrigen Vögeln die nahende Gefahr an, und somit trägt er nicht mit Unrecht den Namen des Wächters. Erblickt er ein kleines Geschöpf, so stürzt er sich von oben herunter und versucht es aufzunehmen, rennt auch wohl, so täppisch er sonst aussieht, einem dahinlaufenden Mäuschen eine Strecke weit auf dem Boden nach. Im Winter sitzt er oft mitten unter den Sperlingen, sonnt sich mit ihnen, ersieht sich einen von ihnen zur Beute, fällt plötzlich mit einer habichtsartigen Schwenkung über ihn her, packt ihn von der Seite und tödtet ihn durch Schnabelhiebe und Würgen mit den Klauen. Dann schleppt er sein Opfer, indem er es bald mit dem Schnabel, bald mit den Füßen trägt, einem sicheren Ort zu und spießt es hier, wenn der Hunger nicht allzugroß ist, zunächst auf Dornen oder spitze Aeste, auch wohl auf das Ende eines dünnen Stockes. Hierauf verzehrt er es mit größter Bequemlichkeit, zerfleischt es nach und nach vollständig, reißt sich mundrechte Bissen ab und verschlingt diese, einen nach dem andern. Seine Kühnheit ist so groß, daß er Thiere überfällt, welche stärker sind, als er. Mein Vater sah ihn eine Amsel angreifen, Naumann beobachtete, daß er die Krammetsvögel verfolgte, ja sogar, daß er die in den Schneehauben gefangenen Rebhühner anging. Junge Vögel, namentlich diejenigen, welche eben ausgeflogen sind, haben viel von ihm zu leiden. Besäße er ebensoviel Gewandtheit, als Muth und Kühnheit, er würde der furchtbarste Räuber sein. Zum Glück für das kleine schwache Geflügel mißlingt ihm sein beabsichtigter Fang sehr häufig; immerhin aber bleibt er in seinem Gebiete ein höchst gefährlicher Gegner aller schwächeren Mitglieder seiner Klasse, und der Mensch, welcher Freude an Singvögeln aller Art hat, darf ihn innerhalb seines Geheges nicht dulden.

Der Flug des Raubwürgers ist nicht besonders gewandt. „Wenn er von einem Baum zum andern fliegt", sagt mein Vater, „stürzt er sich schief herab, flattert gewöhnlich nur wenige Fuß über dem Boden dahin und schwingt sich dann wieder auf die Spitze eines Baumes oder Busches empor. Sein Flug zeichnet sich sehr vor dem anderer Vögel aus. Er bildet bemerkbare Wellenlinien, wird durch schnellen Flügelschlag und weites Ausbreiten der Schwungfedern beschleunigt und ist ziemlich schnell, geht aber nur kleine Strecken in Einem fort. Weiter als eine halbe Viertelstunde fliegt er selten und weiter als eine ganze nie. Eine solche Strecke legt er auch nur dann in einem Zuge zurück, wenn er von einem Berge zum andern fliegt und also unterwegs keinen bequemen Ruhepunkt findet." Die Sinne sind scharf, namentlich das Gesicht scheint im hohen Grade ausgebildet zu sein: aber auch das Gehör ist vortrefflich. Jedes leises Geräusch erregt die Aufmerksamkeit des wachsamen Vogels. Seine geistigen Eigenschaften sind nicht gerade rühmenswerth. Daß er klug ist, unterliegt keinem Zweifel: schon seine Vorsicht, welche er unter allen Umständen zeigt, die Unterscheidung gefährlicher oder ungefährlicher Menschen und Thiere beweist Dies; aber der Würger zeichnet sich leider nicht blos durch Verstand, sondern in noch höherem Grade durch andere Leidenschaften aus. Er ist ungemein zänkisch, beißt sich gern mit andern Vögeln umher, sucht jeden, der sich naht, aus seinem Gebiete zu vertreiben und wagt sich, Dank seines Muthes, auch an viel größere und stärkere, als er einer ist. Gegen die Raubvögel zeigt er sich sehr feindselig, gegen den Uhu im größten Grade gehässig. Bei der Krähenhütte erscheint er unter lautem Geschrei sehr regelmäßig. Mit Seinesgleichen lebt er ebenso wenig in Frieden, als mit andern Geschöpfen. Nur so lange die Brutzeit währt, herrscht tiefer Frieden unter den Gatten eines Paares und später innerhalb des Familienkreises; im Winter hält sich jeder Würger für sich und fängt mit jedem andern, welchen er zu sehen bekommt, Streit an.

Sehr verschieden sind die Laute und Töne, welche man vom Raubwürger vernimmt. Das gewöhnliche Geschrei ist ein oft wiederholtes „Gäh, gäh, gäh, gäh;" es bezeichnet Erregung jeder Art, freudige wie unangenehme. Außerdem vernimmt man ein sanftes „Truü, truü" als Lockton. Bei schönen Wintertagen und namentlich gegen den Frühling hin läßt der Würger einen förmlichen Gesang hören, welcher aus mehreren Tönen besteht, bei verschiedenen Vögeln verschieden und oft höchst sonder-

bar, weil er, wie es scheint, nichts Anderes ist, als eine Wiedergabe einzelner Stimmen und Töne der in einem gewissen Gebiete wohnenden kleineren Singvögel. Diesen zusammengesetzten Gesang läßt nicht blos das Männchen, sondern auch das Weibchen vernehmen. Zuweilen vernimmt man eine hell quiekende Stimme, wie sie von kleinen Vögeln zu hören ist, wenn sie in großer Gefahr sind. Der Würger sitzt dabei ganz ruhig, und es scheint fast, als wollte er durch sein Klaggeschrei neugierige Vögel herbeirufen, möglicherweise, um sich aus ihrer Schar einen oder den anderen zur Beute zu wählen.

Im April schreitet das Paar zur Fortpflanzung. Es erwählt sich im Vor= oder Feldholze, in einem Garten oder Gebüsch einen geeigneten Baum, am liebsten einen Weißdornbusch oder einen wilden Obstbaum und trägt sich hier trockene Halmstengel, Reiserchen, Erd= und Baummos zu einem ziemlich kunstreichen, verhältnißmäßig großen Neste zusammen, dessen halbkuglige Mulde mit Stroh und Grashalmen, Wolle und Haaren dicht ausgefüttert ist. Das Gelege besteht aus vier bis sieben, auf grünlichgrauem Grunde ölbraun und aschgrau gefleckten Eiern, welche funfzehn Tage lang bebrütet werden. Anfangs Mai schlüpfen die Jungen aus, und beide Eltern schleppen ihnen nun Käfer, Heuschrecken und andere Kerbthiere, später kleine Vögel und Mäuse in Menge herbei, vertheidigen sie mit Gefahr ihres Lebens, legen, wenn sie bedroht werden, alle Furcht ab, füttern sie auch nach dem Ausfliegen noch lange Zeit und leiten sie bis in den Spätherbst hin. Mein Vater hat beobachtet, wie vorsichtig und klug sich alte Würger benehmen, wenn sie ihre noch unerfahrenen Jungen bedroht sehen. „In einem Laubholze", erzählt er, „verfolgte ich eine Familie dieser Vögel, um einige zu schießen. Dies glückte aber durchaus nicht; denn die Alten warnten die Jungen durch heftiges Geschrei jedesmal, wenn ich mich ihnen näherte. Endlich gelang es mir, mich an ein Junges anzuschleichen, als ich aber das Gewehr anlegte, schrie das Weibchen laut auf, und weil das Junge nicht folgte, stieß es dasselbe, noch ehe ich schießen konnte, im Fluge mit Gewalt vom Aste herab." Dieselbe Beobachtung hat mein Vater viele Jahre später noch einmal gemacht.

Habicht und Sperber, grausam wie der Würger selber, sind die schlimmsten Feinde unseres Vogels. Er kennt sie wohl und nimmt sich möglichst vor ihnen in Acht, kann es aber doch nicht immer unterlassen, seinen Muthwillen an ihnen auszuüben und wird bei dieser Gelegenheit die Beute der stärkeren Räuber. Außerdem plagen ihn Schmarotzer verschiedener Art. Der Mensch bemächtigt sich seiner mit Leichtigkeit nur vor der Krähenhütte und auf dem Vogelherde; denn gewöhnlich ist der Raubwürger, wie schon angegeben, sehr scheu und weicht jedem verdächtigen Manne sorgfältig aus. Da, wo es auf weithin keine Bäume gibt, kann man ihn leicht fangen, wenn man auf eine mittelhohe Stange einen mit Leimruthen bespickten Busch pflanzt, und ebenso bekommt man ihn in seine Gewalt, wenn man seine beliebtesten Sitzplätze erkundet und hier Leimruthen geschickt anbringt.

In der Gefangenschaft ist der Raubwürger sehr unterhaltend. Er wird bald zahm, lernt seinen Gebieter genau kennen, begrüßt ihn mit freudigem Ruf und trägt seine drolligen Lieder mit ziemlicher Ausdauer vor. Unter andern Vögeln darf man ihn freilich nicht halten: sie erwürgt er ohne alle Umstände. Bei gemischtem Futter, in welchem Fleisch nicht fehlen darf, erhält man ihn jahrelang. Früher soll er sogar zur Baize abgerichtet worden sein; häufiger aber noch wurde er beim Fang der Falken gebraucht.

In Südeuropa und Nordwestafrika wird der Raubwürger, wie schon bemerkt, durch einen ihm sehr ähnlichen, aber schöneren Verwandten ersetzt, den sogenannten südländischen Würger (Lanius meridionalis). Die Länge des Männchens beträgt nach eigenen Messungen 9⁵⁄₆ Zoll, die Breite 13 Zoll, die Fittiglänge 4⅙, die Schwanzlänge 4¾ Zoll. Das Weibchen ist um einen halben Zoll kürzer und um ungefähr ebensoviel schmäler. Das Gefieder der Oberseite ist dunkelgrau, das der Unterseite weiß, auf der Brust weinröthlich überflogen; die vier mittleren Schwanzfedern sind schwarz. Das Auge ist braun, der Oberschnabel schwarzblau, der Unterschnabel am Grunde lichtblau, der Fuß schwarz. Im Uebrigen ist die Farbenvertheilung und Zeichnung dieselbe, wie bei unserm Raubwürger.

Der südländische Würger ist nach unsern Erfahrungen der einzig ständig vorkommende Raubwürger Spaniens. In Griechenland soll er nur Sommergast sein, in den letzten Tagen Aprils erscheinen und bereits Ende August wieder wegziehen; in Spanien haben wir ihn auch im Winter erlegt. In seinem Betragen unterscheidet er sich nicht von seinem nordischen Verwandten. Das Nest baut er gern in die Baumwipfel, am liebsten in die höchsten Spitzen der Oelbäume. Es ist nach Lindermayer's Angabe aus frischen Pflanzenstengeln zusammengeflochten und inwendig mit Schafwolle und Ziegenhaaren ausgefüttert. Die fünf bis sechs Eier sind auf schmuzigweißem oder weißröthlichen Grunde zahlreich mit kleineren oder größeren Flecken von grauer, brauner und röthlicher Farbe besprenkelt. In Spanien werden sie als Leckerbissen betrachtet und die Nester des Vogels deshalb selbst mit Lebensgefahr bestiegen.

Alle ebenen Gegenden unseres Vaterlandes, wo der Laubwald vorherrschend ist, beherbergen häufig einen Verwandten des Raubwürgers, welcher ihm hinsichtlich seiner Färbung sehr nahe steht, den grauen oder schwarzstirnigen Würger (Lanius minor), welcher auch wohl italienischer Würger oder Schäferdickkopf genannt wird. Er gehört zu den schönsten Arten der Familie. Das Gefieder ist auf der Oberseite hellaschgrau, auf der Unterseite weiß, an der Brust wie mit Rosenroth überhaucht; die Stirn und der Zügel sind schwarz; der Flügel ist bis auf einen einfach weißen Flecken, welcher sich über die Wurzelhälfte der neun ersten Handschwingen verbreitet, schwarz; die vier mittelsten Steuerfedern haben dieselbe Färbung, die darauf folgenden sind fast zur Hälfte weiß, die übrigen zeigen nur noch neben dem dunkeln Schaft einen schwarzen Fleck auf der inneren Fahne, die äußersten sind reinweiß. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß graulich. Das Weibchen ähnelt dem Männchen in jeder Hinsicht, so daß es kaum unterschieden werden kann. Die Jungen sind an der Stirn schmuzigweiß, auf der Unterseite gelblichweiß, grau in die Quere gestreift. Dem geübten Auge unterscheidet sich der schwarzstirnige Würger durch geringere Größe und verhältnißmäßig längere Flügel leicht von dem so ähnlichen Raubwürger. Die Länge beträgt $7^1/_2$ bis 8, die Breite $13^1/_2$ bis 14 Zoll.

Unter den im Frühling zurückkehrenden Sommervögeln ist der schwarzstirnige Würger einer der letzten. Er erscheint erst Anfangs Mai, und ebenso tritt er mit am frühesten, gewöhnlich schon im Spätsommer, Ende Augusts, seine Reise wieder an. Bereits im September begegnet man ihm häufig in den Waldungen der oberen Nilländer und ebenso wahrscheinlich in ganz Mittelafrika; denn hier erst verbringt er den Winter. Hinsichtlich seines Sommeraufenthaltes ist er auffallend wählerisch. So häufig er in gewissen Gegenden ist, so selten zeigt er sich in andern. In Anhalt, Brandenburg, Franken, Baiern, in Südfrankreich, Italien, der Türkei, im südlichen Rußland ist er gemein; die übrigen Länder Europas berührt er entweder gar nicht oder nur auf dem Zuge; den Norden meidet er gänzlich.

Alle Beobachter stimmen darin überein, daß der schwarzstirnige Würger zu den anmuthigsten und harmlosesten Arten seiner Familie gehört. Naumann versichert, daß er ihn niemals als Vogelräuber, sondern immer nur als Kerbthierjäger kennen gelernt habe. Schmetterlinge, Käfer, Heuschrecken, deren Larven und Puppen bilden seine Beute. Ihr gegenüber zeigt er freilich dieselbe Mordlust, wie andere Würger auch. Lauernd sitzt er auf der Spitze eines Busches, auf einzelnen Stangen, Steinen und andern erhabenen Gegenständen; rüttelnd erhält er sich in der Luft, wenn ihm derartige Warten fehlen, stürzt sich, sobald er eine Beute gewahrt, plötzlich zum Boden herab, ergreift das Kerbthier, tödtet es und fliegt mit ihm auf die nächste Baumspitze zurück, um es daselbst zu verzehren. Dies geschieht gewöhnlich ohne alle Vorbereitung; denn seltener als seine Verwandten spießt er die gefangenen Thiere vor dem Zerstückeln auf Dornen und Astspitzen.

„Durch Farbe und Gestalt", sagt Naumann, „ist der schwarzstirnige Würger gleich schön, im Sitzen wie im Fluge, und da er immer herumflattert und seine Stimme hören läßt, so macht er sich auch sehr bemerklich und trägt zu den lebendigen Reizen einer Gegend nicht wenig bei. Sein Flug ist

leicht und sanft, und er schwimmt öfters eine Strecke ohne Bewegung der Flügel durch die Luft dahin, wie ein Raubvogel. Hat er aber weit zu fliegen, so setzt er öfters ab und beschreibt so viele, sehr flache Bogenlinien. Seine gewöhnliche Stimme klingt „kjäck, kjäck oder schäck", seine Lockstimme „kwiä — kwi=ell — kwiell und perletsch — hrolletsch, auch scharreck, scharreck."

„Von seiner bewunderungswürdigen Gelehrsamkeit, vermöge welcher er den Gesang vieler kleiner Singvögel ganz ohne Anstoß nachsingen soll, habe ich mich nie ganz überzeugen können, ohnerachtet er sich in meiner Gegend so häufig aufhält und ich ihn im Sommer täglich beobachten kann. Ich habe ihn die Lockstimme des Grünlings, des Sperlings, der Schwalben, des Stieglitzes und mehrerer andern kleinen Vögel und mitunter auch Strophen aus ihren Gesängen unter einander mengen, darunter dann auch seine Locktöne öfters mit einmischen und auf diese Art einen nicht unangenehmen Gesang hervorbringen hören; allein ein langes Lied irgend eines kleinen Sängers, im ordentlichen Zusammenhange, hörte ich nie von ihm. Immer waren Töne und kurze Strophen aus eigenen Mitteln mit eingewebt, und wenn er auch auf Augenblicke täuschte, so schwand der Wahn bald durch diese Einmischungen. Strophen aus dem Gesange der Feldlerchen hört man oft von ihm; auch ahmt er den Wachtelschlag leise, aber ziemlich täuschend nach. Die fremden Töne ahmt er sogleich, als er sie hört, nach und ist übrigens ein sehr fleißiger Sänger. Daß er den Gesang der Nachtigall auch nachsinge, habe ich noch nicht gehört, obgleich in meinem eigenen Wäldchen Nachtigallen und graue Würger in Menge neben einander wohnen."

Das Nest legt der schwarzstirnige Würger in dichtem Gezweig seiner Lieblingsbäume an, gewöhnlich in ziemlicher Höhe. Es ist groß, wie alle Würgernester, aus trockenen Wurzeln, Queggen, Reisern, Heu und Stroh aufgebaut und inwendig mit Wolle, Haaren und Federn weich ausgefüttert. Ende Mai's findet man in ihm sechs bis sieben auf grünlichweißem Grunde mit bräunlichen und violettgrauen Flecken und Punkten gezeichnete Eier, welche von beiden Gatten wechselweise innerhalb funfzehn Tagen ausgebrütet werden. Die Jungen erhalten nur Kerbthiere zur Nahrung. „Wenn sich eine Krähe, Elster oder ein Raubvogel ihrem Neste oder auch nur einem gewissen Bezirke um dasselbe nähert", sagt Naumann, „so verfolgen ihn beide Gatten beherzt, zwicken und schreien auf ihn los, bis er sich entfernt hat. Nähert sich ein Mensch dem Neste, so schlagen sie mit dem Schwanze beständig auf und nieder und schreien dazu ängstlich „kjäck, kjäck, kjäck", und nicht selten fliegen Dem, welcher die Jungen aus dem Neste nehmen will, die Alten, besonders die Weibchen, keine Gefahr scheuend, ins Gesicht. — Die Jungen wachsen zwar schnell heran, werden aber, nachdem sie bereits ausgeflogen, lange noch von den Eltern gefüttert. Sie sitzen oft alle auf einem Zweige, dicht neben einander und empfangen ihr Futter unter vielem Schreien; durch ihr klägliches „Giäh, giäck, gäkgäckgäck" verrathen sie ihren Aufenthalt sehr bald. In jedem Gehecke ist eins der Jungen besonders klein und schwächlich. Da sie sehr viel fressen, so haben die Alten mit dem Fangen und Herbeischleppen der Nahrungsmittel ihre volle Arbeit und sind dann außerordentlich geschäftig. Bei trüber oder regniger Witterung, wo sich wenige Kerfe sehen lassen, fangen sie dann auch manchmal junge Vögel und füttern die Jungen damit."

Habicht und Sperber stellen den alten schwarzstirnigen Würgern nach, Raben, Krähen und Elstern zerstören trotz des Muthes, welchen die Alten an den Tag legen, die Brut. Der Mensch, welcher diesen Würger kennen gelernt hat, verfolgt ihn nicht oder fängt ihn höchstens für den Gebauer und zwar in derselben Weise, wie ich schon weiter oben mitgetheilt habe. Die Gefangenen erfreuen ihren Besitzer durch ihre Schönheit und ihre Nachahmungsgabe; aber auch sie müssen immer allein in einem Käfig gehalten werden, weil sie andere Vögel früher oder später umbringen, ihrer so hoch gerühmten Harmlosigkeit ungeachtet.

Die Sippe der Neuntödter (Enneoctonus), zu welcher einige Forscher auch den schwarzstirnigen Würger zählen, kennzeichnet sich durch verhältnißmäßig kurzen und starken Schnabel mit kleinem Haken und durch verschiedene Färbung der beiden Geschlechter. In Deutschland wird diese Sippe durch zwei Arten vertreten, von denen die eine, der Dorndreher oder Neuntödter, Dornreich oder Finkenbeißer und Spießer ꝛc. (Enneoctonus collurio) Jedermann bekannt sein dürfte. Das Männchen gehört zu unsern hübschesten Vögeln. Kopf, Hinterhals und Bürzel sind hellaschgrau; der Mantel ist braunroth, die Brust schwach rosenroth; ein oben und unten weit begrenzter Zügelstreif durch das Auge ist schwarz; die Hand- und Armschwingen sind bräunlich grauschwarz, schmal hellbraun gekantet, die Oberarmschwingen sind fast ganz rostbraun; an der Wurzel der Armschwingen steht ein kleines, lichtes Fleckchen, welches, wenn der Flügel ausgebreitet ist, eine sichtbare Binde bildet; die Mittelfedern des Schwanzes sind braunschwarz, die folgenden an der Wurzel, die äußersten bis zu Dreiviertel weiß und nur an der Spitze schwarz. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß grauschwarz. Das Weibchen ist sehr vom Männchen verschieden, oben rostgrau, auf der Unterseite auf weißlichem Grunde braun gewellt. Die Jungen ähneln ihm, zeigen aber auch auf der Oberseite lichte Fleckenzeichnung. Die Länge beträgt 7 Zoll, die Breite 11½ Zoll.

Unter allen deutschen Würgern ist der Dorndreher der verbreitetste. Er bewohnt fast ganz Europa von Skandinavien und Rußland an bis Südfrankreich und Griechenland und ebenso das gemäßigte Sibirien. In Spanien gehört er zu den Seltenheiten; doch soll er hier in den nordwestlichen Provinzen als Standvogel gefunden werden. Gelegentlich seiner Winterreise durchstreift er ganz Nordostafrika: so ist er während unserer Wintermonate in den Urwaldungen der oberen Nilländer eine sehr häufige Erscheinung; er wartet dort bei sehr reichlichem Futter seine Mauser ab, welche in die Monate Dezember und Januar fällt. Bei uns zu Lande erscheint er selten vor dem Anfang des Mai und verweilt in der Regel nur bis Mitte Augusts.

Gebüsche aller Art, welche an Wiesen und Weideplätze grenzen, Gärten und Baumpflanzungen sind seine Aufenthaltsorte. Dichte Hecken scheinen ihm ein unumgänglich nothwendiges Erforderniß zum Wohlbefinden zu sein. Rottet man solche Hecken aus, so verläßt dieser Würger, selbst wenn er früher häufig war, die Gegend. Aber er ist genügsam, denn schon ein einziger dichter Busch im Felde befriedigt ihn vollständig. Er baut dann viele Jahre nach einander sein Nest immer an ein und dieselbe Stelle. Auch er behauptet den einmal gewählten Wohnplatz mit Hartnäckigkeit gegen jeden andern Vogel und namentlich gegen ein zweites Paar seiner Art.

In seinem Betragen hat der Dorndreher große Aehnlichkeit mit andern Arten der Familie. Auch er ist ein dreister, muthiger, munterer, unruhiger Vogel, welcher selbst, wenn er sitzt, den Kopf beständig nach allen Seiten dreht und mit dem Schwanze auf und niederwippt. Die höchsten Spitzen der Büsche und Bäume bilden für ihn Warten, von denen aus er sein Jagdgebiet überschaut, und zu denen er nach jedem Ausflug mit großer Regelmäßigkeit zurückkehrt. Aufgejagt stürzt er sich von der Höhe bis gegen den Boden herab, fliegt tief über denselben dahin und schwingt sich erst dann wieder empor, wenn er von neuem sich setzen will. Auch er fliegt ungern weit in einem Zuge, ruht vielmehr auf jedem geeigneten Sitzplatze ein wenig aus und setzt erst dann seinen Weg fort. Die Lockstimme ist ein ziemlich deutlich hervorgestoßenes „Gägägäg“ oder ein schwer zu beschreibendes „Sehe oder grä“. Beide Laute werden verschieden betont und drücken bald freudige, bald ängstliche Gefühle aus. Aehnliche Töne dienen zur Warnung der unerfahrenen Jungen. Von einzelnen Männchen vernimmt man kaum andere Laute, während andere zu den ausgezeichnetsten Sängern zählen. Der Dorndreher nämlich besitzt eine wahrhaft überraschende Fähigkeit, anderer Vögel Stimmen nachzuahmen. „Ich habe einmal“, sagt mein Vater, „diesen Vogel wundervoll singen hören. Ein Männchen, welches kein Weibchen bei sich hatte, saß auf der Spitze eines Busches und sang lange Zeit ziemlich laut und äußerst angenehm. Es trug Strophen von der Feld- und Baumlerche, von der Grasmücke und andern Sängern vor. Die Töne der drei erstgenannten Arten kehrten oft wieder und waren so voll und unter einander gemischt, daß sie äußerst lieblich klangen.“ — „Wenn

ein Sänger", berichtet Graf Gourcy meinem Vater, „den Namen Spottvogel verdient, so ist es unbestreitbar dieser. Nach meiner Meinung hat er, außer einigen rauhen Strophen, keinen eigenen Gesang, und deswegen singen auch die aufgezogenen, wenn sie nicht unter anderen gut singenden Vögeln aufwachsen, ziemlich schlecht. Die Wildfänge werden nicht leicht zahm; sind sie es aber einmal und an einem Standorte gefangen, wo sie von lauter gut singenden Vögeln umgeben waren: dann kann man keinen angenehmeren Sänger in der Stube besitzen, als diesen Würger; denn mit immer erneueter Lust hört man ihn seine vielfach abwechselnden, zum Täuschen ähnlichen Gesänge vortragen. Nur schade, daß beinahe ein jeder seinen schönen Liedern einige schlechte Töne beimischt! Besonders ist es der Unkenruf, den sich fast alle zu eigen machen."

„Der, welchen ich jetzt besitze, ist ein vorzüglicher Vogel, welcher auf eine täuschende und entzückend schöne Art die Gesänge der Nachtigall, der Feldlerche, Rauchschwalbe, Sperber-Grasmücke, des Mönchs, Goldammers, den Ruf der Amsel und des Rebhuhns nachahmt und auf eine so feine Art in einander verschmilzt, daß man durchaus keinen Uebergang bemerkt. Außerdem bellt er noch wie ein Hund. Er sang zuweilen noch im September und begann schon am 16. November wieder."

Leider macht sich dieser so muntere und singfähige Vogel in anderer Hinsicht im höchsten Grade unbeliebt. Er ist einer der abscheulichsten Feinde der kleinen Singvögel, welchen wir kennen. Kerbthiere bilden allerdings seine Hauptnahrung, und namentlich Käfer, Heuschrecken, Schmetterlinge, auch wohl Raupen werden sehr eifrig von ihm verfolgt und selbst dann noch getödtet, wenn er bereits gesättigt ist; aber dabei bleibt es nicht. Der Dorndreher stellt auch allen kleinen Wirbelthieren nach, welche er irgendwie bezwingen kann, und haust unter dem Kleingeflügel in einer Weise, welche der vernünftige Mensch eben nicht dulden kann. Da, wo ein Dorndreherpaar sich ansässig gemacht hat, verschwinden nach und nach alle kleinen Grasmücken, Laub- und Gartensänger, ja sogar die Höhlenbrüter. Sie verlassen in Folge der ewigen Bedrohung die Gegend oder werden von dem Dorndreher ergriffen und aufgefressen. Die Nester weiß er sehr geschickt auszuspüren, und hat er eins gefunden, so holt er sich gewiß ein Junges nach dem andern weg. Naumann hat beobachtet, daß er junge Dorngrasmücken, gelbe Bachstelzen, Krautvögelchen und Spießlerchen erwürgte und fortschleppte, daß er die in Sprenkeln gefangenen Vögel anging, daß er Finken aus den Gebauern herauszuziehen versuchte. Andere Beobachter erfuhren Dasselbe. „Ich habe", sagt Lenz, „schon einigemale folgende Versuche gemacht: 1) In einem großen, mit starkem Dornzaun umgebenen Garten schoß ich in einigen Jahren jeden Würger, sowie er sich ansiedelte, todt. So konnten die nützlichen Vögelchen ruhig in den von mir angeschlagenen Kästchen und in selbstgebauten Nestern brüten, wurden über das Ungeziefer ganz Herr, und ich bekam Massen trefflichen Obstes. — 2) In einem ebenso beschaffenen Garten ließ ich die Würger nach ihrem Belieben hausen. Dabei verließen aber alle andren Vögelchen den Garten, selbst diejenigen, welche daselbst in den Brutkästchen zu nisten pflegten; meine Bäume wurden von den Raupen erbärmlich kahl gefressen, und ich bekam gar kein Obst. — 3) In dem noch größeren Garten eines meiner Nachbarn hegte ich die Würger in einer Ecke, welche ein großes Dorngebüsch bildete. Dagegen zerstörte ich jedes andre Würgernest in diesem Garten, sowie es gebaut war, erschoß auch die Alten. So zeigte sich's denn bald, daß rings um die bewußte Ecke alle Obstbäume entblättert wurden und keine Frucht trugen, während sie an andren Stellen gut gediehen." —

Mehr noch, als andere Arten seiner Familie hat der Dorndreher die Gewohnheit, alles Gefangene vor dem Verzehren erst auf einen Dornen oder sonstigen spitzen Zweig zu spießen. „Er sammelt sich", sagt Naumann, sogar hier, wenn er gerade gesättigt ist, ganze Mahlzeiten und verzehrt diese Vorräthe, sobald ihn der Hunger wieder angreift, mit einem Male. So findet man bei schönem Wetter fast nur Käfer, Kerbthiere und kleine Frösche, bei kalter, stürmischer Witterung hingegen oft ganze Gehecke junger Vögel an die Dornen gespießt, und ich habe manchmal darunter sogar schon flügge ausgeflogene Grasmücken und Schwalben gefunden. Das Gehirn der Vögel scheint einer seiner Leckerbissen zu sein; denn den mehrsten Vögeln, die ich aufgespießt fand, hatte er zuerst nur das

Gehirn aus den Köpfen geholt. Stört man ihn bei seiner Mahlzeit, so läßt er Alles stecken und verdorren. Die kleinen Frösche, welche man sehr oft darunter findet, sind auf eine sonderbare Weise allemal ins Maul gespießt. Auch Stücke von jungen Mäusen und kleinen Eidechsen habe ich zuweilen darunter gefunden."

Ungestört brütet das Dorndreherpaar nur einmal im Jahre. Das Nest steht immer in einem dichten Busche, am liebsten in Dornsträuchen und zwar niedrig über dem Boden. Es ist groß, dicht, dick und gut gebaut, äußerlich aus starken Grasstöcken und Grashalmen, Queggen, Mos und dergleichen zusammengesetzt, nach innen zu mit feineren Stoffen derselben Art, welche sorgfältig zusammengelegt und durcheinander geflochten werden, ausgebaut und in der Mulde mit zarten Grashalmen und feinen Wurzeln ausgefüttert. Das Gelege enthält fünf bis sechs Eier von verschiedener Größe und Färbung. Sie sind entweder länglich oder etwas bauchig oder selbst rundlich und auf gelblichem, grüngraugelben, blaßgelben und fleischrothgelben Grunde spärlicher oder dichter mit aschgrauen, ölbraunen, blutrothen und rothbraunen Flecken gezeichnet. Das Weibchen brütet allein und wird inzwischen vom Männchen mit Futter versorgt. Es sitzt so fest auf den Eiern, daß man ihm, während es brütet, Leimruthen auf den Rücken legen und es so fangen kann. Die Jungen werden von beiden Alten groß gefüttert, außerordentlich geliebt und muthig vertheidigt; sie haben aber, Dank der Wachsamkeit ihrer Eltern, wenig von Feinden zu leiden.

In der Gefangenschaft hält der Dorndreher nur bei guter Pflege mehrere Jahre aus; zumal die Mauser wird vielen von den eingesperrten verderblich. Fleisch ist dem Dorndreher unentbehrlich; bei einfachem Nachtigallfutter geht er zu Grunde oder kränkelt wenigstens, wird unlustig und singt nicht. Mit andern Vögeln verträgt sich dieser Mörder selbstverständlich nicht; er überfällt im Gesellschaftsbauer sogar Vögel, welche noch einmal so groß sind, als er. Er quält nach und nach Drosseln und Staaren zu Tode, obgleich diese sich nach besten Kräften zu wehren versuchen. Naumann's Vater hielt zuweilen mehrere Dorndreher in einem kleinen Gartenhäuschen, in welchem er ihnen einen kleinen Galgen d. h. ein mit spitzen Nadeln und Nägeln bespicktes Querholz angebracht hatte. Zu diesen Gefangenen nun brachte der alte, treffliche Naturbeobachter lebende Vögel, zumal Sperlinge. Sie wurden von den Dorndrehern sehr bald gefangen, dann immer auf die Nägel gesteckt und entfleischt. Schließlich hing der ganze Galgen voller Gerippe.

Die vierte Würgerart, welche in Deutschland vorkommt, ist der Rothkopf (Enneoctonus [Phoneus] rufus), welcher auch wohl pommerscher Würger oder Waldkatze genannt wird. Die Länge beträgt 7 Zoll, die Breite 11 Zoll; die Fittiglänge 3½, die Schwanzlänge 3 Zoll. Das Gefieder des Männchens ist auf der Oberseite schwarz, auf der Unterseite gelblichweiß; Hinterkopf und Nacken sind rostrothbraun, die Schultern und der Bürzel weiß. Das Weibchen ähnelt dem Männchen in der Färbung. Der junge Vogel zeigt auf braungrauem Grunde schwärzliche Mondfleckchen; die Flügel und der Schwanz sind braun, das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel blauschwarz, der Fuß dunkelgrau.

In Deutschland kommt der Rothkopf nur in gewissen Ebenen vor und fehlt dagegen in anderen gänzlich; in Südeuropa und namentlich in Spanien ist er der häufigste aller Würger. Hinsichtlich seines Aufenthalts scheint er weniger wählerisch zu sein, als andere Arten der Familie; denn er siedelt sich aller Orten an, mitten im Walde ebensowohl, als unmittelbar hinter den Häusern eines Dorfes, in Gärten u. s. w. Er kommt bei uns Anfangs April an und verläßt uns in der ersten Hälfte des Septembers wieder; in Spanien trifft er zur selben Zeit ein, verweilt aber einige Tage länger. Seine Winterreise dehnt er bis in die großen Waldungen Mittelafrikas aus; hier ist er während und kurz nach der Regenzeit außerordentlich häufig. In seinem Betragen und Wesen hat er die größte Aehnlichkeit mit dem Dorndreher; er scheint aber minder räuberisch zu sein, obgleich er ebensowenig als jener kleine Wirbelthiere verschmäht oder unbehelligt läßt. Kerbthiere bilden seine Hauptnahrung, Wirbelthiere greift er an, wenn ihn der Hunger treibt.

Auch der rothköpfige Würger gehört zu den Spottvögeln. Er ist ein fleißiger Sänger und ahmt die Stimme der um ihn wohnenden Vögel auf das Täuschendste nach, vermischt sie in der sonderbarsten Weise und dichtet so ein Tonstück zusammen, welches einzelne Liebhaber unendlich entzückt. Deshalb wird auch er ziemlich häufig im Käfig gehalten und je nach seiner größeren oder geringeren Nachahmungsgabe mehr oder minder geschätzt.

Das Nest steht auf mittelhohen Bäumen, ist äußerlich aus dürren Stengeln und grünen Pflanzentheilen, zarten Wurzeln, Baummosen und Flechten zusammengebaut, inwendig mit einzelnen Federn, Borsten, Wolle und anderen Thierhaaren ausgefüttert, und enthält im Mai fünf bis sechs Eier, welche auf grünlichweißem Grunde mit aschgrauen oder bräunlichen, am stumpfen Ende auch wohl ölbraunen Punkten und Flecken gezeichnet sind.

In Griechenland, viel häufiger aber noch in Egypten und Nubien kommt neben dem genannten noch eine Art der Familie vor, der Maskenwürger (Enneoctonus personatus). Er ist auf der Oberseite blauschwarz, auf der Brust rostgelblich, auf der Stirn und über den Augen, auf den Schultern, an der Kehle und am Bürzel weiß. Die mittelsten sechs Schwanzfedern sind ganz schwarz, die äußersten reinweiß mit schwarzem Schaft, die übrigen weiß und schwarz. Das Auge ist braun, Schnabel und Fuß sind schwarz.

Der Maskenwürger erscheint nach Lindermayer's Angabe in Griechenland erst Anfangs Mai und verläßt die Halbinsel bereits Mitte Augusts wieder. Er bevorzugt im Gegensatz zu andern Würgern hohe Bäume und läßt von den höchsten Spitzen derselben seinen wohlklingenden, aber eintönigen Gesang erschallen. Das Nest steht auf höheren Oelbäumen. Es ist kleiner und zierlicher gebaut, als das anderer Würger und enthält sechs bis sieben auf lehmfarbigem Grunde mit ölbraunen Tüpfeln gezeichnete Eier. Die Nahrung besteht in Kerbthieren. Während des Winters hält er sich in Afrika auf; aber nur die aus Europa kommenden wandern bis in die Waldungen des Innern: die in Egypten geborenen dagegen verweilen hier jahraus, jahrein in den Palmenwäldern, ihrem bevorzugten Wohngebiet.

*

Dickkopfwürger (Pachycephali) nennt Cabanis einige Würger Neuhollands und der großen Eilande des stillen Meeres, welche sich kennzeichnen durch einen gedrungenen Leibesbau, verhältnißmäßig starken Kopf mit sehr kräftigem Schnabel, ziemlich kurze Flügel, einen kurzen, meist gerade abgeschnittenen Schwanz und kurze kräftige Füße.

Die hierher zu zählenden Arten haben in Aussehen und Betragen eine gewisse Aehnlichkeit mit den Meisen. Sie bewohnen Bäume aller Art und halten sich meist in den höchsten Kronen derselben auf, hier nach Art der Meisen durch die Zweige schlüpfend. Kerbthiere im weitesten Umfang bilden ihre Nahrung; sie ziehen aber, wie es scheint, Raupen und weiche Maden den Kerfen im Fliegenzustande vor. Ihre Bewegungen sind verhältnißmäßig langsam und namentlich ihr Flug ist schwerfällig und wenig ausgedehnt. Einige haben einen lauten, ziemlich angenehmen Gesang, andere lassen lang pfeifende Töne vernehmen, welche sie oft wiederholen und in eigenthümlicher Weise anschwellen und verklingen lassen. Das Nest ist ein sehr zierlicher runder Bau, welcher entweder zwischen dem Gezweig oder in einer Baumhöhle steht und in der Regel vier Eier enthält.

Der Falkenwürger (Falcunculus frontatus) gehört mit seinen wenigen Verwandten dieser Würgergruppe an. Er ist ein kräftig gestalteter, angenehm gezeichneter Vogel von 6 Zoll Länge, welcher viele Aehnlichkeit mit unserer Finkmeise hat, sich aber durch den sehr kräftigen Schnabel sofort unterscheidet. Dieser ist in der That falkenartig, obgleich der Haken des Oberschnabels und der Zahn nicht besonders ausgebildet sind. Die Färbung des Gefieders ist in beiden Geschlechtern

ein sehr ähnliche. Der Mantel ist olivenfarbig und die Unterseite hochgelb; eine Binde über die Stirn und die Kopfseiten, mit Ausnahme eines vom Auge aus nach dem Nacken verlaufenden schwarzen Bandes, sind weiß, die Haube, die Kehle und ein Theil des Vorderarms schwarz, die Vorder- und Armschwingen schwarzbraun, breit grau gesäumt; die Steuerfedern zeigen dieselbe Färbung, nur sind die äußersten und die Spitzen der übrigen reinweiß. Das Auge ist röthlichbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß bläulichgrau. Das Weibchen unterscheidet sich hauptsächlich durch geringere Größe und grünlichere Kehlfärbung vom Männchen, welches sonst in allen Stücken ähnelt.



Der Falkenwürger (Falcunculus frontatus).

Nach Gould sind die Falkenwürger auf den Süden Australiens beschränkt. Die eben beschriebene Art bewohnt Neusüdwales, eine ihr nahestehende zweite Westaustralien. Wo sie vorkommen, finden sie sich überall, ebensowohl im dichten Gestrüpp, als auch auf Bäumen der offenen Ebene. Sie sind munter und lebhaft wie die ihnen so ähnlichen Meisen, klettern auch wie diese längs der Aeste dahin, um nach Nahrung zu suchen, nehmen ähnliche Stellungen an und spielen oft mit ihrer Haube. Ihre Hauptnahrung besteht in Kerbthieren und Beeren, welch erstere sie von den Blättern ablesen oder unter der Rinde der dickeren Aeste hervorziehen. Sie beweisen sehr große Geschicklichkeit, sich ihre Nahrung zu verschaffen und wissen namentlich ihren scharfen Schnabel vielfach zu verwenden, indem sie mit ihm die Rinde abbrechen und das morsche Holz zerstören. Kein Vogel derselben

Größe besitzt nach Gould's Behauptung eine ähnliche Kraft im Schnabel, wie dieser Würger. Er gebraucht denselben auch mit Erfolg zu seiner Vertheidigung.

Hinsichtlich der Fortpflanzung gilt wahrscheinlich Dasselbe, was bei dem verwandten weißbäuchigen Falkenwürger beobachtet wurde. Von ihm fand Gould ein Nest im Oktober auf den höchsten und schwächsten Zweigen eines Gummibaumes in einer Höhe von etwa 50 Fuß über dem Boden. Es ähnelte einer tiefen Mulde und war aus zaseriger Gummibaumrinde zusammengebaut, mit Spinnweben überzogen und innen mit feinen Gräsern gefüttert. Die Eier waren auf glänzend weißem Grunde zahlreich mit dunkler ölfarbigen Flecken gezeichnet, namentlich gegen das stumpfe Ende hin.

* * *

In Afrika und Indien lebt eine artenreiche Gruppe von Würgern, welche von den bisher genannten nicht unwesentlich abweichen und deshalb in einer eigenen Familie oder wenigstens in einer Unterfamilie zusammengestellt worden sind. Man hat diese Gruppe Wald- oder Buschwürger genannt, und dieser Name bezeichnet ihre Lebensweise auch in der That vortrefflich.

Die Buschwürger (Malaconoti) unterscheiden sich von den von uns bereits besprochenen Verwandten durch folgende Merkmale: Die Schwingen sind in der Regel länger, als bei jenen, der Schwanz ist meist kürzer, aber sehr verschieden gestaltet, bald gerade abgeschnitten, bald leicht ausgeschweift, bald wiederum zugerundet. Die Füße sind schwächer und höher, der Schnabel ist länger, weniger stark gebogen und minder deutlich gezahnt. Das Gefieder ist reichhaltig und namentlich das des Unterrückens besonders entwickelt. Seine Färbung ist oft eine sehr prachtvolle.

Hinsichtlich ihrer Lebensweise scheinen sich die meisten Buschwürger sehr ähnlich zu sein. Sie bewohnen paarweise oder in kleinen Trupps die Waldungen, halten sich in den dichtesten Kronen der Bäume oder in Gebüschen auf, lassen sich wenig sehen, um so öfterer aber hören und tragen deshalb zur Belebung der Wälder nicht wenig bei. Kerbthiere scheinen die ausschließliche Nahrung aller hierher gehörigen Arten zu bilden; wenigstens liegt noch keine Beobachtung vor, daß sich die eigentlichen Buschwürger auch an größeren Wirbelthieren vergreifen. Ueber die Fortpflanzung wissen wir so gut als Nichts, wie überhaupt das Leben dieser Vögel noch sehr der Erforschung bedarf. Ich werde mich in dem Nachfolgenden auf einige Arten beschränken, welche mir durch eigene Beobachtung bekannt geworden sind.

Unter diesen sind es namentlich die Flötenwürger (Laniarius), welche eine ausführliche Beschreibung verdienen. Sie haben hinsichtlich ihres Leibesbaues fast mehr Aehnlichkeit mit den Drosseln als mit den Würgern und erinnern auch hinsichtlich ihres Betragens an jene mehr als an diese. Ihr Leib ist gestreckt, der Hals kurz, der Kopf mittelgroß, der Flügel ziemlich lang, in ihm die vierte oder fünfte Schwinge die längste, der Schwanz ziemlich lang, etwas abgerundet; der Schnabel ist gestreckt, wenig gebogen, mit deutlichem Haken, aber schwachem Zahn; der Fuß ist hoch, aber nicht schwach, namentlich die Zehen sind kräftig und mit starken Nägeln bewehrt.

Eine Art der Sippe ist der Scharlachwürger (Laniarius erythrogaster) aus Ostafrika, welcher im Westen und Süden des Erdtheils durch eine ihm höchst ähnliche Art (Laniarius barbarus) vertreten wird. Die Oberseite des erstgenannten ist einfach glänzend schwarz, die Unterseite bis auf den ledergelblichen Steiß prachtvoll scharlachroth; das Auge ist gelb, der Schnabel schwarz, der Fuß bleifarbig. Die Länge beträgt ungefähr 9 Zoll; die Breite 13 Zoll; der Fittig mißt 4, der Schwanz 3½ Zoll. Die westafrikanische Art unterscheidet sich einzig und allein durch schmuziggelbe Kopfplatte.

Der Flötenwürger (Laniarius aethiopicus) ist auf der ganzen Oberseite mit Ausnahme einer weißen Flügelbinde schwarz, auf der Unterseite reinweiß mit rosenrothem Anfluge. Das Auge ist rothbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß blaugrau. Seine Länge beträgt 9½ Zoll, die Breite 12⅔ Zoll; der Fittig mißt 4, der Schwanz 3¾ Zoll.

Der Scharlachwürger findet sich im ganzen östlichen Mittelafrika, jedoch mehr in den Urwaldungen der Ebenen, als im Gebirge. Er ist ein wahrer Schmuck der Wälder. Seine hochrothe Brust schimmert schon von Weitem durch das dichteste Geäst der üppig grünenden Bäume, und der Vogel muß



Der Flötenwürger (Laniarius aethiopicus).

auch dem ungeübten Beobachter auffallen, da er nicht blos schön, sondern auch beweglich, und nicht nur beweglich, sondern auch redselig ist. Im Gebirge scheint ihn der Flötenwürger zu vertreten; wenigstens ersetzt er ihn, so weit es sich um die Stimme handelt. Beide Arten leben immer paarweise. An geeigneten Orten sind sie sehr häufig: es wohnt Paar bei Paar, und die hellen Flötentöne, welche im Anfange entzückten, vernimmt man hier so oft, daß sie fast zur Plage werden. Jedes Paar behauptet ein kleines Gebiet, dessen Durchmesser 150 Schritte betragen mag, mit Hartnäckigkeit und vertheidigt es gegen jeden Eindringling. Dies muß es aber auch thun; denn bei der Häufigkeit dieser Vögel ist jeder zusagende Ort besetzt, und jedes einzelne Paar muß sich begnügen. In der Regel

vernimmt man die Flötenwürger viel eher, als man sie sieht: das dichteste Gebüsch ist ihr bevorzugter Aufenthalt, von ihm aus fliegen sie nur dann auf Hochbäume empor, wenn diese dichte Kronen besitzen, welche sie möglichst verdecken. Sie halten sich im laubigen Geäst auf, freilich ohne sich wirklich zu verbergen; denn ihre lebhaften Farben schimmern eben doch auch durch das dichteste Grün hindurch, und wenn sie wirklich dem Auge entrückt sind, dann findet der Beobachter sie bald durch das Gehör auf.

Hinsichtlich ihres Betragens haben sie unzweifelhaft größere Aehnlichkeit mit den Drosseln, als mit den Würgern. Ich erinnere mich nicht, sie jemals auf der Spitze eines hervorragenden Zweiges gesehen zu haben, nach Würgerart auf Kerbthiere lauernd; sie bewegten sich stets im Innern der Gebüsche und Baumkronen und liefen hier mit sängerartiger Gelenkigkeit längs der Zweige dahin, sie und die Blätter gründlich nach Nahrung absuchend. Auf dem Boden sieht man sie seltener; doch geschieht es wohl bisweilen, daß sie hier umherhüpfen; bei der geringsten Störung aber fliegen sie augenblicklich wieder in ihre dichten Wipfel empor. Ihr Flug ist schlecht und von dem der Würger durchaus verschieden. Er besteht fast ausschließlich aus schnell wiederholten Flügelschlägen, welche kaum durch ein gleitendes Schweben unterbrochen werden. Das Bemerkenswertheste im Betragen dieser Vögel ist aber unbedingt die Art und Weise, wie sie ihren Gesang zum Besten geben. Es handelt sich hier nicht um ein Lied, sondern nur um einzelne Töne, klangvoll wie wenig andere, welche sehr häufig wiederholt, aber von beiden Geschlechtern gemeinschaftlich hervorgebracht werden. Der Ruf des Scharlachwürgers ähnelt dem verschlungenen Pfiff unseres Pirols; der Ruf des Flötenwürgers besteht aus drei, seltener zwei glockenreinen Lauten, welche sich etwa im Umfange einer Oktave bewegen. Er beginnt mit einem mittelhohen Tone, auf welchen erst ein tieferer und dann ein bedeutend höherer folgt. Die ersten beiden liegen im Umfang einer Terz, die letzten beiden im Umfange einer Oktave aus einander. Diese drei Glockentöne werden ebenso, wie der Pfiff des Scharlachwürgers, nur vom Männchen vorgetragen; unmittelbar auf sie aber folgt die Antwort des Weibchens, ein unangenehmes Kreischen oder Krächzen, welches sich schwer nachahmen und noch viel schwerer beschreiben läßt. Beim Scharlachwürger schließt das Weibchen sein Kreischen erst nach Schluß des ganzen Tonsatzes seines Gatten an, beim Flötenwürger fällt es gewöhnlich schon beim zweiten Tone ein. Bei der einen wie bei der andern Art aber beweist es einen Taktsinn, welcher in Erstaunen setzen muß; es läßt nie auf sich warten. Zuweilen kommt es auch vor, daß das Weibchen beginnt; dann kreischt es gewöhnlich drei-, vier-, sechsmal nach einander, ehe das Männchen einfällt. Geschieht es endlich, so beginnt das Pfeifen von neuem und geht mit gewohnter Regelmäßigkeit weiter. Ich habe mich durch die verschiedensten Versuche überzeugt, daß beide Geschlechter zusammenwirken; ich habe bald das Männchen, bald das Weibchen erlegt, um mich der Sache zu vergewissern. Schießt man das Weibchen vom Baume herab, so verstummt natürlich sofort das Kreischen, und das Männchen wiederholt ängstlich seinen Pfiff mehrmals nach einander. Erlegt man das Männchen, so kreischt oder knarrt das Weibchen. Die Beobachtung und Belauschung dieser Vögel gewährt im Anfang viel Vergnügen; das fortwährend wiederholte Tonstück aber wird zuletzt doch unerträglich; es ist die Regelmäßigkeit, die ewige Gleichförmigkeit, welche ermüdet. So entzückt man anfangs ist von der Reinheit der Flötentöne, so verwundert über das Kreischen, so erstaunt über die Art und Weise des Vortrags, schließlich bekommt man das Ganze so satt, daß man es verwünscht, wenn man es hört.

Leider bin ich nicht im Stande, mit Sicherheit anzugeben, welche Kerbthiere die Flötenwürger bevorzugen. Daß sie sich zu gewissen Zeiten vorzugsweise von Ameisen nähren, hat schon Rüppell beobachtet; nebenbei stellen sie aber auch den verschiedensten andern Käfern nach und namentlich den Raupen und Larven derselben. Ob sie auch Nester plündern, muß dahin gestellt bleiben; mir scheint es nicht wahrscheinlich.

Das Fortpflanzungsgeschäft ist zur Zeit noch gänzlich unbekannt, und auch über das Gefangenleben wissen wir nicht das Geringste.

Es ist wiederholt behauptet worden, daß eine Art dieser Familie, der Tschagra, wie Le Vaillant sie nannte (Telephonus erythropterus), auch in Europa und zwar in Spanien vorgekommen wäre: die sorgfältigsten Nachforschungen aber, welche ich angestellt, haben mir bewiesen, daß Dies nicht der Fall ist.

Die Sippe der Kappenwürger, zu welcher der Tschagra gehört, unterscheidet sich von jener der Flötenwürger hauptsächlich durch verhältnißmäßig längern und stufenförmigen Schwanz und kürzere Flügel, in denen die vierte Schwinge alle übrigen an Länge übertrifft; außerdem zeichnen sich die Füße durch auffallend lange Läufe aus. Der Tschagra ist auf dem Oberrücken bräunlichgrau, auf der Unterseite lichtaschgrau. Ein breiter Streifen, welcher sich über den ganzen Kopf erstreckt und ein zweiter schmaler, welcher durch das Auge verläuft, sind schwarz; zwischen beiden zieht sich, der Augenbraue vergleichbar, eine vorn weiße, nach hinten mehr lichtgelbe Binde dahin; die Schwingen sind grau auf der Außenfahne, aber breit rostbraun gesäumt, so daß diese Farbe, wenn der Vogel den Flügel anlegt, zur vorherrschenden wird; die Oberarmschwingen sind lichtfahl gesäumt; die beiden mittleren Schwanzfedern sind grau, dunkler gebändert, alle übrigen schwarz, breit weiß zugespitzt, die äußersten auch auf der Außenfahne licht gesäumt. Das Auge ist rothbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß bleigrau mit grünlichem Schimmer. Die Länge beträgt 8 Zoll, die Breite 10 Zoll, die Fittiglänge 3, die Schwanzlänge 3½ Zoll.

Zur Zeit ist es noch nicht mit Sicherheit festgestellt, ob die im Westen und Osten Afrikas lebenden Würger dieser Sippe als Spielarten oder ob sie als selbständige Arten anzusehen sind. Jedenfalls unterscheiden sie sich nur durch die Größe, kaum durch die Färbung. Ihr Betragen weicht von dem ihrer Verwandten wesentlich ab. Sie leben nur im dichtesten Gebüsch und unmittelbar über der Erde; auf Bäume gehen sie blos, wenn sie hart verfolgt werden. Ihr Raubgebiet ist der flache Boden. Auf ihm laufen sie mit einer Gewandtheit umher, wie kein zweiter Würger sie besitzt. Wenn man ihrer zum erstenmale ansichtig wird, glaubt man in ihnen eine Drossel, nicht aber einen Würger zu erkennen. So lange, als möglich, verstecken sie sich zwischen Gras und Gestrüpp; bringt man sie endlich zum Auffliegen, so streichen sie dicht über dem Boden dahin einem zweiten Busche zu und zwar mit rasch schwirrenden Flügelschlägen, auf welche dann ein kurzes Schweben folgt. Auch sie leben paarweise oder einzeln, nur nach der Brutzeit in kleineren Gesellschaften, wahrscheinlich in kleinen Familien. In diesen Angaben erschöpfen sich die Beobachtungen, welche ich gegenwärtig noch wiedergeben kann; es ist mir nicht mehr erinnerlich, ob der Tschagra durch seine Stimme auffällt, und ebenso wenig weiß ich Etwas über sein Brutgeschäft anzugeben. Die Nahrung besteht ausschließlich in Kerbthieren.

In denselben Gegenden, welche die genannten Buschwürger bewohnen, lebt ein durch seine Gestalt sehr auffallender Vogel, welchen man bisher derselben Familie zugezählt hat, obwohl man keineswegs davon überzeugt ist, daß er derselben auch wirklich angehört, der Helmwürger nämlich (Prionops poliocephalus oder Prionops cristatus). Die hauptsächlichsten Kennzeichen der Sippe bestehen in einem sonderbaren Federbusche, welcher durch die haarartigen, steifen Kopffedern gebildet wird. Diese Federn, welche die Schnabelwurzel und die Nasenlöcher überdecken, richten sich theils vorwärts, theils aufwärts nach der Mittellinie des Kopfes und vereinigen sich hier zu einem Helmkamme. Nicht minder auffallend ist, daß sich das Augenlid nach außen hin so zu sagen umstülpt oder richtiger, daß das Auge von einem lebhaft gefärbten, vielfach gezackten Hautlappen umgeben wird, welcher ungefähr dieselbe Weichheit besitzt, wie die Wachshaut der Raubvögel. Die Flügel, in denen die dritte Schwinge alle übrigen überragt, sind sehr lang; sie bedecken aber trotzdem höchstens ein Drittel des langen, abgerundeten Schwanzes. Die Füße sind kurzläufig, aber langzehig. Das Gefieder ist weich, aber reich, seine Färbung eine höchst einfache. Der Mantel, die Schwingen und der größte Theil des

Schwanzes sind schwarz, der Federbusch, Kopf, Nacken und die ganze Unterseite weiß; vom Ohr aus zieht sich eine schwach angedeutete Binde von gelblichgrauer Farbe über den Hinterkopf; die Mitte der Innenfahnen der Handschwingen, die Spitze derselben, ein Saum an der Spitze der Armschwingen und die äußersten Steuerfedern sind weiß; bei den übrigen wird diese Farbe durch das mehr und mehr überhand nehmende Schwarz gewissermaßen verdrängt, so daß bei den mittleren nur ein Saum noch weiß gefärbt ist. Das Auge ist perlgrau, das Augenlid lebhaft orangegelb, der Fuß mennigroth, der Schnabel schwarz. Beim jungen Vogel ist, nach Heuglin's Untersuchungen, der Helm sehr niedrig und graulich überflogen. Die Länge beträgt 8 Zoll, die Breite 13 Zoll, der Fittig mißt 4½, der Schwanz 3⅓ Zoll.

Rüppell fand den Helmwürger in zahlreichen Scharen in den Thälern der abissinischen Küste, hier in niederen Gebüschen auf Kerbthiere Jagd machend, traf aber während seiner Bereisung von Abissinien nicht einen einzigen mehr an. Ich begegnete ihm einmal in den Urwaldungen am blauen Flusse und zwar ebenfalls in einem ziemlich starken Fluge. Die Vögel hielten sich in enger Gemein-



Der Helmwürger (Prionops poliocephalus oder Prionops cristatus).

schaft zusammen, flogen ziemlich lebhaft umher und waren eifrig mit Kerbthierjagd beschäftigt. Sie zeigten im Betragen mit keinem Würger irgend welche Aehnlichkeit. Dies ist Alles, was ich zu sagen weiß. Auch Heuglin, welchen ich um Auskunft bat, hat keine ausführlichen Beobachtungen sammeln können. „Ich traf den Vogel", schreibt er mir, „gewöhnlich in kleinen Flügen von 6 bis 8 Stücken, stets in Waldungen, bis zu 6000 Fuß Höhe über dem Meere an. Er lebt mehr auf Gebüsch, als auf Hochbäumen, ist ziemlich still und noch außerdem scheu, macht sich deshalb auch wenig bemerklich. Sein Betragen erinnert an das Treiben der Fliegenfänger; wie diese fliegt er, seiner Nahrung nachgehend, von Busch zu Busch. Er scheint Strichvogel zu sein; ich fand ihn nur nach der Regenzeit."

* *
*

In Südamerika, Afrika und Neuholland leben Vögel, welche mit den Würgern eine enge Verwandtschaft, aber doch auch wieder so viel Selbständigkeit zeigen, daß man sie in einer besonderen Familie vereinigt hat. Wir wollen sie Rabenwürger (Thamnopili) nennen, weil einige Arten, welche hierher gezählt werden dürfen, an gewisse Rabenvögel erinnern. Ausdrücklich bemerken will ich, daß über die

Bedeutung und Begrenzung dieser Familie die verschiedensten Ansichten herrschen und eine Uebereinstimmung der Ansichten auch wohl erst dann stattfinden wird, wenn wir die einzelnen Arten besser kennen gelernt haben werden, als Dies gegenwärtig der Fall ist. Während die Einen sie als nahe Verwandte unserer Würger betrachten, gönnen ihnen Andere nicht einmal in derselben Ordnung ihren Platz — hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Singmuskeln vor der Theilungsstelle der Luftröhre in ihre beiden Hauptäste liegen. Hier im unteren Ende der Luftröhre selbst sind die Wände dünnhäutig geworden und zwei zarte, durch elastische Bänder befestigte vordere und hintere Halbringe vorhanden, welche von besonderen Muskeln bewegt werden und das Stimmwerkzeug abgeben. Wir wissen gegenwärtig noch nicht, ob dieser Bau der Luftröhre wirklich als Ordnungskennzeichen betrachtet, oder ob er nur als eine minder bedeutsame Abänderung des sonst gewöhnlichen Stimmorgans der Singvögel angesehen werden darf, und deshalb mag es entschuldigt sein, wenn wir hier die äußere Uebereinstimmung maßgebend sein lassen.

Die Rabenwürger sind durchschnittlich mittelgroße Singvögel von kräftigem Leibesbau. Ihre Flügel sind mittellang oder selbst kurz und stark abgerundet, die dritte, die vierte oder fünfte Schwinge pflegt die längste zu sein. Der Schwanz ändert vielfach ab. Die Füße sind gewöhnlich lang und dünn, regelmäßig länger als die Mittelzehe, welche mit der äußeren Zehe bis zum ersten Gelenk verwachsen zu sein pflegt, während die innere frei ist. Der Schnabel ist immer gestreckter, als bei den Würgern, auf der Firste mehr oder weniger geradlinig, nur an der scharf hakenförmigen Spitze gebogen, mit mehr oder weniger deutlichem Zahn vor der Spitze, scharf schneidend an den Rändern, gegen die Spitzen hin seitlich zusammengedrückt. Das Gefieder ist reichhaltig, bei einzelnen Arten weich, bei vielen auffallend wegen der langen, fast wolligen Rückenfedern. Die Schnabelwurzel ist gewöhnlich von Borsten umgeben.

Ein allgemein giltiges Lebensbild der Familie läßt sich noch nicht geben, da uns nur die Lebensweise weniger Arten einigermaßen genügend bekannt ist.

Durch Gould's Forschungen sind wir mit einer Gruppe dieser Vögel, welche wir Krähenwürger (Cracticus) nennen wollen, bekannt geworden. Sie verdienen insofern an erster Stelle Erwähnung, weil sie noch allgemein zu den Würgern gerechnet werden. In ihrer äußern Gestalt haben sie mit den uns bekannten Pfeifkrähen so viel Aehnlichkeit, daß Gould sie mit diesen in ein und derselben Gruppe vereinigt, und wahrscheinlich läßt sich Erhebliches dagegen nicht einwenden. Unsere Vögel sind Würger in Krähengestalt, und namentlich der lang gestreckte, stumpfhakige Schnabel, dessen Oberkiefer nur eine seichte Ausbuchtung zeigt, hat mit dem Schnabel der Pfeifkrähen die größte Aehnlichkeit.

Einer der häufigsten Vertreter dieser Gruppe ist die Würgatzel (Cracticus destructor). Das Gefieder ist auf der Oberseite dunkelgraubraun, auf den Flügeln schwärzlichbraun, auf Oberkopf und Halsrücken schwarz, auf dem Bürzel weiß, auf der Unterseite graulichweiß; ein Fleck zwischen dem Schnabelgrunde und dem Auge ist weiß; die Schwingen sind schwärzlichbraun, die Armschwingen längs der Außenfahne weiß, die Steuerfedern schwarz, mit Ausnahme der beiden mittleren an der Innenfahne weiß gespitzt. Das Auge ist dunkelröthlichbraun, der Schnabel bleigrau am Grunde, schwarz gegen die Spitze hin, der Fuß schwärzlichbleifarbig. Das Weibchen ist dunkler gezeichnet, das Junge fahl und braun gefleckt. Die Länge beträgt 13½ Zoll.

Nach Gould's Bericht gehört die Würgatzel zu den verbreitetsten Vögeln Australiens. Sie ist ein beständiger Bewohner aller Buschhölzer von der Küste an bis zu den Bergen und weiß sich Jedermann bemerklich zu machen. Gewöhnlich sitzt sie nach Würgerart bewegungslos auf einem abgestorbenen oder besonders hervorragenden Zweige, ihrer Warte, von welcher sie die Gegend ringsum überschaut. Gewahrt das scharfe Auge ein großes Kerbthier oder ein kleines Wirbelthier, so stürzt sie sich senkrecht herab, ergreift die Beute, würgt sie ab und kehrt zu dem früheren Sitz zurück, um sie hier zu verzehren. Sie ist ungemein raubgierig und dabei sehr muthig, scheut sich vor dem Menschen nur, wenn

sie vielfache Verfolgung erlitten hat, zeigt sich aber sonst ungemein keck. Gould erzählt, daß er einstmals einen australischen Sänger gefangen und in seine Jagdtasche gesteckt habe. Das Geschrei desselben zog eine Würgatzel herbei, und diese verfolgte den Forscher über eine Stunde lang und nahete sich mit großer Frechheit, als es dem gefangenen Vögelchen gelungen war, zu entkommen, unzweifelhaft in der Absicht, den schwachen Vogel wegzukapern. Die gefangene Beute wird auch von der Würgatzel oft an Dornen oder spitze Zweige gespießt, wie unsere Würger zu thun pflegen, und wahrscheinlich besitzt jener Vogel alle unangenehmen Eigenschaften seiner europäischen Verwandten. Nur in Einem steht er weit hinter den Würgern zurück: seine Stimme ist unangenehm im höchsten Grade. Sie ist, wie Gould sagt, ein außerordentliches Geschrei, eine Anhäufung von unharmonischen Tönen, welche dem Kundigen schon auf weithin die Gegenwart der Würgatzel verrathen.

Die Brutzeit beginnt im September. Das große Nest ist aus feinen Zweigen zierlich gebildet, manchmal mit Schößlingen und faserigen Wurzeln schön ausgelegt. Das Gelege besteht aus vier



Die Würgatzel (Cracticus destructor).

Eiern, welche auf dunkelgelblichbraunem oder noch lichterem Grunde mit dunkeln, unreinen oder schwarzen oder rothen Flecken und Klexen gezeichnet sind, zuweilen kranzartig gegen das stumpfe Ende hin.

Die Arten, welche man Riesenbataras (Thamnophilus) nennt, scheinen die Eigenthümlichkeiten der gesammten Gruppe in sich zu vereinigen. Sie haben in der Gestalt mit den Hehern einige Aehnlichkeit. Ihr Leib ist kräftig, der Flügel ziemlich kurz gerundet, in ihm die vierte und fünfte Schwinge über die übrigen verlängert; der Schwanz ist lang, breitfedrig, seitlich stark verkürzt und zugerundet, der Schnabel hoch, seitlich sehr zusammengedrückt, auf der Firste gerundet, mit scharf abgesetztem großen Endhaken und deutlicher Kerbe daneben; der Fuß ist kräftig, der Lauf mittelhoch und ziemlich dick, die Zehen sind fleischig, aber dennoch lang und bewehrt mit großen und hohen, stark gebogenen Krallen, unter denen die Daumenkralle bei weitem die größte ist. Das Gefieder ist großfedrig und

erscheint deswegen weich und voll. Die Schnabelwurzel wird von Borsten umgeben, welche aber gerade bei den Riesenbataras verhältnißmäßig wenig entwickelt sind.

Der Riesenbatara (Thamnophilus undulatus oder Thamnophilus Vigorsii) ist ein großer Vogel von 14 Zoll Länge, dessen Fittig 5 und dessen Schwanz 6 Zoll mißt. Das Gefieder des Männchens ist auf der ganzen Oberseite schwarz, auf dem Rücken, den Flügeln und dem Schwanze fein weiß in die Quere gebändert, auf der Unterseite einfarbig bleigrau, etwas lichter an der Kehle. Das Weibchen ist gelbbraun, auf dem Scheitel schwarzbraun; der Rücken, die Flügel und der Schwanz sind abwechselnd gleich breit schwarz und rostgelb in die Quere gebändert.

Burmeister fand den Riesenbatara in den Gebirgswäldern der Inseln Rio de Janeiro und St. Paulo, zuweilen dicht neben den Ortschaften. Der Vogel hüpft gewöhnlich in mäßiger Höhe im Gezweig herum und läßt nur selten einen einfachen Laut hören, welcher einige Male wiederholt wird. Vor dem Menschen zeigt er keine Scheu, läßt vielmehr den Schützen nahe an sich herankommen.

Ueber andere Arten haben uns Azara und der Prinz von Wied besser unterrichtet. Die Bataras stehen in Gestalt und Bildung in der Mitte zwischen den Würgern und den Ameisendrosseln. Sie haben in der Hauptsache die Lebensart der letzteren, doch sieht man sie fast nur auf den Zweigen und wenig auf dem Boden. Sie sind meist Vögel der Urwälder, welche einsam und still, zum Theil in dichten, dunkeln Gebüschen, zum Theil in den finstern Laubmassen des Urwalds leben. Die größeren Arten finden sich wohl auch in offenen Gegenden, ohne jedoch hier die Buschinseln zu verlassen; denn sie entfernen sich, wie Azara uns mittheilt, nur in den Morgen- und Abendstunden minutenlang von ihren Aufenthaltsorten. Alle Arten leben paarweise, jahraus, jahrein an ein und derselben Stelle, selten in Gesellschaft anderer Vögel. Sie fliegen wenig, höchstens von einem Busch zum andern. Ihre Stimme ist immer laut, aber bald einfach, bald höchst sonderbar. Die verschiedenen Arten ähneln sich hinsichtlich des Locktons, so daß es schwer hält, sie nach diesem zu unterscheiden. Einige wiederholen oft nach einander eine einzige Silbe, welche Azara durch „Ta" wiedergibt; der Schrei Anderer klingt, nach Angabe des Prinzen, „als wenn man eine Kugel auf einen Stein oder einen andern harten Körper fallen läßt, von welchem sie immer wieder in die Höhe springt; die Laute fallen jedoch immer mehr von der Höhe zur Tiefe herab, und ihnen folgt am Schlusse ein tiefer, starker Baßton". Bei einigen Arten durchläuft das Geschrei in dieser Weise eine Oktave.

Die Nahrung besteht fast ausschließlich in Kerbthieren, welche von den Zweigen abgelesen oder vom Boden aufgenommen werden. Nach Würgerart aber fallen sie auch kleine Wirbelthiere, namentlich Lurche, Nestvögel und Mäuse, räuberisch an.

Das Nest steht in dem dichtesten Gebüsch, immer wohl verborgen, so daß es sehr schwer hält, es aufzufinden. Der Prinz bediente sich zum Suchen desselben der Mithilfe der Botokuden, aber auch diesen scharfsinnigen Kindern des Urwaldes gelang die Entdeckung nicht immer. Diejenigen Nester, welche aufgefunden wurden, waren verhältnißmäßig klein, einfach und nachläßig gebaut. Mos und Halme bildeten den Außenbau, Federn die innere Ausfütterung. Die Eier, welche im Dezember gefunden wurden, waren auf schmuzig gelblichem Grunde mit olivenbraunen Flecken gezeichnet, welche am stumpfen Ende sich zu einem Kranze vereinigten.

Burmeister nennt den Riesenbatara einen dreisten Vogel; andere Arten dagegen ziehen sich sogleich in die dichtesten Schlupfwinkel zurück, sobald sie etwas Fremdartiges bemerken. Deshalb lassen sich die einen ohne Mühe, die andern nur sehr schwer beobachten. In der Gefangenschaft scheinen sie noch niemals gehalten worden zu sein.

* * *

Ueber Afrika, Südasien und Neuholland verbreitet sich eine Familie von Vögeln, welche gewissermaßen eine Mittelstellung einnehmen zwischen den Würgern und den Fliegenfängern: die Würgerschnäpper oder Drongos (Edolii). Alle zu derselben zählenden Vögel sind gestreckt gebaut, lang-

flüglig und langschwänzig, breitschnäbelig und kurzfüßig. Im Flügel ist die vierte oder fünfte Schwinge die längste; der aus zehn Federn bestehende Schwanz ist mehr oder weniger tief gegabelt, und seine seitlichen Federn sind zuweilen bedeutend über die übrigen verlängert; der Schnabel, welcher von steifen Borsten umgeben wird, ist ziemlich groß, am Grunde breit, aber doch dick, auf der Firste mehr oder weniger gewölbt und gekielt; der Oberschnabel ist hakig über den unteren herabgebogen und mit einem wenn auch schwachen Zahne bewehrt; die Läufe sind kurz, die Füße klein, aber kräftig, die Nägel, welche sie bewehren, verhältnißmäßig stark. Die Wirbelsäule besteht aus zwölf Hals-, acht Rücken- und sechs bis acht Schwanzwirbeln; das Brustbein ist nach unten sehr erweitert; die meisten Knochen sind luftführend. Das Gefieder ist reichhaltig, aber ziemlich hart; die Federn zeigen einen eigenthümlichen Glanz und dunkle Farben. Die meisten Arten sind schwarz, andere blau, einige licht- oder dunkelblau auf der Oberseite, weißlich auf der unteren. Das Auge ist regelmäßig hochroth, der Schnabel und die Füße sind schwarz gefärbt.

Lebensweise und Betragen aller Würgerschnäpper sind im wesentlichen dieselben, so daß es wohl gerechtfertigt ist, das von den verschiedenen Arten Bekannte zusammenzustellen.

In Indien leben mehrere sehr ausgezeichnete Arten der Familie. Unter ihnen ist die Königskrähe oder Finga der Bengalesen (Dicrourus macrocercus) eine der häufigsten und bekanntesten. Bei der Sippe der Würgerschnäpper, welche durch die Finga vertreten wird, ist der Schnabel lang, kräftig, am Grunde zusammengedrückt, mäßig gewölbt, auf der Firste gekielt und an der Spitze mit deutlichen Haken herabgebogen. Der Flügel ist wie gewöhnlich gebildet, in ihm die vierte Schwinge die längste, der Schwanz lang, tief gegabelt, der Lauf mäßig hoch. Die Königskrähe ist 12 Zoll lang und 16 Zoll breit; der Fittig mißt 5¾, der Schwanz 6¼ Zoll. Das Gefieder ist glänzend schwarz mit einem weißen Flecken am Schnabelspalt, zuweilen etwas düsterer auf Schwingen und Schwanz, welche Theile unten bräunlichschwarz aussehen. Beide Geschlechter ähneln sich in der Färbung; die Jungen unterscheiden sich durch weißliche Mondflecken an den Federn der Unterseite.

Das Vaterland der Königskrähe erstreckt sich über ganz Indien, Assam und Burmah, bis China hin, und wie es scheint, sagen ihr alle Oertlichkeiten mit Ausnahme der dichtesten Dschungels zu. Auf Ceylon lebt ein ganz ähnlicher Vogel, welcher sich einzig und allein durch geringere Größe unterscheidet. Außerdem kommen in Indien noch vier Arten derselben Sippe vor. Aehnlich gestaltete Verwandte leben in Australien und in Afrika.

Die Drongos (Chaptia) unterscheiden sich durch minder kräftige Füße und weniger tief gegabelten Schwanz. Hierher wird der Singdrongo (Chaptia musica) gezählt, ein Vogel von 9 Zoll Länge, dessen Fittig 4¾ und dessen Schwanz 4½ Zoll mißt. Das Gefieder ist blauschwarz, prächtig glänzend; die Schwung- und Steuerfedern sind schwarz, der Bauch wie die unteren Flügeldeckfedern dunkelgrauschwarz.

Le Vaillant entdeckte den Singdrongo in Südostafrika; spätere Beobachter fanden ihn weiter nach Norden hin verbreitet. Eine ganz ähnliche Art lebt in Indien und hier hauptsächlich in den Dickichten, welche die Königskrähe meidet.

Auffallender sind die Arten, welche zu der Sippe der Flaggendrongos (Edolius oder Dissemurus) gehören. Bei ihnen ist der Schwanz leicht gegabelt; seine äußersten Federn aber sind um mehr als das Doppelte über die andern verlängert, sie sind bis gegen die Spitze der übrigen Steuerfedern hin wie gewöhnlich gebildet, hierauf fahnenlos, an ihrer Spitze aber wieder mit breiten Außen- und schmalen Innenfahnen verziert. Der Schnabel ist verhältnißmäßig lang und kräftig, wenig zusammengedrückt am Grunde, auf der Firste stark gebogen, mit deutlichem Zahn und Haken. Die Borstenfedern an seinem Grunde sind reichlich vorhanden, aber ziemlich weich.

Der Bienenkönig der Indier (Edolius paradiseus) wird 14 Zoll lang, wobei jedoch die Außenfedern, welche das Schwanzende um Fußlänge überragen, nicht mit gemessen sind; der Fittig ist 6¾, der Schwanz bis zur Mitte der Gabel 6½, längs der Außenfedern gemessen aber 18½ bis 19 Zoll lang. Das reiche Gefieder ist gleichmäßig schwarz, stahlblau glänzend. Die Federn des Vorderkopfes sind haubenartig verlängert und wie die des Nackens und der Brust an ihrer Spitze leicht ausgeschnitten.

Die Würgerschnäpper gehören zu den auffallendsten Vögeln ihrer Heimatsländer und sind deshalb auch den Eingebornen wohl bekannt. Von der Seeküste an bis zu 8000 Fuß unbedingter Höhe findet man sie an geeigneten Orten überall, die einen in offenen Gegenden, die andern inmitten der Waldungen. Manche Arten sind sehr häufig, andere seltener. In Indien mag man, wie Jerdon sagt, hingehen, wohin man will, überall wird man einem dieser Vögel begegnen. Man sieht sie auf dürren Zweigspitzen eines hohen Baumes, auf der Firste eines Hauses, auf den Telegrafenstangen, auf niederen Büschen, Hecken, Mauern und Ameisenhaufen sitzen und Umschau halten. Gar nicht selten findet man einzelne auch als treue Begleiter der Herdenthiere, auf deren Rücken sie sich dann ebenso ungescheut niederlassen, wie auf ihren gewöhnlichen Warten. Die meisten sind den ganzen Tag über in Thätigkeit; einige aber gehören zu den Dämmerungsvögeln: sie jagen wie unsere Mauersegler noch lange nach Sonnenuntergang und in den frühesten Morgenstunden wieder. Wenn der Vollmond am Himmel steht, scheinen sie während der ganzen Nacht, wenn auch nicht in Thätigkeit, so doch wach und munter zu sein; man hört dann ihre lebhafte und nicht zu verkennende Unterhaltung zu allen Stunden. Nach Vaillant's Bericht versammeln sich einzelne Arten gegen Sonnenuntergang auf gewissen Lieblingsbäumen und betreiben hier gemeinschaftlich ihre Jagd. Auch von den indischen wird gesagt, daß sie in Gesellschaften leben. Bei einzelnen Arten scheint Dies jedoch nicht der Fall zu sein; wenigstens erinnere ich mich nicht, den Würgerschnäpper Nordostafrikas (Dicrourus lugubris) je in größerer Anzahl vereinigt gesehen zu haben. Doch ist es mir recht wohl glaublich, daß unsere Vögel unter Umständen gesellig sein können; es wird Dies namentlich dann der Fall sein, wenn irgend welche Ereignisse ihnen eine reichliche Jagd eröffnen. Während der Brutzeit hingegen scheint jedes Paar für sich zu leben und das einmal gewählte Gebiet gegen andere seiner Art mit großer Hartnäckigkeit zu vertheidigen.

Der vorhin erwähnte Würgerschnäpper, welchen ich beobachtete, hat auf mich einen ungünstigen Eindruck gemacht. Ich habe geglaubt, in ihm einen der langweiligsten Gesellen unter den mittelafrikanischen Vögeln zu erkennen. Die, welche ich beobachtete, saßen gewöhnlich still und faul auf einer Astspitze und schauten nach Nahrung aus. Vorüber fliegende Kerbthiere bewogen sie, sich zu erheben; sie eilten der ins Auge gefaßten Beute mit leichtem, obgleich etwas schlaffen Fluge nach, verfolgten sie mit scheinbarem Ungeschick und kehrten, wenn sie wirklich glücklich waren, wieder auf denselben Ast zurück oder ließen sich an einer ähnlichen Stelle auf einem andern Baume nieder, auf diese Weise ein gewisses Gebiet durchstreifend. Dem Schützen schauten sie so recht dumm gutmüthig in das Rohr, ohne an Flucht vor ihm zu denken. Eine Stimme habe ich, so viel ich mich erinnere, niemals vernommen. Durchaus widersprechend lauten die Angaben anderer Beobachter, und da dieselben übereinstimmend sind, muß ich es entweder mit einer sehr wenig befähigten Art zu thun gehabt oder im Beobachten nicht gerade vom Glück begünstigt gewesen sein. Vaillant, Jerdon, Gilbert, Blyth und andere Forscher bezeichnen die Drongos als hochbegabte Thiere, welche nicht blos leiblich, sondern auch geistig sich sehr auszeichnen. Der Flug ist ein Mittelding zwischen dem eines Fliegenfängers und einer Schwalbe; er ist nicht gerade schnell, geschieht in Wellenlinien und besteht aus wenigen Flügelschlägen, auf welche ein längeres Gleiten folgt. Wenn aber der Drongo irgendwie erregt ist, weiß er sich so schnell zu bewegen, daß er fast jeden Feind überholt, und von dem Schleppenden, welches man bei den ruhig fliegenden wahrnimmt, bemerkt man dann gar Nichts mehr. Jedenfalls bewegt sich der Würgerschnäpper fliegend am geschicktesten: auf den Boden herab kommt er nur

dann, wenn er gerade dort unten eine Beute aufzunehmen hat; von eigentlichem Gehen ist keine Rede. Auch behufs des Trinkens oder Badens braucht er seine Füße nicht; er besorgt diese Geschäfte im Fliegen, nach Schwalbenart. Im Gezweig beweist er nicht mehr Geschick als andere Vögel, welche ungefähr dieselbe Lebensweise führen. Er wählt sich einen leicht zugänglichen Ast, fußt auf diesen und versucht sich im Gleichgewicht zu halten; anderweitige Bewegungen vermag er nicht auszuführen. Unter den Sinnen steht das große, immer lebhafte Auge unzweifelhaft oben an. Der Würgerschnäpper gewahrt ein fliegendes Kerbthier schon in großer Entfernung, und sein Auge versagt ihm, wie aus dem Vorhergesagten zu schließen, auch in der Dämmerung seine Dienste nicht. Daß das Gehör kaum minder tüchtig ist, beweisen diese Vögel durch ihre Singfertigkeit und ein verhältnißmäßig bedeutendes Nachahmungsvermögen, welches man wenigstens bei einigen Arten beobachtet hat. Die gewöhnliche Stimme der Würgerschnäpper ist ein lautes, unangenehmes, rauhes Pfeifen oder ein eigenthümliches Geknarr, welches schwer wiederzugeben, aber so eigenthümlich sein soll, daß man es niemals zu verkennen im Stande ist, nachdem man es einmal hörte. Das Geschrei des Bienenkönigs hat Elliot durch die Silben „Tschirung, tschirung“ auszudrücken versucht, den Ruf des afrikanischen Würgerschnäpper gibt Vaillant mit „Pia griasch“ wieder. Von der Königskrähe sagt Jerdon, daß sie beständig „ihren wohlbekannten, etwas harten, aber fröhlichen Schrei“ ausstoße. Wenn jedoch die Brutzeit herannaht, singen die Männchen fast aller Arten in höchst angenehmer Weise: so berichten übereinstimmend alle Beobachter. Jerdon sagt, daß manche Leute den Gesang der Königskrähe eintönig und unangenehm finden und den Vogel deshalb spottweise Nachtigall nennen; er aber müsse bekennen, daß er gerade diesen Drongo, den Künder des Tages, immer gern gehört habe. Vaillant vergleicht das Lied einer afrikanischen Art mit dem Gesang unserer Drossel, welche bekanntlich zu den besten Sängern zählt. Die Würgerschnäpper haben jedoch noch andere gute Eigenschaften. Sie sind nicht blos geschwätzig, sondern auch lebendig, thätig und unter Umständen höchst muthig. Die Königskrähe verdankt ihren Namen ihrer Gewohnheit, alle Krähen, aber auch alle Falken, welche ihr Gebiet durchfliegen, anzugreifen und zu verfolgen. Zumal während der Brutzeit, wenn das Weibchen auf den Eiern sitzt, legt das Männchen die größte Wachsamkeit und dabei eine bewunderungswürdige Kühnheit an den Tag. „Sobald eine Krähe oder ein Milan sich dem Nistbaume naht“, so erzählt Jerdon, „stürzt sich der kleine, kühne Drongo mit größter Entschiedenheit eilfertig auf den Räuber und verfolgt ihn auf weithin. Ich habe allerdings niemals gesehen, daß er sich auf dem Rücken eines Falken festsetzt und diesen mit dem Schnabel und den Klauen für einige Augenblicke bearbeitet, wie es beobachtet zu haben Philipps versichert; wohl aber muß ich bestätigen, daß er sich den Anschein gibt, als wolle er jenen streifen. Gelegentlich vereinigen sich wohl auch andere Drongos mit dem ersten Angreifer, um den gemeinsamen Feind zu vertreiben.“ Auch andere Thiere werden in ähnlicher Weise behelligt. So beobachtete Blyth, daß ein Drongo auf das kleine Palmeneichhorn stieß, und Gurney versichert, daß der Singdrongo ohne Besinnen die größten Raubvögel angeht. Die Dreistigkeit der Würgerschnäpper erreicht den höchsten Grad, wenn einer von ihnen eine unglückliche Eule oder irgend einen andern auffallenden unbehilflichen Vogel entdeckt hat. Der freche Zwerg erhebt sich dann wiederholt rasch in die Luft und stößt von oben mit Heftigkeit hernieder, dabei laute und rauhe Töne ausstoßend und den Schwanz abwechselnd breitend und zusammenlegend. Daß sich die Kühnheit der Drongos auch im Zweikampf mit Nebenbuhlern zeigt, ist sehr erklärlich: Jerdon beobachtete, daß zuweilen ihrer vier oder fünf, förmlich zu einem Knäuel geballt, am Boden auf das heftigste mit einander kämpften.

Alle Würgerschnäpper scheinen sich ausschließlich von Kerbthieren zu nähren, und zwar sind es vorzugsweise die Bienen und ihre Verwandten, denen sie nachstreben. Die großen Arten verzehren auch Heuschrecken und Grillen, Wasserjungfern, Schmetterlinge und dergl.; die stechenden Kerbthiere scheinen aber unter allen Umständen die bevorzugte Beute zu bilden. Daher kommt es denn auch, daß die Würgerschnäpper nicht überall mit günstigen Augen angesehen werden, sondern als arge Räuber verschrieen sind. Am Vorgebirge der guten Hoffnung nennt man sie geradezu Bienenfresser, und

nach Vaillant's Versicherung verdienen sie diesen Namen mit vollem Rechte. Letztgenannter Naturforscher gibt eine sehr lebendige Beschreibung der Art und Weise ihres Fangs. „In der Regel", sagt er, „jagen die Würgerschnäpper des Abends vor Sonnenuntergang und des Morgens vor Sonnenaufgang den betriebsamen Kerbthieren nach. Zu diesem Endzweck vereinigen sich die Inwohner eines Waldes auf einem einzeln stehenden Baume, am liebsten auf einem abgestorbenen oder wenigstens auf einem solchen, welcher viele dürre Aeste hat, und hier warten sie entweder die Rückkunft oder den ersten Ausflug der Bienen ab, welche, honigbeladen, zu ihren Wohnbäumen im Walde zurückkehren oder von denselben herkommen. Es geht dann sehr lebendig und auch geräuschvoll in der Nähe eines solchen Baumes zu, und Dies gewährt von fern gesehen ein sehr eigenthümliches Schauspiel. Von ihm kann man sich einen Begriff machen, wenn man sich vorstellen will, daß gegen dreißig Vögel ohne Unterlaß den Baum umfliegen und währenddem alle die vielen Schwenkungen ausführen und die verschiedenen Haken schlagen, welche der Fang der vor ihren wohlbekannten Feinden flüchtenden Bienen nöthig macht. Einzelne Würgerschnäpper, welche ihre Beute fehlten, stürzen sich sofort auf eine andere Biene und führen zuweilen fünf oder sechs prächtige Schwenkungen nach einander aus, bald nach rechts, bald nach links, bald nach oben, bald nach unten sich wendend, bis ihnen entweder der Fang geglückt oder sie ihrer Anstrengungen müde geworden sind. Jede Bewegung fast wird mit lebhaftem Schreien begleitet, und alle Jagdgenossen einer Gesellschaft schreien zu gleicher Zeit und in verschiedenen Tönen.... Unter dem Baume selbst findet man die Ueberreste der Mahlzeiten in reichlicher Menge, Bienen, denen nur eine Hälfte fehlt, andere, welche schon gepackt noch zu Boden fielen und noch leben, abgerissene Flügel und dergl. Erst die Zeit, in welcher die Raubvögel ihre Jagdflüge beginnen, endet die Arbeit der Drongos: die nächtlichen Räuber nöthigen sie, von ihrem Werke abzulassen."

Beim Betrieb ihrer Jagd beweisen die Würgerschnäpper sehr viel Verstand. Vaillant ist überzeugt, daß sie die Zeit, in welcher die Bienen massenhaft zurückkehren, genau beachten; Gurney beobachtete, daß jeder Steppenbrand sie von fernher herbeizieht. Sie wissen, daß das gefräßige Feuer, welches den Graswald vernichtet, auch alle in ihm versteckten Kerbthiere auftreibt, kommen deshalb herbei und halten, Dank ihrer Kühnheit, gute Ernte. Ohne Scheu vor den Flammen stürzen sie sich durch den dichtesten Rauch und verfolgen noch wenige Fuß über den Flammen das einmal ins Auge gefaßte Kerbthier. Philipps beobachtete eine eigenthümliche List der Drongos. Ein kleiner kerbthierfressender Vogel verfolgte eine große Heuschrecke, nach welcher auch eine Königskrähe schon ein paarmal geschnappt hatte. Plötzlich erhob dieselbe den allen Vögeln wohlbekannten Warnungsruf, welchen sie auszustoßen pflegen, wenn sich ein Raubvogel zeigt, unzweifelhaft nur in der Absicht, den andern Verfolger des Kerbthieres zu verscheuchen. Die List glückte auch vollkommen; denn jener zog ab, und die Königskrähe hatte wenige Augenblicke später die Heuschrecke in ihrem Magen.

Ueber das Brutgeschäft liegen verschiedene Berichte vor. Nach Jerdon fällt es, bei einigen Arten wenigstens, in verschiedene Zeiten des Jahres. Die Königskrähe z. B. brütet in gewissen Gegenden im März und April, in andern im August und September. Jerdon glaubt deshalb, daß sie möglicherweise zwei Bruten im Jahre machen, während ich nach ähnlichen Erfahrungen während meines Aufenthalts in Afrika überzeugt bin, daß Dies nicht der Fall ist, weil in allen Gleicherländern die Brutzeit nicht mit derselben Regelmäßigkeit an bestimmte Monate gebunden ist, wie bei uns. Die Nester, welche man bis jetzt gefunden hat, scheinen sich im wesentlichen zu ähneln. Sie werden in ziemlicher Höhe über dem Boden erbaut, gewöhnlich gar nicht versteckt und deshalb auch dem Wind und Wetter ausgesetzt, und zwar regelmäßig zwischen Astgabeln aufgehängt, nach Art unserer Pirolnester. Mit diesen zierlichen Bauten haben sie aber keine Aehnlichkeit; sie sind im Gegentheil höchst leichtfertig aus wenigen kleinen Zweigen und Würzelchen zusammengebaut, oft nicht einmal im Innern ausgefüttert, im günstigsten Falle mit einigen Haaren ausgelegt. Das Gelege besteht aus drei oder vier Eiern, welche auf weißem oder röthlichweißem Grunde mit helleren oder dunkleren rothen und braunen Punkten gefleckt sind. Das Männchen zeigt sich, wie schon bemerkt, während der Brutzeit

muthiger, als je und greift selbst den sich nahenden Menschen rücksichtslos an, indem es unter lautem Geschrei wüthend auf ihn herniederstößt.

Einzelne Arten unserer Familie werden gefangen und zahm gehalten. So gehört der Bienenkönig zu den regelmäßigen Erscheinungen in den Gebauern der Vogelhändler Calcuttas und anderer indischen Städte. Er ist nach Jerdon ein höchst unterhaltender Vogel in der Gefangenschaft, weil er sich sehr bald an dieselbe gewöhnt, gegen seinen Herrn eine große Zuneigung an den Tag legt, frei gelassen oft freiwillig oder wenigstens durch den Ruf des Gebieters herbeigelockt, zurückkehrt und mit rohem Fleisch, kleinen Eidechsen und Kerbthierfutter im allgemeinen leicht erhalten werden kann. Höchst ergötzlich wird die Fertigkeit dieser Vögel, andere Stimmen nachzuahmen. „Ich besaß einst einen Bienenkönig", so erzählt Blyth, „welcher den Gesang der Schama (Kittacincla macroura) mit solcher Vollkommenheit vortrug, daß man das Lied des Spötters nicht von dem des Lehrmeisters unterscheiden konnte. Früher hielt ich einen andern derselben Art, welcher das Gleiche that; denn es gibt überhaupt keinen Laut, den der Bienenkönig nicht nachahmen könnte. Einer von meinen Gefangenen krähte so täuschend, daß alle Hähne, welche ihn hörten, sofort antworteten. Jeder Laut eines Huhnes, einer Katze, einer Ziege, eines Schafes wird von ihm nachgeäfft; das klägliche Geheul eines Hundes, welcher Prügel empfängt, das Krächzen des Raben, das Pfeifen einer Reihe von Tönen oder der Schlag des besten Singvogels: alles Dies wird wiederholt mit bewunderungswürdiger Genauigkeit von diesem Vogel. Er ist einer der klügsten und liebenswürdigsten Gefangenen, welche man halten kann."

* * *

Neuholland, Indien und die malaiischen Länder sind die Heimath einer Familie eigenthümlich gestalteter Vögel, welche man als Mittelglieder zwischen den Würgern und Schwalben betrachten darf und deshalb treffend Schwalbenwürger (Artami) genannt hat. Sie haben mit den Würgern ebensoviel Aehnlichkeit, wie mit den Schwalben. Ihr kräftiger Leib trägt lange Flügel, in denen die zweite Schwinge die längste ist, einen kurzen oder mittellangen, geraden oder leicht ausgeschnittenen Schwanz, einen kurzen, fast kegelförmigen, an der Spitze breiten, auf der Firste und seitlich abgerundeten Schnabel ohne scharfkantige Firste, welcher an der feinen Spitze kurz übergebogen und seitlich leicht eingeschnitten ist, sowie kurzläufige und kurzzehige, aber kräftige Füße, welche mit wohl ausgebildeten, gebogenen und spitzen Krallen bewehrt sind. Das Gefieder ist ziemlich dicht anliegend, seine Färbung eine düstere.

Die ordnenden Thierkundigen sind über die Stellung der Schwalbenwürger verschiedener Ansicht. Einige reihen sie den Schwalben an, andere bringen sie bei den Würgern unter. Jenen ähneln sie hinsichtlich der Bildung ihrer Schwingen und dem dadurch bedingten Fluge, diesen durch die Art und Weise ihres Nahrungserwerbs. Einzelne von ihnen zeichnen sich aber noch durch besondere Eigenthümlichkeiten in ihrem Betragen aus, und sie sind es vor Allem, mit denen wir uns zu beschäftigen haben.

Der Schwalbenwürger (Artamus sordidus) ist rußgrau, auf den Flügeln dunkelblauschwarz, auf dem Schwanz bläulichschwarz; die Außenränder der dritten und vierten Schwinge sind weiß, die Steuerfedern mit Ausnahme der beiden mittleren breit weiß an der Spitze. Das Auge ist düsterbraun, der Schnabel am Grunde blau, an der Spitze schwarz, der Fuß weißlichgrau. Das Weibchen unterscheidet sich durch etwas geringere Größe, durch ein Fleckenkleid, welches dadurch entsteht, daß jede Feder der Oberseite einen schmuzigweißen Schaftstreifen zeigt und die Unterseite braun und weiß gemischt ist. Die Länge beträgt gegen 6 Zoll, die Breite 13½ Zoll.

Ueber das Leben der Schwalbenwürger liegen verschiedene Beobachtungen vor; namentlich Gould, Bernstein und Jerdon haben ziemlich ausführlich berichtet. Jede Art der Familie hat

selbstverständlich ihr Eigenthümliches im Wesen und Betragen; doch ähneln sich die Verwandten so, daß wir auch hier wieder das von Einem Bekannte mit gewissen Beschränkungen auf andere beziehen dürfen.

An geeigneten Oertlichkeiten sind die Schwalbenwürger sehr häufige Vögel. Sie bevorzugen waldige Gegenden und in solchen gewisse Lieblingsbäume. So findet sich eine indische Art hauptsächlich da, wo die Palmirapalme auftritt, und hat deshalb von den Eingebornen den Namen Palmiraschwalbe erhalten. Ein auf Java lebender Schwalbenwürger wählt sich am liebsten solche Gegenden, wo ausgedehnte, mit kurzem Gras bestandene Triften oder Felder mit kleinen Gehölzen und Gärten abwechseln oder wenigstens durch einzeln stehende Bäume die zur Annehmlichkeit des Lebens unserer Vögel erforderlichen Bedingungen enthalten. Die Bäume dienen zu Sammel- und Ruheplätzen; sie werden gewissermaßen zum Mittelpunkt des Jagdgebiets. Bernstein berichtet uns, daß die javanische Art sich auf ihrem Lieblingsbaume mit Leichtigkeit beobachten, ja von ihm kaum vertreiben läßt; denn der Vogel kehrt auch dann immer und immer wieder zu demselben zurück, wenn er eine entschiedene Verfolgung erleidet. Nach der Brutzeit trifft man gewöhnlich die ganze Familie auf demselben Baume an, und wenn man dann eins der Mitglieder wegschießt, fliegen die andern zwar augenblicklich fort, lassen sich auch wohl kurze Zeit anderswo nieder, kehren jedoch immer bald wieder zurück, so daß man noch einen zweiten und selbst einen dritten aus demselben Schwarme wegschießen kann. Solche Bäume scheinen die Schwalbenwürger selbst bis in ziemlich bedeutende Höhen emporzulocken: so traf Jerdon die indische Art zu seinem Erstaunen bis zu 4000 Fuß über dem Meere an. Nach vollendeter Brutzeit vereinigen sich in geeigneten Gegenden zuweilen zahlreiche Gesellschaften, und dann gewährt der Lieblingsbaum ein sehr anziehendes Schauspiel. Unter dem Schwarm herrscht vollste Freiheit. Jeder Vogel scheint unabhängig von den andern zu handeln, jeder Das zu thun, was gerade sein Bedürfniß erheischt. Einer oder der andere verläßt den Zweig, auf welchem er dicht gedrängt mit seinen Gefährten saß, hüpft auf und nieder, jagt einem Kerbthier nach und kehrt dann auf den alten Sitz zurück. Der Schwarm besteht nicht immer aus Mitgliedern ein und derselben Art; denn die Schwalbenwürger vereinigen sich sehr häufig mit andern Vögeln, namentlich mit Familienverwandten oder mit Schwalben, ja, verschiedene Arten der Familie brüten gemeinschaftlich auf ein und demselben Baume einträchtiglich zusammen.

Von seiner vortheilhaftesten Seite zeigt sich der Schwalbenwürger nur im Fluge. Auf den Boden herab kommt er selten; er beweist auch durch sein ungeschicktes Betragen, daß er hier nicht zu Hause ist: die Luft ist sein eigentliches Weidegebiet. Der Flug wird von Bernstein mit dem eines Raubvogels verglichen, weil der Schwalbenwürger fast ohne Flügelschlag mit ausgebreiteten Fittigen dahinschwebt und durch einfaches Heben oder Senken des einen und andern Flügels die Richtung bestimmt. Die Bewegung ist jedoch verhältnißmäßig langsam; sie hat Nichts von der reißenden Schnelligkeit der kleinen Edelfalken oder der Schwalben, und es ist selbst für den mittelmäßigen Schützen eben keine schwierige Aufgabe, einen der Vögel im Fluge zu erlegen. Jerdon hingegen sagt, daß der Flug der indischen Art zierlich und schwalbenähnlich ist und in ihm rasche Flügelschläge mit einem sanften Gleiten bei ausgebreiteten Schwingen abwechseln, daß der Vogel sehr oft sich in Kreisen dreht, bei Verfolgung eines Kerbthieres aber auch reißend und geradeaus dahinfliegt. Wenn schönes Wetter die Kerbthiere aus ihren Schlupfwinkeln und in höhere Luftschichten gelockt hat, sieht man die Schwalbenwürger nach Schwalbenart diese Beute verfolgen und dann in den zierlichsten und gefälligsten Schwenkungen bald in der Höhe kreisen, bald zwischen dem Blätterwerk hindurchjagen. Unter solchen Umständen verweilt der Schwarm oft lange Zeit fliegend in hoher Luft, und dann erinnern die Vögel durchaus an die Schwalben. Dasselbe ist der Fall, wenn sie hart über der Oberfläche eines Gewässers auf- und niederstreichen, hier und da ein Kerbthier von den Wellen wegnehmen, Augenblicke lang auf passenden Zweigen des Ufergebüsches ausruhen und dann von neuem ihre Jagd beginnen. Gelegentlich dieser Wasserjagd, wie wir es nennen wollen, vereinigen sich die Schwalbenwürger oft zu solchen Massen, daß das Wasser, wie Gould sagt, von ihrem Gegenbilde verdunkelt wird. Auch die Stimmlaute, welche man vernimmt, ähneln dem Lockruf der Schwalbe;

sie sind jedoch rauher und eintöniger. Einen eigentlichen Gesang scheinen die Schwalbenwürger nicht zu haben.

Höchst sonderbar ist die Gewohnheit der oben beschriebenen australischen Art, sich in Klumpen nach Art eines Bienenschwarmes aufzuhängen. Gould hat Dies zwar nicht selbst beobachtet, aber von Gilbert und andern Forschern erfahren. Einige Schwalbenwürger klammern sich an die Unterseite eines dürren Zweiges, andere an diese fest, und so geschieht es, daß sich zuweilen eine so große Menge an einander anhängt, daß der ganze Klumpen den Raum eines Scheffelmaßes einnimmt.

Einige australische Schwalbenwürger halten sich an gewissen Orten nur während der Brutzeit auf und wandern, wenn diese vorüber, wieder weg; die übrigen Arten scheinen Standvögel zu sein. Auf Vandiemensland kommt die „Waldschwalbe", wie die oben beschriebene Art dort genannt wird, im Oktober, mit Beginn des australischen Sommers an, macht zwei Bruten und kehrt dann wieder nach Norden zurück. Das Nest steht an verschiedenen Stellen. Gould fand ein solches in einem dicht belaubten Busche, nahe am Boden, andere an einer nackten Astgabel an der Seite einer Baumhöhle und andere endlich zwischen dem Stamme und der losgetrennten Rinde größerer Bäume. Gar nicht selten wird es auch unter dem Hüttendache eines Ansiedlers angelegt, ja, eine australische Art soll zuweilen die verlassenen Nester anderer Vögel zum Brüten benutzen. Feine Zweiglein, welche sehr zierlich mit Wurzeln ausgekleidet werden, bilden den Bau, welcher größer oder kleiner ist, je nach dem Standorte. Das Gelege besteht aus vier Eiern von sehr verschiedener Zeichnung. Die meisten sind auf schmuzigweißem Grunde dunkelrostbraun gefleckt und beklext. Die Nester der javanischen und indischen Art scheinen sich wenig zu unterscheiden. Bernstein sagt von den ersteren, daß sie in ihrem Aeußern an die Nester der Würger erinnern, meist zwischen den Schmarotzern, welche die Palmenstengel bedecken, oder in den Blattwinkeln der Palmenbäume angelegt und aus trockenen, groben Halmen, Wurzeln, Blättern, Flechten und Mosstücken roh und unordentlich zusammengebaut sind, deshalb ein liederliches, zerzaustes Aeußere haben, während das Innere eine regelmäßige abgeflacht halbkugelige Vertiefung bildet und mit feinen Stoffen, namentlich mit den biegsamen Fasern der Arengpalme und zarten Halmen zierlich ausgelegt ist. Das Nest der indischen Art wird, nach Jerdon, noch außerdem reichlich mit Federn ausgepolstert. Ob auch das Männchen brütet, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen; die Jungen aber werden von beiden Eltern aufgefüttert und auch lange nach dem Ausfliegen noch geführt und ernährt. Man sieht dann die Kinderschar auf ein und demselben Aste dicht neben einander gedrängt sitzen, während die Alten die Bäume jagend umschweben und zu den Jungen zurückkehren, sobald sie im Fange glücklich waren. So viel bekannt, werden die Jungen ausschließlich mit Kerbthieren groß gefüttert, und diese sind auch das bevorzugte Futter der Alten, obwohl einzelne Arten wenigstens Pflanzenstoffe nicht verschmähen: so sah Gould den aschgrauen Schwalbenwürger den reifen Samen eines Spießkeimers verzehren, und die Vögel waren dabei so gierig, daß oft mehrere über einander an den senkrechten Stengeln der Pflanzen saßen, um die Samen herauszuziehen.

* * *

Linné vereinigte eine große Anzahl kleiner Singvögel mit am Grunde breitem, platten Schnabel zu einer einzigen Familie, welche er die der Fliegenfänger nannte: die neueren Naturforscher haben mit mehr oder weniger Willkür diese außerordentlich zahlreiche Gruppe in verschiedene Familien und Unterfamilien zerfällt. Eine solche wird gebildet durch die Königswürger oder Tyrannen (Tyranni), amerikanische Waldvögel, welche in ihrem Wesen und Betragen noch Vieles mit den Würgern gemein haben, sich aber den Fliegenfängern noch mehr nähern, als jene. Es sind kleine, aber kräftig gebaute Vögel mit ziemlich langen und spitzen, zusammengelegt bis zur Mitte des Schwanzes reichenden Flügeln, in denen die zweite und dritte Schwinge die längste, die erste nur wenig verkürzt, aber häufig eigenthümlich zugespitzt zu sein pflegt, mit ziemlich langem und breiten, mehr oder weniger

deutlich ausgeschnittenen, seltener abgerundeten Schwanz, mit kräftigen, hochläufigen und starkzehigen Beinen und einem ungefähr kopflangen, starken, geraden, mehr oder minder kegelförmigen, zuweilen bauchig aufgeblähten, an der Spitze hakig herabgebogenen, seicht gekerbten Schnabel, dessen Grund von Borsten umgeben ist. In dem vollen, weichen Gefieder sind Grau auf der Oberseite, Gelb oder Weiß auf der Unterseite die vorherrschenden Farben.

Die Königswürger sind über Süd- und Nordamerika verbreitet und treten in der südlichen Hälfte des Erdtheils sehr zahlreich auf. Sie gehören zu denjenigen Vögeln, welche Jedermann beachten und kennen lernen muß; denn sie zeichnen sich ebensowohl durch ihr Betragen, wie durch ihre Stimme aus und machen sich ungescheut in unmittelbarer Nähe des Menschen zu schaffen. Ihre Lebensweise und ihr Betragen mag uns das Nachfolgende kennen lehren.

Wilson, Audubon, der Prinz von Wied und andere Forscher haben uns so ausführliche Mittheilungen über eine der berühmtesten Arten dieser Familie gemacht, daß wir uns einer genaueren



Der Königsvogel oder Tyrann (Tyrannus intrepidus).

Lebenskenntniß derselben rühmen dürfen. Der „Königsvogel" oder Tyrann (Tyrannus intrepidus) ist 8 Zoll lang und 14 Zoll breit. Das weiche und glänzende Gefieder, welches sich auf dem Kopfe zu einer Haube verlängert, ist auf der Oberseite dunkelblaugrau, auf den Kopfseiten am dunkelsten, während die schmalen Haubenfedern prachtvoll feuerfarbig und gelb gerandet sind; die Unterseite ist graulichweiß, auf der Brust aschgrau überflogen, an Hals und Kehle reinweiß; die Schwingen und Steuerfedern sind bräunlichschwarz, letztere dunkler gegen das Ende hin und wie die Flügeldeckfedern an der Spitze weiß. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß graulichblau. Beim Weibchen sind alle Farben unscheinbarer und düsterer.

Der Königsvogel, erzählt Audubon, ist einer von den anziehendsten Sommergästen der Vereinigten Staaten. Er erscheint in Louisiana ungefähr um die Mitte des März. Viele verweilen hier bis zur Mitte des Septembers; aber die größere Anzahl zieht sich allgemach nordwärts und verbreitet sich über jeden Theil des Reichs. Die ersten Tage nach seiner Ankunft scheint der Vogel ermüdet und

traurig zu sein; wenigstens verhält er sich vollkommen still. Sobald er aber seine natürliche Lebendigkeit wieder erlangt hat, hört man seinen scharfen, trillernden Schrei über jedem Felde und längs der Säume aller unserer Wälder. Im Innern der Waldungen findet er sich selten; er bevorzugt vielmehr Baumgärten, Felder, die Ufer der Flüsse und die Gärten, welche das Haus des Pflanzers umgeben. Hier läßt er sich am leichtesten beobachten.

Wenn die Brutzeit herannaht, nimmt der Flug dieser Vögel ein anderes Gepräge an. Man sieht die Gatten eines Paares in einer Höhe von zwanzig oder dreißig Ellen über dem Grunde unter fortwährenden flatternden Bewegungen der Flügel dahinstreichen und vernimmt dabei fast ohne Aufhören seinen lauten Schrei. Das Weibchen folgt der Spur des Männchens, und beide scheinen sich nach einem geeigneten Platz für ihr Nest umzusehen. Währenddem haben sie aber auch auf verschiedene Kerbthiere wohl Acht, lassen sich durch sie ab und zu aus ihrem Wege lenken und nehmen die erspähten mit einer geschickten Schwenkung auf. Dieses Spiel wird dadurch unterbrochen, daß beide sich dicht neben einander auf einen Baumzweig setzen, um auszuruhen. Die Wahl des Nistplatzes wird beendet, und nunmehr sucht sich das glückliche Pärchen trockene Zweige vom Grunde auf, erhebt sich mit ihnen zu einem wagerechten Aste und legt hier den Grund zur Wiege seiner Kinder. Flocken von Baumwolle, Wolle oder Werg und ähnliche Stoffe, welche dem Neste eine bedeutende Größe, aber auch ziemliche Festigkeit gewähren, werden auf diesem Grunde aufgebaut; das Innere wird mit feinen Würzelchen und Roßhaaren ziemlich dick ausgepolstert. Nun legt das Weibchen seine vier bis sechs, auf röthlichweißem Grunde unregelmäßig braun getüpfelten Eier und beginnt zu brüten.

Jetzt zeigt sich das Männchen voller Muth und Eifer. In der Nähe der geliebten Gattin sitzt es auf einem Zweige und scheint keinen anderen Gedanken zu hegen, als sie vor jeder Gefahr zu schützen und zu vertheidigen. Die erhobenen und ausgebreiteten Federn des Hauptes glänzen im Strahl der Sonne; die weiße Brust leuchtet auf weithin. So sitzt es auf seinem Stande und läßt sein wachsames Auge rundum schweifen. Sollte es eine Krähe, einen Geier, einen Adler erspähen, gleichviel, ob in der Nähe oder in der Ferne, so erhebt es sich jählings, stürzt sich auf den gefährlichen Gegner, nähert sich ihm und beginnt nun, ihn mit Wuth anzugreifen. Es stürzt sich auf seinen Feind hernieder, läßt seinen Schlachtruf ertönen, fällt wiederholt auf den Rücken des Gewaltigen herab und versucht, sich hier festzusetzen. In dieser Weise, den minder gewandten Gegner fortwährend durch wiederholte Schnabelstöße behelligend, folgt es ihm vielleicht eine (englische) Meile weit, bis es seine Pflicht gethan zu haben glaubt. Dann verläßt es ihn und eilt, wie gewöhnlich mit den Flügeln zitternd und beständig trillernd, zu dem Neste zurück. Es gibt wenige Falken, welche sich dem Nistplatze des Königsvogels nähern; selbst die Katze hält sich so viel als möglich zu Hause, und wenn sie wirklich erscheinen sollte, stürzt sich der kleine Krieger, welcher ebenso furchtlos ist wie der kühnste Adler, mit so schneller und kräftiger Bewegung auf sie und bringt sie durch wiederholte Angriffe von allen Seiten derartig außer Fassung, daß Hinz, in die Flucht geschlagen und beschämt, nach Hause zieht.

Der Königsvogel verdient die vollste Freundschaft und Begünstigung des Menschen. Die vielen Eier des Hühnerhofes, welche er vor der plündernden Krähe beschützt, die große Kükenzahl, welche Dank seiner Fürsorge, vor der räuberischen Klaue des Falken gesichert ist, die Menge von Kerbthieren, die er vernichtet, wiegen reichlich die wenigen Beeren und Feigen auf, welche er frißt.

Der Tyrann fürchtet keinen seiner luftbeherrschenden Gegner, mit Ausnahme der Purpurschwalbe. Obwohl ihn diese oft im Beschützen des Nestes und Gehöftes unterstützt, greift sie ihn doch zuweilen mit solchem Nachdruck an, daß sie ihn zum Rückzug zwingt. Freilich übertrifft auch der Flug der Schwalbe den des Königsvogels so sehr an Schnelligkeit und Kraft, daß er sie befähigt, dem Stoß des kräftigeren Tyrannen, welcher ihr gefährlich werden könnte, ohne Mühe auszuweichen. Audubon führt ein Beispiel an, daß einige Purpurschwalben, welche bis dahin mehrere Jahre lang die alleinigen Eigenthümer eines Gehöfts gewesen waren, den größten Haß gegen ein Paar Königsvögel an den Tag legten, die sich erdreistet hatten, ihr Nest auf einem, dem Hause nahen Baume zu erbauen. Als das Weibchen des Paares zu brüten anfing, griffen die Schwalben das wachende Männchen einige Tage unablässig an,

stießen es trotz seines Muthes und seiner überlegenen Stärke wiederholt auf den Grund und quälten es so lange, bis es vor Ermattung starb. Dann wurde das verzweifelte Weibchen gezwungen, sich einen neuen Beschützer zu suchen.

Da, wo es Kleefelder gibt, sieht man den Königsvogel oft über denselben schweben, plötzlich sich zwischen die Blüthen stürzen, von dort aus sich wieder erheben und ein aufgescheuchtes Kerbthier wegschnappen. Dann und wann verändert er auch diese Jagd, indem er in sonderbaren Zickzacklinien hin- und herfliegt, nach unten und oben sich wendet, als ob die ins Auge gefaßte Beute alle Künste des Fluges anwende, um ihm zu entkommen.

Gegen den Monat August hin wird der Vogel verhältnißmäßig stumm. Gleichzeitig stellt er sich auf den brachliegenden Feldern und Wiesen ein und lauert hier, auf irgend einem erhabenen Gegenstande sitzend, auf Kerbthiere, denen er jetzt ohne alle Umschweife nachfliegt, sobald er sie erspähete. Mit der gefangenen Beute kehrt er zu derselben oder einer ähnlichen Warte zurück, tödtet sie hier und verschluckt sie dann. Sehr häufig fliegt er jetzt auch über große Ströme oder Seen hin und her, nach Schwalbenart Kerfe verfolgend. In derselben Weise, wie dieser Vogel, gleitet er auch über dem Wasser dahin, um zu trinken; wenn das Wetter sehr heiß ist, taucht er, um sich zu baden, in die Wellen, erhebt sich aber nach jedem Eintauchen auf einen niederen Baumzweig am Ufer und schüttelt das Wasser von seinem Gefieder ab.

Der Königsvogel verläßt die mittleren Staaten früher, als andere Sommergäste. Auf seinem Zuge fliegt er rasch dahin, indem er sechs- oder siebenmal seine Flügel schnell zusammenschlägt und dann auf einige Ellen hin ohne Bewegung fortstreicht. In den ersten Tagen des Septembers hat Audubon Flüge von zwanzig und dreißig in dieser Weise dahinfliegen sehen. Sie waren vollkommen lautlos und erinnerten durch ihren Flug lebhaft an die Wanderdrosseln. Auch während der Nacht setzen sie ihren Zug fort, und gegen den ersten Oktober hin findet man nicht einen einzigen mehr in den Vereinigten Staaten.

Das Fleisch des Königsvogels ist zart und wohlschmeckend; es werden deshalb auch viele der nützlichen Thiere erlegt — nicht deshalb, weil sie Bienen fressen, sondern weil die Louisianer sehr gern die „Bienenfresser“ verzehren.

Einer der bekanntesten Tyrannen Brasiliens ist der Bentevi (Saurophagus sulphuratus), so genannt von seinem deutsamen Geschrei.

Die Sippe, welche er vertritt, kennzeichnet sich durch verhältnißmäßig lange Flügel und leicht ausgeschnittenen Schwanz, kräftige Beine mit starken und hohen Läufen, langen Zehen und sichelförmigen Krallen, kopflangen Schnabel, welcher entschieden höher als breit, fast kegelförmig gestaltet, auf der Firste abgerundet, an der Spitze mit kräftigem Haken und daneben mit einer feinen, aber scharfen Kerbe versehen ist. Der Mundrand ist von Borsten umgeben, welche sich am ganzen Schnabelgrunde hinziehen und besonders am Zügelrande sehr stark sind. Das Gefieder ist derb und kleinfederig.

Die Länge des Bentevi beträgt 10 Zoll, die Breite 5 Zoll, die Schwanzlänge 3 Zoll. Das Gefieder der Oberseite ist grünlich ölbraun; die Stirn und ein Augenbrauenstreif sind weiß; das hollenartige Gefieder der Scheitelmitte ist schwefelgelb; der übrige Scheitel, wie der Zügel und Backen sind schwarz; die Flügeldeckfedern, die Schwingen und die Schwanzfedern sind rostroth gerandet, die Schwingen auch auf der Innenseite breit rostgelb gesäumt; Kehle und Vorderhals sind weiß, Brust, Bauch, Schenkel und Steiß schwefelgelb. Beim jungen Vogel sind die Farben des Gefieders unscheinbarer; der Scheitel ist ganz schwarz, das Flügel- und Schwanzgefieder breit rostroth gesäumt.

Der Bentevi ist einer der bekanntesten Vögel Südamerikas; denn er ist fast überall gemein, namentlich aber da, wo offene Triften mit Gebüschen abwechseln. Man sieht ihn, so zu sagen, auf jedem Baume und hört seine laute, durchdringende Stimme überall. Er scheut die Nähe der Woh-

nungen nicht im geringsten, findet sich deshalb auch in den Pflanzungen, am Rande der Gebüsche und Waldungen und ebenso zwischen dem grasenden Rindvieh auf den Triften. Ein einzelnstehender Baum oder Strauch, ein erhabener Stein, eine Erdscholle, selbst der flache Boden oder das dichteste Geäst einer Baumkrone bildet seine Warte, von welcher er sich nach Beute umschaut. Er ist ein unruhiger, lebhafter, neugieriger und zänkischer Vogel, welcher unter lautem Rufen eifersüchtig sein Weibchen verfolgt und sich der Gattin halber auch oft mit Seinesgleichen streitet. Schomburgk behauptet sogar, daß er mit seinen Artgenossen in ununterbrochenem Streite liegt. Sein immerwährendes Geschrei, welches von dem Männchen und dem Weibchen um die Wette ausgestoßen wird, erregt die Aufmerksamkeit jedes Ankömmlings und ist von den Ansiedlern schon längst in verschiedene Sprachen übersetzt worden. In Brasilien hat man es durch ben-te-vii, in Montevideo und Buenos-Ayres durch bien-te-veo (ich sehe dich wohl), in Guyana durch quest-ce-que-dit? übertragen, und der Vogel ist wegen dieser Aeußerungen sehr volksthümlich geworden. Aber er zieht noch in anderer Weise die Beachtung des Menschen auf sich; denn auch er ist ein echter Tyrann, welcher keinen Raubvogel ungeschoren vorüberziehen läßt. „Niemals wird er fehlen“, versichert der Prinz, „wenn es darauf ankommt, einen Raubvogel zu necken oder zu verfolgen.“ Es bleibt aber nicht beim bloßen Necken und Anschreien, sondern der Bentevi geht auch zu Thätlichkeiten über, indem er von oben herab auf die Räuber stößt oder sie überhaupt zu behelligen versucht, so gut er eben kann.

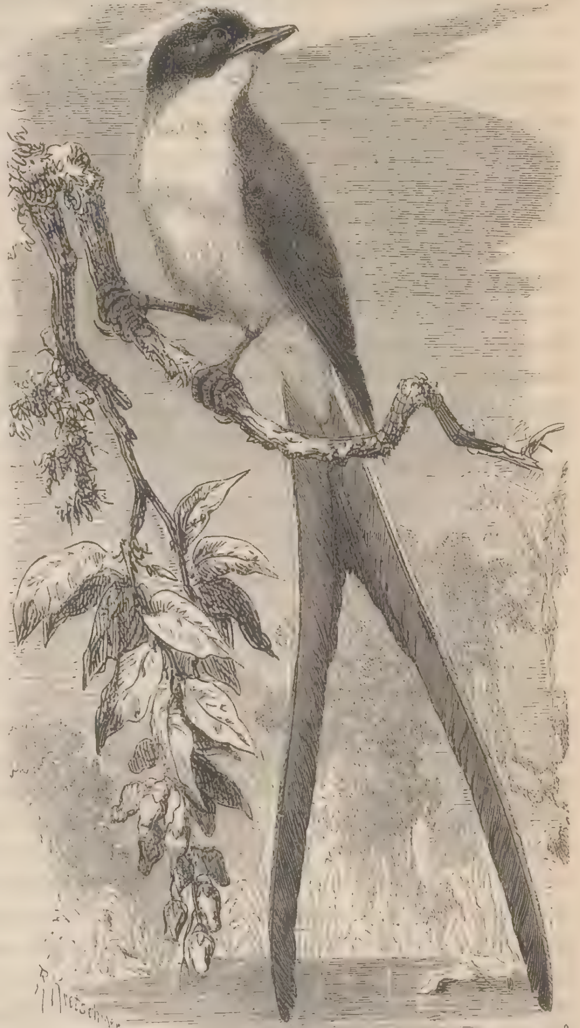
Man sagt dem Bentevi nach, daß er sich nicht mit Kerbthieren begnüge, sondern auch kleine Vögel aus dem Neste hole, und diese Behauptung wird bestätigt durch eine Beobachtung Schomburgk's, welcher bemerkte, daß der Tyrann von kleineren Vögeln mit wildem Geschrei verfolgt wurde. Daß er wirklich Fleisch frißt, unterliegt nach Azara's und Orbigny's Versicherungen keinem Zweifel; denn er kommt sehr oft zu den Wohnungen heran und nascht von dem zum Trocknen aufgehängten Fleische; er findet sich auch ein, wenn die Geier einen Schmaus halten und ist flink bei der Hand, wenn von diesen beim gierigen Losreißen der Muskeln ein Brocken seitwärts geschleudert wird. Seine Hauptnahrung bilden aber doch die Kerbthiere: der Prinz fand nur Ueberreste von Käfern und Heuschrecken in seinem Magen. Die Jagd auf diese Beute betreibt der Bentevi ganz nach Art seiner Verwandten. Er schaut von seiner Warte aus ringsum, folgt dem erspäheten Kerbthiere fliegend nach, fängt es, kehrt zum früheren Sitze zurück und verzehrt es hier.

Gegen die Paarzeit hin ist der Bentevi besonders lebendig. Das Männchen fliegt dann dem erwählten oder zu kürenden Weibchen beständig nach, bietet alle Künste des Fluges auf, spielt mit der Holle, ruft beständig und sucht sich in anderer Weise liebenswürdig zu machen. Nachdem sich die Gatten geeinigt, schreiten sie zum Bau des Nestes, welches ziemlich künstlich gebaut ist. Der Prinz fand es im Frühjahre, d. h. Ende Augusts oder Anfangs September in der Gabel eines dichten Strauches oder mäßig hohen Baumes. Es besteht aus einem dicken, großen, runden Ballen von Mos, Blättern, Halmen und Federn, an welchem sich vorn ein kleiner, runder Eingang befindet. Das Gelege enthält drei bis vier Eier, welche auf blaßgrünlichem Grunde mit zerstreuten schwarzen und blaugrünen Flecken gezeichnet sind, besonders gegen das stumpfe Ende hin. Daß der Bentevi während der Brutzeit streitsüchtiger und muthiger ist als je, braucht nicht erwähnt zu werden: angesichts seines Nestes ist er ein wahrer Tyrann.

Ueber das Gefangenleben ist mir nur eine Angabe Azara's bekannt. Aus dieser geht hervor, daß der Vogel bei geeignetem Futter leicht erhalten werden kann, mit verschiedenem kleinen Geflügel in demselben Raum sich gut verträgt und seine Stimme oft ertönen läßt, wie in der Freiheit, sonst aber langweilig, d. h. wenig beweglich ist. Einer der Gefangenen Azara's verbrachte den ganzen Tag fast ohne sich zu bewegen; er rührte sich nur, um die Fleischbissen aufzunehmen, welche seine Nahrung bildeten. Vor dem Verschlingen stieß er den mit dem Schnabel gefaßten Bissen wiederholt gegen den Boden oder gegen den Zweig, auf welchem er saß, als sei das Fleischstück voller Leben und müsse erst getödtet werden.

Die Gabeltyrannen (Milvulus) unterscheiden sich von den bisher genannten hauptsächlich durch ihren seitlich sehr verlängerten, tief gegabelten Schwanz. Sie sind schlank gebaute, kurzhälsige, groß- und breitköpfige, langflüglige Vögel. Der etwa kopflange Schnabel ist ziemlich stark, am Grunde abgeplattet, seitlich etwas bauchig, an der Spitze starkhakig herabgebogen und ebenfalls von Borsten theilweise überdeckt; die Füße sind kurz, die Zehen mittellang, die Nägel leicht gebogen, seitlich zusammengedrückt, aber sehr spitzig; die Flügel sind ziemlich lang, die zweite Schwinge in ihnen ist die längste, die drei ersten sind gegen das Ende hin abgesetzt zugespitzt, und theilweise verschmälert, besonders die des Männchens; das Gefieder ist weich, aber nicht gerade voll.

Eine Art der Sippe, welcher wir den brasilianischen Namen Scherenvogel lassen wollen (Milvulus Tyrannus), bewohnt Mittelamerika, ist aber auch wiederholt in den Vereinigten Staaten beobachtet worden. Die Länge beträgt, ebenso wie die Breite, 14 Zoll, wovon freilich 10 Zoll auf die äußersten Schwanzfedern kommen, während die mittelsten nur $2\frac{1}{2}$ Zoll lang sind. Kopf und Wangen sind tiefschwarz, die Federn der Krone aber lebhaft gelb an ihrer Wurzel, sodaß diese Farben zum Vorschein kommen, wenn der Busch erhoben wird; der Rücken ist aschgrau, nach hinten zu dunkler, die Unterseite weiß; die Bürzel- und Flügeldeckfedern und die Schwingen sind schwärzlichbraun, leicht grau gesäumt; die Außenfahnen der seitlichen Schwanzfedern zur Hälfte ihrer Länge weiß; das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel und die Füße sind schwarz.


Der Scherenvogel (Milvulus Tyrannus).

Audubon und Nuttall stimmen darin überein, daß der Scherenvogel in den Vereinigten Staaten Nordamerikas zu den Seltenheiten gehört. Sein eigentliches Wohngebiet liegt südlicher: in den Steppen Mittel- und Südamerikas ist er, wenigstens an einzelnen Orten, gemein. Man sieht ihn, nach Schomburgk's Beobachtungen, in großen Gesellschaften auf niederem Gesträuch sitzen und vonhieraus Jagd auf Kerbthiere machen. Bei Anbruch des Abends erhebt er sich und fliegt dem gemeinschaftlichen Schlafplatze zu, von welchem er am andern Morgen nach der Steppe zurückkehrt. Im Sitzen erscheint er als ein stiller, trauriger, langweiliger Gesell, während er im Fliegen sofort die

allgemeine Aufmerksamkeit zu fesseln weiß. Er pflegt nämlich seinen langen Schwanz im Fluge bald auszubreiten, bald wieder zusammenzulegen, sodaß es aussieht, als ob man eine Schere öffne und schließe. Seine Kerbthierjagd betreibt er ganz nach Art seiner Verwandten; nebenbei stellt er aber auch kleinen Vögeln mit großem Eifer und Geschick nach, erhebt wenigstens todte oder verwundete. „Einer von ihnen", erzählt Burmeister, „nahm einmal einen Kolibri im Fluge auf, als diesen mein Sohn vom Baume herunterschoß, und flog mit dem todten Vogel in dem Schnabel eine Strecke, bis der zweite Schuß auch ihn erlegte." Nuttall versichert, daß er zuweilen Beeren verzehre, und diese Angabe widerspricht anderen Beobachtungen über ähnliche Vögel durchaus nicht.

Das Nest steht in dichten Gebüschen, mäßig hoch über dem Boden, ziemlich versteckt. Es ist halbkugelförmig, flach, oben offen und sehr einfach aus kleinen Reiserchen zusammengelegt, innen mit Pflanzenfäden, Wolle, Baumwolle und Federn ausgefüttert. Die Eier sind auf weißlichem Grunde mit rothbraunen Tüpfeln überall bestreut, am stumpfen Ende dichter als übrigens. Während das Weibchen brütet, verfolgt das Männchen alle Vögel, welche sich dem Nistbaume nähern, nach Art der Verwandten. Nachdem die Jungen ausgeflogen sind, vereinigt sich die ganze Familie, wenn es gilt, einen Raubvogel zu necken.

Gegen den Spätherbst hin tritt der Scherenvogel mit andern seiner Art seine Winterreise an. „Nach Beendigung der Regenzeit", sagt Schomburgk, „in den Monaten September, Oktober sah ich viele Tage hinter einander unzählbare Herden dieser Vögel über Georgetown hinwegfliegen. Sie kamen von Norden und zogen nach Süden. Es war eigenthümlich, daß diese Züge jedesmal in den Stunden von drei bis fünf Nachmittags die Stadt erreichten, sich dann auf den in der Umgebung derselben stehenden hohen Bäumen niederließen, hier schliefen und bei Anbruch des Morgens ihre Reise nach der Savanne fortsetzten. Die Züge treffen regelmäßig alle Jahre zu derselben Zeit ein und zeigen dadurch den Ansiedlern an, daß die große Regenzeit vorüber ist. In den übrigen Monaten des Jahres trifft man sie nicht an der Küste an."

*

Ein Tyrann zeichnet sich durch große Schönheit und eine förmliche Krone vor den übrigen aus und ist deshalb Königstyrann (Megalophus regius) genannt worden. Der Leib ist gestreckt gebaut, wie bei den übrigen Mitgliedern der Familie; der Flügel, in dem die dritte bis vierte Schwinge die längsten, die erste und zweite aber stark verkürzt sind, ist ziemlich spitzig und reicht bis zur Mitte des mäßig langen, gerade abgestutzten Schwanzes herab; der Schnabel ist ungemein flach, breit löffelförmig, stumpfkantig, an den Rändern leicht gebogen, mit ziemlich langer, am Ende scharfhakiger Spitze; der Fuß ist kurz, die Zehen sind fleischig, die äußeren und mittleren am Grunde verwachsen, die Krallen kurz und stumpf. Das Gefieder ist weich und dunig; die Federn der Stirn sind zu einer langen und breiten Holle vergrößert, die um den Schnabel zu Borsten umgewandelt, von denen fünf, welche am Zügel stehen, sehr lang sind. Die Färbung ist ein schönes Hellbraun auf der Oberseite, ein angenehmes Rostgelb auf der Unterseite, dem Bürzel und dem Schwanze; die Kehle ist weißlich; die Schwingen sind dunkelbraun oder schwärzlich, am Innenrande blaß gesäumt, die Flügeldeckfedern blaßgelb zugespitzt. Wahrhaft prächtig ist die Krone. Die Stirnfedern sind feuer- oder karminroth, jede einzelne mit schwarzem (beim Männchen stahlblau mit glänzendem) Spitzenfleck, vor welchem ein hellgelbes Band steht. Beim Männchen reichen diese Federn bis zum Nacken herab, beim Weibchen sind sie kürzer und weniger lebhaft gefärbt. Der junge Vogel trägt nur eine kleine orangenfarbene Holle; die Federn seiner Brust sind braun in die Quere gewellt, die des Rückens braun gefleckt. Das Auge ist lichtbraun, der Oberschnabel braun, der Unterschnabel blaßgelb, der Fuß blaßfleischfarben; die langen Borsten sind schwarz. Die Länge beträgt 6 Zoll, die Fittiglänge 3½, die Schwanzlänge 2½ Zoll.

Der Königstyrann bewohnt die dunkeln, schattigen Urwälder Brasiliens und Guyanas, namentlich die Flußniederungen in denselben. Hier lebt er ziemlich einsam und still in den Baumkronen, gewöhnlich ziemlich verborgen. Demungeachtet ist er den Eingeborenen und Ansiedlern überall bekannt: seine Schönheit hat die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die Brasilianer erzählen, daß das gepaarte Weibchen, dem zur Brutzeit das Männchen getödtet wird, sich sogleich nach einem andern Männchen umsieht und mit diesem die Brut fortsetzt. Deshalb schießen die eingebornen Jäger, welche für Naturforscher sammeln, immer nur die schön gefärbten Männchen beim Neste und warten einige Tage, bis das Weibchen sich ein anderes Männchen genommen hat, um auch dieses zu erlangen. Man behauptet, daß es einzelne Weibchen auf solche Weise nach und nach zu einem Dutzend Männern brachten. So berichtet Burmeister. Das Nest des Vogels ist von ihm nicht beschrieben worden. Die länglichen Eier sind auf hell violettrothem Grunde mit braunröthlichen, blutfarbenen Punkten und Flecken gezeichnet, namentlich gegen das spitze Ende hin.

*

Unter dem Namen Fliegenstelzen (Fluvicolae) hat man einige ebenfalls Südamerika angehörige Vögel von den Tyrannen getrennt. Sie sind ziemlich groß und kräftig gebaut; ihre Flügel, in denen die erste Schwinge der zweiten nur wenig an Länge nachsteht, und der Schwanz sind lang, die Beine kräftig, hochläufig, die Zehen voll, derb, die Krallen dick und kurz; der Schnabel ist groß, aber nicht sehr breit, sondern mehr hoch, schlank, kegelförmig, an der Spitze nur leicht herabgebogen, also kaum zu einem förmlichen Haken entwickelt. Das Gefieder ist derb, dicht, kleinfederig und wenig dunig, rund um den Schnabelgrund zu steifen Borsten entwickelt, von denen drei, vier oder fünf, welche am Zügelrande stehen, stärker als die übrigen sind.

Die Fliegenstelzen leben ebensowohl in der Nähe der Ansiedlungen, in Gärten und auf Ebenen, welche spärlich mit Gebüsch bedeckt sind, wie an Teichen, Bächen und Flußufern, im Schilf und Röhricht. Sie nähren sich von Kerbthieren und stellen diesen ganz nach Art der Tyrannen und Fliegenfänger nach.

Ein weit verbreitetes Mitglied dieser Gruppe ist der Yiperu (Gubernetes Yiperu oder Yetapa), ein Vogel, welcher an den Gabeltyrannen erinnert. Er ist schlank gebaut, langflügelig und sehr langschwänzig; der Schnabel ist dick, etwas bauchig gewölbt, am Grunde breit, mit übergebogenen Rändern und starkhakiger, aber nicht langer Spitze; die Beine sind ziemlich kurz, jedoch kräftig, die Zehen mittellang und fleischig, mit sanft gebogenen Krallen; das Gefieder ist weich und voll; die Schwingen und Steuerfedern zeichnen sich durch Derbheit aus; der Schwanz ist seiner Gesammtform nach spitz gabelförmig: die äußersten schmalen Federn sind sehr lang, die folgenden stufig verkürzt, sodaß die mittleren kaum mehr als ein Viertel der Länge der äußeren erreichen. Die Färbung der Ober- und Unterseite ist grau; die Flügel und der Schwanz sind schwarz, erstere mit weißem Rande am Buge und hellrostrothem Fleck am Außenrande der großen Schwingen; die weiße Kehle wird von der grauen Brust durch ein rothbraunes Band getrennt, welches von einem Auge zum andern verläuft; die Stirn und der obere Augenrand sind weißlich. Das Auge ist rothbraun, der Schnabel und der Fuß sind schwarz. Die Länge beträgt 15 Zoll, wovon 9 Zoll auf die äußerste und 2½ Zoll auf die mittelste Schwanzfeder kommen; die Breite kommt der gesammten Länge gleich.

Der Yetapa bewohnt vorzugsweise ebene, dünn mit Buschwald bestandene Gegenden. Nach Azara soll er sich hinsichtlich seiner Lebensweise von den eigentlichen Tyrannen unterscheiden. Er streift in kleinen Gesellschaften innerhalb eines großen Gebietes umher und sucht seine Nahrung auf dem Boden. Sein Ruf ist ein einfacher, weithin hörbarer Pfiff.

Ein anderes Mitglied der Gruppe ist das Hähnchen (Alectrurus tricolor). Die Sippe, welche es bildet, zeichnet sich durch kurzen, steifen Schwanz aus, in welchem entweder die beiden äußersten oder die beiden mittleren Federn eigenthümlich gestaltet, nämlich ungleichfahnig sind. Der Schnabel ist dick, kegelförmig, an den Rändern bauchig, mit feinen Endhaken, der Fuß zierlich, hochläufig und langzehig, der Flügel mittellang, mäßig spitz, in ihm die dritte Schwinge die längste, die erste und zweite an der Spitze stark ausgeschnitten und verschmälert. Das Gefieder ist weich, aber kleinfederig; die Zügelborsten sind stark entwickelt. Das männliche Hähnchen, bei welchem die Innenfahnen der sehr breiten Mittelschwanzfedern besonders entwickelt sind, ist schwarz, an der Kehle, am Vorderhalse, auf den Achseln und am Bauche weiß. Das Weibchen und die Jungen sind gelbbraun, an der Kehle weiß, mit vielen lichten Federrändern; die mittleren Schwanzfedern sind nicht breiter, als die seitlichen. Das Auge ist graubraun, der Schnabel schmuzighellbräunlich, der Fuß dunkelbraun. Die Länge beträgt 5½, die Breite 8⅔ Zoll, der Fittig mißt 2½, der Schwanz etwas über 2 Zoll.

Das Hähnchen ist weit über Südamerika verbreitet. Azara entdeckte es in Paraguay; spätere Beobachter fanden es in Brasilien, in Bolivia und der argentinischen Republik auf, sodaß man sagen kann, es bewohnt alle Ebenen ganz Südamerikas. Nach Azara's und Orbigny's Beobachtungen hält es sich immer auf den Spitzen der hohen Grasstengel auf, erhebt sich vonhieraus zuweilen, um einem Kerbthiere nachzufliegen, hält sich in der Höhe auf Augenblicke still und läßt sich dann mit ausgebreiteten Flügeln und Schwanz senkrecht wieder herabfallen. Orbigny hat es auch Kerbthiere vom Boden wegnehmen, niemals aber auf demselben sich niederlassen sehen. Der Flug geschieht ruckweise und wird selten weit ausgedehnt; auch scheint das Hähnchen, wenn es nicht seiner Jagd gilt, nur im Nothfall zu fliegen. Vor dem Menschen scheut es sich nicht im Geringsten.

* * *

Die Artenzahl der Vögel, welche den vorhergenannten und unsern Fliegenfängern ähnlich gestaltet sind und ungefähr in derselben Weise leben, ist so außerordentlich groß, daß wir uns hier mehr beschränken müssen, als ich wünschen möchte. Wollte man versuchen, alle bekannten Fliegenfänger zu beschreiben: man würde ein Buch allein mit ihnen füllen können. Die reichen Länder unter den Wendekreisen stellen ein überaus großes Heer von Kerbthiervertilgern, und unter ihnen sind die Vögel, welche den Fliegenfängern ähneln, bei weitem die zahlreichsten. Ich habe den Reichthum Südamerikas an diesen Vögeln kaum andeuten können und bin ebensowenig im Stande, über die altweltlichen Arten der Gruppe Genügendes zu bieten.

Eine kleine Familie, welche in Ostindien, auf den benachbarten Eilanden, in Neuholland und Afrika zu Hause ist, hat man Raupenfresser (Campephagae) genannt. Sie enthält mittelgroße oder kleine Vögel mit mittellangen Flügeln, in denen die dritte und vierte oder die vierte und fünfte Schwinge die längsten sind, ziemlich langem, runden oder abgestuften Schwanze, kurzläufigen, schwachen Füßen und einem mäßig langen oder kurzen Schnabel, welcher am Grunde verbreitert, auf der Firste gewölbt oder gebogen, schwachhakig und zahnlos ist. Das Gefieder des Rückens pflegt in eigenthümlicher Weise steif zu sein; die Federn um den Schnabel sind in schwache Borsten umgewandelt. Die Färbung ist bei den meisten ein manchfach schattirtes Grau, bei einigen aber ein sehr lebhaftes Roth oder Gelb.

Ueber die Stellung der Raupenfresser im System sind die Naturforscher noch unentschieden, und ebenso herrschen hinsichtlich der Begrenzung dieser Familie verschiedene Ansichten. Die Einen betrachten die Raupenfresser als echte Fliegenfänger, die Andern stellen sie zu den Würgern und Einige sogar zu den Schmuckvögeln. Hartlaub hat neuerdings eine Uebersicht der bekannten Arten gegeben und 67 von ihnen beschrieben. Ueber die Lebensweise mangeln noch ausführlichere Berichte. Wir wissen, daß die Raupenfresser sich in Wäldern und Gärten aufhalten, gewöhnlich zu kleinen

Gesellschaften vereinigt, daß sie fast ausschließlich auf Bäumen und hier von Kerbthieren mancherlei Art leben, welche sie entweder von den Zweigen der Bäume ablesen oder im Fluge fangen. Einige sollen auch Beeren verzehren, wie die eigentlichen Fliegenfänger unter Umständen ebenfalls thun.

Ich habe eine Art der Familie zur Beschreibung erwählt, welche von Hartlaub nicht hierher gerechnet wird: den Mennigvogel (Pericrocotus speciosus), weil er schon wegen der Pracht seines Gefieders der Erwähnung verdient. Die Kennzeichen der Sippe, welche er vertritt, liegen in dem ziemlich kurzen Schnabel, welcher breit am Grunde, aber nicht gerade niedrig und auf der Firste leicht gebogen ist, in den kurzläufigen, schwachen Füßen, deren mittellange Zehen mit stark gebogenen Krallen bewehrt, in den mittellangen Flügeln, in denen die vierte und fünfte Schwinge die längsten und in dem mittellangen Schwanze, dessen mittlere Federn gerade abgeschnitten sind, während die drei seitlichen sich scharf abstoßen. Die Länge des männlichen Vogels beträgt 9 Zoll, die Breite $12\frac{1}{2}$, die Fittiglänge $4\frac{1}{4}$, die Schwanzlänge 4 Zoll. Das Kleid ist prächtig gefärbt. Beim Männchen sind die Oberseite, die Schwingen und die beiden mittleren Schwanzfedern glänzend blauschwarz, der Unterrücken, ein breites Band über die Flügel, welches durch einen Flecken an der Außenfahne der Schwingen und einige Deckfedern gebildet wird, die seitlichen Schwanzfedern und die ganze Unterseite von der Brust an prächtig scharlachroth. Beim Weibchen sind alle Farben mehr graulich, der Vorderkopf, der Rücken und die Oberschwanzdecken grünlichgelb, die Schwingen düster schwarz, gelb gefleckt, die mittleren Schwanzfedern dunkelgelb gespitzt, die übrigen Federn hochgelb, mit dunklerer Querzeichnung. Das Auge ist braun, der Schnabel und die Füße sind schwarz.

Ein großer Theil Indiens vom Himalaya an bis Kalkutta, Assam, Burmah und andere Landstriche jener Gegenden sind die Heimat dieses prachtvollen Vogels, Waldungen in einer Höhe von 3 bis 4000 Fuß über dem Meere sein Hauptaufenthalt. Wie andere Arten der Familie vereinigt er sich zu kleinen Gesellschaften, welche sich den Tag über in dem Gezweige umhertreiben und von den Blättern und Blüthen Kerbthiere aufnehmen oder sie nach Art der Meisen von den unteren Theilen der Zweige ablesen, zuweilen, wenn auch selten, emporsteigen, aber auch zum Boden herabkommen. Sein oft wiederholter Ruf ist lebhaft, aber ansprechend. Im Uebrigen scheinen über die Lebensweise Beobachtungen zu fehlen. Jerdon, welchem ich das Vorstehende entnommen habe, berichtet aber über andere Arten, deren Lebensweise mit der des beschriebenen Vogels ebenso übereinstimmt, wie Gestalt und Färbung. Aus diesen Berichten erfahren wir, daß die Mennigvögel sich gewöhnlich auf lichtkronigen Bäumen aufhalten, meist in Flügen von fünf oder sechs Stücken, die Geschlechter oft getrennt, daß sie munter umherhüpfen und Kerbthiere aufnehmen oder sie nach echter Fliegenfängerart in der Luft verfolgen. Für einzelne Arten scheinen Schmetterlinge das hauptsächlichste, wenn auch nicht ausschließlichste Futter zu bilden. Ein Nest, welches man Jerdon brachte, war ziemlich sorgfältig aus Wurzeln, Fasern und Mos zusammengebaut und enthielt drei Eier, welche auf weißem Grunde spärlich mit ziegelrothen Punkten gezeichnet waren. Die Gefangenschaft scheinen die Mennigvögel nicht zu vertragen; Hamilton versichert wenigstens, daß sie im Käfig bald dahinwelken und sterben.

Ueber die Lebensweise eines anderen Mennigvogels, welcher auf den Philippinen, in China und Ostsibirien lebt und ein sehr bescheidenes graues Kleid trägt, theilt Radde noch Einiges mit. Er traf den Vogel in den Wäldern des Burejagebirges in Schwärmen von 15—20 Stücken und glaubt, daß diese Gesellschaften sich zur Brutzeit in Paare auflösen, die Gegend nicht verlassen und auf dem Bureja brüten.

Die Flüge tummelten sich, wie Radde sagt, sehr wild und lärmend in den Kronen der höchsten Bäume umher, besonders gern im lichten Hochwalde, welcher von Eichen und Rüstern gebildet wird. Sie verriethen sich durch den Lärm, welchen sie hervorriefen, in den sonst so stillen Wäldern schon auf sehr bedeutende Entfernungen. Sie waren, obgleich sehr häufig, so scheu und wachsam, daß Radde nur zwei von ihnen erlegen konnte. Einmal aufgescheucht, schwärmten sie in bedeutender

Höhe, suchten sodann die Spitzen der höchsten Bäume zu gemeinsamer Ruhe und ließen nunmehr wiederum ihre kurz abgebrochenen, aber geschwätzig vorgetragenen Töne vernehmen.

* * *

Die Fliegenschnäpper (Myiagrae), eine zweite Familie, welche den Gleicherländern der alten Welt angehört, kennzeichnet sich durch zierlichen Leibesbau, mittellange Flügel, in denen die vierten und fünften Schwingen die längsten sind, ziemlich langen Schwanz, dessen mittlere Fahnen sich bei den Männchen einiger Arten bedeutend verlängern, verhältnißmäßig langen, sehr niedergedrückten, am Grunde breiten, auf der Firste fast geraden, hakig übergebogenen und gezahnten Schnabel, kurze und schwache Füße und ein reiches, in angenehmen Farben prangendes Gefieder, welches in der Schnabelgegend zu Borsten umgewandelt ist. Alle hierher gehörigen Vögel zeichnen sich vortheilhaft durch ihre Rastlosigkeit und Lebendigkeit aus; einige von ihnen beleben die Waldungen in der anmuthigsten Weise. Sie sind sehr viel in Bewegung, sitzen hoch auf hervorragenden Aesten der Bäume, schauen vonhieraus nach Käfern umher, fliegen denselben auch wohl gewandt nach, fangen sie und kehren sodann nach ihrem Sitzplatze zurück. Ebenso durchkriechen sie aber auch jagend das Gezweig. Ihre Stimme ist angenehm, obwohl man auch bei ihnen von Gesang nicht recht sprechen kann.

Die prachtvollsten Arten der Familie sind in einer besondern Gruppe vereinigt worden, welcher man den Namen Paradiesschnäpper (Terpsiphone) gegeben hat. Ihr Leibesbau zeigt im Allgemeinen das Gepräge der Familie; der Schwanz aber ist sehr lang und keilförmig: beim Männchen überragen die beiden mittleren Schwanzfedern die übrigen um das Doppelte an Länge.

In Indien lebt der Königsschnäpper (Terpsiphone paradisei), ein prachtvoller Vogel von 2 Fuß Länge, wovon freilich 15 oder 16 Zoll auf die mittleren Schwanzfedern kommen, während die übrigen Schwanzfedern höchstens 5 Zoll messen, und 4 Zoll Fittiglänge. Er ist je nach dem Geschlecht sehr verschieden gefärbt. Bei dem alten Männchen sind Kopf und Haube, Hals und Brust glänzend grünlichschwarz, alle übrigen Federn aber weiß, einzelne jedoch schwarz geschaftet; die Hand- und Armschwingen sind schwarz, ihre Außenfahnen und die Spitze der inneren weiß. Von ihm unterscheidet sich das Weibchen hauptsächlich durch die kürzeren Schwanzfedern. Beim jungen Männchen sind Kopf, Hals und Brust glänzend schwarz; der Bauch ist weiß, das Gefieder im übrigen nußbraun. Ihm ähnelt das junge Weibchen, nur daß auch bei ihm die mittleren Schwanzfedern kürzer sind. Bei den eben dem Neste entflogenen Jungen sind der Vorderhals, die Brust, der obere Theil des Bauches und die Seiten aschgrau. Das Auge ist tiefbraun, das Augenlid wie der Schnabel kobaldblau, der Fuß lavendelblau.

Der Königsschnäpper findet sich in ganz Indien, von Ceylon oder dem äußersten Süden an bis zum Fuße des Himalaya, wird aber nach Osten hin durch eine andere Art vertreten. Er ist ein Standvogel der Wälder, welcher nur zuweilen auf die Büsche des offenen Landes herauskommt, obwohl er weitere Ausflüge nicht gerade scheut. So beobachtete Jerdon, daß einer auf ein in der Bai von Bengalen segelndes Schiff geflogen kam und sich hier drei Tage lang aufhielt, von einem hohen Sitzorte im Takelwerk aus Kerbthiere fangend. Derselbe Forscher gibt an, daß der Königsschnäpper die Höhe meidet und sich im Gebirge höchstens bis zu 2000 Fuß über dem Meere findet. Rastlos und unruhig streift er über Tags im Walde hin und her, von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum fliegend. Kerbthiere mancherlei Art bilden seine Nahrung; ihnen jagt er nach Art unserer Fliegenfänger nach. Zum Boden kommt er höchst selten herab, obwohl Dies beobachtet worden ist. Er fliegt von einem Zweige aus dem Kerbthiere nach, kehrt zu seiner Warte zurück und breitet nach jedem Ausfluge seinen langen Schwanz in anmuthiger Weise aus. Sein Flug ist wellenförmig, und der Vogel nimmt sich dabei des langen, nachflatternden Schwanzes wegen sonderbar aus. Einen eigentlichen



Paradiesfliegenfänger.

Gesang hat der Königsschnäpper nicht; man vernimmt von ihm nur einen lauten und nicht eben angenehmen Schrei. Gewöhnlich trifft man ihn blos einzeln an; nur gegen die Brutzeit hin hält er sich mit seinem Gatten in inniger Gemeinschaft. Das Nest besteht aus Mos und Flechten und ist innen mit Haar und Wolle ausgekleidet.

Blyth und Jerdon haben diesen prächtigen Vogel längere Zeit in der Gefangenschaft beobachtet. Der Erstere hielt ihn in einem großen Gesellschaftsbauer mehrere Monate lang, weil er sich hier selbst ernähren, d. h. die Fliegen wegfangen konnte, welche durch das verdorbene Futter herbeigezogen wurden. Ein anderer, welchen Jerdon beobachtete, lebte mehrere Tage in einem geschlossenen Raume und beschäftigte sich während des ganzen Tages mit Fliegen- und Mückenfang.

Es scheint, daß sich alle Arten dieser reichhaltigen Sippe auch in der Lebensweise ähneln, und deshalb wird es gerechtfertigt sein, wenn ich Vorstehendem noch andere Beobachtungen hinzufüge. In den Waldungen Ostafrikas bin ich dem schwarzbäuchigen Paradiesschnäpper (Terpsiphone melanogastra oder Terpsiphone Ferreti) häufig begegnet; im Thal von Mensah sahen wir ihn täglich, da, wo der Hochwald reichen Unterwuchs hatte, gewiß. Hier lebt der prächtige Vogel paarweise; aber es hält nicht eben leicht, neben dem auffallenden Männchen auch das bescheidenere Weibchen aufzufinden. Weiß sich doch sogar jenes, seiner prachtvollen Farben ungeachtet, vortrefflich in dem bunten Gelaube zu verstecken!

In seinem Wesen hat dieser Paradiesschnäpper viel mit den echten Fliegenfängern gemein, erinnert aber auch wieder an die Bienenfresser. Während des Sitzens spielt er mit seiner Holle und dem Schwanze, welchen er langsam hin- und herschwingt. Sein Flug ist sonderbar; er ist rasch und leicht, wenn es gilt, nach Fliegenfängerart ein Kerbthier zu verfolgen oder einen Eindringling der gleichen Art aus dem Gebiet zu jagen, langsam schwebend, absatzweise und scheinbar schwerfällig hingegen, wenn es sich darum handelt, größere Strecken zu überfliegen, ohne daß dabei eine Erregung maßgebend ist.

Wenn der Paradiesschnäpper sein Prachtkleid trägt, ist er unter allen Umständen eine überaus fesselnde Erscheinung. Um diese Zeit zeigt er sich auch in seiner ganzen Lebendigkeit. Die Liebe hat sich seiner bemächtigt, und die Eifersucht geht mit derselben gleichen Schritt. Dann verfolgen sich die Männchen mit außergewöhnlicher Heftigkeit und Beharrlichkeit, manchmal viertelstundenlang ohne Unterbrechung. Sie jagen mit raschem Fluge hinter einander her durch die Kronen der Bäume und durch die dichtesten Gebüsche, und ihre weißen Schwanzfedern ziehen wie eine prächtige Schleppe hinterdrein, so recht eigentlich von der Luft getragen. Ich muß der lebendigen Schilderung Swinhoe's, welche derselbe von einem in China lebenden Sippenverwandten entworfen, vollkommen beistimmen. Der fliegende Fliegenschnäpper gewährt wirklich einen großartigen Anblick, wenn die beiden langen Federn, welche der leichteste Wind bewegt, bald sich nähern, bald wieder von einander entfernen und überhaupt die zierlichsten Wellenlinien beschreiben. Vaillant, welcher die erste ausführlichere Lebensbeschreibung eines dieser Vögel gab, des nach seinem Geschrei „Tschitrek“ benannten Paradiesschnäppers aus Südafrika, hat auch beobachtet, daß die Männchen sehr kampflustig sind, und berichtet wahrheitsgetreu, zuweilen fünf oder sechs zusammengesehen zu haben, welche hinter einander wüthend herflogen. Unglaublich dagegen scheint mir seine Angabe, daß die kampflustigen Vögel es hauptsächlich auf die langen Schwanzfedern ihrer Gegner abgesehen hätten und diese gelegentlich abbissen oder ausrissen. Ich darf versichern, niemals etwas Aehnliches gesehen zu haben Allerdings trifft man die Paradiesschnäpper nur wenige Monate oder nur Wochen im vollen Hochzeitskleide an; die Prachtfedern nutzen sich im Gelaube bald ab, fallen dann aus und werden durch minder lange ersetzt: während der angegebenen Zeit aber tragen nach meinen Erfahrungen alle alten Männchen ihren Schmuck unversehrt.

Die Stimme des schwarzbäuchigen Paradiesschnäppers hat Nichts von der Rauhigkeit des Locktons anderer Arten, sie ist im Gegentheil ein sehr wohlklingendes und ziemlich leises „Wüht, wüht“,

welches anfangs gehaltener, gegen das Ende hin schneller ausgestoßen wird. Einen eigentlichen Gesang habe ich niemals vernommen.

Ueber das Brutgeschäft habe ich leider keine Beobachtungen machen können. Vaillant bildet das Nest des Tschitrek ab, bemerkt aber ausdrücklich, daß er den Vogel nicht selbst an dem beschriebenen Neste gesehen habe, sondern hinsichtlich der Bestimmung des Erbauers nur der Angabe eines seiner Begleiter folge. Das in Rede stehende Nest hat die Gestalt eines Hornes und hängt in dem Gabelaste einer Mimose. Seine Länge beträgt der Krümmung nach gemessen 8 Zoll, der Durchmesser der Nestmulde aber nur 2½ Zoll. Es besteht aus sehr feinen Bastfäden, welche höchst sorgfältig durcheinander geflochten sind, sodaß die Außenseite einem grobhaarigen Zeuge ähnelt. Die Nestmulde, welche kaum ein Viertheil des gesammten Baues einnimmt, ist mit keinerlei weichen Stoffen ausgefüttert.

Zu derselben Familie oder Unterfamilie werden unter andern auch einige Fliegenfänger gerechnet, welche man Fächerschwänze (Rhipidura) genannt hat. Die Arten dieser Sippe bewohnen vorzugsweise Neuholland und seine Inseln; einzelne kommen aber auch auf dem asiatischen Festlande vor. Sie sind gestreckt gebaut, langflügelig und langschwänzig. Im Fittig sind die vierte und fünfte Schwinge die längsten; der Schwanz ist stark abgestuft oder gerundet; der Lauf ist mittellang und kräftig; der Schnabel ist kürzer als der Kopf, am Grunde wie immer niedergedrückt, bis gegen die Spitze hin ziemlich gleich breit, hier aber schwachhakig übergebogen und gezahnt. Die Borsten am Schnabelgrunde sind ziemlich entwickelt.

Eine Art dieser Sippe ist, weil sie an unsere Bachstelzen erinnert, Rhipidura motacilloides genannt worden. Sie verbreitet sich über ganz Australien, mit Ausnahme von Tasmanien, ist überall häufig und deshalb auch wohl bekannt geworden. Die ganze Oberseite, die Kehle und die Brustseiten sind glänzend grünlichschwarz, ein schmaler Streifen über jedem Auge, ein dreieckiger Flecken an der Spitze der kleinen Flügeldeckfedern, die Spitzen der Steuerfedern und die Spitzen und Fahnen der äußersten Steuerfedern sind blaßfahlweiß, wie die ganze Unterseite; die Schwingen sind braun. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel und Fuß sind schwarz. Das Weibchen gleicht dem Männchen in der Färbung und unterscheidet sich auch kaum durch die Größe. Die Länge wird zu 5 Zoll angegeben.

Alle Beobachter sind ziemlich übereinstimmend im Lobe des Fächerschwanzes. Er ist einer der zutraulichsten und zahmsten Vögel, welche Australien besitzt, und wird deshalb überall gern gesehen. Hinsichtlich seines Aufenthalts ist er durchaus nicht wählerisch; er findet sich allerorten, im Walde ebensogut wie in den Gärten und Pflanzungen um die Häuser, selbst im Innern der Gehöfte. Hier sitzt er auf Baumzweigen, auf den Geländern, auf Pfahlspitzen, auf Thorwegen oder auch wohl auf dem Rücken der Rinder, um seiner Jagd obzuliegen. Unter Umständen kommt er in das Innere der Häuser, namentlich in offene Zimmer herein und fängt hier ungescheut vor den Augen des Menschen die Fliegen und Mücken weg. Seine Aehnlichkeit mit unserer Bachstelze wird dadurch besonders auffallend, daß er sich sehr viel auf dem Boden bewegt und hier mit größter Schnelligkeit umherläuft. Wenn er mit erhobenem Schwanze am Wasser hinrennt, glaubt man, unsere deutsche Bachstelze vor sich zu haben; nur bewegt er seinen Schwanz nicht auf und nieder wie diese, sondern seitlich hin und her. Der gewöhnliche Flug ist wellenförmig; sehr häufig aber überstürzt sich der Vogel in der Luft, indem er plötzlich senkrecht herunter fällt und sich förmlich überschlägt. Doch fliegt er ungern weit, wenn er nicht verfolgt wird, nie, steigt auch niemals über die Baumgipfel empor und scheint viel lieber laufend als fliegend eine gewisse Strecke zu durchmessen. Der Gesang besteht aus einigen laut schrillenden Tönen; er ist aber angenehm und erfreut besonders auch deshalb, weil er bei Mondschein bis tief in die Nacht hinein fortgesetzt wird.



Fliegenfänger und Neuntödter.

Im September, also mit Anfang des australischen Frühlings, tritt die Brutzeit ein; jedes Pärchen brütet aber zwei- und bei günstiger Witterung sogar dreimal im Jahre. Das Nest ist ein wahrer Kunstbau: es ist der Gestalt nach tieftassenförmig, gewöhnlich aber noch mit einem langen, sonderbaren Anhängsel versehen, welcher vielleicht dazu dienen soll, es besser im Gleichgewicht zu halten. In der Regel wird es auf einem über das Wasser hängenden Zweige, welchem ein anderer Schatten gibt, angelegt, selten hoch über dem Boden, zuweilen auch auf der Oberseite eines zu Boden gefallenen Astes und hier ohne den geringsten Schutz vor Sonne und Regen. Die Wandungen sind aus dürren Gräsern, Rindenstreifen, kleinen Grasbüscheln, Wurzeln und dergleichen dicht zusammengewebt und außerdem noch mit Spinnweben überzogen; die innere Ausfütterung besteht aus feineren Gräsern, zartfaserigen Wurzeln und Federn. Die Auswahl der einzelnen Stoffe wird mit Sorgfalt getroffen. In den meisten Fällen ähnelt das Nest dem Aste so, daß es wie ein Knorren desselben aussieht und daher sehr schwer zu entdecken ist. Zwei bis drei Eier bilden das Gelege. Sie sind auf schmuzig oder grünlichweißem Grunde um die Mitte oder das dickere Ende herum mit größeren oder kleineren schwärzlichen und kastanienbraunen Flecken und Klexen gezeichnet.

Während der Brutzeit wird der sonst so menschenfreundliche Vogel wachsam und ängstlich. Nähert sich ein Feind dem Neste, so wird er von beiden Gatten des Paares unter kläglichem Geschrei umflogen; beide Eltern geben sich auch rücksichtslos preis. Das Geschrei soll dann ein durchaus eigenthümliches sein, etwa vergleichbar dem schnarrenden Geräusch, welches man mit einer Kinderklapper hervorbringt.

* * *

Die Verwandten der vorstehend beschriebenen Vögel, welche nördlichere Länder, zumal die Asiens und Europas bewohnen, tragen ein bescheideneres Gewand; namentlich fehlen ihnen die prachtvollen Schmuckzeichen gänzlich. Demungeachtet gehören sie zu den Vögeln, welche allgemein ansprechen; viele Arten sind trotz aller Einfachheit in der Färbung sehr hübsche Thiere.

Auch bei den Fliegenfängern (Muscicapae) ist der Leib gestreckt, der Hals kurz und der Kopf einigermaßen breit, der Flügel ziemlich lang, in ihm die dritte Schwinge die längste, der Schwanz mittellang, entweder gerade abgestutzt oder seicht ausgeschnitten, der Fuß kurz und schwach, die äußere Zehe mit der mittleren am Grunde verwachsen, der Schnabel stark und kurz, an der Wurzel breiter, von oben nach unten zusammengedrückt, auf der Firste kantig, an der Spitze des Oberkiefers herabgebogen und vor ihr eingekerbt. Das Gefieder ist locker und weich, um den Schnabelgrund borstig; seine Färbung ist in der Regel nach Geschlecht und Alter verschieden; die Jungen sind immer gefleckt.

Hinsichtlich ihrer Lebensweise haben die Fliegenfänger mit den Würgerschnäppern, Tyrannen, Raupenfressern und Fliegenschnäppern große Aehnlichkeit. Auch sie bewohnen die Waldungen und Baumpflanzungen, leben mehr auf den Bäumen, als im Gebüsch und kommen nur höchst selten zum Boden herab. Auf einem möglichst freien Aste sitzend, welcher eine weite Umschau gewährt, spähen sie nach Kerbthieren, fliegen denselben gewandt nach, nehmen sie mit dem Schnabel auf und kehren hierauf gewöhnlich auf ihren Stand wieder zurück. Bei schlechtem Wetter nehmen sie auch Beeren weg; namentlich geschieht Dies, wenn sie Junge zu versorgen haben. Sie sind fast den ganzen Tag über in Thätigkeit, munter, unruhig und behend, angesichts des Menschen wenig scheu, Raubvögeln gegenüber kühn und dreist. Abweichend von verwandten Vögeln lassen sie ihre Stimme nur selten vernehmen, am häufigsten selbstverständlich während der Paarungszeit, welche die Männchen sogar zu einem, wenn auch sehr einfachen und leisen Gesange begeistert. Das Nest wird entweder in Baumhöhlen oder zwischen Astgabeln, gewöhnlich nah am Stamme angelegt; es ist ein lockerer, roh zusammengefügter, aber warm ausgefütterter Bau. Das Gelege enthält vier bis fünf Eier, welche

von beiden Eltern ausgebrütet werden. Nachdem die Jungen groß geworden, schweifen die Eltern noch eine Zeitlang mit ihnen umher; hierauf treten sie sehr frühzeitig im Jahre ihre Winterreise an, welche sie bis in die Urwaldungen Mittelafrikas führt und erst im Spätfrühjahre endet.

Der Fliegenfänger (Butalis grisola) kennzeichnet sich durch folgende Merkmale. Das Gefieder des Männchens ist auf der Oberseite tiefgrau, der Schaft jeder Feder schwarz; der Scheitel ist schwarzgrau, etwas lichter gefleckt, die einzelnen Federn sind hier weiß oder tiefgrau gekantet, wodurch eine leichte Fleckenzeichnung entsteht; die lichtgrauen Spitzenkanten an den Schwungfedern bilden zwei wenig hervortretende Flügelbinden; die ganze Unterseite ist schmuzigweiß, auf den Seiten der Brust rostgelblich überflogen, an den Kehlseiten und längs der Brust mit tiefgrauen, verwaschenen Längsflecken gezeichnet. Das Auge ist braun, Schnabel und Füße sind schwarz. Beim Weibchen sind alle Farben blässer; beim Jungen ist die Oberseite weißlich und grau gepunktet und braun und rostgelb getüpfelt, die Unterseite weißlich, in der Gurgelgegend und auf der Brust grau quer gefleckt. Die Länge des Männchens beträgt $5\frac{1}{2}$ Zoll, die Breite $9\frac{1}{2}$ Zoll, die Fittiglänge $3\frac{1}{6}$, die Schwanzlänge $2\frac{1}{3}$ Zoll. Das Weibchen ist um einige Linien kürzer und schmäler.

In Europa fehlt der Fliegenfänger nur den nördlichsten Ländern; in der Mitte des Erdtheils begegnet man ihm allerorten. Er lebt im Gebirge wie in der Ebene, im tiefsten Walde wie in Obstgärten. In Südeuropa ist er gemein; nach Osten hin verbreitet er sich bis zum Kaukasus und Altai; gelegentlich seiner Winterreise wandert er bis in die Waldungen Innerafrikas: ich habe ihn noch recht häufig in den Wäldern am blauen Nil gesehen. Er ist durchaus nicht wählerisch, sondern nimmt mit jedem Busch vorlieb, welcher nur einigermaßen seinen Ansprüchen genügt. Hohe Bäume, namentlich solche, welche am Wasser stehen, bieten ihm alles zu seinem Leben Erforderliche. Er scheut das Treiben des Menschen durchaus nicht und siedelt sich deshalb sehr häufig inmitten der Dorfschaften, ja selbst inmitten eines Gehöftes an; er wohnt aber auch ebensogut an Orten, welche der Mensch nur selten besucht. Je nachdem die Witterung günstig oder ungünstig ist, erscheint er Ende Aprils oder im Anfang des Mai, gewöhnlich paarweise, schreitet bald nach seiner Ankunft zur Fortpflanzung und verläßt uns wieder zu Ende Augusts oder im Anfang des September. Genau Dasselbe gilt für Südeuropa: in Spanien beobachteten wir ihn auch nicht früher und nicht länger als in Deutschland.

Der Fliegenfänger ist ein sehr munterer und ruheloser Vogel, welcher den ganzen Tag über auf Beute auslugt. In der Höhe eines Baumes oder Strauches auf einem dürren Aste oder anderweitig hervorragender Zweigspitze sitzend, schaut er sich nach allen Seiten um, wippt ab und zu mit dem Schwanze und wartet, bis ein fliegendes Kerbthier in seine Nähe kommt. Sobald er dasselbe erspäht hat, fliegt er ihm mit großer Schnelligkeit nach, fängt es mit vieler Geschicklichkeit, wobei man deutlich das Zusammenklappen des Schnabels hört und kehrt auf dieselbe Stelle, von welcher er ausflog, zurück. Sein Flug ist schön, ziemlich schnell, oft flatternd mit wechselweise stark ausgebreiteten und dann wieder sehr zusammengezogenen Schwingen und Schwanz. Im Gezweig der Bäume hüpft er nicht umher, und ebensowenig kommt er zum Boden herab.

Die Stimmmittel des Fliegenfängers sind sehr gering. Der Lockton ist ein langweiliges „Tschi tschi“, der Ausdruck der Zärtlichkeit ein verschieden hervorgestoßenes „Wistet“, der Angstruf ein klägliches „Tschirecktecktеck“, welches mit beständigem Flügelschlagen begleitet wird. Der Gesang ist ein leises, zirpendes Geschwätz, welches der Hauptsache nach aus dem Lockton besteht und nur durch die verschiedenartige Betonung desselben etwas abwechselt.

Fliegende Kerbthiere mancherlei Art, vor Allem Fliegen, Mücken, Schmetterlinge, Libellen und dergleichen bilden seine Nahrung. Er faßt die erspähete Beute sicher ins Auge, fliegt in gerader Richtung auf sie zu, fängt sie und kehrt mit ihr zu seinem Sitze zurück. Ist sie klein, so

verschluckt er sie ohne Weiteres, ist sie größer, so stößt er sie gegen den Ast, bis er Flügel und Beine abgebrochen hat, und verschluckt sie nunmehr. Bei schöner Witterung erlangt er seine Nahrung mit spielender Leichtigkeit, bei Regenwetter muß er wie die Schwalben oft große Noth leiden. Man sieht ihn dann ängstlich die Bäume umflattern und nach Fliegen spähen, und man kann beobachten, wie er die glücklich entdeckte Fliege oder Mücke von ihrem Sitzplatze wegnimmt, immer fliegend; denn zu anderer Jagd ist er nun einmal nicht geschickt genug: sogar die Beeren, welche er bei schlechtem Wetter verzehrt oder seinen Jungen füttert, werden von ihm fliegend aufgenommen. Vor dem Fenster meines Arbeitszimmers im Thiergarten stehen einige Johannisbeersträucher, welche an Regentagen regelmäßig von einem Paare dieser Fliegenfänger besucht werden. Die Jungen sitzen hungernd und klagend auf den benachbarten Zweigen, die Eltern umflattern die Häuser und namentlich die in ihnen eingestellten Thiere, kommen dann mit leerem Schnabel bei gedachten Büschen an, stürzen sich in einem Bogen von oben nach unten nieder, reißen eine Beere von der Traube ab und tragen diese sofort den Jungen zu. Dies wiederholt sich mehrmals während weniger Minuten; vorher aber sehen sie sich immer erst nach Kerfen um, und man bemerkt leicht, daß ihnen die Beeren nur ein schlechter Nothbehelf sind.

Einzelne Fliegenfänger sieht man höchst selten, Familien nur dann, wenn die Jungen eben ausgeflogen sind und noch von den Alten gefüttert werden; denn das Pärchen und insbesondere das Männchen vertheidigt das einmal erkorene Gebiet eifersüchtig und hartnäckig gegen jeden Eindringling derselben Art. Kleinen und harmlosen Vögeln gegenüber zeigt es sich höchst friedfertig, größere, welche ihm und namentlich dem Neste gefährlich werden könnten, verfolgt es mit Muth und Kühnheit.

Wenn das Paar nicht gestört wird, brütet es nur einmal im Jahre. Das Nest steht an sehr verschiedenen Stellen, wie sie dem Aufenthalte des Vogels entsprechen, am liebsten auf abgestutzten niederen Bäumen, namentlich auf alten Weidenköpfen, sonst auf kleinen Zweigen dicht am Schafte eines Baumes zwischen Obstgeländern, auf einem Balkenkopf unter den Dächern, in weiten Baumhöhlen, Mauerlöchern und dergleichen. Es wird aus trockenen, feinen Wurzeln, grünem Mose und ähnlichen Stoffen zusammengetragen, innen mit Wolle, einzelnen Pferdeharen und Federn ausgefüttert und sieht immer unordentlich aus. Anfangs Juni sind die vier bis fünf, auf blaugrünlichem oder lichtblauem Grunde mit hellrostfarbigen Flecken gezeichneten, aber vielfach abändernden Eier vollzählig und werden nun abwechselnd vom Männchen und Weibchen binnen vierzehn Tagen ausgebrütet. Die Jungen wachsen rasch heran, brauchen aber lange Zeit, bevor sie selbst ordentlich im Fluge fangen können.

Von der Kindesliebe des Fliegenfängers theilt Naumann eine rührende Geschichte mit. „Einst fing ein loser Bube ein altes Weibchen beim Neste, in welchem vier kaum halbflügge Junge saßen, und trug Alle zusammen in die Stube. Kaum hatte der alte Vogel die Fenster untersucht, aber keinen Ausweg zur Flucht gefunden, als er sich schon so in sein Schicksal fügte, daß er Fliegen fing, die Jungen damit fütterte und Dies so eifrig trieb, daß er in äußerst kurzer Zeit die Stube gänzlich davon reinigte. Um ihn nun mit seiner Familie nicht verhungern zu lassen, trug der Knabe Beides zum Nachbar; hier war die Stube ebenfalls bald gereinigt. Jetzt trug er ihn wieder zu einem andern Nachbar, mit dessen Fliegen er ebenfalls bald fertig ward. Er trug ihn abermals weiter, und so ging die Fliegenfängerfamilie im Dörfchen von Stube zu Stube und befreite die Bewohner von ihrer lästigen Gesellschaft, den verhaßten Stubenfliegen. Auch mich traf die Reihe, und aus Dankbarkeit bewirkte ich nachher der ganzen Familie die Freiheit. Die Jungen wuchsen bei dem niemals fehlenden Futter sehr schnell und lernten sich auch bald selbst Fliegen fangen.“

Katzen, Marder, Ratten, Mäuse und nichtswürdige Buben zerstören oft das Nest des Fliegenfängers, rauben die Eier oder tödten die Brut. Die alten Vögel hingegen scheinen wenig von Feinden behelligt zu werden. Der vernünftige Mensch gewährt ihnen nachdrücklichst seinen Schutz. Der Fliegenfänger gehört wie alle verwandten Vögel zu den nützlichsten Geschöpfen und leistet durch Wegfangen der lästigen Kerfe gute Dienste. Eigentlich schädlich wird er nie, obgleich er zuweilen eine Biene mit wegfängt. In der Gefangenschaft ist er unterhaltend und deshalb sehr beliebt. Er

gewöhnt sich ohne Umstände an den Verlust seiner Freiheit und wird sehr zahm. „Man hat ihn", sagt Naumann, „auf dem Lande gern in den Wohnstuben, um diese von den lästigen Fliegen zu reinigen, wozu er besser als irgend ein anderer Vogel taugt. Kaum hat er in der Stube die Fenster untersucht und die Unmöglichkeit zu entkommen eingesehen, so fängt er auch gleich an, Fliegen zu fangen, ruhet nicht, so lange es welche gibt und wird daher, und wenn der Zufluß auch noch so stark wäre, bald damit fertig. Will man ihn dann keine Noth leiden lassen, so muß man Fliegen oder Holunderbeeren herbeischaffen. Weil er gewohnt ist, von einem freien, erhabenen Sitze sich nach den Kerbthieren umzusehen, sie fliegend zu fangen und dann zu diesem wieder zurückzukehren, so verunreinigt er das Geschränke weniger als andere Vögel. Einige Schrankecken sind daher bald seine Lieblingssitze, wo man Anstalten treffen kann, daß er hier Nichts durch seinen Unrath verdirbt. Gewöhnlich nimmt er seinen Sitz in der Nähe der Stubenthüre, durch welche die Fliegen hereinkommen. Setzt man nun daselbst ein Kästchen mit Sand gefüllt hin, in welches ein etwa vier bis fünf Fuß hoher Stab, oben mit einem Querholze versehen, senkrecht befestigt ist, so wird er diesen bequemen Sitz allen andern vorziehen und die Stube nicht verunreinigen ... Seiner oben erwähnten guten Eigenschaften wegen liebte mein Vater diesen Vogel sehr und hielt immer einen in der Stube; ja es gelang ihm sogar mehrmals, einen an Semmel, in Milch gequellt, zu gewöhnen und so den ganzen Winter hindurch zu erhalten, worauf er ihm im Frühjahr immer die Freiheit wieder schenkte. Sie wurden sehr zahm, fraßen auch ganz klein geschnittenes Fleisch sehr gern und wußten es, wenn man es auf sie zuwarf, sehr behende aufzufangen, ehe es auf den Boden fiel."

Die Trauerfliegenfänger (Muscicapa) unterscheiden sich von ihrem vorstehend beschriebenen Verwandten durch kürzeren Schnabel, welcher von oben betrachtet ein fast gleichseitiges Dreieck bildet, die verhältnißmäßig etwas kürzeren Flügel und das auch nach den Geschlechtern verschiedene Kleid.

Der Trauervogel, Lock- oder Dornfink, das Mohren- oder Todtenköpfchen, Baumschwälbchen u. s. w. (Muscicapa atricapilla), die in Deutschland häufigste Art der Sippe, ist 5 Zoll lang und $8\frac{1}{2}$ bis $8\frac{3}{4}$ Zoll breit; die Fittiglänge beträgt $2\frac{3}{4}$, die Schwanzlänge 2 bis $2\frac{1}{6}$ Zoll. Das Gefieder ist nach Geschlecht, Alter und Jahreszeit verschieden. Im Hochzeitskleide ist das Männchen auf der ganzen Oberseite tiefgrau, mehr oder weniger deutlich schwarz gefleckt; die Stirn, die ganze Unterseite und ein Schild auf den Flügeln sind weiß. Das Weibchen ist oben braungrau, unten schmuzig weiß; seine Vorderschwingen sind einfach schwarzbraun, die drei hintersten weiß gesäumt, die drei äußersten Schwanzfedern auf der Außenfahne weiß. Sehr ähnlich sehen die Jungen aus. Das Auge ist dunkelbraun, Schnabel und Füße sind schwarz.

Eine zweite Art der Sippe, der Halsbandfliegenfänger (Muscicapa albicollis) ist oft mit dem Trauervogel verwechselt worden, und die Weibchen beider Arten sind auch in der That schwer zu unterscheiden. Das alte Männchen des letztgenannten erkennt man an seinem weißen Halsbande. Dem Weibchen fehlen die lichten Säume an den Schwungfedern.

Der Trauervogel ist in allen Ländern Europas gefunden worden, der Halsbandfliegenfänger scheint ihn im Süden unseres Erdtheils, namentlich in Italien und Griechenland zu vertreten, verbreitet sich von dort aus bis in das südöstliche Deutschland, gehört aber im Norden unseres Vaterlandes zu den großen Seltenheiten. Den Trauervogel sieht man bei uns zu Lande in allen ebenen Gegenden, wenigstens während seines Zuges. Er trifft in der letzten Hälfte des Aprils bei uns ein und zieht Ende Augusts und Anfangs September wieder von uns weg. Die Männchen pflegen eher zu erscheinen, als die Weibchen und uns früher zu verlassen. Die Reisen, welche des Nachts geschehen, werden bis nach Mittelafrika ausgedehnt.

Im Betragen scheinen sich die beiden so nahe verwandten Arten nicht zu unterscheiden. Die Trauerfliegenfänger sind muntere, gewandte Vögel, welche während des ganzen Tages sich bewegen und auch dann, wenn sie auf einem Zweige ruhen, noch mit dem Flügel zucken oder mit dem Schwanze auf- und niederwippen. Nur wenn das Wetter sehr ungünstig ist, sitzen sie traurig und still auf ein und derselben Stelle; sie befinden sich dann entschieden unwohl. Bei günstiger Witterung bekunden sie eine ungemein heitere Laune, flattern munter von Zweig zu Zweig, erheben sich spielend in die Luft, necken sich harmlos mit Ihresgleichen, lassen ihre sanfte, kurz abgebrochene Lockstimme, ein angenehmes „Pittpitt" oder „Wettwett" häufig vernehmen und begleiten jeden Laut mit einer entsprechenden Flügel- und Schwanzbewegung. Im Frühjahr singt das Männchen auch fleißig und gar nicht schlecht. Der Gesang hat, wie Naumann sagt, etwas Melancholisches und erinnert an den des Gartenrothschwanzes. Eine Strophe, welche hellpfeifend wie „Wutiwutiwu" klingt, ist besonders bezeichnend. Der Trauerfliegenfänger beginnt schon lange vor Sonnenaufgang, wenn die meisten



Der Halsbandfliegenfänger (Muscicapa albicollis).

Stimmen anderer Waldsänger noch schweigen und wird dadurch Dem, welcher ihn hört, um so angenehmer. Ueber den Gesang des Halsbandfliegenfängers hat Graf Gourcy-Droitaumont meinem Vater das Nachstehende berichtet: „Der Ruf ist ein durchdringendes, gezogenes „Zih", dem ähnlich, welches die Rothkehlchen abends hören lassen; auch antwortet das meinige stets darauf. Besonders bei Kerzenlicht lockt der Halsbandfliegenfänger oft „Tack", gerade wie die schwarzköpfige Grasmücke, doch nie zweimal hinter einander; es vergehen vielmehr stets ein paar Minuten, ehe er es wiederholt. Sein Gesang ist so laut, daß ich bei verschlossener Thüre vom zweiten Zimmer jeden Ton desselben unterscheiden kann; auch ist er abwechselnd, und man erkennt darin mehrere, aus den Gesängen anderer Vögel entlehnte Strophen; besonders ähnelt er dem des Blaukehlchens. Mehrere hervorgewürgte Töne, welche darin vorkommen, geben ihm auch Aehnlichkeit mit dem des Rothschwanzes, machen ihn aber nach meinem Geschmacke ziemlich unangenehm. Der alte Wildfang, welchen ich besaß, fing gewöhnlich sein Lied mit „Zih, zih, zih" an, worauf ein melancholisch klingender Pfiff folgte; dann hörte man die Töne „Zizizi" so scharf hervorgestoßen, daß man glaubte, eine Nachtigall

wollte anfangen zu schlagen. Nach diesen wurde der Gesang ganz blaukehlchenartig; das „Zizi“ schien (aber nicht mehr so scharf) als Grundstimme fortzutönen, während man mehrere tiefe Töne hörte, von denen einige flötend klangen, die andern aber hervorgewürgt wurden, als wenn sie der Vogel mit Gewalt hervorstoßen müßte. Auch kam dann und wann ein gewisses, dem der Meisen ähnliches „Zizitä“ und ein dem der Grillen ähnliches Gezirp vor. Nur einige von den Strophen wurden schnell durchgeschlagen, die andern aber langsam vorgetragen. Jemand, welcher mehrere dieser Vögel besaß, sagte mir, daß sie in ihrem Gesange viel Rothschwanzartiges hätten, und je nachdem sie in den Auen neben guten oder schlechten Sängern gestanden, bessere oder schlechtere Strophen hören ließen, was ganz mit meinen Erfahrungen übereinstimmt.“

Die Bewegungen sind die des Fliegenfängers. Der Flug ist schnell, gewandt, und wenn er länger fortgesetzt wird, wellenförmig; der Gang auf dem Boden ist ebenso schwerfällig, wie bei irgend einem andern dieser kaum gehfähigen Vögel.

Beide Fliegenfänger jagen derselben Beute nach, wie ihr gefleckter Verwandter, beide jagen in der gleichen Weise und beide fressen im Nothfalle Beeren. Bei trübem Wetter durchflattern sie die Baumkronen und nehmen fliegend die sitzenden Kerfe von den Blättern weg. Bei günstiger Witterung erheben sie sich oft hoch in die Luft, um eine erspähete Fliege, Mücke, Schnake, Bremse, einen Schmetterling, eine Heuschrecke 2c. aufzunehmen; selbst vom Boden erheben sie zuweilen ein Kerbthier, aber auch Dies geschieht nur fliegend. Wie alle Vögel, welche sich viel bewegen, sind sie sehr gefräßig und deshalb fast ununterbrochen in Thätigkeit, oder, was Dasselbe sagen will, auf der Jagd.

Laubwaldungen, in denen alte, hohe und theilweise hohle Bäume stehen, sind die liebsten Brutorte der Trauerfliegenfänger. Sie suchen sich hier eine passende Höhlung und füllen diese liederlich mit Mos und feinen Wurzeln aus, welche innen durch Federn, Wolle, Haare eine sorgfältig geordnete Ausfütterung erhalten. In Ermangelung solcher Höhlen bauen sie ihr Nest auch wohl in dicht verworrene Zweige nahe am Schafte oder auf alte Baumstumpfe. Das Gelege besteht aus fünf bis sechs zartschaligen, blaßgrünspanfarbigen Eiern, welche von beiden Geschlechtern abwechselnd bebrütet werden. Im Verlauf von etwa vierzehn Tagen sind die Eier gezeitigt, in weiteren drei Wochen die Jungen ausgeflogen. Sie werden dann aber noch lange Zeit von den Eltern geführt und geleitet.

In Gegenden, in denen die Trauerfliegenfänger regelmäßig brüten, kann man sie durch zweckmäßig eingerichtete Nistkästchen in bestimmten Gärten oder Baumpflanzungen festhalten, und sie werden dann oft überraschend zahm. „Ein Trauerfliegenfänger“, erzählt Baldamus, „welcher in einem Nistkasten meines Gartens brütete, hatte sich durch mein öfters wiederholtes Beobachten seiner Brutgeschäfte dermaßen an außerordentliche Störungen gewöhnt, daß er ruhig auf dem Neste sitzen blieb, wenn ich den Kasten in die Stube brachte und den Deckel abnahm, um das trauliche Thierchen zu zeigen.“ Derselbe Vogel gab, wie Baldamus später berichtet, einst zu einem anmuthigen Scherze Veranlassung. Zwei Vogelkundige ersten Ranges, der Prinz Lucian Bonaparte und Schlegel, der Vorsteher des Leydener Museums, besuchten Baldamus und stritten sich mit ihm über diesen Fliegenfänger und seinen Verwandten. Die weltberühmten Gelehrten vertraten den Standpunkt der Balgforscher, ohne jedoch Baldamus, einen hochbegabten Beobachter des Thierlebens, überzeugen zu können. Zum Beweise für seine Ansicht holte Letzterer das Nistkästchen mit dem brütenden Fliegenfängerweibchen vom Baume herab, brachte es ins Zimmer, öffnete den Deckel des Kästchens und entschied dadurch augenblicklich den Streit zu seinen Gunsten.

Die Trauerfliegenfänger werden gern im Käfig gehalten. Sie gehören zu den angenehmsten Stubenvögeln; denn sie erfreuen den Liebhaber ebensowohl durch ihr zahmes und artiges Wesen, wie durch ihren Gesang. Wenn man sie frei im Zimmer umherfliegen läßt, säubern sie dasselbe gründlich von Fliegen und Mücken und werden so zahm, daß sie ihrem Gebieter die vorgehaltenen Fliegen aus der Hand nehmen. Im engeren Raum müssen sie Nachtigallenfutter erhalten.

In Deutschland verfolgt die nützlichen Vögel glücklicherweise Niemand; in Italien findet leider das Gegentheil statt. Man hat entdeckt, daß das Fleisch von vortrefflichem Geschmack ist und gibt

sich deshalb die größte Mühe, der harmlosen Geschöpfe habhaft zu werden. Während des Herbstzuges lauern die Italiener mit allerlei Netzen und Fallen auch auf die Trauerfliegenfänger, und leider ist ihr Fang nur zu ergiebig. Auf jedem Markte sieht man während der Zugzeit Hunderte dieser Vögel, welche meuchlings gemordet wurden, um die abscheuliche Schleckerei zu befriedigen. Es wird erzählt, daß ehedem auf der Insel Cypern die so erbeuteten Fliegenfänger und ähnliche Vögel, mit Weinessig und Gewürz eingemacht und in besonderen Töpfen oder Fässern verpackt wurden. Solche Gefäße sollen zu Hunderten nach Italien versandt worden sein. Gegenwärtig scheint man sich nicht mehr so viel Mühe zu geben; der alte Unfug aber steht noch in voller Blüthe, und es zeigt sich auch in dieser Hinsicht, daß da, wo Kirchen und Klöster die Schulen ersetzen sollen, Bildung und Gesittung unmöglich sind.

Im Osten und Südosten unseres Vaterlandes lebt noch ein Mitglied der Familie, der Zwergfliegenfänger (Erythrosterna parva), eines der anmuthigsten Vögelchen, welche überhaupt in Deutschland vorkommen. Man hat den Zwergfliegenfänger zum Vertreter einer eigenen Sippe erhoben, weil sein Schnabel verhältnißmäßig stärker, der Fuß aber höher ist, als bei den Familienverwandten; die angegebenen Merkmale scheinen aber kaum zu dieser Trennung zu berechtigen. Unser Vögelchen ist 5 Zoll lang und 7¾ bis 8 Zoll breit. Das Gefieder ist nach Geschlecht und Alter so verschieden gefärbt und gezeichnet, daß man wiederholt von zwei in Deutschland vorkommenden Arten dieser Sippe gesprochen hat. Das alte Männchen im Frühjahr ähnelt in der Farbenvertheilung unserm Rothkehlchen. Die Oberseite ist röthlichbraungrau, auf dem Scheitel, dem Oberrücken und den Oberschwanzdeckfedern etwas dunkler als anderwärts, auf den großen Flügeldeckfedern und den hinteren Schwingen lichter gekantet; Kinn, Kehle, Gurgel, Kropf und Oberbrust sind rosträthlich; die übrige Unterseite ist trübweiß; die Handschwingen sind schwarzbraungrau, lichter gesäumt. Bei jüngeren Männchen ist das Rothgelb der Kehle blässer, als bei alten. Die Weibchen unterscheiden sich durch düstere, mehr grauliche Farben von den Männchen. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel und die Füße sind schwarz.

Ungeachtet aller Forschungen, welche bis jetzt in Deutschland angestellt worden sind, kann der Verbreitungskreis des Zwergfliegenfängers noch nicht mit Sicherheit angegeben werden. Man hat ihn einzeln in fast allen Gegenden unseres Vaterlandes beobachtet und überall, aber als große Seltenheit verzeichnet; es ist jedoch wahrscheinlich, daß er viel öfter vorkommt, als man annimmt. Schon in Mecklenburg soll er nicht besonders selten sein; in Pommern kommt er regelmäßig vor; in Polen, Galizien und Ungarn ist er stellenweise sogar häufig. Aber der Zwergfliegenfänger gehört durchaus nicht zu den auffallenden Vögeln, und Der, welcher ihn entdecken will, muß ein geübter Beobachter sein. Waldungen mit hochstämmigen Buchen bilden seinen bevorzugten Aufenthalt. Hier lebt er hauptsächlich in den Kronen der Bäume und kommt nur gelegentlich in die Tiefe herab. Lieblingswohnsitze von ihm sind Baumgruppen, welche von dichtem Aufschlag jüngerer Bäume begrenzt werden; denn in den Dickichten findet er bei ungünstiger Witterung und namentlich bei starkem Wind erwünschte Zuflucht. In der Nähe bewohnter Gebäude findet er sich nur ausnahmsweise ein: er ist so recht ein eigentlicher Bewohner des stillen Waldes. Wodzicki versichert, daß er hinsichtlich seines Betragens ein wahres Bindeglied sei zwischen Laubsängern und Fliegenfängern und ebenso sehr an die einen wie an die andern erinnere; andere Beobachter behaupten, daß man den Fliegenfänger in ihm niemals zu verkennen im Stande sei, weil er im wesentlichen das Gebahren derselben zeige. Der Lockton ist ein lauter Pfiff, welcher dem „Füit“ unseres Gartenrothschwanzes ähnelt; er wird auch häufig in den Gesang verflochten. Dieser besteht aus einer Hauptstrophe, welche sich durch die Reinheit der Töne auszeichnet. Baldamus bezeichnet sie durch die Silben „Tink, tink, tink ei — da, ei — da, ei — da“ ꝛc. Der Warnungston ist ein gezogenes „Zirr“ oder „Zee“. Die Jungen rufen „Sisir“.

Bekannt ist übrigens, daß über den Gesang sowohl, wie über die andern Stimmlaute etwas allgemein Giltiges nicht gesagt werden kann, weil die einzelnen Vögel hierin wesentlich abweichen.

Da der Zwergfliegenfänger ebenfalls spät im Jahre bei uns eintrifft und schon ziemlich frühzeitig wieder wegzieht, fällt die Brutzeit erst in die letzten Frühlingsmonate. Das Nest steht entweder in Baumhöhlen oder auf Gabelästen, oft weit vom Stamme. Es ähnelt am meisten dem des Fliegenfängers. Feine Würzelchen, Hälmchen, grünes Mos oder graue Flechten bilden den Außenbau; das Innere ist mit Wolle und andern Thierhaaren ausgekleidet. Das Gelege besteht aus vier bis fünf Eiern, welche denen unseres Rothkehlchens ähneln, d. h. auf blaugrünlichweißem Grunde mit hellrostfarbigen, mehr oder weniger verschwommenen und verwaschenen Flecken ziemlich gleichmäßig gezeichnet sind. Beide Geschlechter wechseln im Brüten ab, und beide lieben ihre Brut außerordentlich. Das Weibchen ist beim Nestbau am thätigsten und wie gewöhnlich beim Brüten am eifrigsten; das Männchen hält sich jedoch als treuer Wächter fortwährend in der Nähe des Nestes auf, sorgt durch fleißiges Singen für Unterhaltung der Gattin und warnt diese, wie später die Jungen bei Gefahr. Bald nach dem Ausfliegen werden letztere den Dickichten zugeführt, und von Stund an verändert sich das Wesen ihrer Eltern: sie werden ebenso still und ruhig, als sie früher laut und lebendig waren. Wahrscheinlich tritt die Familie schon früh im Jahre die Winterreise an; Dies würde wenigstens ihrem späten Erscheinen entsprechen.

Gefangene Zwergfliegenfänger werden von Denen, welche so glücklich waren, sie zu besitzen, sehr gerühmt. „Alle, welche ich gefangen hielt“, schreibt Graf Gourcy meinem Vater, „waren äußerst muntere und liebe Vögelchen, die bald zahm wurden und mich bald kennen lernten. So oft ich mich ihnen mit der Mehlwürmerschachtel nähere, lassen sie ihren Ruf „Zerrre zehe“ wiederholt hören; oft, besonders wenn sie recht zufrieden sind, wiederholen sie mehrmals einen runden, einfachen Pfiff, der mit dem, welchen der Baumrothschwanz vor seinem „Tacktack“ hören läßt, die größte Aehnlichkeit hat. Dieser Pfiff klingt zuweilen so stark, daß er nicht von einem so kleinen Vogel hervorgebracht zu werden scheint.“

„So gern sie Mehlwürmer fressen, so ziehen sie ihnen die Fliegen doch noch vor. Als meine Frau den einen, um seinen kranken Fuß zu baden, in der Hand hielt, fing und fraß er eine vorüberfliegende Fliege. — Sie halten den Schwanz immer höher, als die Flügel, breiten ihn sehr aus, wippen damit nach oben und unten und bewegen die Flügel oft und stark. Sie blicken, wie die Rothkehlchen, oft nach der Seite und erhalten dadurch, noch mehr aber durch die Zeichnung, welche die ausgefärbten Männchen haben, so viele Aehnlichkeit mit ihnen, daß sie von den hiesigen Vogelstellern „spanische Rothkehlchen“ genannt werden. Wenn ich ihnen Mehlwürmer bringe, flattern sie mir entgegen und bewillkommnen mich mit Flügelschlag. Ihren Ruf lassen sie sehr oft bei Licht hören und baden sich zu dieser Zeit oder in der Dämmerung oder Vor- oder Nachmittags, wobei sie sich so naß wie die Rothkehlchen machen. Sie fressen viel und werfen, wie die meisten Kerbthier fressende Vögel, kleine Futterballen aus. — Drei junge Weibchen, welche ich hatte, zwitscherten im Februar, März und April, sehr oft ziemlich laut und anhaltend, schwiegen aber dann alle und ließen nie mehr den geringsten Gesang hören. Dieses Zwitschern fing allezeit mit der langen Wiederholung des Rufs, besonders des Pfiffs an, was sehr angenehm klang; dann ließ sich ein gewisses „Krr, rr“ wiederholt hören und nun folgten mehrere fein gezogene Töne. Das Lied des Männchens enthält mehrere Strophen aus dem Gesange anderer Vögel und hat Verwandtschaft mit dem des Baumrothschwanzes, gehört aber wegen der oft wiederholten Pfiffe keineswegs zu den guten Vögelgesängen.“

Spätere Beobachter stimmen im wesentlichen mit den Angaben des Grafen Gourcy überein; sie rühmen namentlich das sanfte Wesen und die große Zahmheit ihrer Gefangenen.

* *
*

Cabanis rechnet zu der Familie der Fliegenfänger auch einen in Deutschland wohl bekannten Vogel, unsern **Seidenschwanz** und erhebt ihn zum Vertreter einer Unterfamilie, welche außerdem nur noch wenige Arten zählt; andere Naturforscher stellen ihn mit einer reichhaltigeren Gruppe zusammen, welcher man den Namen der Schmuckvögel gegeben hat. Meiner Ansicht nach sind die letzteren im Rechte; denn der Seidenschwanz zeigt in seinem Leibesbau wenig Uebereinstimmung mit den Fliegenfängern und läßt sich besser mit den sogenannten Schmuckvögeln vereinigen. Doch soll damit nicht in Abrede gestellt werden, daß es thunlich ist, ihm eine gesonderte Stellung zu ertheilen.

Die Seidenschwänze (Bombycillae) kennzeichnen sich durch folgende Merkmale: Der Leib ist gedrungen, der Hals kurz, der Kopf ziemlich groß; die Flügel sind mittellang und spitzig, weil die erste und zweite Schwinge alle übrigen an Länge überragen; der zwölffedrige Schwanz ist kurz; der Schnabel ist kurz und gerade, an seiner Wurzel von oben nach unten zusammengedrückt und deshalb breit, an der Spitze schmal und erhaben; die obere Kinnlade ist länger und breiter, als die untere, auf der Firste wenig gewölbt, an der Spitze sanft herabgebogen, vor ihr mit einem kleinen Ausschnitt versehen; die Füße sind ziemlich kurz und stark, die äußere und die mittlere Zehe durch ein kurzes Häutchen verbunden. Das Gefieder ist reichhaltig und seidenweich, auf dem Kopfe zu einer Holle verlängert; einzelne Federn der Flügel und des Schwanzes endigen in hornartigen Blättchen. Die Färbung der Geschlechter ist im wesentlichen dieselbe. Den innern Leibesbau hat Nitzsch untersucht. Nach ihm zeigen die Seidenschwänze alle wesentlichen Bildungsverhältnisse anderer Singvögel. Die Wirbelsäule besteht aus zwölf Hals-, acht Rücken-, neun Becken- und acht Schwanzwirbeln. Von den acht Rippenpaaren ist das vorderste verkümmert und wie das zweite falsch und ohne Fortsätze oder Rippenknochen. Der obere Armknochen ist marklos und luftführend; außer ihm besitzt nur noch das Brustbein ein gewisses Luftfüllungsvermögen. Die Zunge ist kurz, breit, flach, in der Mitte etwas gefurcht, vorn wenig spitzig gespalten; der Seitenrand derselben ist sanft auswärts, der Hinterrand einwärts gebogen, jener hinterwärts, dieser überhaupt mit Zähnchen besetzt. Der Magen ist schwachmuskelig; die Blinddärme sind klein und kurz.

Der **europäische** oder **gemeine Seidenschwanz**, die Winterdrossel, der Pfeffer-, Kreuz-, Sterbe- oder Pestvogel (Bombycilla garrula) ist 8 Zoll lang, wovon 2½ Zoll auf den Schwanz kommen, und 13½ Zoll breit. Das Gefieder ist ziemlich gleichmäßig röthlichgrau, auf der Oberseite wie gewöhnlich dunkler, als auf der Unterseite, wo es in Weißgrau übergeht; die Stirn und die Steißgegend sind röthlichbraun, das Kinn, die Kehle, der Zügel und ein Streif über dem Auge schwarz; die Handschwingen sind grauschwarz, an der Spitze der äußeren Fahne lichtgoldgelblich gefleckt, an der inneren Fahne weiß gekantet; die Armschwingen enden in breite horn- oder pergamentartige Spitzen von rother Färbung; die Steuerfedern sind schwärzlich, an der Spitze lichtgoldgelb; auch sie endigen in ähnlich gestaltete und gleich gefärbte Spitzen, wie die Armschwingen. Bei dem Weibchen sind alle Farben unscheinbarer und namentlich die Hornplättchen weniger ausgebildet. Die Jungen sind dunkelgrau, viele ihrer Federn seitlich licht gerandet; die Stirn, ein Band vom Auge nach dem Hinterkopfe, ein Strich längs der bleichrostgelben Kehle und der Unterbürzel sind weißlich, die Unterschwanzdeckfedern schmuzig rostroth.

Unser Seidenschwanz gehört dem Norden Europas und Amerikas an. Im nördlichen Asien scheint er sich nicht weit zu verbreiten, vielmehr durch den japanesischen Verwandten (Bombycilla phoenicoptera) vertreten zu werden, wie denn auch in Amerika eine andere Art, der **Cedernvogel** (Bombycilla cedrorum) häufiger ist, als er. Die ausgedehnten Waldungen im Norden unseres Erdtheils, welche entweder von der Fichte allein oder von ihr und der Birke gebildet werden, sind, wie wir jetzt wissen, als seine eigentliche Heimat anzusehen; sie verläßt er nur dann, wenn bedeutender Schneefall ihn zur Wanderung treibt. Streng genommen hat man ihn als einen Strichvogel anzusehen, welcher im Winter innerhalb eines beschränkten Kreises hin- und herstreicht, von Nahrungsmangel gezwungen, die Grenzen des gewöhnlich festgehaltenen Gebietes überschreitet und dann auch zum

Wandervogel wird. In allen nördlich von uns gelegenen Ländern ist er eine viel regelmäßigere Erscheinung als in Deutschland. Schon in den russischen und polnischen Wäldern oder in den Waldungen des südlichen Skandinaviens findet er sich fast in jedem Winter ein. Bei uns zu Lande erscheint er so unregelmäßig, daß das Volk die beliebte Siebenzahl auch auf ihn angewandt hat und behauptet, daß er nur alle sieben Jahre einmal erscheine. In der Regel treffen die vom nordischen Winter vertriebenen Seidenschwänze erst in der letzten Hälfte des November bei uns ein und verweilen bis zur ersten Hälfte des März; ausnahmsweise aber geschieht es, daß sie sich schon früher einstellen und ebenso, daß sie noch länger bei uns sich gefallen. Dies ist denn auch der Grund gewesen, daß man geglaubt hat, einzelne Paare hätten bei uns genistet, während wir jetzt genau wissen, daß die Nistzeit des Seidenschwanzes erst in das Spätfrühjahr fällt.



Der europäische oder gemeine Seidenschwanz (Bombycilla garrula).

Während ihres Fremdlebens in südlicheren Gegenden und also auch bei uns sind die Seidenschwänze stets zu mehr oder minder zahlreichen Gesellschaften vereinigt und halten sich längere oder kürzere Zeit in einer bestimmten Gegend auf, je nachdem dieselbe ihnen reichlichere oder spärlichere Nahrung gibt. Es kommt vor, daß man sie in dem einen Winter da, wo sie sonst sehr selten erscheinen, Wochen, ja selbst Monate lang in großer Menge antrifft, und wahrscheinlich würde Dies noch viel öfter geschehen, glaubte sich nicht jeder einfältige Bauer berechtigt, seine erbärmliche Jagdwuth oder richtiger seine rohe Mordlust an diesen harmlosen Geschöpfen auszulassen; die Schönheit derselben erscheint, wie man meinen möchte, dem ungebildeten, rüden Menschen so unverständlich, daß er nichts Anderes zu thun weiß, als sie zu vernichten. Möglich ist freilich, daß die armen Vögel noch unter den Nachwirkungen eines alten Aberglaubens zu leiden haben. In früheren Jahren wußte man sich das unregelmäßige Erscheinen der Seidenschwänze nicht zu erklären, sah sie als Vorausverkündiger schwerer Kriege, großer Theuerung, verschiedener Seuchen und anderer Landplagen an und glaubte,

sie deshalb hassen und verfolgen zu dürfen. Gegenwärtig weiß man wenigstens in vielen Gauen unseres Vaterlandes Nichts mehr von einer solchen prophetischen Begabung; der Aberglaube ist jedoch noch keineswegs einer besseren Erkenntniß gewichen und mag sich also wohl auch unseren Thieren gegenüber noch hier und da bethätigen.

Wie alle hochnordischen Vögel erscheint auch der Seidenschwanz nach seiner Ankunft als ein dummes oder wenigstens vertrauensseliges Geschöpf. Er gehört nicht zu den bewegungslustigen Wesen, ist vielmehr ein träger, fauler Gesell, welcher nur im Fressen Großes leistet, und entschließt sich deshalb nur ungern, den einmal gewählten Platz zu verlassen. Deshalb zeigt er sich da, wo es Etwas zu fressen gibt, sehr dreist oder richtiger einfältig, erscheint z. B. mitten in den Dörfern oder selbst in den Anlagen der Städte und bekümmert sich nicht im geringsten um das Treiben der Menschen um ihn her. Aber er ist keineswegs so unverständig, wie es im Anfange scheinen will; denn wiederholte Verfolgung macht auch ihn vorsichtig und scheu. Andern Vögeln gegenüber zeigt er sich verträglich oder richtiger gleichgiltig: er bekümmert sich auch um sie nicht. Mit Seinesgleichen lebt er in treuer Gemeinschaft; Dies aber thun fast alle Vögel in der Winterherberge, und es braucht deshalb kaum besonders erwähnt zu werden. Man sieht gewöhnlich die ganze Gesellschaft auf einem und demselben Baume sitzen, möglichst nahe neben einander, viele auf einem und demselben Zweige, die Männchen vorzugsweise auf den Spitzen der Kronen, so lange sie hier verweilen, unbeweglich auf ein und derselben Stelle. In den Morgen- und Abendstunden sind sie regsamer; sie fliegen dann nach Nahrung aus und besuchen namentlich alle Beeren tragenden Bäume oder Gesträuche. Zum Boden herab kommen sie selten, höchstens dann, wenn sie trinken wollen; sie hüpfen hier sehr unbehilflich herum und halten sich auch nie längere Zeit in der Tiefe auf. Im Gezweig klettern sie, wenn sie fressen wollen, gemächlich hin und her. Der Flug ist leicht, schön und verhältnißmäßig rasch; die Flügel werden abwechselnd sehr geschwind bewegt und abwechselnd ausgebreitet. Deshalb beschreibt jeder Vogel große Bogenlinien, indem er sich erhebt, wenn er die Flügel rasch auf- und niederbewegt und sich herabsenkt, wenn er sie halb eingezogen still hält. Die gewöhnliche Lockstimme ist ein sonderbar zischender Triller, welcher sich durch Buchstaben nicht versinnlichen läßt. Man hat versucht, sie durch die Silbe „Rhiß“ wiederzugeben, drückt damit den Klang aber doch nur sehr unvollkommen aus. Mein Vater sagt, daß der Lockton wie das Schnarren eines ungeschmierten Schubkarrens klinge, und dieser Vergleich scheint mir sehr gut gewählt zu sein. Außer dem Lockton vernimmt man zuweilen noch ein flötendes Pfeifen, welches, wie Naumann sich ausdrückt, gerade so klingt, als wenn man sanft auf einen hohlen Schlüssel bläst; dieser Laut scheint zärtliche Gefühle zu bekunden. Der Gesang ist leise und unbedeutend, wird aber mit großem Eifer und scheinbar mit großer Anstrengung vorgetragen. Die Weibchen singen kaum minder gut oder nicht viel weniger schlecht, als die Männchen, wenn auch nicht so anhaltend, wie diese, welche im Winter schon jeden freundlichen Sonnenblick mit ihrem Liede begrüßen und, im Käfig wenigstens, fast das ganze Jahr hindurch sich hören lassen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch der Seidenschwanz vorzugsweise Kerbthierfresser ist. In seiner Heimat werden während des Sommers die aller Beschreibung spottenden Mückenschwärme seine hauptsächlichste, wo nicht ausschließliche Nahrung bilden. Im Winter freilich muß sich der arme Nordländer mit andern Nahrungsstoffen begnügen; dann bilden Beeren aller Art sein Futter. Die Kerbthierjagd betreibt er ganz nach Art der Fliegenfänger; die Beeren liest er gemächlich von den Zweigen ab, zuweilen auch wohl vom Boden auf. Auffallend ist, daß die Gefangenen sich um Kerbthiere, welche ihnen vorgeworfen werden, nicht kümmern. „Den Drosselarten“, sagt Naumann, „welche man in der Gefangenschaft hält, kann man keine größere Wohlthat erweisen, als wenn man ihnen manchmal ein Kerbthier gibt. Sie sind begierig danach und fangen die Fliegen, welche sich an ihren Freßnapf setzen. Allein Das thut kein Seidenschwanz. Die Fliegen setzen sich oft genug ungestraft an seinen Schnabel. Von allen Seidenschwänzen, welche ich je gezähmt hatte, berührte kein einziger weder ein Kerbthier, noch eine Kerbthierlarve, noch einen Regenwurm.“ Daß es in der Freiheit anders ist, können wir gegenwärtig, Dank der neuzeitlichen Beobachtungen, mit

Bestimmtheit behaupten. Wahrhaft widerlich wird der Seidenschwanz wegen seiner außerordentlichen Freßgier. Ob er auch im Sommer in seiner Heimat so viel frißt, wie im Winter bei uns zu Lande, wissen wir noch nicht; wohl aber dürfen wir annehmen, daß seine Verdauung auch in der Heimat eine recht lebhafte sein wird. Im Winter ist sie großartig; denn der Seidenschwanz ist ein gewaltiger Fresser und verzehrt täglich eine Nahrungsmenge, welche fast ebensoviel wiegt als sein Leib. Gefangene werden geradezu ekelhaft: sie bleiben stets in der Nähe des Freßtroges sitzen, fressen und ruhen abwechselnd, um zu verdauen, geben das Futter nur halbverdaut von sich und verschlingen, räumt man ihren Gebauer nicht immer sorgfältig aus, den eigenen Unrat wieder.

Bis in die neueste Zeit war das Fortpflanzungsgeschäft des Seidenschwanzes gänzlich unbekannt. Man hat wiederholt die Ansicht ausgesprochen, daß einzelne zurückgebliebene Paare wohl auch bei uns gebrütet haben dürften, niemals aber eine diese Annahme bestätigende Beobachtung gemacht. Später kam man zu der Ueberzeugung, daß der Seidenschwanz ausschließlich in den hochnordischen Ländern niste, aber man konnte auch von denjenigen Forschern, welche jene Gegenden durchstreiften, Nichts in Erfahrung bringen. Erst im Jahre 1857, am 16. Juni, gelang es dem Engländer Wolley, Nest und Ei unseres Seidenschwanzes aufzufinden; die Entdeckung war jedoch schon im vorigen Jahre von seinen Jagdgehilfen gemacht worden. Wolley hatte sich vorgenommen, ohne dieses Nest nicht nach England zurückzukehren und hat weder Mühe noch Kosten gescheut, um sein Ziel zu erreichen. Nachdem die ersten Nester gefunden worden waren, legte sich, wie es scheint, die halbe Bewohnerschaft Lapplands auf das Suchen, und schon im Sommer 1858 sollen über sechshundert Eier eingesammelt worden sein. Die Nester stehen regelmäßig auf Fichten, nicht allzu hoch über dem Boden, wohl im Gezweig verborgen. Sie sind größtentheils aus Baumflechten gebaut; in die Außenwand sind einige dürre Fichtenzweige eingewebt; die große, tiefe Nestmulde ist mit Grashalmen und einigen Federn gefüttert. Das Gelege besteht aus vier bis sieben, gewöhnlich aber aus fünf Eiern, und ist in der zweiten Woche Junis vollzählig. Die Eier sind auf bläulich oder röthlichblauweißem Grunde spärlich mit dunkel- und hellbraunen, schwarzen und violetten Flecken und Punkten bestreut, wie gewöhnlich am dicken Ende dichter, als übrigens, so daß die Zeichnung hier kranzartig erscheint.

Der Fang des Seidenschwanzes verursacht wenigstens im Winter keine Schwierigkeiten. Auf dem Vogelherde oder in den Dohnen berückt man diesen täppischen Vogel ohne Mühe. „Fällt eine Schar in den Dohnensteg", berichtet Naumann, „so kommen nur wenige dieser harmlosen Fresser mit dem Leben davon. Sie fliegen der Reihe nach so lange aus einer Dohne in die andere, bis sie sich fangen, und es ist gar nichts Seltenes, daß sich ihrer zwei auf einmal in einer Dohne erhenken; denn wenn schon einer, die Schlinge an dem Halse, mit dem Tode ringt, so hält das einen andern gar nicht ab, noch nach den Beeren zu fliegen, welche der erste übrig ließ, um sich noch in den übrigen Schlingen zu fangen. Ebenso unbesonnen und sorglos zeigen sie sich, wenn sie an den Vogelherd kommen, wo sie auf dem sogenannten Strauchherde, den man für die Drosselarten stellt, in Menge gefangen werden. Es bedarf nur eines guten Lockvogels ihrer Art, um sie herbei zu locken; kaum sind sie angekommen, so fällt auch gleich die ganze Herde ein, und versieht man da den rechten Zeitpunkt nicht, so bekommt man alle auf einen Zug. Zaudert man aber so lange, bis sich einzelne satt gefressen haben, so fliegen sie nach und nach alle auf einen nahen Baum und sitzen da so lange, bis sie von neuem hungrig werden, was aber eben nicht lange dauert. Dann kommen sie jedoch nur einzeln, und man muß zuziehen, wenn nur erst einige wieder auf dem Herde sitzen. Die übrigen fliegen zwar, wenn einige gefangen werden, weg, aber nie weit, und kaum ist der Vogelsteller mit dem Wiederaufstellen der Netze fertig und in seiner Hütte, so sind sie auch schon wieder da, und es kommt selten einer davon. Doch habe ich gefunden, daß diese dummen Vögel im Herbste, bei voller Nahrung, doch etwas schüchterner als im Winter sind, und Obiges paßt daher hauptsächlich auf den Winterfang."

„Wenn man im Winter Dohnen und Sprenkel, in welchen letztern sie sich ebenso leicht fangen, mit vorgehängten Ebreschbeeren bei den volltragendsten Wachholderbüschen aufstellt, so fangen sie sich

hier fast ebensogut, als wo es keine Beeren in der Nähe gibt, und man muß darin ihre Vorliebe zu den Ebreschbeeren, im Vergleich mit den Wachholderbeeren, erkennen."

An die Gefangenschaft gewöhnt sich der Seidenschwanz ohne alle Umstände. „Setzt man ihn in einen Käfig, so ergibt er sich, nach einigen schwachen Versuchen, ein Loch zum Herauskriechen zu entdecken, sogleich in sein Schicksal, verzehrt die ihm vorgelegten Beeren und sitzt nun ruhig. Mengt man ihm die Beeren unter Drosselfutter, so frißt er dieses bald, sammt den Beeren, und nun hat es weiter keine Noth, wenn man ihm nur vollauf gibt. Weil er sich immer ruhig verhält, so verstößt und beschmuzt er sein seidenartiges Gefieder durchaus nicht, hält sich immer glatt und schön und vergnügt dadurch, wie durch sein zahmes, stilles Betragen seinen Besitzer." Am besten hält er sich in einem großen Gesellschaftsbauer, wo seine Unreinlichkeit minder auffällt, als im engen Käfig. Mit andern Vögeln lebt er höchst verträglich, und wenn er sich frei bewegen kann, hält er sich auch reinlich und nett. Einzelne Gefangene sollen acht bis zehn Jahre am Leben erhalten worden sein; die meisten sterben aber schon im ersten Sommer nach ihrer Gefangennahme. Gewöhnlich reicht man ihnen Drosselfutter, sie machen aber noch viel geringere Ansprüche und nehmen sogar mit eingeweichtem Weißbrod oder mit Gerstengrütze, sogar mit im Wasser angefeuchteter Kleie fürlieb, fressen allerlei gekochtes Gemüse, Kartoffeln, Salat u. s. w. und verlangen, wie bemerkt, nur wenig Pflege, vorausgesetzt, daß man ihren Tisch reichlich genug besetzt.

* * *

In Amerika, Südasien und Neuholland leben Prachtvögel, welche untereinander große Aehnlichkeit zeigen und deshalb von vielen Forschern in ein und derselben Familie vereinigt worden sind, während Andere die Gesammtheit in mehrere kleinere Gruppen zerfällen und diese zu Familien erheben. Wir dürfen uns ohne Bedenken den Ersteren anschließen.

Die Schmuckvögel (Piprae), welche auch wohl Zier- oder Sammtvögel genannt werden, tragen fast sämmtlich ein seidenweiches, in den prachtvollsten Farben prangendes Gefieder. Die meisten von ihnen sind klein, die wenigsten erreichen die Größe einer Taube. Ihr Leib ist gedrungen; die Flügel sind mittellang oder kurz; der Schwanz ist fast immer kurz; der Schnabel ist an der Wurzel ziemlich breit, auf der Firste gewölbt und in der Regel ebenfalls kurz; seine Spitze ist mehr oder weniger herabgebogen und neben dem schwachen Endhaken mit einer kleinen Kerbe versehen; die Füße sind stark und kräftig, die Läufe mittel- oder ziemlich lang, die Zehen verhältnißmäßig kurz. Das Gefieder ist reich, aber knapp anliegend, seine Färbung je nach Geschlecht und Alter gewöhnlich sehr verschieden.

Alle Schmuckvögel sind Waldbewohner und gehören hauptsächlich der Niederung an; einzelne nehmen aber auch in hügeligen und namentlich in felsigen Gegenden Herberge. Unbewaldete Strecken meiden alle. Die meisten Arten leben in kleinen Trupps in den hohen Baumkronen und sondern sich nur während der Brutzeit in Paare. Sie fallen auf durch die Farbenpracht ihres Gefieders und ebenso durch ihre oft recht sonderbare Stimme. Viele Arten zeichnen sich auch durch große Lebendigkeit und Beweglichkeit aus, und einzelne führen noch außerdem während der Brutzeit besondere Tänze auf. Ihre Sinne sind wohl entwickelt und ihre geistigen Fähigkeiten wenigstens bei den meisten Arten ziemlich ausgebildet. Die Nahrung besteht größentheils, bei einzelnen ausschließlich in Früchten. Sie verschlingen solche von bedeutender Größe: „In einem dichten und niedern Gebüsch", erzählt Kittlitz, „stieß ich plötzlich auf einen Schmuckvogel, welcher sich dicht bei mir verstecken zu wollen schien, dann aber sehr schwerfällig einige Schritte weiter flog und nachläßig versteckt wieder Platz nahm. Ich war genöthigt, ihn in dieser geringen Entfernung zu schießen, wodurch der Balg zum Ausstopfen unbrauchbar wurde. Bei Besichtigung des Magens erstaunte ich nicht wenig, ihn bis zur unnatürlichsten Ausdehnung angefüllt zu finden mit einer einzigen harten und kugelförmigen Masse, welche ich für den

Rest einer sehr großen Palmennuß erkannte, von deren weicheren, bereits zersetzten Theilen ein bläulicher Brei in den Ecken des Magens herzurühren schien. Die Unbehilflichkeit des Vogels erklärte sich nun durch diesen ungeheuren Bissen, den er verschlungen haben mußte; es ließ sich aber kaum begreifen, wie selbiger durch die Speiseröhre gekommen war. Das Verschlingen einer solchen Frucht muß den seltsamsten Anblick darbieten; denn der Körper, welchen der Vogel so zu sich nimmt, ist nur wenig kleiner, als er selbst. Die Kinnladen der Schmuckvögel haben offenbar eine besondere Dehnbarkeit, fast wie die gewisser Schlangen, und es ist gewiß auffallend, daß sie fähig sind, so große Samen ohne vorhergegangenes Einweichen im Kropf oder nachherige Reibung im Magen durch den zersetzenden Saft des letzteren zu verdauen." Daß einzelne Schmuckvögel nebenbei auch Kerbthiere fressen, unterliegt keinem Zweifel; Tschudi sagt von denjenigen Arten, welche er (in Peru) beobachtete, daß sie „fortwährend auf der Jagd nach kleinen Kerbthieren sind, sich aber auch von Beeren und Sämereien ernähren". Inwiefern sich die Schmuckvögel im übrigen hinsichtlich ihrer Lebensweise ähneln, muß fernere Beobachtung lehren. Einstweilen dürfte es schwer sein, ein allgemein giltiges Lebensbild von ihnen zu entwerfen. Das Wichtigste von Dem, was uns über das Treiben der prächtigen Geschöpfe bekannt geworden ist, wird aus dem Folgenden hervorgehen, obgleich ich mich nur auf die ausgezeichnetsten Arten beschränkt habe.

Unter ihnen verdienen die Klippenvögel (Rupicola) unzweifelhaft an erster Stelle genannt zu werden. Sie gehören zu den größten Mitgliedern der Familie. Der Leib ist kräftig, der Flügel ziemlich lang, in ihm die vierte Schwinge die längste, der Schwanz kurz, breit, gerade abgestutzt und von den langen Bürzelfedern größtentheils bedeckt; die Läufe sind stark und plump, die Zehen lang und mit dicken, langen, ziemlich stark gekrümmten Krallen bewehrt. Das Gefieder ist voll und dicht. Die Federn des Rückens sind breit und abgestutzt, mit vortretenden Ecken oder langen Spitzen; die Federn der Stirn, des Scheitels und des Hinterhauptes bilden einen aufrecht stehenden kammartigen Schopf.

Unter den wenigen, bis jetzt bekannten Arten dieser Sippe ist das Klippenhuhn (Rupicola crocea) am genauesten beobachtet worden. Das reiche Gefieder des Männchens ist lebhaft orangenroth; die Federn des Scheitelkammes sind dunkelpurpurroth, die großen Flügeldeckfedern, die Schwingen und die Schwanzfedern, deren Grundfarbe braun ist, am Ende weißlich gerandet, alle Schwingen und Schwanzfedern außerdem am Grunde breit weiß gefleckt. Die Weibchen und die jungen Vögel sind einfarbig braun; der Stirnkamm ist kleiner; ihre Schwingen sind einfarbig; die unteren Flügeldeckfedern sind orangenroth, die Bürzel- und Schwanzfedern lichtrothgelbbraun. Das Auge ist orangenroth, der Schnabel blaßhorngelb, der Fuß gelblichfleischfarben. Die Länge des Männchens beträgt 12 Zoll, die Fittiglänge 7 Zoll, die Schwanzlänge 4 Zoll. Das Weibchen ist um reichliche 2 Zoll kleiner.

Gebirgsgegenden Guyanas und des nordöstlichen Theils von Brasilien, welche von Flüssen durchschnitten werden, sind die Heimat des Klippenhuhns; Bergwälder und Gebirgsthäler, welche reich an Felsen sind, bilden seinen Aufenthalt. In der Ebene findet er sich nie. Besonders gern hält er sich in der Nähe von Wasserfällen auf und je zerklüfteter ein Flußthal ist, umsomehr scheint es ihm zu behagen. Im Juni und Juli kommt es von seinen Felsenzinnen herunter in den Wald, um sich an den jetzt gereiften Früchten gewisser Waldbäume zu sättigen.

Viele Reisende haben über die Lebensweise dieses sonderbaren Vogels berichtet. Am ausführlichsten beschreiben Humboldt und die beiden Schomburgk sein Treiben. Humboldt beobachtete ihn an den Ufern des Orinoko, die beiden Schomburgk fanden ihn an zwei Oertlichkeiten von britisch Guiana, auf dem felsenreichen Canukugebirge und an den Sandsteinfelsen des Wenamu, an beiden Orten häufig und gesellschaftlich lebend, aber eine nähere Verbindung mit andern Vögeln entschieden meidend. Ich will die Letzteren selbst reden lassen. „Nachdem wir abermals eine steile Anhöhe erstiegen hatten", sagt Richard Schomburgk, „welche durch die riesigen, mit Mos und Farrenkräutern überwachsenen Granitblöcke fast unwegsam gemacht wurde, trafen wir auf einen kleinen, fast

ganz ebenen, von Gras und Gebüsch leeren Platz. Ein Zeichen der Indianer hieß mich schweigen und mich in das angrenzende Gebüsch verstecken, wie auch sie sich vollkommen geräuschlos dort verbargen. Kaum hatten wir einige Minuten hier ruhig gelegen, als ich aus ziemlicher Entfernung her eine Stimme vernahm, die ganz dem Geschrei einer jungen Katze ähnelte, was mich auch zu der Annahme verleitete, daß es hier auf den Fang eines Vierfüßlers abgesehen sei. Eben war der Ton verklungen, als ich ihn unmittelbar neben mir von einem meiner Indianer täuschend wiederholen hörte. Der aus der Ferne Antwortende kam immer näher, bis endlich der Ruf von allen Seiten her beantwortet wurde. Obgleich mir die Indianer bemerklich gemacht, daß ich im Anschlag liegen bleiben möchte, überraschte mich das erste Klippenhuhn doch so unerwartet, daß ich wirklich zu schießen vergaß. Mit der Schnelligkeit unserer Waldschnepfe kamen die reizenden Vögel durch das Gebüsch herbeigeflogen



Das Klippenhuhn (Rupicola crocea).

setzten sich einen Augenblick nieder, um sich nach dem lockenden Genossen umzusehen und verschwanden ebenso schnell wieder, als sie ihren Irrthum erkannt. . . . Wir waren so glücklich gewesen, sieben Stück zu erlegen. Aber hatte ich auch die Vögel in meinen Besitz bekommen, noch war ich nicht Augenzeuge ihrer Tänze gewesen, von denen mir sowohl der Bruder, als auch die mich begleitenden Indianer schon so viel erzählt hatten."

„Nach mehreren mühevollen, aber reich lohnenden Tagesreisen erreichten wir endlich eine Gegend, in welcher uns dieses Schauspiel werden sollte. Während einer Pause zum Athemschöpfen hörten wir seitwärts von uns die Töne mehrerer lockenden Klippenhühner, denen augenblicklich zwei der Indianer mit den Gewehren zuschlichen. Bald darauf kehrte einer derselben zurück und gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß ich ihm folgen möchte, eine Aufforderung, der ich auch augenblicklich Folge leistete.

Nachdem wir etwa einige tausend Schritt unter der größten Vorsicht und von meiner Seite zugleich unter der gespanntesten Neugier, durch das Gebüsch gekrochen, sah ich den Andern platt auf dem Boden liegen und zugleich das glänzend orangene Gefieder des Klippenhuhns durch das Gebüsch leuchten. Vorsichtig legte ich mich neben den Indianer nieder, und wurde nun Zeuge eines der anziehendsten Schauspiele. Eine ganze Gesellschaft jener herrlichen Vögel hielt eben auf der glatten und platten Oberfläche eines gewaltigen Felsblockes ihren Tanz, und mit inniger Freude sah ich meinen lang gehegten Wunsch so unerwartet erfüllt. Auf dem den Block umgebenden Gebüsch saßen offenbar einige zwanzig bewundernde Zuschauer, Männchen und Weibchen, während die ebene Platte des Blockes von einem der Männchen unter den sonderbarsten Schritten und Bewegungen nach allen Seiten hin überschritten wurde. Bald breitete der neckische Vogel seine Flügel halb aus, warf dabei den Kopf nach allen Seiten hin, kratzte mit den Füßen den harten Stein, hüpfte mit größerer oder minderer Geschwindigkeit immer von einem Punkte aus in die Höhe, um bald darauf mit seinem Schwanz ein Rad zu schlagen und in gefallsüchtiger Haltung wieder auf der Platte herumzuschreiten, bis er endlich ermüdet zu sein schien, einen von der gewöhnlichen Stimme abweichenden Ton ausstieß, auf den nächsten Zweig flog und ein anderes Männchen seine Stelle einnahm, das ebenfalls seine Tanzfertigkeit und Anmuth zeigte, um ermüdet nach einiger Zeit einem neuen Tänzer Platz zu machen." Robert Schomburgk erwähnt noch außerdem, daß die Weibchen diesem Schauspiel unverdrossen zusehen und bei der Rückkehr des ermatteten Männchens ein Beifall bezeichnendes Geschrei ausstoßen.

„Hingerissen von dem eigenthümlichen Zauber", fährt Richard Schomburgk fort, „hatte ich die störenden Absichten der neben mir liegenden Indianer nicht bemerkt, bis mich plötzlich zwei Schüsse aufschreckten. In verwirrter Flucht zerstob die harmlose Gesellschaft nach allen Seiten hin und ließ vier getödtete Genossen auf dem Platz ihres Vergnügens zurück."

Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Tanz nur mit der Balze unseres Hahns verglichen werden kann und zu Ehren des Weibchens ausgeführt wird. Doch scheint das Brutgeschäft nicht an einen bestimmten Jahresabschnitt gebunden zu sein, da Schomburgk ebensowohl im April und Mai, als auch im Dezember die jungen Vögel sah, welche die Indianer eben erst aus den Nestern genommen haben konnten; da aber das Gefieder im Monate März am schönsten und vollkommensten ist, dürfte wenigstens die Mehrzahl in den erstgenannten Monaten brüten. Das Nest steht an Felsenwänden, nach Humboldt gewöhnlich in den Höhlungen kleiner Granitfelsen, wie sie so häufig sich durch den Orinoko ziehen und so zahlreiche Wasserfälle bilden, nach Schomburgk in Spalten und Vertiefungen, wo es wie das Nest der Schwalbe befestigt und zwar mit Harz angeklebt wird. Es scheint, daß ein und dasselbe Nest mehrere Jahre nach einander benutzt und nach jeder Brutzeit nur durch einige Wurzeln, Fasern und Flaumenfedern ausgebessert und außen mit jener harzigen Masse überzogen wird. In einzelnen Spalten findet man mehrere Nester neben einander, ein Zeichen für große Verträglichkeit dieser Vögel. Das Gelege besteht aus zwei weißen, mit schwärzlichen Punkten gesprenkelten Eiern, welche etwas größer sind, als die unserer Tauben. Die Jungen werden wahrscheinlich nur mit Früchten großgezogen, welche wohl auch das ausschließliche Futter der Alten sind.

Gefangene Klippenhühner scheinen zu den Lieblingsvögeln der Indianer zu gehören. In Pararuma wurden solche Humboldt angeboten. Sie staken in kleinen niedlichen Bauern, welche aus Palmblattstielen verfertigt waren. Schomburgk fand häufig die gezähmten Jungen, nie aber ein Männchen im Hochzeitskleide und glaubt daraus schließen zu dürfen, daß die Klippenhühner längere Gefangenschaft nicht ertragen. Weit mehr der zierlichen Thiere aber, als gefangen werden, fallen dem Geschoß des Indianers zum Opfer. Die prachtvollen Bälge sind überall geschätzt; die Indianer bereiten sich aus ihnen einen fantastischen Federschmuck, und der Kaiser von Brasilien trägt bei besonderen Festlichkeiten einen Mantel, welcher aus den Bälgen des Klippenhuhnes verfertigt ist. Nach Schomburgk's Versicherungen sollen die Indianer gewisser Gegenden verpflichtet sein, alljährlich eine gewisse Anzahl dieser Bälge als Zwangssteuer einzuliefern und dadurch wesentlich zur Vermin-

derung des schönen Vogels beitragen. Das Fleisch ist wohlschmeckend, aber merkwürdig orangenröthlich gefärbt.

Auffallend muß es erscheinen, daß andere Arten der Sippe eine durchaus verschiedene Lebensweise führen. Ein in Peru heimisches Klippenhuhn (Rupicola peruana) lebt nur auf Bäumen und scheint nie zu tanzen. „Wir haben", versichert Tschudi, „von den vielen hundert Klippenhühnern, welche wir beobachtet haben, kein einziges auf Felsen oder auf der Erde gesehen, sondern nur auf Bäumen, auf denen sie auch nisten. Sie leben gesellschaftlich; zuweilen kommen sie in großen Zügen angeflogen und vertheilen sich unter widrigem Geschrei auf verschiedene Bäume; sie sind dann leicht zu schießen. Ihre Nahrung besteht aus Beeren.

Die Sippe der Ziervögel im engeren Sinne (Pipra) umfaßt viele kleine, kurzflüglige und meist auch kurzschwänzige, in den prachtvollsten Farben prangende Vögel. Der Schnabel ist kurz und ziemlich hoch, auf der Firste mehr oder minder scharfkantig, von der Mitte an zusammengedrückt, hinter dem Haken des Oberkiefers seicht ausgeschnitten; die Flügel reichen zusammengelegt wenig über die Schwanzwurzel hinab; die ersten Handschwingen sind stufig verkürzt und namentlich an der Spitze stark verschmälert; die vierte unter ihnen pflegt die längste zu sein; der kurze Schwanz ist entweder gerade abgestumpft oder durch Verlängerung der mittelsten Federn keilförmig zugespitzt; der Lauf ist hoch und dünn, die Zehen sind kurz, die Außen- und Mittelzehen sind bis zur Mitte verwachsen. Das Gefieder liegt ziemlich knapp an und ist zumal in der Stirngegend sehr kurz; es bedeckt hier die Nasenlöcher und verwandelt sich um den Mundrand herum zu feinen Borsten. Im männlichen Geschlechte bildet Schwarz die Grundfärbung; mit ihr vereinigen sich aber an einzelnen Theilen des Leibes die lebhaftesten, brennendsten Farben. Dagegen tragen die Weibchen fast aller Arten ein einfarbiges graugrünes Kleid, und ihnen ähneln mehr oder weniger auch die Jungen beiderlei Geschlechts.

In ihrer Lebensweise und in ihrem Betragen erinnern die Ziervögel oder Manakins am meisten an unsere Meisen. Sie leben paarweise oder in kleinen Familien und Gesellschaften, hüpfen von Zweig zu Zweig und fliegen weder weit noch hoch. Sie sind aber munter und unruhig und deshalb wohl im Stande, die Wälder zu beleben. Wie so viele Vögel des Urwaldes, bevorzugen sie feuchte Wälder und vermeiden fast ängstlich alle schattenlosen Stellen derselben, so auch die offenen Flußufer. In den Morgenstunden sieht man sie zu kleinen Gesellschaften vereinigt, auch wohl in Gesellschaft mit andern Vögeln, gegen Mittag hin lösen sich diese Gesellschaften auf, und die einzelnen suchen nun die Einsamkeit und die dunkelsten Schatten auf. Ihr Gesang ist unbedeutend, wie Pöppig sagt, „ein leises, jedoch recht angenehmes Gezwitscher", ihre Lockstimme ein Pfeifen, welches häufig wiederholt wird. Sie fressen Kerbthiere und Fruchtstoffe; Beeren scheinen die Hauptnahrung einzelner zu bilden, und ihnen zu Liebe kommen die sonst vorsichtigen Vögel wohl auch in die Nähe der menschlichen Wohnungen herein. „An der Mündung des Barima", sagt Schomburgk, „stand ein Ficusbaum mit reifen Früchten in der Nähe unseres Lagers, welcher während des ganzen Tages von diesen sonst scheuen Vögeln besucht wurde, welche an dessen kleinen saftigen Früchten den Hunger stillten." Das Nest ist ziemlich einfach und kunstlos: es besteht aus Mos und ist innen mit Pflanzenwolle ausgefüttert. Das Gelege enthält, wie es scheint, immer zwei Eier von sehr länglicher Gestalt, welche auf blassem Grunde fein getüpfelt sind, gewöhnlich aber am stumpfen Ende einen Fleckenkranz zeigen.

In diesen Angaben ist so ziemlich Alles enthalten, was im allgemeinen über die Gruppe gesagt werden kann. Die Reisenden scheinen wie gewöhnlich mehr Zeit auf Betrachtung des Gefieders als auf Beobachtung des Lebens verwandt zu haben.

Ich will versuchen, die wichtigeren Arten, welche neuerdings zu Vertretern besonderer Sippen erhoben worden sind, auszuwählen und eine kurze Beschreibung von ihnen zu geben.

Degenflügel (Chiroxiphia) nennt Cabanis die Arten, bei denen die mittleren Schwanzfedern verlängert sind, was besonders bei den Männchen bemerkbar wird. Der langschwänzige Manakin (Pipra caudata) ist himmelblau, auf der Stirn und dem Oberkopf roth, auf den Wangen, dem Halse, den Flügeln und dem Schwanze mit Ausnahme der beiden mittleren blauen Federn schwarz. Das Weibchen und die jungen Vögel sind einfarbig grün; nur die Schwingen und die Spitzen aller Schwanzfedern sind bräunlich. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel hellröthlichbraun, blässer an den Rändern, der Fuß bräunlichfleischroth. Die Länge des Männchens beträgt 6⅓ Zoll, die Breite 10 Zoll, die Fittiglänge 2⅚, die Schwanzlänge 2½ Zoll. Das Weibchen ist um einige Linien kürzer und schmäler.

„In den hohen dunklen Wäldern der Provinz Bahia", sagt der Prinz, „traf ich häufig diese Vögel in kleinen Gesellschaften an, in andern Gegenden, welche ich während der Brutzeit besuchte, gepaart. Die Gesellschaften durchziehen die hohen Waldbäume, oft aber auch nur die Gebüsche. Die einzelnen Vögel sind scheu und verbergen sich schnell vor dem beschleichenden Jäger. Der kurze, laute Pfiff ist sehr kenntlich, wenn man ihn einmal kennen gelernt hat."

„Im Anfang des März fand ich das Weibchen brütend. Das Nest stand unmittelbar über einem kleinen Waldpfade in der Spitzengabel eines vollkommen freien Astes auf einem mäßig hohen Buschbaum. Es war sehr klein und schlecht gebaut, aus Reischen, Halmen, Wolle und Mos zusammengesetzt, dabei sehr flach und enthielt zwei dicke, große Eier, welche auf graugelblichem Grund verloschen blaß gefleckt und am stumpfen Ende mit einem bräunlichgrauen Fleckenkranze gezeichnet waren."

In der Nähe der Ansiedelungen kommt dieser Manakin, nach der Versicherung Burmeister's, nicht vor.

Bei andern Arten ist der Schwanz gerade abgeschnitten. Hierher gehört der Tije der Brasilianer (Pipra pareola). Das Männchen ist kohlschwarz, der Rücken himmelblau, ein gabelförmiger Federbusch auf dem Scheitel prächtig blutroth. Das Weibchen ist zeisiggrün ohne alle Abzeichen. Das Auge ist graubraun, der Schnabel schwarz, der Fuß gelbroth. Die Länge beträgt 4⅔ Zoll, die Breite 9 Zoll, die Fittiglänge 2 Zoll 7 Linien, die Schwanzlänge 1 Zoll 6 Linien.

Von Bahia nördlich bis Guyana ist der Tije an allen geeigneten Orten gemein. Er liebt geschlossene Waldungen, kommt aber auch in gemischten vor. Seine Stimme ist ein einfacher Lockton. Die Nahrung besteht, wie es scheint, ausschließlich aus Früchten, namentlich aus Beeren. Schomburgk fand das leicht aus Mos und Pflanzenwolle zusammengebaute Nest mit zwei Eiern im April und Mai.

Andere Arten, welche sich durch ihre hohen Läufe, die sichelförmig gekrümmten ersten Handschwingen und das weiche, in der Kinngegend stark verlängerte und hier bartartige Gefieder auszeichnen, hat man Chiromachaeris genannt. Hierher gehört der Mönchsmanakin (Pipra Manacus). Bei ihm sind der Scheitel, der Rücken, die Flügel und der Schwanz schwarz, der Bürzel und der Steiß grau, die Kehle, der Hals, die Brust und der Bauch weiß. Das Weibchen ist wie gewöhnlich grün. Das Auge ist grau, der Schnabel bleifarben, am Unterkiefer weißlich, der Fuß blaßgelblichfleischfarben. Die Länge beträgt 4¼, die Breite 7 Zoll, die Fittiglänge 1¾ Zoll, die Schwanzlänge 13 Linien.

Der Mönchsmanakin weicht nicht nur hinsichtlich seiner Befiederung, sondern auch im Betragen von den anderen Arten ab. „Dieser kleine, niedliche Vogel", sagt der Prinz, „ist über einen großen Theil von Südamerika verbreitet. Man trifft ihn in Guyana, und im Süden der Gegenden, welche ich bereiste, ist er gemein. Er lebt in den geschlossenen Urwäldern und Gebüschen, welche mit offenen Stellen abwechseln, durchzieht außer der Paarzeit in kleinen, oft aber auch in zahlreichen Gesellschaften die Gesträuche, wie unsere Meisen, hält sich meistens nahe am Boden oder doch in mittlerer Höhe

auf, ist sehr lebhaft und in beständiger Bewegung, hat einen kurzen, aber reißend schnellen Flug und läßt dabei ein lautes, sonderbares Schnurren hören, welches man mit dem von einem Spinnrad herrührenden vergleichen kann." Dieses Schnurren wird durch die Bewegung des Handtheils der Flügel erzeugt und kann selbst nach dem Tode des Vogels durch rasche Bewegung des betreffenden Gliedes wieder hervorgebracht werden. Wenn der Mönchsmanakin in Bewegung ist, vernimmt man auch oft seine bereits von Sonini erwähnte Stimme, ein Knacken, wie das einer zersprengten Haselnuß, auf welches ein knarrender und zuletzt ein tief brummender Ton folgt. „Anfänglich ist man erstaunt über diese sonderbaren, plötzlich im Dickichte oft wiederholten Stimmen. Man glaubt, der tiefe Baßton komme von einem großen Thiere, bis man das kleine sonderbare Vögelchen als den Urheber desselben mit Erstaunen kennen lernt. Oft hörte ich in der dichten, malerischen Verflechtung des dunklen Waldes die höchst wunderbaren Töne dieses kleinen Manakins, während er unmittelbar



Der Diamantvogel (Pardalotus punctatus).

neben uns umherschwärmte, knackte und brummte, ohne daß man ihn sehen konnte." Die Aufmerksamkeit der Brasilianer ist durch eine Eigenheit des Mönchsmanakin erregt worden. Er bläst nämlich gern seine Kehlgegend auf und treibt dadurch das lange Kehlgefieder bartartig hervor. Hierauf begründet sich der in Brasilien übliche Name Mono oder zu deutsch Mönch. Die Nahrung scheint gemischter Art zu sein und ebenso aus Beeren, wie aus Kerbthieren zu bestehen. Das Nest soll mit dem anderer Arten übereinstimmen; wirklich begründete Nachrichten über das Brutgeschäft sind mir jedoch nicht bekannt.

Es mag dahin gestellt sein, ob man zu unserer Familie auch die über Australien verbreiteten Panthervögel (Pardalotus) zählen darf. Man versteht unter dieser Bezeichnung kleine, den Manakins ähnlich gestaltete Vögel mit sehr kurzem, dicken, am Grunde breiten, aber stumpfen, vor der

übergebogenen Spitze tief gekerbten Schnabel, mit dünnen, langläufigen Füßen, deren äußere Zehen mit den mittleren theilweise verbunden sind, etwas zugespitzten Flügeln, in denen die zweite Schwinge die längste ist, kurzem Schwanz und angenehm gezeichnetem Gefieder.

Die bekannteste Art der Sippe ist der Diamantvogel (Pardalotus punctatus). Das Gefieder ist sehr bunt. Der Oberkopf, die Flügel und der Schwanz sind schwarz, alle Federn nächst der Spitze mit einem runden weißen Flecken geziert. Ein Streif, welcher über dem Auge verläuft, ist weiß; die Wangen und die Halsseiten sind grau, die Rückenfedern an ihrer Wurzel grau, hierauf braun und endlich schwarz gesäumt, die Oberschwanzdeckfedern zinnoberroth, Gurgel, Brust und Unterschwanzdeckfedern gelb, der Bauch und die Seiten fahl. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel braunschwarz, der Fuß braun. Das Weibchen ist weniger lebhaft, dem Männchen aber nicht unähnlich gezeichnet. Die Länge beträgt 3½ Zoll.

Der Diamantvogel ist die verbreitetste Art seiner Sippe. Er findet sich in ganz Südaustralien von der West- bis zur Ostküste und häufig auch noch auf Vandiemensland. Da, wo es Bäume oder Gesträuche gibt, trifft man ihn überall an. Er kommt ebenso oft in die Gärten herein, als er sich in den offenen Wäldern findet. Ungemein beweglich, meisenartig im Gezweig der Bäume umherkletternd, ober- und unterhalb der Blätter mit gleicher Leichtigkeit sich bewegend, sucht er nach Kerbthieren, welche seine hauptsächlichste, wenn nicht ausschließliche Nahrung zu bilden scheinen. Seine Stimme ist ein nicht eben angenehm pfeifender, zweisilbiger Ton, welcher beständig wiederholt und von den Eingebornen durch die Worte „Wie tief, wie tief" übersetzt wird. Das Auffallendste im Leben dieses Vogels ist die Art und Weise seines Nestbaues. Während die anderen Arten in hohlen Bäumen nisten, gräbt der Diamantvogel in senkrechten Abstürzen oder selbst in flachen Boden eine Höhlung, eben groß genug, um bequem hineinkommen zu können, von 2 bis 3 Fuß Tiefe, erweitert sie an dem einen Ende und bringt hier das Nest an, regelmäßig in größerer Höhe, als der Eingang, so daß es vor Regen gesichert ist. Das Nest selbst ist nett und schön gebaut, fast ausschließlich aus Streifen der inneren Rinde der Gummibäume, innen mit denselben Stoffen ausgefüttert. Es hat die Gestalt einer Kugel von etwa 3 Zoll im Durchmesser und besitzt ein seitliches Flugloch. Gould entdeckte mehrere Nester, obwohl dieselben schwer zu finden sind; denn die Oeffnung ist gewöhnlich durch Kräuter oder Wurzeln verdeckt, und man bemerkt sie nur, wenn man den Vogel durch sie aus- und einfliegen sieht. Bewunderungswürdig ist, wie er am Ende einer so finstern Höhle ein so zierliches Nest bauen kann: er steht möglicherweise in dieser Kunstfertigkeit einzig da; denn alle übrigen Vögel, welche in ähnlicher Weise nisten, errichten sich Baue, welche kaum den Namen eines Nestes verdienen. Das Gelege besteht aus vier bis fünf Eiern. Sie sind ziemlich rund, glänzend und lichtröthlichweiß. Jedes Pärchen scheint jährlich zwei Bruten zu machen.

* * *

Fast alle Thierkundigen, welche ein System aufstellten und ebenso die Reisenden, welche das Leben der Vögel an Ort und Stelle beobachteten, sehen die Kropfvögel (Gymnoderi) als nahe Verwandte der Schmuckvögel an, obgleich jene durch bedeutende Größe und eigenthümliche Sitten von diesen abweichen. Die Familie umfaßt Vögel von Krähen- bis zur Drosselgröße, welche in ihrem Leibesbau vielfach an die Raben erinnern, sich aber durch Schnabel und Fußbau hinlänglich unterscheiden. Der Leib ist kräftig, der Hals kurz, der Kopf groß, der Flügel mittellang, ziemlich spitz, in ihm die dritte Schwinge die längste, der zwölffedrige Schwanz ziemlich kurz und gerade abgeschnitten. Der Schnabel ändert in seinen Verhältnissen ab, ist aber im allgemeinen an der Wurzel platt gedrückt, auf der Firste stumpfkantig, an der Spitze flach übergebogen und neben ihr mit einem schwachen Ausschnitt versehen, in welchen die Spitze des Unterkiefers sich einlegt. Die Kiefergelenkung beider Hälften liegt weit nach rückwärts, der Schnabel ist also tief gespalten und erinnert an den der Sperrvögel. Die Füße sind stark und kurz, nur zum Sitzen, kaum zum Gehen geeignet. Das

Gefieder ist derb, nicht besonders großfedrig und knapp anliegend. Ueber die Färbung läßt sich etwas allgemein Giltiges nicht sagen.

Bei der Zergliederung fällt namentlich der untere Kehlkopf auf. Ihn bedecken entweder große glockenförmige Fleischkörper, oder die Luftröhrenäste über ihm sind zu einer weiten Höhle ausgedehnt, welche durch besondere Muskeln noch mehr vergrößert werden kann. Hierdurch wird das Stimmwerkzeug befähigt, die lauten Töne vorzubringen, welche den Mitgliedern der Familie eigen sind. Die Luftröhre ist gleich weit, flach, rund und an jeder Seite von einem schmalen, dünnen Muskelband bekleidet.

Die Kropfvögel gehören dem Süden Amerikas an und bewohnen hier die Urwaldungen. Sie nähren sich fast oder ausschließlich von saftigen Früchten, leben in der Regel einsam, nur ausnahmsweise gesellig, sind träge und dumm, aber scheu und furchtsam. Einzelne Arten lassen selten einen



Der Kapuzinervogel (Gymnocephalus calvus).

Laut vernehmen, die meisten aber zeichnen sich durch auffallende Stimmen aus, und demzufolge sind sie den Eingebornen auch wohl bekannt geworden. Es genügt zur Kennzeichnung der Familie, wenn wir uns mit den merkwürdigsten Arten beschäftigen.

Der Kapuzinervogel (Gymnocephalus calvus) vertritt eine von den Sippen, in welche die Familie zerfällt. Im Allgemeinen ähnelt er einer Krähe; jedes einzelne Glied aber unterscheidet ihn von derselben. Der starke und große Schnabel würde mit dem einer Krähe vollständig übereinstimmen, wenn er nicht bedeutend flacher wäre; der Fuß unterscheidet sich durch die Kürze und Stärke des Laufes und die verhältnißmäßige Länge der Zehen von einem Krähenfuße; der ziemlich spitze Flügel reicht bis auf die Mitte des kurzen Schwanzes herab. Das knappe Gefieder läßt die Schnabelwurzel, den Zügel, die Stirn, den Scheitel, die Augengegend und die Kehle nackt. Vier steife Borsten stehen am Zügelrande. Die Färbung ist ein ziemlich gleichmäßiges Rostrothbraun, welches auf dem

Rücken etwas ins Olivengrüne spielt; die Schwingen und die Schwanzfedern sind schwarzbraun, die Oberarmschwingen röthlich überlaufen, die obersten Flügeldeckfedern olivengrünbraun; das Gesicht, der Schnabel und die Füße sind schwarz, das Auge ist dunkelbraun. Bei jungen Vögeln ist das kahle Gesicht mit weißlichen Dunen bekleidet, also immerhin von dem übrigen Gefieder sehr verschieden. Bei alten Vögeln sieht man nur einzelne Borstenhaare auf den betreffenden Stellen. Die Länge beträgt 16 Zoll, die Fittiglänge 9 Zoll, die Schwanzlänge 4 Zoll.

Ueber die Lebensweise fehlen noch ausführliche Berichte. Wir wissen nur, daß der Kapuzinervogel paarweise die einsamen Waldungen des nördlichen Brasiliens und Guianas bewohnt und sich höchstens bis zu einer unbedingten Höhe von 1200 Fuß erhebt. Hier sieht man ihn paarweise auf hohen Bäumen neben einander sitzen. Die Stimme erinnert an das Blöken eines Kalbes und wird



Der Schirmvogel (Cephalopterus ornatus).

auf weithin vernommen; der Vogel stößt sie, wie Schomburgk sagt, in regelmäßigen Zwischenräumen aus. Früchte bilden die ausschließliche Nahrung. Das Betragen scheint nicht besonders anziehend zu sein (wenigstens wissen die Reisenden hierüber nichts Ausführlicheres zu berichten) und der Name Kapuzinervogel auch in dieser Hinsicht recht wohl gewählt zu sein.

Der Schirmvogel (Cephalopterus ornatus) kennzeichnet sich durch einen starken, aufrichtbaren, helmförmigen Federbusch auf dem Kopfe und einen runden, allseitig befiederten Hautlappen am Unterhalse. Das Gefieder ist ziemlich gleichmäßig schwarz; die Haube ist schwarzblau; die Federn des Mantels sind dunkelgrünlichschwarz gesäumt, die Schwung- und Steuerfedern einfarbig dunkelschwarz. Alle kleineren Federn haben nahe der Wurzel weiße Schäfte; das Auge ist grau, der Oberschnabel

schwarzbraun, der Unterschnabel graubraun, der Fuß mattschwarz. Die Länge beträgt 19½ Zoll, die Fittiglänge 11 Zoll 3 Linien. Das Weibchen ist beträchtlich kleiner, seine Haube schwächer, der Kehllappen kürzer und das Gefieder glanzloser.

Der Schirmvogel bewohnt die Ostabhänge der Cordilleren Perus bis zu 3000 Fuß über dem Meere und verbreitet sich hier über die obere Hälfte des Amazonenstromes bis zum Rio negro und südwärts bis zur Grenze von Chili. Seine Nahrung besteht nach Tschudi aus Früchten verschiedener Bäume. Sobald er in einer Gegend keine hinlängliche Azung mehr findet, verläßt er dieselbe. Er lebt meistens in kleinen Gesellschaften auf hohen Bäumen. Das Geschrei, welches er besonders am Morgen früh und gegen Sonnenuntergang hören läßt, klingt schauerlich und gleicht dem fernen Brüllen eines Stieres. Die Indianer nennen ihn deshalb Toropishu (Stiervogel). Er ist nicht sehr häufig und scheint hinsichtlich seines Vorkommens beschränkt zu sein. Ueber die Fortpflanzung fehlen noch alle Nachrichten.

Genauer sind wir unterrichtet über die Lebensweise der Glockenvögel (Chasmarhynchus). Sie gehören zu den kleineren Mitgliedern der Familie; denn sie kommen höchstens einer Taube an Größe gleich. Der Leib ist gedrungen gebaut, wie bei anderen Arten der Gruppe, der Flügel, in welchem die dritte und vierte Schwinge die längsten sind, ist ziemlich lang, bis zur Mitte des Schwanzes herabreichend; der mäßig lange Schwanz ist in der Mitte ein wenig ausgerandet, an den Seiten etwas abgerundet. Der Schnabel erreicht etwa die halbe Kopflänge, ist sehr platt gedrückt, viel breiter als hoch, auf der wenig erhabenen Firste schwach gewölbt, an der Spitze sanft herabgeneigt, mit einem kleinen Zahn oder Ausschnitt versehen und auffallend weit gespalten. Die Füße sind kurzläufig, aber langzehig. Das Gefieder ist dicht und kleinfedrig, um den Mundrand nicht zu Borsten umgewandelt. Die Färbung ist je nach den Geschlechtern verschieden. Höchst merkwürdig sind Hautwucherungen in der Schnabelgegend, welche wie bei unseren Truthähnen sich bald verlängern, bald verkürzern.

Die vier Arten, welche man bis jetzt kennt, zeichnen sich sämmtlich durch eine Absonderlichkeit aus. Der Schmidt, wie die Brasilianer ihn nennen (Chasmarhynchus nudicollis), ist schneeweiß ohne alle andern Abzeichen, jedoch mit Ausnahme der nackten Zügel und der nackten Kehle, welche lebhaft spangrün gefärbt sind. Das Auge ist graubraun, der Schnabel schwarz, der Fuß fleischfarben. Das etwas kleinere Weibchen ist am Scheitel und an der Kehle schwarz, auf der Oberseite zeisiggrün, auf der Unterseite gelb, schwarz in die Länge gefleckt, am Halse weißlich und gelblich gestrichelt. Das junge Männchen ähnelt im ersten Jahre dem Weibchen, wird dann weiß gefleckt und erhält im dritten Jahre sein ausgefärbtes Kleid. Die Länge beträgt 10 Zoll, die Breite 19 Zoll, die Fittiglänge 9¾ Zoll, die Schwanzlänge 3¼ Zoll.

Der Araponga (Chasmarhynchus variegatus) ist ebenfalls größtentheils weiß, licht hellgrau überlaufen; die Flügel aber sind tiefschwarz, und der Oberkopf ist lichtbraun. Die Gurgel und der Vorderhals sind ebenfalls nackt, aber mit sehr vielen fleischigen, wurmförmigen Anhängseln bedeckt, welche wahrscheinlich dunkelbraun gefärbt sind. Der Schnabel und die Füße sind schwarz. Das grünliche Weibchen hat eine befiederte Kehle und keine fleischigen Anhängsel.

Der Glöckner (Chasmarhynchus carunculatus) ist schneeweiß. Das Männchen trägt auf der Schnabelwurzel einen hohlen, schwarzen, muskeligen Zipfel, welcher mit einigen weißen Federchen besetzt ist und willkürlich ausgedehnt und eingezogen werden kann. In ersterem Falle steht er wie ein Horn nach oben, im letzteren hängt er wie die sogenannte Nase des Truthahns an der Seite des Schnabels herab. Das Weibchen ist, wie Schomburgk behauptet, etwas größer, als das Männchen,

der Zipfel an der Schnabelwurzel dagegen bedeutend kleiner, als bei seinem Gemahl. Die jungen Männchen ähneln der Mutter und sehen sehr sonderbar aus, wenn sie sich im Uebergangskleid befinden.

Der Hämmerling endlich (Chasmarhynchus tricarunculatus) ist zweifarbig, lebhaft kastanienbraun, auf Kopf, Hals, Vorderbrust und Nacken aber reinweiß. Er besitzt drei Fleischzipfel, einen, welcher sich über der Schnabelwurzel erhebt und zwei, welche als Verlängerung der Mundwinkel erscheinen. Diese Fleischzipfel, der Schnabel und die Füße sind schwärzlich gefärbt, das Auge ist lichtbraunroth. Das Weibchen ist olivengrün, auf der Unterseite hellgrünlichgelb in die Länge gestreift. Die fleischigen Anhängsel sind bei ihm nicht vorhanden. Ihm ähnelt das junge Männchen. Die Länge des Hämmerlings wird zu 12 Zoll angegeben, die Fittiglänge beträgt 6½, die Schwanzlänge 4 Zoll. Der Fleischzipfel auf der Stirn mißt 2½ bis 3 Zoll, der Zipfel am Mundwinkel 2¼ bis 2½ Zoll. Beim jungen Vogel ist er nur angedeutet.

Die Glockenvögel sind Südamerikaner. Der Schmidt bewohnt Brasilien und ist hier in den Waldungen sehr häufig; der Araponga findet sich im nördlichen Südamerika, scheint aber seltener zu sein; der Glöckner herbergt in Guyana, der Hämmerling in Costarica. Aus den bisher bekannt gewordenen Mittheilungen der reisenden Forscher scheint hervorzugehen, daß sich die Lebensweise dieser Vögel im Wesentlichen ähnelt. Allerdings haben wir bis jetzt nur über Betragen und Sitten des Schmidts und des Glöckners, Dank den Forschungen Waterton's, des Prinzen von Wied und Richard Schomburgk's ausführlichere Berichte erhalten; sie aber stimmen so vollkommen überein, daß wir die eben ausgesprochene Ansicht wohl hegen dürfen.

„Dieser merkwürdige Vogel“, sagt der Prinz vom Schmidt, „ist sowohl durch sein blendend weißes Gefieder, sowie durch seine laute, hellklingende Stimme eine Eigenheit der prachtvollen brasilianischen Waldungen und fällt dem Fremdling gewöhnlich sogleich und zuerst auf. Er ist überall verbreitet, wo Urwaldungen sind, in deren dunkelsten Verflechtungen er sich am meisten zu gefallen scheint. Doch kommt er nicht überall in gleicher Häufigkeit vor; er scheint gebirgigen Urwald besonders zu lieben. Seine Stimme gleicht dem Tone einer hellklingenden Glocke, wird einzeln ausgestoßen, eine Zeit lang ausgehalten und auch öfters kurz hinter einander wiederholt. Dann gleicht sie den Lauten, welche der Schmidt hervorbringt, wenn er mit dem Hammer wiederholt auf den Ambos stößt. Man vernimmt diese Stimme zu allen Stunden des Tages sehr häufig und auf weithin. Gewöhnlich halten sich mehrere der Vögel in ein und derselben Gegend auf und reizen sich wechselseitig. Der eine schallt laut und hell mit einem einfachen Tone; der andere läßt das oft wiederholte, klingende Getön hören, und so entsteht an Stellen, wo viele dieser Vögel vereinigt sind, ein höchst sonderbares Concert.“

„Gewöhnlich wählt der Schmidt seinen Stand auf einem der oberen dürren Aeste eines gewaltigen Waldstammes und läßt von dort oben seine klingende, metallische Stimme erschallen. Man sieht alsdann den blendendweißen Vogel gegen den dunkelblauen Himmel gemalt, kann ihn aber von jener Höhe nicht herabschießen. Auch fliegt er gewöhnlich sogleich ab, sobald er etwas Fremdartiges bemerkt. An Stellen, wo der Wald niedriger ist, sitzen diese Vögel in einer dichten, dunkeln Laubmasse, wo man ihre Stimme vernimmt, ohne das schneeweiße Ziel erspähen zu können.“

„Inmitten der ausgedehnten Wildnisse“, schildert Waterton, „gewöhnlich auf dem dürren Wipfel einer alten Mora und fast immer außer aller Schußhöhe wird man den Glöckner bemerken. Kein Laut oder Gesang von irgend einem geflügelten Bewohner der Wälder, nicht einmal das deutlich ausgesprochene „Whip=poor=Will“ des Ziegenmelkers kann so in Erstaunen setzen, als das Geläute des Glöckners. Wie so Viele der gefiederten Klasse, bezahlt er dem Morgen und dem Abend durch Gesang seinen Zoll; aber auch, wenn die Mittagssonne Stillschweigen geboten und den Mund der belebten Natur geschlossen, ruft er noch sein heiteres Getön in den Wald hinaus. Man hört das

Geläute, dann tritt eine minutenlange Pause ein, hierauf folgt wieder ein Glockenschlag und wiederum eine Pause, und so wechselt es zum drittenmale ab. Dann schweigt er sechs oder acht Minuten lang; und hierauf beginnt er von neuem. Acteon würde seine eifrigste Jagd unterbrechen, Maria ihr Abendlied verzögern, Orpheus selbst seinen Gesang aufgeben, um diesen Vogel zu belauschen, so süß, so neu, so romantisch ist der Klang seiner Stimme."

„Ich vernahm", sagt Schomburgk, wohl Waterton benutzend, „aus dem nahen Walde wunderbare Töne, wie ich sie noch nie gehört. Es war, als schlüge man zugleich an mehrere harmonisch gestimmte Glasglocken. Jetzt hörte ich sie wieder und nach einer minutenlangen Pause wieder und wieder. Dann trat ein etwas längerer Zwischenraum von etwa sechs bis acht Minuten ein, und von neuem erschallten die vollen harmonischen Töne. Eine ganze Zeit stand ich, vor Erstaunen gefesselt und lauschte, ob sich die fabelhaften Klänge nicht abermals hören lassen würden — sie schwiegen, und voller Begierde wandte ich mich mit meinen Fragen an meinen Bruder, von dem ich nun erfuhr, daß Dies die Stimme des Glöckners sei. Kein Gesang, keine Stimme irgend eines der befiederten Bewohner der Wälder Guyana's, selbst nicht die so deutlich ausgesprochenen Worte der Ziegenmelker hatten mich in gleiches Erstaunen versetzt, wie die Glockentöne des Hämmerlings. Daß die Vögel in Guyana die Gabe der Sprache besaßen, hatte ich ja bei meinem ersten Schritt auf diesem merkwürdigen Erdtheil schon erfahren, — solche Töne aber waren mir bisher noch gänzlich unbekannt geblieben, und meine Aufmerksamkeit konnte jetzt auf nichts anderes gerichtet, durch nichts anderes von diesem wunderbaren Sänger abgezogen werden. . . ."

„In der Nähe der Küste gehört der Glöckner zu den Strichvögeln; am Temarara und Berbice erscheint er gewöhnlich im Mai und Juni; die unmittelbare Küste besucht er nie. Hohe Gebirgswaldungen scheint er am meisten zu lieben, jedoch nur bis zu einer Meereshöhe von 12 bis 1500 Fuß emporzusteigen. Seine zauberhaften, glockenreinen Töne läßt er nur von dem äußersten Gipfel der riesigen Morabäume erschallen, welche er besonders dann gern aufzusuchen scheint, wenn sich dort ein dürrer Zweig findet. Zwei Männchen habe ich nie auf ein und demselben Baume bemerkt, wohl aber beantworten sie sich gern von verschiedenen Bäumen her. Jeden Morgen begrüßen sie den jungen Tag mit ihren metallreinen Tönen und nehmen unter allen Sängern am spätesten Abschied von der scheidenden Sonne. . . . In der Ruhe hängt der Schnabelzipfel seitlich herab; läßt der Glöckner aber seine Laute erschallen, so bläst er den Zipfel auf, welcher sich dann zugleich mit der Spitze um seine eigene Wurzel herumdreht. Stößt er blos einen einzelnen Ton aus, so richtet sich der Zipfel augenblicklich empor, fällt aber unmittelbar nach dem Ausstoßen des Tones wieder um, beim nächsten Schrei abermals sich emporrichtend . . . . Die Weibchen mit ihrem bescheidenen zeisiggrünen Gefieder sitzen nie so hoch wie die Männchen und halten sich stets in dem niederen Gezweige der Waldbäume auf. Mir sind überhaupt nur wenige vorgekommen, was wohl darin seinen Grund haben mag, daß das Weibchen vollkommen schweigsam ist und sich zugleich in Folge seines grünen Gefieders nur sehr schwer aus dem ebenso grünen Laub der Bäume herausfinden läßt."

„Merkwürdig sehen die jungen Männchen in ihrem Uebergangskleide von grün zu weiß aus. Im zweiten Jahre haben sie ein förmlich geschecktes Gefieder und erst im dritten Jahre erhalten sie das Kleid ihres Vaters."

Beeren und Früchte scheinen die gewöhnliche Nahrung der Glockenvögel zu bilden. Der Prinz von Wied fand niemals Kerbthiere im Magen der vielen von seiner Gesellschaft erlegten Schmidte, welche er untersuchte; Schomburgk dagegen behauptet, Reste von Kerfen im Magen des Glöckners bemerkt zu haben. Rothe Beeren und rothe, den Kirschen ähnliche Früchte, zuweilen auch eine kleine Art von Bohnen, kurz, immer Baumfrüchte, sind die Nahrung derer gewesen, welche der Prinz untersucht hat, dieselben Früchte, welche nach seinen Beobachtungen fast alle übrigen Schmuckvögel fressen.

„Es ist unbekannt", sagt Waterton, „in welchem Theile Guyana's der Glöckner sein Nest macht." „Merkwürdig ist es", bestätigt Schomburgk, „daß die Indianer weder die Nester noch

die Brutzeit des Vogels kennen, vielmehr allgemein behaupten, daß er nicht in Guyana brüte, sondern erst nach seinen Brutzeit im Lande erscheine." Auch der Prinz hat das Nest des Schmidts nicht finden, noch von seinen brasilianischen Jägern Nachricht über dasselbe erhalten können. Er vermuthet aber, daß es in den Zweigen eines dicht belaubten Baumes steht und kunstlos gebaut ist.

Ebenso wenig wissen die Reisenden irgend Etwas über das Gefangenleben zu berichten, und es scheint also, daß noch Niemand daran gedacht habe, den wunderbaren Sänger im Käfig zu halten. Der Fang mag freilich auch seine großen Schwierigkeiten haben. Hält es ja doch nach der übereinstimmenden Versicherung aller Beobachter schon ungemein schwer, den vorsichtigen Vogel aus seiner sicheren Höhe herabzuschießen.

* * *

Eine zweite Zunft umfaßt die Drosselvögel (Turdidae). Die hierher zu zählenden Singvögel gehören zu den größeren Mitgliedern der Ordnung. Der Leib ist kräftig gebaut, der Hals kurz, der Kopf groß; der Schnabel ist gerade, seitlich etwas zusammengedrückt, mit seichtem Einschnitt vor der Spitze des Oberschnabels, welcher sich nicht über den unteren herabbiegt; der Fuß ist hochläufig, mit mittelgroßen Zehen und deutlich gekrümmten Nägeln; die Laufbekeidung wird durch große Schienen gebildet; der Flügel ist mittellang; unter seinen zehn Handschwingen ist die dritte die längste; der Schwanz ist verschieden gebildet, zuweilen sehr kurz und wenig gerundet, manchmal auch lang und seitlich abgestuft, gewöhnlich aber mittellang und mehr oder weniger gerade abgeschnitten. Das Gefieder ist reichhaltig; die einzelnen Federn sind verhältnißmäßig groß und weich. Düstere Farben sind vorherrschend, lebhafte, sogar glänzende jedoch nicht ausgeschlossen.

Als die edelste Gruppe der Drosselvögel, welche wir Familie nennen wollen, dürfen die Erdsänger (Humicolae) angesehen werden. Sie zählen zu den kleineren Arten der Zunft; sie sind verhältnißmäßig schlank gebaut; ihr Flügel ist ziemlich kurz, der Schwanz selten mehr als mittellang, der Fuß hochläufig, der Schnabel pfriemenförmig, das Gefieder in der Regel glattfederig und düsterfarbig, hinsichtlich der Geschlechter wenig oder auch auffallend verschieden. Als ein bezeichnendes Merkmal der Gruppe darf vielleicht noch das große ausdrucksvolle Auge angesehen werden.

Die Erdsänger sind auf die alte Welt beschränkt, kommen aber in allen drei Theilen derselben vor. Sie bevorzugen Buschwaldungen und unter ihnen solche, welche reich an Wasser sind, herbergen daher vorzüglich in unseren Augehölzen und steigen nur ausnahmsweise zu größeren Höhen empor. Alle bei uns lebenden Arten sind Zugvögel, welche kurz vor oder mit Beginn des Frühlings bei uns erscheinen, uns im Herbst wieder verlassen und in Afrika oder theilweise schon im Süden Europas den Winter verbringen.

Sie sind sehr hochbegabte Geschöpfe. Ihr Flug ist gut, ihr Lauf, welcher aus weiten, rasch auf einander folgenden Sprüngen besteht, sogar ausgezeichnet; im Gezweig der Bäume bewegen sich wenigstens die meisten mit ziemlichem Geschick, auf dem Boden zeigen einzelne beinah die Fertigkeit gewisser Laufvögel. Unter den Sinnen steht unzweifelhaft das Gesicht oben an, wie schon das große Auge bekundet; das Gehör ist vorzüglich, das Gefühl gut, der Geschmack ziemlich, der Geruch mindestens einigermaßen entwickelt. Die rein geistigen Fähigkeiten entsprechen dem großen, schön gewölbten Kopfe. Alle Erdsänger sind kluge, aufgeweckte, muntere oder lebhafte, ja leidenschaftliche Vögel. Würdige Heiterkeit, bedachtsame Keckheit, harmloser Muthwille sind Grundzüge ihres Wesens. Dem Freunde gegenüber vertrauensvoll, zeigen sie sich vorsichtig und scheu, sobald sie böse Absicht merken; andern Vögeln gegenüber friedfertig, streiten sie sich gern und hartnäckig mit gleichartigen, von denen sie in irgend welcher Weise beeinträchtigt zu werden glauben. Großgeistig bekunden sie sich stets: sie können unter Umständen dem bitter gehaßten Gegner zum treuesten Helfer werden. Stolz und Ehrgefühl besitzen sie im hohen Grade: sie sind sich ihres Werthes bewußt und machen ihn geltend.

Ueber die edelste Begabung der Erdsänger braucht hier kaum Etwas gesagt zu werden. Jedermann ist schon durch eine Nachtigall entzückt worden und hat dann fühlen müssen, daß solcher Gesang ebenso unvergleichlich, wie unbeschreiblich ist. Wohl kann man von der Reichhaltigkeit, der Fülle, der Stärke, dem Wohlklang, dem Wechsel, der Manchfaltigkeit des Nachtigallenschlages reden — ihn beschreiben aber kann man nicht. Er will eben gehört, in der rechten Stimmung gehört, gefühlt und verstanden sein. Jeder Versuch, ihn Demjenigen, welcher ihn nicht selbst hörte, kennen zu lehren, ist im Voraus als ein gescheiterter anzusehen, wie jede sogenannte Nachahmung nichts anderes als eine Vernichtung der Wirklichkeit ist.

Kerbthiere, zumal deren Larven, Erd- oder Wassergewürm und während der Fruchtzeit nebenbei Beeren bilden die Nahrung dieser Vögel. Die Speise wird hauptsächlich vom Boden aufgelesen, auch wohl aus diesem hervorgewühlt, seltner von Blättern weggenommen und noch seltener fliegend weggeschnappt. Nur die Beeren pflücken sie sich von den an den Büschen hängenden Träubchen ab. Sie bedürfen viel zu ihrem Unterhalte, sind deshalb während des größten Theiles vom Tage mit Aufsuchen der Beute beschäftigt und erliegen dem Mangel bald.

Das Nest der Erdsänger steht regelmäßig auf oder nur wenig über dem Erdboden, in weiten Höhlen, zwischen Gewurzel, auf alten, vermorschten Stämmen, in dichten Hecken und an ähnlichen Orten. Es ist ein großer Bau mit dichten Wandungen, verschieden je nach den einzelnen Arten der Familie. Das Gelege besteht aus vier bis sieben einfarbigen oder nur bleich gefleckten Eiern, welche von beiden Eltern ausgebrütet werden. Die Jungen erhalten zuerst ein geflecktes, von dem ihrer Eltern mehr oder weniger verschiedenes Kleid, legen aber bereits im ersten Herbste ihres Lebens die Tracht der Alten an.

Feinde unserer Vögel sind alle Raubthiere, groß und klein, welche dieselben Aufenthaltsorte mit ihnen theilen; einer der schlimmsten Feinde ist der Mensch. In Südeuropa wird auch den Erdsängern rücksichtslos nachgestellt, unwürdiger Schleckerei zu fröhnen; bei uns zu Lande stiften neſtzerstörende Buben und Leute, welche Stubenvögel halten wollen, ohne es zu verstehen, vieles Unheil. Der kundige Liebhaber, welcher sich seine Nachtigall zur rechten Zeit einfängt und sie im Käfig entsprechend behandelt, ist es nicht, welcher schadet; viel schlimmer haust der eierschachernde „Naturforscher“ oder der Lehrer, welcher seine Schüler zum Eiersammeln anhält und ihnen damit den Weg zu Bubenstreichen zeigt, sowie endlich der zweckmäßiger Pflege und Wartung so hinfälliger Vögel unkundige Fänger. Ihnen das Handwerk nach Kräften zu legen, ist die Pflicht jedes Vernünftigen.

Gefangene Sänger dieser Gruppe gehören zu den angenehmsten Stubengenossen, welche man sich erwerben kann. Es ist nicht blos der köstliche Gesang, welcher sie ihren Freunden werth und theuer macht, sondern, und im gleichen Grade vielleicht, auch ihr liebenswürdiges Benehmen. Rechtzeitig gefangen und gebührend gepflegt, gewöhnen sie sich rasch an das Loos der Gefangenschaft und befreunden sich dann auch bald mit ihrem Gebieter, geben diesem ihre Zuneigung und Anhänglichkeit in jeder Weise zu erkennen, bekunden Trauer, wenn sie ihn vermissen, Freude, jubelnde Freude, wenn sie ihn wieder erscheinen sehen, kurz, sie treten mit dem Menschen in ein wirklich inniges Verhältniß. Aber, sie wollen gepflegt, abgewartet, beobachtet und verstanden sein, wenn man zu erreichen strebt, daß sie längere Zeit im Käfig aushalten. Und deshalb soll Der, welcher eine Nachtigall dem Walde und seinen Mitmenschen rauben will, um sie allein zu besitzen, erst bei einem erfahrenen Vogler in die Schule gehen, aber auch die rechte Liebe und die rechte Geduld mit in die Lehrstunde bringen; denn ohne diese Liebe und Geduld wird er einem edlen Wesen nicht blos seine Freiheit, sondern auch bald sein Leben nehmen. Dazu aber ist, meines Erachtens nach, Niemand berechtigt oder befugt.

Die höchste Stelle unter den Erdsängern gebührt den Nachtigallen (Luscinia). Sie kennzeichnen sich durch schlanken Leibesbau, hochläufige, kräftige Beine, mittellange Flügel, einen mittellangen, etwas abgerundeten Schwanz, fast geraden, ziemlich gestreckten, am Grunde ein wenig verbreiterten, vorn spitzigen, pfriemenförmigen Schnabel, und durch verhältnißmäßig knappes Gefieder, dessen Färbung, ein mehr oder weniger mit Rostroth gesättigtes Grau, beiden Geschlechtern gemeinsam ist.



Die Nachtigall (Luscinia Philomela).

Unsere seit altersgrauer Zeit hochberühmte Nachtigall (Luscinia Philomela) kann mit wenig Worten beschrieben werden. Das Gefieder der Oberseite ist rostrothgrau, auf Scheitel und Rücken am dunkelsten, das der Unterseite lichtgilblichgrau, an der Kehle und Brustmitte am lichtesten; die Schwingen sind auf der Innenfahne dunkelbraun, die Steuerfedern rostbraunroth. Das Auge ist rothbraun, der Schnabel und die Füße sind röthlichgraubraun. Das Jugendkleid ist auf röthlichbraungrauem Grunde gefleckt, weil die einzelnen Federn der Oberseite lichtgelbe Schaftflecken und

schwärzliche Ränder haben. Die Länge beträgt 6½, die Breite 9⅔, die Fittiglänge 3, die Schwanzlänge 2¾ Zoll. Das Weibchen ist ein wenig kleiner, als das Männchen.

Die Nachtigall findet sich vom mittleren Schweden an nach Süden hin in ganz Europa, und ebenso in Nordwestafrika und in einem großen Theile des mittleren Asiens, bis gegen die Mitte Sibiriens hin. Nordostafrika berührt sie während ihres Zuges.

Im Osten Europas, namentlich in Ungarn, Polen, Galizien, wahrscheinlich auch in der Türkei und in Kleinasien, aber nur hier und da in Deutschland, lebt ihr nächster Verwandter, der Sprosser (Luscinia major). Er ist etwas größer, namentlich stärker als die Nachtigall, ihr aber sehr ähnlich. Als wichtigste Unterscheidungsmerkmale gelten die viel kürzere erste Schwinge und die wolkig gefleckte, wie man zu sagen pflegt, „muschelfleckige“ Oberbrust.

Hinsichtlich der Lebensweise und des Betragens unterscheiden sich beide Nachtigallen nicht; wohl aber erkennt der Kundige jede von ihnen an ihrem Schlage oder Gesange.

Die Nachtigallen sind Bewohner des Laubwaldes; in Schwarzwäldern sucht man sie vergebens. Der Sprosser lebt fast ausschließlich in Niederungen, und wird deshalb mit vollem Rechte auch Aunachtigall genannt; seine Verwandte bevorzugt die Ebene, meidet aber auch bergige Gelände nicht gänzlich, vorausgesetzt, daß es hier an Laubbäumen und Gesträuchen nicht mangelt. In der Schweiz ist sie, nach Tschudi, in einem Höhengürtel von 3000 Fuß über dem Meere „nicht ganz selten“, in Spanien nach eigenen Beobachtungen in gleicher Höhe noch sehr gemein; sie steigt hier bis gegen 5000 Fuß unbedingter Höhe empor. Waldungen mit viel Unterholz, noch lieber niederes Buschwerk, welches von Bächen und Wassergraben durchschnitten wird, die Ufer größerer Gewässer und Gärten, in denen es heimliche Gebüsche gibt, sind ihre Lieblingsplätze. Hier wohnt Paar an Paar, ein jedes allerdings in einem bestimmt umgrenzten Gebiete, welches streng bewacht und gegen andere muthvoll vertheidigt wird. Wo es Oertlichkeiten gibt, welche ihren Anforderungen genügen, ist sie sehr häufig, auch bei uns zu Lande, noch mehr aber in Südeuropa. Hier hat mich die Menge der Nachtigallen, welche einen und denselben Waldestheil oder Garten bewohnen, in Erstaunen gesetzt. Man sagt kaum zu viel, wenn man behauptet, daß in Spanien z. B. geeigneten Orts in jeder Hecke oder in jedem Busche ein Nachtigallenpärchen herbergt. Ein Frühlingsmorgen auf dem Monserat, eine abendliche Lustwandlung innerhalb der Ringmauern der Alhambra wird Jedem unvergeßlich bleiben, welcher ein Ohr hat, zu hören. Man vernimmt hundert Nachtigallen zu gleicher Zeit; man hört allüberall das eine Lied. Die ganze, große, grüne Sierra Morena darf als ein einziger Nachtigallengarten angesehen werden, und solcher Gebirge gibt es noch viele. Man begreift nicht, wie es möglich ist, daß ein so kleines Stückchen Erde, wie hier zur Vertheilung kommt, zwei so anspruchsvolle Vögel nebst ihrer zahlreichen Brut ernähren kann.

Da, wo sich die Nachtigall des Schutzes seitens des Menschen versichert hält, siedelt sie sich unmittelbar bei dessen Behausung an. Sie zeigt dann nicht die mindeste Scheu, — im Gegentheile, eher eine gewisse Dreistigkeit: sie läßt sich daher ohne Mühe beobachten in ihrem Thun und Treiben.

„Im Betragen der Nachtigall“, sagt Naumann, dessen Schilderung ich folgen werde, „zeigt sich ein bedächtiges, ernstes Wesen. Ihre Bewegungen geschehen mit Ueberlegung und Würde; ihre Stellungen verrathen Stolz, und sie steht durch diese Eigenschaften gewissermaßen über alle einheimischen Sänger erhaben. Ihre Geberden scheinen anzudeuten, sie wisse, daß ihr dieser Vorzug allgemein zuerkannt wird. Sie ist sehr zutraulich gegen die Menschen, wohnt gern in ihrer Nähe und zeichnet sich durch ein ruhiges stilles Benehmen aus. Gegen andere Vögel zeigt sie sich sehr friedfertig; auch sieht man sie nur selten mit Ihresgleichen zanken.“ Gewöhnlich gewahrt man sie, niedrig über dem Boden auf Zweigen sitzend, ziemlich aufgerichtet, den Schwanz erhoben, die Flügel so tief gesenkt, daß ihre Spitzen unter die Schwanzwurzel zu liegen kommen. Im Gezweig hüpft sie selten umher, wenn es aber geschieht, mit großen Sprüngen; auf dem Boden trägt sie sich hochaufgerichtet und hüpft, den Schwanz gestelzt, mit förmlichen Sätzen, wie Naumann sagt, „stolz“ dahin, immer in Absätzen, welche durch einen Augenblick der Ruhe unterbrochen werden. Erregt irgend Etwas ihre Aufmerksamkeit,

so schnellt sie den Schwanz kräftig und jählings empor; diese Bewegung wird überhaupt bei jeder Gelegenheit ausgeführt. „Ihr Flug ist schnell, leicht, in steigenden und fallenden Bogen, auf kleinen Räumen flatternd und wankend; sie fliegt aber nur kurze Strecken, von Busch zu Busch, und am Tage nie über freie Flächen.“ Daß sie auch sehr schnell fliegen kann, sieht man, wenn zwei eifersüchtige Männchen streitend sich verfolgen.

Die Lockstimme der Nachtigall ist ein helles gedehntes „Wiid“, dem gewöhnlich ein schnarrendes „Karr“ angehängt wird. Geängstigt, wiederholt sie das „Wiid“ oft nach einander und ruft nur ab und zu einmal „Karr“. Im Zorn läßt sie ein unangenehmes „Räh“, in behaglicher Gemüthsstimmung ein tiefklingendes „Tak“ vernehmen. Die Jungen rufen anfangs „Fiid“, später „Kroäk“. Daß alle diese Umgangslaute durch verschiedene Betonung, welche unserem Ohre in den meisten Fällen entgeht, auch verschiedene Bedeutung gewinnen, ist selbstverständlich.

Der Schlag, welcher der Nachtigall vor allem Anderen unsere Zuneigung erworben hat, „ist so ausgezeichnet und eigenthümlich, es herrscht in ihm eine solche Fülle von Tönen, eine so angenehme Abwechslung und eine so hinreißende Harmonie, wie wir in keinem anderen Vogelgesange wieder finden. Mit unbeschreiblicher Anmuth wechseln sanft flötende Strophen mit schmetternden, klagende mit fröhlichen, schmelzende mit wirbelnden; während die eine sanft anfängt, nach und nach an Stärke zunimmt und wiederum ersterbend endigt, so werden in der andern eine Reihe Noten mit geschmackvoller Härte hastig angeschlagen und melancholische, den reinsten Flötentönen vergleichbare, sanft in fröhlichere verschmolzen. Die Pausen zwischen den Strophen erhöhen die Wirkung dieser bezaubernden Melodien, sowie das in denselben herrschende mäßige Tempo trefflich geeignet ist, die Schönheit derselben recht zu erfassen. Man staunt bald über die Manchfaltigkeit dieser Zaubertöne, bald über ihre Fülle und außerordentliche Stärke, und wir müssen es als ein halbes Wunder ansehen, daß ein so kleiner Vogel im Stande ist, so kräftige Töne hervorzubringen, daß eine so bedeutende Kraft in solchen Kehlmuskeln liegen kann. Manche Strophen werden wirklich mit so viel Gewalt hervorgestoßen, daß ihre gellenden Töne dem Ohre, welches sie ganz in der Nähe hört, wehe thun“.

Der Schlag einer Nachtigall muß zwanzig bis vierundzwanzig verschiedene Strophen enthalten, wenn wir ihn vorzüglich nennen sollen; bei vielen Schlägern ist die Abwechslung geringer. Die Oertlichkeit übt einen bedeutenden Einfluß aus; denn da die jungen Nachtigallen nur durch ältere ihrer Art, welche mit ihnen dieselbe Gegend bewohnen, gebildet und geschult werden können, ist es erklärlich, daß in einem Gau fast ausschließlich vorzügliche, in dem andern hingegen beinahe nur minder gute Schläger gehört werden. Aeltere Männchen schlagen regelmäßig besser, als jüngere; denn auch bei den Vögeln will die edle Kunst geübt sein: vom Himmel herab fällt sie nicht. Am feurigsten wird der Schlag, wenn die Eifersucht ins Spiel kommt: dann wird das Lied zur Waffe, welche jeder Streiter bestmöglichst zu handhaben sucht. Einzelne Nachtigallen machen ihren Namen insofern wahr, als sie sich hauptsächlich des Nachts vernehmen lassen, andere singen fast nur bei Tage. Während des ersten Liebesrausches, bevor noch das Weibchen seine Eier gelegt hat, vernimmt man den herrlichen Gesang zu allen Stunden der Nacht; später wird es um diese Zeit stiller: der Sänger scheint mehr Ruhe gefunden und seine gewohnte Lebensordnung wieder angenommen zu haben.

Ich habe oben bemerkt, daß sich der Sprosser durch seinen Schlag von der Nachtigall unterscheidet und will hier noch kurz mittheilen, worin der Unterschied liegt. Schon die Lockstimme klingt anders — nicht „Wiid — karr“, sondern „Glock — arrr“. Der Schlag kennzeichnet sich durch größere Tiefe der Töne und langsameren, mehr gehaltenen, durch längere Pausen unterbrochenen Vortrag. Er ist stärker und schmetternder, als der der Nachtigall, die Manchfaltigkeit der Strophen ist geringer. Demungeachtet steht er mit dem Nachtigallenschlag vollkommen auf gleicher Höhe; einzelne Liebhaber ziehen ihn dem Liede der Nachtigall sogar entschieden vor und rühmen namentlich die sogenannten Glockentöne in ihm als etwas ganz Unvergleichliches.

Da, wo Sprosser und Nachtigall neben- oder durch einander leben, geschieht es nicht selten, daß die eine Art ihrem Gesange Strophen aus dem Schlage der anderen Art einwebt und damit zum

sogenannten „Zweischaller“ wird. Der wahre Liebhaber achtet diesen wenig; er verlangt, das Werk des einen oder des anderen Meisters in seiner ganzen Reinheit zu hören.

Erdgewürm mancherlei Art und Kerbthierlarven, die des Schattenkäfers, der Ameisen z. B. oder kleine glatthäutige Räupchen und dergleichen, im Herbste auch verschiedene Beeren bilden die Nahrung der Nachtigallen. Sie lesen diese vom Boden auf und sind deshalb gleich bei der Hand, wenn irgendwo die Erde aufgewühlt wird. Nach fliegenden Kerfen sieht man sie selten jagen. Jeder Fund wird durch ein ausdrucksvolles Aufschnellen des Schwanzes begrüßt.

Die Nachtigallen erscheinen bei uns in der letzten Hälfte des April, je nach der Witterung etwas früher oder später, ungefähr um die Zeit, in welcher der Weißdorn zu grünen beginnt. Sie reisen des Nachts und einzeln; die Männchen ziehen den Weibchen voraus. Zuweilen sieht man am frühen Morgen eine aus hoher Luft sich herniederstürzen, einem Gebüsche sich zuwendend, in welchem sie dann während des Tages verweilt; gewöhnlich aber bekunden sie sich zuerst durch ihren Schlag. Eine jede sucht denselben Waldestheil, denselben Garten, dasselbe Gebüsch, in welchem sie vergangene Sommer verlebte, wieder auf; das jüngere Männchen strebt, sich in der Nähe der Stelle anzusiedeln, wo seine Wiege stand. Sofort nach glücklicher Ankunft in der Heimat beginnt das Schlagen; in den ersten Nächten nach der Rückkehr tönt es ununterbrochen, wohl, um der geliebten Gattin, welche oben dahinzieht, im nächtlichen Dunkel zum Zeichen zu dienen oder in der Absicht, ein noch freies Herz sich zu gewinnen. Das Pärchen einigt sich, jedoch nicht ohne Kampf und Sorge; denn jedes unbeweibte Männchen versucht einem anderen seine Gattin oder Braut abwendig zu machen. Es gibt oft heftigen Streit zwischen zwei Nebenbuhlern, bis endlich eine Ehe bündig geschlossen ist. Wüthend verfolgen sich die Gegner, mit „schirkendem“ Gezwitscher jagen sie sich durch das Gebüsch, bis zu den Wipfeln der Bäume hinauf und bis zum Boden wieder herunter, ingrimmig fallen sie über einander her, bis der Kampf entschieden und Einer Herr des Platzes und wahrscheinlich auch — des Weibchens geblieben oder geworden ist. Die Nachtstunden, der frühe Morgen und der späte Abend werden jetzt von dem Männchen dem Gesange und von dem Weibchen dem Zuhören der Liebeslieder gewidmet; die Zwischenzeit füllt die Sorge um das liebe Brod aus. Zu ihr gesellt sich bald eine zweite, die um die Wiege der Kinder. Das Nest wird nunmehr eifrig in Angriff genommen und rasch vollendet.

Es ist kein Kunstbau, um den es sich handelt. Ein großer Haufen dürres Laub, namentlich Eichenlaub bildet die Grundlage, trockne Halmen und Stengel, Schilf und Rohrblätter die Mulde, welche mit feinen Würzelchen oder Hälmchen und Rispen, auch wohl mit Pferdehaaren und Pflanzenwolle ausgekleidet wird. Ausnahmsweise verwendet die Nachtigall zum Unterbau starke Reiser, zu den Wandungen Stroh. Das Nest des Sprossers unterscheidet sich, nach Bäßler, von dem der Nachtigall durch dickere Wandungen und reichlichere Ausfütterung von Thierhaaren. Das eine, wie das andere Nest steht regelmäßig auf oder dicht über dem Boden, in Erdhöhlungen, zwischen den jungen Schößlingen eines gefällten Baumes oder an der Seite eines Baumstrunks, im Gestrüpp, in einem Grasbusche. Ausnahmen hiervon sind auch beobachtet worden: eine Nachtigall baute, wie Naumann erzählt, in einen Haufen dürres Laub, welcher im Innern eines Gartenhäuschens lag, eine andere, nach Dubois auf das Nest eines Zaunkönigs, welches etwa fünf Fuß über dem Boden auf einem Tannenaste stand. — Die vier bis sechs Eier, welche das Weibchen legt, sind zart- und glattschalig, mattglänzend und grünlich braungrau von Farbe.

Sobald das Gelege vollzählig ist und das Brüten beginnt, ändert das Männchen sein Betragen. Die Brut beansprucht auch seine Thätigkeit; es muß die Gattin wenigstens auf einige Stunden, gegen Mittag, im Brüten ablösen und findet schon um deshalb weniger Zeit zum Singen — vielleicht, gelangweilt durch das Stillsitzen, auch weniger Lust. Noch schlägt es, der Gattin und sich selbst zur Freude, aber fast nur am Tage, kaum mehr des Nachts. Das Nest bewacht es sorgsam, die Gattin hält es zu eifrigem Brüten an: ein Sprosser, dessen Weibchen Bäßler vom Neste jagte, unterbrach sofort seinen Gesang, stürzte sich nach der Gattin hin und führte sie „mit Zornesrufen und Schnabelbissen zur Pflicht der Häuslichkeit zurück“. Nahenden Feinden gegenüber zeigen sich die um die Brut

besorgten Nachtigallen sehr ängstlich, aber auch wieder muthig, indem sie eine wahrhaft rührende und — gefährliche Aufopferung an den Tag legen.

Die Jungen werden mit allerlei Gewürm großgefüttert, wachsen rasch heran, verlassen das Nest schon, „wenn sie kaum von einem Zweige zum andern flattern können“, und bleiben bis gegen die Mauser hin in Gesellschaft ihrer Eltern. Diese schreiten nur dann zu einer zweiten Brut, wenn man ihnen die Eier raubte: die Erziehung der einen Kinderschar scheint sie vollständig in Anspruch zu nehmen. Ihre Zärtlichkeit zu der Brut erleidet keinen Abbruch, wenn man die Jungen vor dem Flüggewerden dem Nest entnimmt, in ein Gebauer steckt und dieses in der Nähe des Nestortes aufhängt; die treuen Eltern füttern auch dann ihre Kinder, als ob sie noch im Neste säßen.

Schon kurze Zeit nach ihrem Eintritte in die Welt beginnen die jungen Männchen ihre Kehle zu proben: sie dichten, wie der Kundige sagt, d. h. sie versuchen, zu singen. Dieses Dichten hat allerdings mit dem Schlage ihres Vaters keine Aehnlichkeit. Der Lehrmeister schweigt aber auch bereits mit seinen Liedern, wenn seine Sprößlinge mit ihrem Stammeln beginnen; denn bekanntlich endet schon um Johanni der Nachtigallenschlag. Noch im nächsten Frühlinge lernen die jugendlichen Sänger; ihre Lieder sind anfangs leise und stümperhaft: erst die erwachende Liebe, so scheint es, bringt ihnen volles Verständniß der herrlichen Kunst, in welcher sie später Meister sind.

Im Juli wechseln die Nachtigallen ihr Kleid, nach der Mauser zerstreuen sich die Familien; im September begibt sich Alt und Jung auf die Wanderschaft, gewöhnlich wiederum zu Familien, unter Umständen auch zu Gesellschaften vereinigt. Sie reisen rasch und weit, machen sich aber in der Fremde wenig bemerklich; ich habe sie nur sehr einzeln in den Waldungen Südnubiens und Ost-Sudahns angetroffen.

Der vielen Feinde halber, welche den Nachtigallen und zumal ihrer Brut nachstellen, thut der vernünftige Mensch nur seine Schuldigkeit, wenn er den edlen Sängern Plätze schafft, auf denen sie möglichst geschützt leben können. In größeren Gärten soll man, wie der um den Thierschutz so hochverdiente Lenz räth, dichte Hecken pflanzen, aus Stachelbeerbüschchen bestehende z. B. und alles Laub, welches im Herbste abfällt, dort liegen lassen. Derartige Plätze werden bald aufgesucht, weil sie allen Anforderungen entsprechen. Das dichte Gestrüpp schützt, das Laub wird zum Sammelplatze von Würmern und Kerfen und verräth den sich nahenden Feind. Noch mehr, als vor vierbeinigen und geflügelten Räubern, hat man die Nachtigallen vor nichtsnutzigen Menschen zu wahren. So klug sie sind, so wenig scheuen sie sich vor Fallen, Schlingen und Netzen; auch das einfachste Fangwerkzeug berückt sie. Dann kommen alle Leiden der Gefangenschaft über sie. Alte Nachtigallen, welche eingefangen werden, wenn sie sich schon gepaart haben, sterben regelmäßig auch bei der besten Pflege, jüngere, vor der Paarung ihrer Freiheit beraubte, ertragen die Gefangenschaft nur dann, wenn ihnen die sorgsamste Wartung zu Theil wird. Ich will Niemand zu Versuchen ermuntern, Nachtigallen einzugewöhnen, und übergehe deshalb die Art und Weise der Pflege im Käfig mit Stillschweigen: Derjenige meiner Leser, welcher sich berufen fühlt, Nachtigallen zu halten, wird auch ohne mich das Nöthige erfahren können. Den Unberufenen aber erinnere ich an das weiter oben Gesagte. Da, wo man im Frühling vom Fenster aus oder wenigstens vor dem Thore Nachtigallen schlagen hört, soll man thun, wie der ältere Naumann that. Dieser Würdige, welcher die verschiedenartigsten Singvögel im Gebauer hielt, um sich an ihren Liedern zu ergötzen, hat niemals Nachtigallen eingekerkert: weil sein Haus ihren Brutplätzen so nahe lag, „daß er in der rechten Jahreszeit, wenn junges Grün den Wald kleidete und die Natur in erneuerter Jugend da stand, zu jeder beliebigen Stunde ihre göttlichen Lieder hören konnte“. Wer aber durch seinen Beruf gebannt ist an das beengende Zimmer, wer keine Zeit oder keine Kraft hat, die herrliche Sängerin zu hören draußen unter freiem Himmel und die rechte Liebe in sich fühlt, Dem, meine ich, soll man seine Nachtigall lassen!

Der Süden Europas, Nordwestasien und Nordafrika beherbergen Sänger, welche in Gestalt und Wesen mit den Nachtigallen große Aehnlichkeit zeigen, aber in gewisser Hinsicht auch wieder an die Rohrsänger erinnern und deshalb von Forschern, welche sie nur als Bälge kennen lernten, zu den letztgenannten Vögeln gestellt worden sind. Naumann hat der Sippe, welche sie bilden, den Namen „Heckensänger“ gegeben; ich habe sie „Baumnachtigallen“ genannt und werde diese Benennung festhalten, weil sie mir die bezeichnendere zu sein scheint. Der wissenschaftliche Name ist Aëdon oder Agrobates.

Die Baumnachtigallen sind große, gestreckt gebaute Erdsänger mit verhältnißmäßig starkem, auf der hohen Firste merklich gebogenen Schnabel, etwas minder hohen Fußwurzeln, als sonst die Regel, ziemlich kurzen Flügeln, in denen die dritte und vierte Schwinge unter sich gleich lang sind, ziemlich langem und breiten, stark zugerundeten Schwanz und seidenweichem Gefieder von gleichmäßig licht rothbrauner Färbung, welche, wie gewöhnlich, auf der Unterseite bedeutend lichter ist. Die Geschlechter unterscheiden sich nicht, und die Jungen ähneln den Alten, tragen also kein Fleckenkleid.

Man hat drei verschiedene Arten dieser Vögel unterschieden, welche sich ungefähr ebenso nah stehen, wie Sprosser und Nachtigall, und daher oft auch als Spielarten angesehen werden. Hinsichtlich der Lebensweise und Sitten dieser Drei sind noch keine Unterschiede bemerkt worden, und somit scheint es mir gerechtfertigt zu sein, wenn ich das mir Bekannte zusammenstelle und auf die in Spanien lebende Art oder Unterart beziehe.

Die Baumnachtigall (Aëdon galactodes) ist auf der Oberseite rostrothgrau, welche Färbung auf dem Scheitel dunkler, im Nacken mehr graulicher erscheint, auf der Unterseite dagegen graugelblich- oder schmuzigweiß, mit röthlichem Anfluge an den Halsseiten und rostgelblichen an den Weichen; die Wange ist weißbräunlich, ein weit nach hinten reichender Brauenstreifen weiß; die Schwingen, Flügeldeckfedern und Oberarmschwingen sind braun, erstere schmal lichtbräunlich, letztere breit rostgelb gesäumt; die Steuerfedern sind, mit Ausnahme der mittleren, dunkleren schön rostroth, an der Spitze weiß, vorher durch einen rundlichen Flecken von schwarzbrauner Farbe gezeichnet. Das Auge ist dunkelbraun, Schnabel und Füße sind röthlich. Die Jungen ähneln den Alten. Die Länge beträgt gegen 7, die Breite 11, die Fittiglänge über 3, die Schwanzlänge gegen 3 Zoll, beim Männchen, wie beim Weibchen.

Vollkommen unabhängig von Graf von der Mühle und Lindermayer, deren Beobachtungen mir erst später bekannt wurden, aber durchaus übereinstimmend mit beiden, habe ich schon früher die Baumnachtigall als die nächste Verwandte unserer Sängerkönigin bezeichnet. Sie ersetzt diese nicht, aber sie vertritt sie da, wo jene fehlt, fast vollständig, soweit es sich um Lebensweise und Betragen handelt. Deshalb kann es mich auch keineswegs beirren, wenn A. v. Homeyer, dessen Scharfsinn übrigens wohl zu würdigen ist, hervorhebt, daß die Eigenthümlichkeit des Jugendkleides unseres Vogels durchaus nicht geeignet sei, ihn mit der eigentlichen Nachtigall in nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu bringen. Daß auf diesen einen Punkt ein besonderes Gewicht nicht gelegt werden darf, beweisen andere Singvögel, so namentlich die Steinschmätzer. Wenn es zwei Vögel verschiedener Sippen gibt, welche in ihrem Wesen sich ähneln, so sind es die beiden in Rede stehenden. Unterschiede im Betragen werden bei genauerer Beobachtung allerdings auch bemerklich; sie sind aber so unerheblich, daß sie für die systematische Stellung gar nicht in Frage kommen können.

Die Baumnachtigall bewohnt vorzugsweise jene dürren, d. h. nur vom Regen befeuchteten Stellen des Südens, welche spärlich mit niederem Buschwerk bestanden sind, ohne jedoch besser bebaute Oertlichkeiten und bezüglich die Nähe menschlicher Wohnsitze zu meiden. Dies bleibt sich gleich in Spanien, wie in Griechenland, in Egypten, wie in der bereits wiederholt erwähnten Samhara oder der innerafrikanischen Steppe. In Spanien und Griechenland sind es vor allem anderen die Weinberge und Oelbaumpflanzungen, welche ihr Herberge geben, in Nordostafrika siedelt sie sich in trockenen Gärten oder zwischen den Hütten der Dörfer an, vorausgesetzt, daß es hier an dichten Büschen nicht

fehlt. Im Urwalde habe ich sie selten gesehen, im dünnbestandenen Steppenwalde ist sie häufig, hohe Gebirgs-, nicht aber Bergwaldungen scheint sie zu meiden.

Lindermayer glaubt, daß Griechenland der einzige Brutort der Baumnachtigall sei und behauptet, daß sie in Afrika nur in den Wintermonaten beobachtet worden wäre, irrt sich aber in doppelter Hinsicht; denn dieselbe Baumnachtigall, welche in Griechenland lebt, brütet auch in Kleinasien und in — Egypten, ungefähr zu derselben Zeit, wie in Griechenland. Dabei nimmt der genannte Forscher noch außerdem an, daß die spanische mit der griechischen Baumnachtigall gleichartig ist; von ihr aber haben wir in Spanien, Tristam, Homeyer in Algerien das Nest gefunden oder wenigstens die Nestjungen gesehen. Von der innerafrikanischen Art, welche schwerlich jemals den Wendekreis nach Norden hin überschreitet, scheint Lindermayer gar Nichts zu wissen. Soviel mag richtig sein, daß die Scheidegebirge der drei südlichen Halbinseln die nördliche Heimatsgrenze des Vogels bilden und nur selten von ihm überschritten werden, wie es beispielsweise von jenen geschehen ist, welche auf Helgoland und in England (Devonshire) erlegt wurden.

In Mittelafrika ist die Baumnachtigall Standvogel, in Nordafrika und Südeuropa Zugvogel. Sie erscheint in Griechenland und Spanien Mitte oder Ende Aprils, in Egypten kaum früher, und verläßt das Land zu Ende Septembers wieder. Die Männchen kommen zuerst an, die Weibchen folgen einige Tage später nach. Während ihres Zuges macht sie sich allerorten bemerklich; später muß man sie auf ihren Lieblingsplätzen aufsuchen. Hier freilich fällt sie Jedem auf, welcher Augen hat, zu sehen: in Spanien ist der „Rosardo“ (Röthling) oder „Alzarabo“ (Schwanzaufheber) ebenso bekannt, wie bei uns zu Lande das Rothkehlchen. Die Baumnachtigall macht ihrem Namen „Agrobates“ alle Ehre; denn sie liebt es in der That, auf die Spitzen zu gehen. Der höchste Zweig des Lieblingsbusches, der Pfahl, an welchem die Rebe befestigt ist, ein Baumwipfel oder ein Telegraphendraht — das sind Warten, wie sie solche haben mag. Hier sitzt sie, den Schwanz gestelzt, die Flügel gesenkt, mit eingeknickten Beinen, aber ziemlich aufgerichtet; von hier herab trägt sie ihr Lied vor, vonhieraus spät sie nach Beute aus. Entdeckt sie einen Wurm, ein Kerbthier oder etwas Aehnliches, so stürzt sie sich rasch auf den Boden herab, bückt sich, wippt mit dem Schwanze und breitet ihn aus, seine volle Schönheit zeigend, rennt dann eilig ein Stück auf dem Boden dahin, fängt den Raub, ruft dabei behaglich ihr lockendes „Tak, tak“ und kehrt nach demselben Ruhepunkte, welchen sie früher einnahm, wieder zurück. Dasselbe geschieht, wenn sie von hier verjagt wird; es geschieht so regelmäßig, daß der Schütz sie unfehlbar erlegt, wenn er sich in der Nähe einer ihrer Warten anstellt und sie durch einen Jagdhelfer treiben läßt. Sie nimmt, wie die Nachtigall ihre Nahrung nur oder doch hauptsächlich vom Boden auf und sucht deshalb alle nackten Stellen ab, kommt auch auf freie Blößen heraus und läuft namentlich oft auf Wegen und Straßen umher. Ihr Gang und ihr Flug ähneln den Bewegungen der Nachtigall so, daß ich hierin keinen Unterschied habe wahrnehmen können.

Die Baumnachtigall ist klug und vorsichtig, ja selbst scheu, wo sie es nöthig hat, zutraulich da, wo sie es sein darf; sie ist unstät, flüchtig und bewegungslustig in hohem Grade. In Spanien fanden wir sie überall scheu: sie mochte erfahren haben, daß die Spanier Schonung nicht kennen; in Mittelafrika läßt sie den braunen Eingebornen dicht neben sich vorüber gehen, weicht aber dem ihr fremdartig erscheinenden Europäer sorgsam aus. Anderen Vögeln gegenüber ist sie friedfertig; mit Ihresgleichen hingegen liegt sie oft im Streit. Zwei Männchen verfolgen sich mit großem Ingrimm, wirbeln zusammen hoch empor, stürzen sich rasch wieder in die Tiefe und jagen sich pfeilschnell zwischen dem Gebüsch umher oder durch dasselbe, d. h. durch das Gezweig, dabei eine auffallende Gewandtheit beweisend und den prächtigen Schwanz bald breitend, bald wieder zusammenlegend. Ebenso häufig, als in ernster Absicht, mag dieses Jagen ein Spiel, ein Schäkern sein, welches aus reiner Lust an der Bewegung ausgeführt wird.

So ähnlich die Baumnachtigall ihrer Namensverwandten ist, — in einer Hinsicht steht sie weit hinter ihr zurück: ihr Gesang kann sich mit dem der Nachtigall nicht vergleichen. Von der Mühle

nennt ihn „einförmig" und vergleicht ihn mit dem Liede der Grasmücke; ich muß beistimmen, will aber ausdrücklich bemerken, daß er mir, trotz seiner Einfachheit stets recht wohl gefallen hat. Gerade weil die Baumnachtigall an solchen Orten lebt, welche die Nachtigall meidet, und weil sie durch fleißiges Singen Das zu ersetzen sucht, was ihr im Vergleich zu ihrer hochbegabten Schwester abgeht, wird sie dem Thierfreunde lieb und werth. Sie singt während der Brutzeit fast ununterbrochen, auf ihrer Warte sitzend, oder während sie am Boden dahinläuft; sie singt selbst im Fliegen, und die einzelnen Töne sind immerhin wohllautend genug, um zu gefallen.

Die Brutzeit beginnt im zweiten Drittel des Mai, scheint aber lange zu währen; möglicherweise macht das Paar mehrere Bruten. Das große, aber unschöne Nest wird auf Baumstrunken zwischen den stärkeren Aesten oder im dichten Gebüsch aus Reisig, Mos und Grasblättern oder aus weichen Pflanzenstengeln erbaut und seine Mulde mit Haaren, Wolle, Baumwolle und Federn ausgelegt. Tristam meint, der Vogel „scheine nicht eher zu legen, als bis er ein Stück Schlangenhaut gefunden und damit seinen Bau vollendet habe": für Spanien gilt Das nicht; wenigstens haben wir nie etwas Derartiges erfahren. Die Eier haben mit denen anderer Erdsänger keine Aehnlichkeit; sie sind auf trübweißem oder blaugrauem Grunde mit wenig hervortretenden Schalenflecken dunklerer Färbung und außerdem mit braunen Pünktchen und Flecken gezeichnet. Ueber die Aufzucht der Jungen mangelt mir jede Kunde; ich kann nur sagen, daß wir noch Anfangs September, während die meisten Alten bereits in voller Mauser standen, flügge Nestjunge antrafen.

Ob wirklich, wie Tristam angibt, Eier und Junge „die beständige Beute der Lurche" und diese deshalb die schlimmsten Feinde der Baumnachtigallen sind, steht dahin. Sicher werden letztere auch von dem gesammten Raubzeug der beiden ersten Klassen nicht verschont werden, überhaupt mit ihren Verwandten dieselben Gefahren theilen. Der Mensch tritt wohl nur in Spanien als Verfolger der anmuthigen Geschöpfe auf; der Spanier jagt sie, wie alle anderen Sänger, um ihr Fleisch für die Küche zu verwerthen. Im Käfig scheint noch keine Baumnachtigall gehalten worden zu sein.

Erdsänger, deren Familienrechte Niemand bezweifelt, sind die Blaukehlchen (Cyanecula). Ihr Leib ist schlank, der Fittig kurz und ziemlich stumpf, in ihm die dritte und vierte Schwinge gleichlang, der Schwanz mittellang, der Fuß hoch und dünn, der Schnabel gestreckt, vor den Nasenlöchern etwas zusammengedrückt, daher hochrückig, vorn pfriemenspitzig, das Gefieder locker, die Färbung desselben verschieden nach Geschlecht und Alter.

Mein Vater hat zuerst festgestellt, daß die Blaukehlchen, welche in Deutschland vorkommen und höchstens als Spielarten angesehen wurden, als verschiedene Arten zu betrachten sind. Bei den Männchen aller Arten ist die Oberseite tieferdbraun, die Unterseite schmuzig weiß, seitlich und hinterwärts graubraun überlaufen, die Kehle aber prachtvoll lasurblau, mit oder ohne andersfarbigem Stern, nach unten hin in eine schwarze Binde übergehend, welche durch ein schmales, lichtes Bändchen von einem halbmondförmigen Brustflecken geschieden wird; ein Streifen über dem Auge, welcher auf der Stirn zusammenfließt, ist weißlich, der Zügel schwärzlich; die Schwingen sind braungrau, die Schwanzfedern, mit Ausnahme der mittleren, gleichmäßig schwarzbraun, von der Wurzel an zur Hälfte lebhaft rostroth, gegen die Spitze hin dunkelbraun. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß auf seiner Vorderseite grünlich-, auf der Hinterseite gelblichgrau. Bei den Weibchen sind alle Farben blässer, und die Kehlfärbung ist höchstens angedeutet. Die Jungen sind oben auf dunklem Grunde tropfenartig rostgelb gefleckt, unten längsgestrichelt; ihre Kehle ist weißlich. Die Länge beträgt ungefähr 6, die Breite 8½, die Fittiglänge 2¾, die Schwanzlänge 2¼ Zoll.

Die verschiedenen Arten sind hauptsächlich an der Kehlfärbung zu erkennen. So zeigt das Männchen des schwedischen Blaukehlchens (Cyanecula suecica) inmitten des blauen Kehlfeldes

einen zimmtrothen, das weißsternige Blaukehlchen (Cyanecula leucocyana) einen weißen Stern, während dieser der Wolf zu Ehren benannten Art (Cyanecula Wolfii) gänzlich fehlt. Zudem machen sich Größenunterschiede bemerklich: das weißsternige Blaukehlchen ist das größte und stärkste, das Wolf'sche das kleinste und schwächste unter seinen Verwandten. Die Weibchen entsprechen stets den Männchen; es hält aber schwer, sie zu unterscheiden.

Nun haben zwar Einige an Blaukehlchen, welche im Käfig gehalten wurden, beobachtet daß die weißsternige Kehle einfarbig blau wird und später wieder einen weißen Stern erhält und, glaubten deshalb, die Artverschiedenheit wenigstens zweier Blaukehlchen bestreiten zu können; dann aber muß — vorausgesetzt natürlich, daß die Beobachtungen richtig sind oder sich eben nicht auf die weißsternige Art allein beziehen — immer noch die Verschiedenheit des weißsternigen und (meinetwegen



Das schwedische Blaukehlchen (Cyanecula suecica).

auch oder) Wolf'schen Blaukehlchens mit dem schwedischen festgehalten werden, da im ganzen Norden Europas und Asiens ausschließlich die letztgenannte Art vorkommt und ein Uebergang des weißen in den rothen Stern oder späteres Auftreten desselben auf einfarbig blauer Kehle noch nicht beobachtet worden ist. Uebrigens braucht uns der noch ungelöste Streit über Arteinheit oder Artverschiedenheit der Blaukehlchen hier kaum zu kümmern; denn Leben und Betragen aller Arten oder Unterarten sind im wesentlichen dieselben.

Die Blaukehlchen sind heimisch im Norden der alten Welt und besuchen vonhieraus Südasien und Nordafrika. Sie erscheinen bei uns Anfangs April, selten früher, meist erst gegen die Mitte des Monats hin, und reisen im September ihrer Winterherberge zu. Busch- und gras- oder schilfreiche Fluß-, Bach- und Seeufer sind in unserem Vaterlande, die unter dem Namen Tundra bekannten Moräste oder Mossteppen im Norden ihre Wohnsitze; während der Wintermonate nehmen sie in Gärten

und Buschdickichten, auf Feldern, auf hochgrasigen Wiesen, in schilfreichen, nicht allzu wasserreichen Sümpfen und an ähnlichen Orten ihren Aufenthalt. Sie dehnen ihre Wanderung nicht so weit aus, wie andere Sänger, überwintern vielmehr schon in Unter- und Mittelegypten oder in Mittelchina und in Nordindien, streifen aber einzeln doch bis in die südlichen Tiefebenen Ostindiens oder bis in die Waldungen des oberen Nilgebietes hinab. Auf ihrer Reise pflegen sie bestimmte Straßen einzuhalten, Fluß- und Bachthäler z. B., und hier an gewissen Stellen, unzweifelhaft solchen, welche ihren Anforderungen ans Leben am besten entsprechen, sehr regelmäßig zu rasten. Während des Frühlingszuges wandern die Männchen einzeln den Weibchen voraus; im Herbst zieht Alt und Jung gesellschaftlich; im Frühling folgen die Reisenden ausschließlich den Bach- oder Flußufern, im Herbst binden sie sich nicht an diese natürlichen Straßen, sondern ziehen gerade durch das Land, über Tags in Feldern rastend, deren Frucht noch nicht eingeheimst wurde; sie kommen dann, wenn schon sehr vereinzelt, sogar mitten in der kahlen, dürren Wüste vor.

Für den Sommeraufenthalt des Blaukehlchens sind feuchte Buschdickichte nah am Wasser die erste, ja, die alleinige Bedingung. Deshalb meidet es in Deutschland während der Brutzeit Gebirge fast gänzlich, während es im Norden, in Norwegen z. B., gerade die Höhen vorzieht, weil hier auf den breiten Fjelds der Berge See an See, oder mindestens Pfuhl an Pfuhl sich finden, durch hunderte von kleinen Bächen verbunden und wie diese mit niederem Gestrüpp eingefaßt und umgeben. Solche Oertlichkeiten sind Paradiese für unsere Vögel, und ihnen müssen diejenigen Niederungen Deutschlands ähneln, in denen es dem Blaukehlchen gefallen, in denen das nach Vermehrung seines Geschlechtes strebende Paar sich ansiedeln soll. Glücklicherweise fehlt es in den Thälern unserer größeren Flüsse und der Ströme an derartigen Stellen nicht.

Das Blaukehlchen ist ein liebenswürdiger Vogel, welcher sich jeden Beobachter zum Freunde gewinnt. Nicht seine Schönheit allein, auch, und wohl noch in höherem Grade, sein Betragen, seine Sitten und Gewohnheiten ziehen uns an und fesseln uns. Wie bei den meisten Erdsängern, ist beim Blaukehlchen leibliche und geistige Begabung in glücklichster Weise vereinigt. Die größte Gewandtheit der Bewegung zeigt es auf dem Boden; es ist der Erdsänger im eigentlichen Sinne des Worts. Sein Gang ist kein Schreiten, sondern ein Hüpfen; die einzelnen Sprünge folgen sich aber so rasch, daß man sie nicht unterscheiden kann und im laufenden Blaukehlchen eher einen Rennvogel, als einen Sänger zu sehen glaubt. Dabei ist es ihm gleichgiltig, ob es sein Weg über trocknen oder schlammigen Boden, über freie Stellen oder durch das verworrenste Busch- und bezüglich Grasdickicht führt: es versteht es meisterhaft, überall fortzukommen. Im Gezweige selbst hüpft es wenig herum, sondern fliegt höchstens von einem Aste zum andern und bleibt da, wo es aufflog, ruhig sitzen. Auf dem Boden sitzend oder laufend, macht es einen sehr angenehmen Eindruck: es trägt sich sehr aufrecht und den Schwanz ziemlich gestelzt, sieht deshalb selbstbewußt, ja keck aus; wenn es auf einem Zweige sitzt, nimmt es sich viel weniger gut aus. Der Flug ist schnell, aber nicht besonders gut; er geschieht in größeren oder kleineren Bogen, wird aber selten weit ausgedehnt. Gewöhnlich erhebt sich der Vogel nur einige Fuß über den Boden und senkt sich beim ersten Versteck, welches er auffindet, wieder zu ihm hernieder, um seinen Weg laufend fortzusetzen. Die Sinne stehen mit denen der Nachtigall ungefähr auf gleicher Stufe, der Verstand auf gleicher Höhe. Das Blaukehlchen ist klug und merkt sehr bald, ob ihm ein anderes Wesen in freundlicher oder wohlwollender Absicht entgegentritt. Gewöhnlich zeigt es sich harmlos, zutraulich dem Menschen gegenüber; erfährt es jedoch Nachstellungen, so wird es bald äußerst vorsichtig und scheu. Ungestört, legt es eine unendliche Lebensfreudigkeit, einen beneidenswerthen Frohsinn an den Tag; es ist, so lange es sein tägliches Brod findet, beständig guter Laune, heiter, vergnügt und bewegungslustig, im Frühling auch singfertig. Mit andern Vögeln lebt es im tiefsten Frieden, mit Seinesgleichen neckt es sich gern herum; aus solchem Spiel kann aber bittrer Ernst werden, wenn die Liebe und mit ihr die Eifersucht rege wird. Dann kann es kommen, daß zwei Männchen einen Zweikampf beginnen und mit größter Erbitterung fortführen, ja, nicht eher von einander ablassen, als bis der eine Gegner dem andern erlegen ist.

Zwei Blaukehlchen, welche zusammen ein Zimmer, einen Käfig bewohnen, gerathen oft miteinander in Zwiespalt und streiten sich zuweilen so heftig, daß eins unter den Bissen des andern verendet.

Das so vielen Sängern geläufige „Tak, tak" ist auch die Lockstimme des Blaukehlchens, ein sanftes „Fied fied", der Laut der Zärtlichkeit, ein unnachahmliches Schnarren der Ausdruck des Zornes. Die Lockstimme wird verschieden betont und gibt dementsprechend verschiedene Gefühle, so auch Angst und Schreck wieder. Der Gesang ist, nach der übereinstimmenden Versicherung meines Vaters, Naumann's, Bäßler's und Anderer, welche selbständig beobachteten, je nach der Art verschieden. Am besten und fleißigsten singt das Wolf'sche, am schlechtesten das schwedische Blaukehlchen. Bei ihm ist der Schlag, laut Naumann, sehr bezeichnend, „in mehrere kurze Strophen abgetheilt, zwischen denen kleine Pausen gehalten werden. Einige dieser Strophen sind aus hellpfeifenden, sanften und sehr angenehmen Tönen zusammengesetzt, die aber dadurch sehr verlieren, daß sie sehr oft wiederholt werden, ehe eine neue Strophe anfängt. . . . Die größte Eigenheit in diesem Gesange ist ein leises, nur in der Nähe vernehmbares Schnurren zwischen den lauten Tönen, wodurch man zu glauben verleitet wird, der Vogel sänge mit doppelter Stimme". Fast alle Männchen nehmen in ihren ursprünglichen Gesang Töne oder selbst Strophen aus den Liedern anderer Vögel auf, auch wohl Schreie und Rufe nicht singfähiger Thiere: so hat Naumann das „Biswit" der Rauchschwalbe, das „Pikperwik" der Wachtel, den Lockruf des Finken und Sperlings, Töne aus dem Gesang der Nachtigall, der Grasmücken, Laub- und Schilfsänger, das Gekreisch des Fischreihers, das Quaken des Laubfrosches von singenden Blaukehlchen nachahmen hören. Daß diese Nachahmungsgabe auch anderswo bemerkt worden ist, beweisen die Lappen, welche ihr Blaukehlchen den „hundertzungigen Sänger" nennen. — Zum Singen wählt das Männchen gewöhnlich einen erhabenen Sitzort; doch trägt es seine Lieder auch vom Boden aus vor; es singt sogar im Laufen. Mit dem Schwanze wippt es während des Singens viel seltener, als sonst; es begleitet wenigstens nicht jede Strophe mit einer Bewegung des Schwanzes, wie es beim Ausstoßen des Lockrufs regelmäßig zu thun pflegt.

Die Nahrung unserer Sänger entspricht ihrem Aufenthalte. Sie besteht in Gewürm und Kerfen allerlei Art, wie sie feuchte Oertlichkeiten beherbergen, im Herbst auch in Beeren.

Das Nest wird vortrefflich versteckt und ist deshalb schwer aufzufinden. Es steht immer nah am Wasser, meist am Ufer von Gräben oder Bächen, nach Hinz stets auf der Seite, welche die Morgen- oder Mittagssonne bescheint, auf oder dicht über dem Boden, in Erdhöhlen, welche es halb verdecken, zwischen Gewurzel oder Gestrüpp, ist ziemlich gut gearbeitet, verhältnißmäßig groß, oben stets offen, auf einer Grundlage von dürrem Weidenlaub und feinem Reisig aus Halmen und feinen Pflanzenstengeln erbaut und innen mit zarten Hälmchen, in nördlichen Gegenden auch wohl mit Haaren und Federn ausgefüttert. Mitte Mai's findet man in ihm sechs bis sieben sehr zartschalige Eier von lichtblaugrüner Grundfarbe, welche mit rothbraunen Punkten gefleckt oder am stumpfen Ende bräunlich gewölkt sind. Die Bebrütung währt etwa zwei Wochen und wird von beiden Alten abwechselnd besorgt; die Jungen, welche mit allerlei Gewürm und kleinen Kerfen großgefüttert werden, verlassen das Nest, ehe sie noch fliegen können und rennen anfänglich mit der Hurtigkeit der Mäuse auf dem Boden dahin, geführt und geleitet von ihren Eltern. Letztere schreiten, sobald sie sich der Sorge um ihre Kinderschar enthoben fühlen, in günstigen Sommern wahrscheinlich zu einer zweiten Brut.

Die Oertlichkeit, welche das Blaukehlchen bewohnt und seine Gewandtheit schützen es vor vielen Feinden, welche anderen Sängern gefährlich werden. Die brütenden Alten und noch mehr die Eier und die unbeholfenen Jungen fallen dem spürenden Fuchs, den kleinen schleichenden Raubthieren und den Ratten gewiß nicht selten zur Beute; sonst aber lebt Alt und Jung ziemlich unbehelligt. Eine Jagd mit dem Feuergewehr weiß der gewandte Vogel oft sehr zu erschweren, und seine unvergleichliche Fertigkeit, sich zu verstecken, kommt ihm dabei ausgezeichnet zu statten. Merkt er Gefahr, so pflegt er mit wahrer Schlauheit sich immer da aufzuhalten, wo dichte Büsche oder Hecken ihn dem Auge des Jägers entziehen; er deckt sich durch derartige Schutzwälle förmlich kunstgerecht. Dagegen kann er

dem ködernden Mehlwurm kaum widerstehen und wird deshalb mit dem einfachsten Fangwerkzeug berückt.

Gefangene Blaukehlchen sind eine wahre Zierde des Gebauers. Bei geeigneter Pflege werden die klugen Geschöpfe bald und in hohem Grade zahm, so wild und scheu sie sich anfangs auch geberdeten; sie singen dann fleißig und erfreuen also ihren Gebieter in jeder Hinsicht. Leider ertragen sie nur ausnahmsweise mehrere Jahre die Gefangenschaft: sie verlangen die sorgfältigste Wartung, zumal gutes Futter und dieses recht reichlich, um ausdauern zu können.

Als die nächsten Verwandten der Blaukehlchen und wenn man will als Uebergangsglieder von ihnen zu gewissen Schilfsängern, darf man die Rubinnachtigallen (Calliope) ansehen: asiatische Erdsänger mit mittellangem und mittelstarken Schnabel, kräftigen, mäßig hochläufigen, großzehigen Füßen, mittellangen Flügeln, deren erste Schwinge stark verkürzt ist, verhältnißmäßig kurzem, leicht gerundeten Schwanze, dessen Seitenfedern zugespitzt sind (während die beiden Mittelfedern ebenfalls sich abrunden) und knapp anliegendem, glatten Gefieder.

Unter den wenigen Arten dieser Sippe, welche man kennt, ist die Calliope (Calliope camtschatcensis) besonderer Erwähnung werth, weil sie sich, Temminck's Angaben zu Folge, nach Europa verflogen und dadurch unter den Vögeln dieses Erdtheils Bürgerrecht erlangt hat. Ihr Gefieder ist auf der Oberseite olivenbraun, auf Kopf und Stirn am dunkelsten, auf der Unterseite schmuzig weiß, d. h. seitlich graulich olivengrün, und auf der Brustmitte weiß; ein Augenbrauenstreifen ist seidig weiß, der Zügel darunter schwarz, die Kehle prachtvoll rubinroth, ein sie umgränzendes nach unten hin in Braungrau oder Aschgrau übergehendes Band schwarz. Beim Weibchen sind alle Farben blässer, die der Kehle nur angedeutet. Die Jungen sind auf dunkelbraungrauem Grunde hellrostgelb längsgefleckt. Die Länge beträgt 6, die Fittiglänge 3, die Schwanzlänge 2½ Zoll (englisch).

Lichte Vorwälder Nordostasiens, in denen dichtes Unterholz steht, Weidendickichte längs der Flußufer, Hecken und Gebüsche auf feuchtem Grunde sind die eigentlichen Wohnsitze der Calliope. Hier erscheint sie, nach Middendorf, in der zweiten Hälfte des Mai, ausnahmsweise aber auch früher und auf ihnen verweilt sie, laut Kittlitz, bis zu Anfang Oktobers, obwohl einige auch schon Ende Augusts auf die Wanderschaft sich begeben. Diese führt sie durch Ostsibirien, die Mongolei, Süd-China, Japan rc. bis nach Ostindien, wo sie, wie Jerdon berichtet, gegen den November hin eintrifft. Swinhoe, welcher sie in der Nachbarschaft von Peking beobachtete und als einen dort häufigen Vogel kennen lernte, glaubt, daß sie schon in China überwintern möge, hat sie jedoch auch nicht später, als Kittlitz in Kamtschatka, im Oktober nämlich, bemerkt.

In ihrer Lebensweise erinnert die Calliope, nach Angabe der Forscher, welche sie lebend beobachteten, ebenso sehr an unsere Blaukehlchen, wie an die Schilfsänger; Radde und Kittlitz vergleichen sie mit jenen, Swinhoe mit diesen. Ihre Nahrung sucht sie auf dem Boden, wie es scheint, hauptsächlich erst mit eintretender Dämmerung, während sie bei Tage ihre Verstecke so wenig als möglich verläßt. Laufend gleicht sie ganz dem Blaukehlchen; sie ist eben so gewandt wie dieses, im Seggengrase vielleicht noch gewandter, den Rohrsängern ähnlicher. Jerdon nennt sie „scheu, ungesellig und still“; Radde bestätigt das Erste, nicht aber das Uebrige. Auf dem Zuge, welchen die Männchen früher antreten, als die Weibchen, halten sie sich gern in Gesellschaften und während des Frühlings „schlägt in dem leichen Laub der Birke oder noch lieber in dem Weidengestrüpp die Calliope ebensowohl bei Tage, wie bei Nacht“. Der Gesang wird sehr gepriesen; er hat auch, sagt Kittlitz, „einen schönen Klang, aber eine zwitschernde, wenig deutliche Melodie“. Mit Europas Nachtigall kann die Calliope also nicht wetteifern. „Keinen schnarrenden Anschlag“, schildert Radde, „kein

darauf folgendes tieferes Pfeifen läßt sie vernehmen; es ist eine leisere Klage, welche sie dem Ohre zuhaucht." . . . „Gleich der Nachtigall schlägt sie drei bis vier Mal mit der Silbe „djuu" an, läßt aber dann einen langen Triller folgen, welcher einigermaßen dem der Feldlerche ähnelt. Das Schnarren fehlt nicht immer, ist aber stets sehr schwach." Gegen die Brutzeit hin, welche in den Juni fällt, singt das Männchen viel, zumal in den Nachtstunden. Es sitzt dabei gewöhnlich auf dem Wipfel eines kleinen Birken- oder Erlenbaumes, „bläst die Kehle auf, wie unsere Nachtigall thut, breitet, wie das Blaukehlchen, die Flügel etwas aus und trägt zugleich den Schwanz im rechten Winkel aufgehoben, doch ohne ihn auszubreiten oder zu bewegen". — Die Weibchen halten sich, während das Männchen singt, wie immer sehr verborgen im niederen Gebüsch und kommen nicht oder nur auf Augenblicke zum Vorschein.

Kittlitz, welcher Vorstehendes berichtet, suchte vergeblich nach dem Neste der Calliope; Middendorf fand mehrere in der Gegend des Taimyr-Flusses auf. Sie waren immer auf dem Boden angelegt, zwischen den Stämmchen verkrüppelter Weiden, dicht am Flusse, und regelmäßig auf Flächen, welche im Frühjahre überschwemmt und mit Sand- und sonderbar zusammengethürmten Treibholzhaufen bedeckt worden waren. Das Nest gehört zu den kunstvollen, indem es nicht nur überdacht, sondern überdies mit einer kurzen, dem Sande wagrecht anliegenden Eingangsröhre versehen ist. Das Gelege enthält bis fünf Eier von gleichmäßig blaulichgrüner Farbe, welche denen des Alpenflühvogels täuschend ähnlich sind. Ende Junis brüteten, nach Middendorf's Erfahrungen, die Vögel eifrig. „Näherte man sich einem Neste, so schlüpfte das Weibchen, ohne aufzufliegen, hervor, gewann, in geduckter Stellung forthüpfend, den nächsten Treibholzhaufen und verkroch sich in den Zwischenräumen." Ende Augusts trugen Junge, welche Kittlitz erlegte, noch das Jugendkleid.

In China ist die „Hung-po" (Rothbrust) oder „Chin-po" (Goldbrust), wie die Calliope hier genannt wird, ein allgemein bekannter Liebling der Thierfreunde. Sie wird oft gefangen gehalten und zwar nicht im Gebauer, sondern vermittelst eines ihr um den Hals geschlungenen Fadens, angefesselt an einem Zweige, wie es im Norden des himmlischen Reiches, laut Swinhoe, überhaupt üblich ist. Durch Radde erfahren wir, daß die Gefangenen bis gegen den September hin singen.

Wahrscheinlich läßt sich die Calliope ebenso leicht in Fallen berücken, wie unser Blaukehlchen, dem sie auch darin ähnelt, daß sie dem Jäger gegenüber höchst vorsichtig ist. Einige Männchen, welche Radde in einer Hecke auffand, ließen sich erst in der Dämmerung beschleichen, sonst aber kaum nahe kommen. „Hielt ich mich", sagt unser Gewährsmann, „um sie zu schießen, links von der Hecke, so schlüpften sie sehr geschickt durch die kleinen Oeffnungen auf die rechte Seite und umgekehrt." Genau so verfahren, wie wir wissen, die Blaukehlchen.

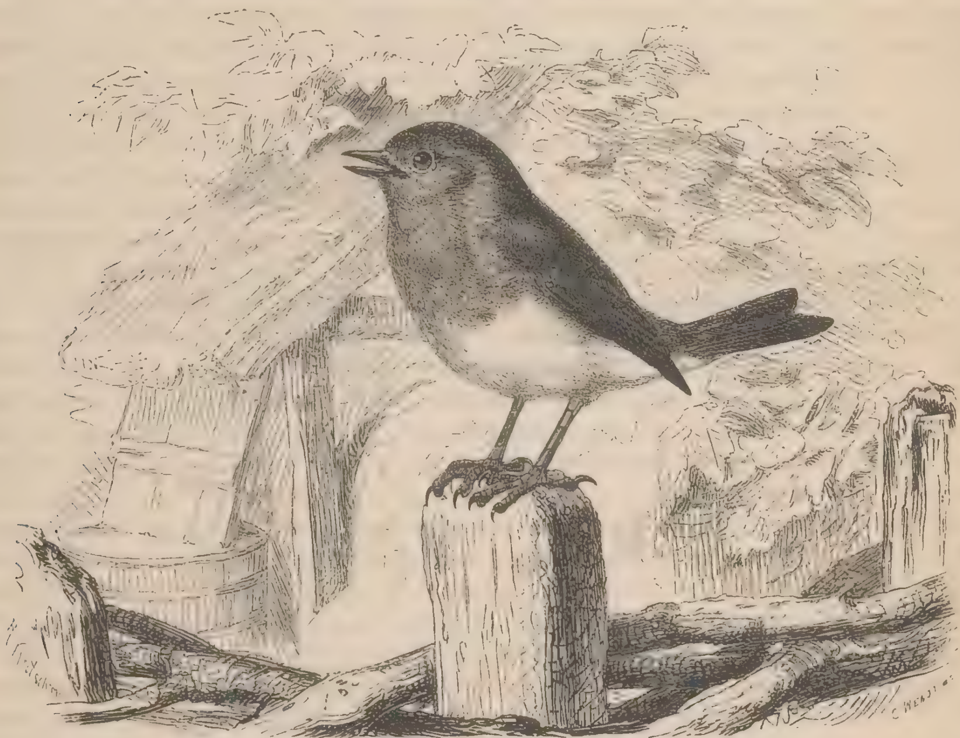
Das letzte Mitglied der Familie, welches ich zu schildern habe, ist unser allbekanntes Rothkehlchen oder Rothbrüstchen, Kehl-, Wald-, oder Winterröthchen, Rothkröpfchen oder Rothbärtchen (Rubecula sylvestris). Ein drosselartiger, auf der Oberfirste etwas gebogener, vor dem angedeuteten Haken seicht eingekerbter Schnabel, mittelhohe, schwache Füße, ziemlich kurze und schwächliche Flügel, in denen die vierte und fünfte Schwinge die andern an Länge überragen, ein mittellanger, aus zugespitzten Federn bestehender, in der Mitte leicht ausgeschnittener Schwanz und ein lockeres, weitstrahliges, bei beiden Geschlechtern gleichfarbiges, in der Jugend geflecktes Gefieder sind die Kennzeichen der Sippe, deren Vertreter es ist. Die Oberseite ist dunkelolivengrau, die Unterseite graulich, Stirn, Kehle und Oberbrust sind gelbroth. Das Weibchen ist etwas blässer, als das Männchen; die Jungen zeigen oben auf olivengrauem Grunde rostgelbe Schaftflecken, unten auf mattrostgelbem Grunde graue Schaftflecken und Ränder. Das große Auge ist braun, der Schnabel schwärzlichbraun, der Fuß röthlich hornfarben. Die Länge beträgt 5½, die Breite 8½, die Fittiglänge 2¾, die Schwanzlänge 2½ Zoll.

Es scheint, daß unser Rothkehlchen nur in Europa heimisch ist, sich wenigstens nicht weit über die Grenzen dieses Erdtheils hinaus verbreitet. Auf seinem Zuge besucht es Nordwestafrika und

seine Inseln; die Hauptmenge der uns im Winter verlassenden Rothkehlchen bleibt aber schon in Südeuropa wohnen.

In Deutschland ist das Rothkehlchen überall gemein. Jeder Wald, in welchem sich dichtes Unterholz und feuchte Stellen finden, bietet ihm einen seinen Anforderungen entsprechenden Wohnsitz, und während seiner Reisen besucht es jedes Gebüsch, jede Hecke, im Gebirge wie in der Ebene, im Felde wie im Garten unmittelbar vor oder zwischen den Wohnungen der Menschen.

Es ist ein liebenswürdiges Geschöpf, welches sein munteres, fröhliches Wesen bei jeder Gelegenheit bekundet. Auf dem Boden sitzend, trägt es sich aufrecht, die Flügel etwas hängend, den Schwanz wagrecht, auf Baumzweigen sitzend, etwas lässiger. Es hüpft leichten Sprunges rasch, meist aber in Absätzen über den Boden oder auf wagrechten Aesten dahin, flattert von einem Zweige zum andern und fliegt sehr gewandt, wenn auch nicht regelmäßig, über kurze Entfernungen halb hüpfend, halb



Das Rothkehlchen oder Rothbrüstchen (Rubecula sylvestris).

schwebend, — schnurrend, wie Naumann sagt —, über weitere Strecken in einer aus kürzeren oder längeren Bogen gebildeten Schlangenlinie, schwenkt sich hurtig zwischen dem dichtesten Gebüsch hindurch und bekundet überhaupt eine große Behendigkeit. Gern zeigt es sich frei auf einem hervorragenden Zweige oder auf dem Boden, ungern aber, bei Tage wohl kaum, fliegt es in hoher Luft dahin; es ist vielmehr stets mehr auf seine Sicherung bedacht, so keck es sonst auch zu sein scheint. Den Menschen fürchtet es übrigens kaum; es scheint zu wissen, daß seine harmlose Zutraulichkeit von jedem Vernünftigen gewürdigt und durch Schonung vergolten wird. Dagegen kennt es gar wohl seine natürlichen Feinde und bekundet bei ihrem Erscheinen seine Angst oder Besorgniß. Schwachen Geschöpfen oder Seinesgleichen gegenüber zeigt es einen liebenswürdigen Muthwillen, aber auch Necklust und unliebenswürdige Zanksucht; es lebt deshalb nicht eben gesellig und selten in Frieden. Doch hat man andrerseits auch das gute Gemüth kennen gelernt und erfahren, daß es unter Umständen

höchst mitleidig, ja barmherzig sein kann. Verwaiste Singvögel, welche noch nicht im Stande sind, sich durchs Leben zu helfen, haben in Rothkehlchen treue Pflegeeltern, Kranke der eigenen Art barmherzige Helfer gefunden. In meinem Heimatsorte wurde eine wahrhaft erhebende Beobachtung gemacht. Zwei Rothkehlchenmännchen, welche ein und denselben Käfig bewohnten, lebten beständig in Hader und Streit. Sie mißgönnten sich jeden Bissen, ja, wie es schien, die Luft, welche sie athmeten; sie bissen sich aufs Heftigste, jagten sich wenigstens wüthend in dem ihnen gegönnten Raume umher. Da geschah es, daß Eins durch einen unglücklichen Zufall das Bein brach. Von Stund an war aller Kampf beendet. Das gesunde Männchen hatte all seinen Groll vergessen, nahm sich mitleidig des schmerzgepeinigten Kranken an, trug ihm Nahrung zu und pflegte ihn überhaupt aufs Sorgfältigste. Der zerbrochene Fuß heilte, das krankgewesene Männchen war wieder kräftig wie vorher: aber der Streit zwischen ihm und seinem Wohlthäter war für immer beendet! — Ein anderes männliches Rothkehlchen, von welchem Snell Kunde erhielt, wurde am Neste seiner Jungen gefangen und mit diesen in das Zimmer gebracht. Es widmete sich nach wie vor der Pflege derselben, fütterte und wärmte sie und zog sie glücklich groß. „Etwa acht Tage später brachte der Vogelsteller ein anderes Nest mit jungen Rothkehlchen in das Zimmer zu dem alten Männchen, welches er zurückbehalten hatte. Und siehe da: als die Jungen hungrig wurden und laut zu werden anfingen, kam der Vogel heran, betrachtete sie lange, eilte dann zu dem Näpfchen mit Ameisenpuppen, begann das Pflegevatergeschäft mit der größten Emsigkeit und zog auch diese Jungen groß, als ob es seine eigenen gewesen wären.“ Naumann erfuhr Aehnliches, als er einen jungen Hänfling auffüttern wollte. Der ewig hungrige Vogel schrie fortwährend und erregte dadurch die Theilnahme eines im Zimmer umherfliegenden Rothkehlchens. Es begab sich zu dem Käfig des Schreihalses und wurde von diesem um Futter gebeten. „Sogleich flog es zum Tisch, holte Brodkrümchen, stopfte ihm damit das Maul und that dieses endlich so oft, als sich der Verwaiste meldete.“ — Auch im Freien schließt das Rothkehlchen zuweilen innige Freundschaft mit andern Vögeln. „In einem Gehölze unweit Köthen“, erzählt Päßler, „ist der merkwürdige Fall vorgekommen, daß ein Rothkehlchen mit dem Fitislaubvogel in ein Nest gelegt hat. Letzterer hat das Nest gebaut, beide haben je sechs Eier gelegt, beide haben in Eintracht zu gleicher Zeit auf den zwölf Eiern gebrütet.“ Das warme Gemüth des liebenswürdigen Vogels ist also hinlänglich bewiesen.

Aber das Rothkehlchen hat noch andere gute Eigenschaften. Es ist einer unserer lieblichsten Sänger. Sein Lied besteht aus mehreren mit einander abwechselnden flötenden und trillernden Strophen, welche laut und gehalten vorgetragen werden, so daß der Gesang feierlich klingt. Dieses Lied nun ist im Zimmer ebenso angenehm, wie im Walde, und deshalb wird unser Vogel sehr häufig zahm gehalten. Er gewöhnt sich bald an die Gefangenschaft, verliert rasch alle Scheu, welche er anfänglich noch zeigte, und bekundet dafür wieder seine altgewohnte Zutraulichkeit dem Menschen gegenüber. Nach einiger Zeit gewinnt er seinen Pfleger ungemein lieb und begrüßt ihn mit lieblichem Zwitschern, aufgeblasenem Kropfe und allerhand artigen Bewegungen. Bei geeigneter Pflege hält er viele Jahre lang in der Gefangenschaft aus und scheint sich vollständig mit seinem Lose auszusöhnen. Man kennt Beispiele, daß Rothkehlchen, welche einen Winter im Zimmer verlebt hatten und im nächsten Frühjahre freigelassen worden waren, im Spätherbst sich wiederum im Hause ihres Gastfreundes einfanden und diesen gleichsam baten, sie wieder aufzunehmen; man hat einzelne zum Aus- und Einfliegen gewöhnt, ja, ein Paar hat sich im Zimmer sogar fortgepflanzt. Ein so liebenswürdiges Geschöpf muß sich die Zuneigung des Menschen erwerben.

Das Rothkehlchen erscheint bei uns bereits im Anfange des März, falls die Witterung es irgend erlaubt; es hat aber im Vaterlande, dem es den kommenden Frühling kündet, oft noch viel von Kälte und Mangel zu leiden. Es reist des Nachts und einzeln, laut rufend, in hoher Luft dahin und senkt sich mit Anbruch des Tages in Wälder, Gebüsche und Gärten hernieder, um hier sich zu sättigen und auszuruhen. Sobald es sich fest angesiedelt hat, tönt der Wald wider von seinem schallenden Gelock, einem scharfen „Schnickerikik“, welches oft wiederholt wird und zuweilen trillerartig klingt;

der erste warme Sonnenblick erweckt auch den schönen Gesang. Geht man seinen Tönen nach, so sieht man das Männchen auf dem Wipfelzweige eines der höchsten Bäume der Dickung aufgerichtet, mit etwas herabhängenden Flügeln und aufgeblasener Kehle sitzen, in würdiger, stolzer Haltung, ernsthaft, feierlich, als ob es die wichtigste Arbeit seines Lebens verrichte. Es singt viel, bereits in der Morgendämmerung und bis zum Einbruch der Nacht; es singt im Frühling und zwitschert noch im Herbst. Sein Gebiet bewacht es mit Eifersucht und duldet in ihm kein anderes Paar; aber der Bezirk des einen Pärchens grenzt unmittelbar an den des andern. Inmitten des Wohnkreises, welchen eins sich erwarb, steht das Nest stets nah am Boden, gewöhnlich auf ihm selbst, in Erdhöhlen oder in ausgefaulten Baumstrunken, zwischen Gewurzel, im Mose, hinter Grasbüscheln, sogar in verlassenen Bauen mancher Säugethiere rc. Dürre Baumblätter, mit denen auch eine sehr große Höhlung theilweise ausgefüllt wird, Erdmos, trockene Pflanzenstengel und Blätter oder Mos allein, werden zu den Außenwandungen verwoben, zarte Würzelchen, Hälmchen, Haare, Wolle, Federn zum inneren Ausbau zierlich zusammengeschichtet. Bildet die Höhlung nicht zugleich eine Decke über dem Neste, so wird eine solche gebaut und dann seitlich ein Eingangsloch angelegt. Ende Aprils oder im Anfang des Mai sind die fünf bis sieben zartschaligen, auf gelblichweißem Grunde mit dunkleren, rostgelblichen Punkten über und über bedeckten Eier vollzählig; beide Eltern brüten nun abwechselnd, zeitigen sie in etwa vierzehn Tagen, füttern die Jungen rasch heran, führen und leiten sie nach dem Ausfliegen noch etwa acht Tage lang, überlassen sie dann ihrem eigenen Geschick und schreiten, falls die Witterung es gestattet, zu einer zweiten Brut. Wenn man sich dem Neste oder den eben ausgeflogenen Jungen nähert, stoßen die Alten ihre Lockstimme und den Warnungsruf „Sih", wiederholt aus, und geberden sich sehr ängstlich; die Jungen, deren Gezwitscher man bisher vernahm, schweigen auf dieses Zeichen hin augenblicklich still und klettern mehr, als sie fliegen, im Gezweige empor.

Anfänglich werden die Jungen mit allerlei weichem Gewürm geäzt, später erhalten sie dieselbe Nahrung, welche die Alten zu sich nehmen: Kerfe aller Art und in allen Zuständen des Lebens, Spinnen, Schnecken, Regenwürmer rc.; im Herbst erlabt sich Alt und Jung an Beeren der Wald- und Gartenbäume oder Sträucher. Die harten Schalen der Kerfe werden, zu kleinen Klümpchen geballt, wieder ausgespieen. Daß die Rothkehlchen keine Kostverächter sind, beweisen sie in der Gefangenschaft: sie gewöhnen sich hier nach und nach fast an alle Stoffe, welche der Mensch genießt.

Nach vollendeter Brutzeit, im Juli oder August mausern die Rothkehlchen; nachdem das neue Kleid vollendet, rüsten sie sich allgemach zum Wegzuge. „Wenn man in der Zugzeit des Abends im Zwielicht in einem Walde ist", schildert Naumann, „hört man ihre fröhlichen Stimmen aus jedem Strauche erschallen, — anfangs nahe an der Erde, dann immer höher, bis sie die Baumwipfel erreichen. Hier verstummen sie; denn sowie der letzte Schein des Tages verschwindet, wird Alles still im Walde, und man vernimmt dann ihre Stimme nur in den Lüften. An ihr kann man bemerken, daß sie vom Aufgang der Sonne gegen deren Niedergang ziehen, oder im Frühjahr umgekehrt."

Nunmehr füllt sich die Winterherberge mit diesen lieblichen Gästen. Da, wo man während des Sommers vergeblich nach Rothkehlchen aussah, lugt es jetzt aus jedem Busche hervor. Alle Hochgebirge Süd- und Mittelspaniens, jede Baumhecke, jeder Garten beherbergen die munteren Vögel. Jeder einzelne hat sich auch hier ein bestimmtes Gebiet erworben und weiß es zu behaupten; aber jeder ist bescheidener, als in der Heimat: ein einziger Busch genügt ihm, und die Gesammtheit bildet gewissermaßen nur eine einzige Familie.

Anfänglich sind die Wintergäste still und stumm, als ob das Heimweh noch allzumächtig in ihnen wäre; aber, sobald sich die Sonne hebt, regt sich auch die Lebensfreudigkeit wieder in ihnen: sie singen, sie necken sich, sie kämpfen wieder. Leise, mehr ein Gezwitscher als ein Gesang, ist das Lied, welches man zuerst von ihnen hört; aber jeder neue Tag gibt ihnen neue Freudigkeit, und lange, bevor der Frühling einzog in ihrer Heimat, ist er eingezogen in ihrem Herzen. Der Anfang des Singens ist der Anfang zur Heimkehr.

* *
*

Die nächsten Verwandten der Erdsänger sind die Schmätzer (Monticolae), eine zahlreiche Familie meist buntfarbiger Singvögel von ziemlich verschiedener Größe, aber sehr übereinstimmender Gestalt und Lebensweise. Ueber die Begrenzung der Familie sind die Ansichten der ordnenden Thierkundigen verschieden; denn während Diese einzelne zu den Drosseln zählen, ordnen sie Jene den Erdsängern unter. Betrachtet man aber die Lebensweise als maßgebend, so kann man die betreffenden Vögel nicht trennen, aller in der That zwischen den einzelnen Sippen bestehenden Unterschiede ungeachtet.

Die Kennzeichen der Schmätzer sind: ein schlanker Leib, mittel- oder ziemlich lange Flügel, in denen gewöhnlich die dritte Schwinge die längste ist, ein kurzer, meist gerade ab- oder seicht ausgeschnittener Schwanz, mittelhohe, schlankläufige Beine und ein pfriemenförmiger Schnabel, welcher auf der Firste ein wenig gebogen oder gerade und an der Spitze mit einem sehr kurzen und schwachen Haken versehen ist. Das Gefieder ist reich und locker anliegend, seine Färbung regelmäßig nach Geschlecht und Alter verschieden. Die Männchen sind ausnahmslos schöner als die Weibchen gefärbt, die Jungen gewöhnlich gefleckt. Bei vielen zeichnet sich der Schwanz durch eine besondere, von der des übrigen Gefieders abweichende Färbung aus; es herrschen hier namentlich Weiß und Rostroth vor. Auch die Kehle und Ohrgegend zeigen oft hervorstechende, aber meist dunkle Farben, welche gewöhnlich ein Feld bilden.

Das Reich der Steine ist das Heimatgebiet der Schmätzer: mit wenigen Ausnahmen leben sie nur in felsigen oder wenigstens steinigten Gegenden. Einzelne kommen im Walde oder in Gärten vor, andere halten sich vorzüglich auf Wiesen auf; für die Mehrzahl gilt die Regel. Je wilder und zerklüfteter ein Gebirge, je steiniger eine Gegend ist, um so sicherer wird man ihnen begegnen. Sie umfliegen die kahlen Felsenzinnen, sie beleben die öde Wüste; sie fühlen sich da noch wohl und behaglich, wo andere Vögel an der Möglichkeit, sich zu ernähren, verzweifeln. Dies gilt für den Norden wie für den Süden, für die alte Welt wie für Neuholland; denn auf der Westhälfte der Erde hat diese Familie keinen Vertreter. In ihrer Lebensweise, im Wesen und Betragen ähneln sich, wie schon bemerkt, alle Schmätzer im hohen Grade. Sie sind kluge, aufgeweckte, muntere, bewegliche, unruhige und ungesellige Geschöpfe, welche sich innerhalb des von ihnen gewählten Gebietes paarweise halten und keine andern derselben Art, ja nicht einmal gern Verwandte dulden. Hierdurch unterscheiden sich auch diejenigen Arten, welche man bisher zu den Drosseln zu rechnen pflegte, sehr wesentlich von diesen: sie vereinigen sich nicht einmal auf dem Zuge zu Gesellschaften, geschweige denn während der Brutzeit, sondern leben stets paar-, höchstens familienweise. Bewegungslustig wie sie sind, trifft sie bereits der kommende Tag und noch die einbrechende Nacht munter an. Ueber Tags durchstreifen sie ihr ziemlich ausgedehntes Gebiet unabläßig, immer und immer wieder zu gewissen Lieblingsplätzen zurückkehrend. Ihre Bewegungen sind theilweise eigenthümlich. Alle Arten sind vortrefflich zu Fuße: sie rennen mehr, als sie hüpfen, über den Boden dahin; einzelne wissen sich aber auch im Gezweig der Bäume mit ziemlichem Geschick zu bewegen, wenngleich die große Mehrzahl Bäume meidet und zum Aufsitzen erhabene Steine oder bezüglich Felsvorsprünge wählt. Der Flug ist verschieden, im Allgemeinen aber leicht und fördernd. Viele Arten fliegen selten zu größeren Höhen empor, sondern lieber dicht über dem Boden dahin; diejenigen Arten hingegen, welche höhere Gebirge bewohnen, erheben sich, schon weil sie die Höhe aufzusuchen pflegen, oft hoch über denselben. Beim Aufsitzen und wenn sich irgend welche Erregung ihrer bemächtigt, pflegen sie in einer ihnen eigenthümlichen Weise sich rasch zu bücken und dabei mit dem Schwanze zu zittern, ihn abwärts zu schlagen oder auszubreiten. Hierdurch unterscheiden sie sich von allen andern Sängern.

Die Schmätzer sind größtentheils gute, einzelne von ihnen sogar ausgezeichnete Sänger. Ihre Lieder sind reich an Abwechslung und einzelne Strophen derselben höchst wohllautend. Heiser knarrende Töne fehlen allerdings auch nicht; bei einzelnen kehren sie sogar häufiger wieder, als unserm Ohre lieb ist. Mehrere Arten besitzen ein nicht gewöhnliches Nachahmungsvermögen: sie lernen mit

Leichtigkeit Töne und Strophen aus anderer Vögel Gesängen und mischen sie mit vielem Geschick ihrem eigenen Liede ein.

Alle im Norden der Erde lebenden Arten der Familie sind Zugvögel, welche in den ersten Frühlingsmonaten bei uns eintreffen und bis zum Herbst bei uns verweilen. Schon in Südeuropa aber wohnen einige, welche höchstens streichen, nicht eigentlich wandern. In warmen Gegenden Afrikas und Asiens bleiben fast alle jahraus jahrein an ein und derselben Stelle. Dies wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Schmätzer vorzüglich Kerbthiere verzehren, welche sie vom Boden auflesen oder im Fluge fangen und nur nebenbei und blos zuweilen Beeren oder Früchte zu sich nehmen. Da nun, wo der Winter mit einiger Strenge auftritt, entzieht er ihnen selbstverständlich die Nahrung und zwingt sie zum Wandern, während in südlicheren Gegenden das ganze Jahr ihnen so ziemlich Dasselbe bietet. Bald nach Ankunft in der Heimat oder nach Eintritt des Frühlings der betreffenden Länder schreiten die Paare zur Fortpflanzung. Das Männchen wirbt jetzt unter lebhaften und eigenthümlichen Bewegungen um die Gunst des Weibchens, mit welchem es später das Nest gemeinschaftlich errichtet, sowie es auch an dem Brutgeschäft und der Aufzucht der Kinder willig theilnimmt. Das Nest steht in Felsenspalten und Steinritzen, ausnahmsweise auch in hohlen Bäumen oder im Gebälk von Gebäuden, regelmäßig wohl verborgen. Es ist kein Kunstbau, sondern im Gegentheil unordentlich zusammengeschichtet und nur im Innern wohl ausgebaut. Das Gelege enthält vier bis sechs, meist einfarbige, gewöhnlich blaßblaue Eier.

Einige, jedoch auffallend wenige Schmätzer sind ihres vortrefflichen Gesanges wegen beliebte Stubenvögel. Sie halten bei geeigneter Pflege, obwohl sie nicht ganz anspruchslos sind, jahrelang im Käfig aus, werden sehr zahm, befreunden sich innig mit dem Menschen und erfreuen also in doppelter Hinsicht. Andere dagegen sind viel zu ungestüm und freiheitslustig, als daß sie sich ohne besondere Mühe zähmen ließen. Jenen wird eifrig nachgestellt, und nicht blos der Liebhaber ihres eigentlichen Vaterlands halber, sondern zu Gunsten der Thierfreunde überhaupt; denn gerade mit ihnen wird ein ebenso lebhafter und ausgedehnter Handel getrieben, wie mit anderen guten Singvögeln, welche wir haben. Sonst stellt man den Mitgliedern unserer Familie verhältnißmäßig wenig nach; sogar die mordlustigen Spanier können sich freundlicheren Gefühlen gegen diese Vögel nicht verschließen. Die natürlichen Feinde der Schmätzer sind die gewöhnlichen, welche auch anderem kleinen Geflügel nachstellen; im Ganzen aber haben die vorsichtigen und behenden Thiere verhältnißmäßig wenig vom Raubzeug zu leiden.

Die Rothschwänze (Ruticilla) sind bisher regelmäßig zu den Erdsängern gezählt worden, obgleich sie mit diesen meiner Ansicht nach weit weniger Aehnlichkeit haben, als mit andern Schmätzern. Ihr Leben und Betragen ähnelt diesen, nicht jenen, ja selbst ihre Tracht stimmt unverkennbar mit der vieler Schmätzer so auffallend überein, daß mir schon hierdurch ein Fingerzeig gegeben zu sein scheint.

Die Rothschwänze oder Röthlinge kennzeichnen sich durch schlanken Leib, pfriemenförmigen, an der Spitze des Oberschnabels mit einem kleinen Häkchen versehenen, vor ihr jedoch nicht eingekerbten Schnabel, durch schlanke, hochläufige, schwächliche Füße, ziemlich lange Flügel, in denen die dritte Schwinge die längste ist, einen mittellangen, fast gerade abgeschnittenen Schwanz und durch ein lockeres, je nach Geschlecht und Alter verschiedenfarbiges Gefieder. Sie bewohnen die alte Welt und sind namentlich in Asien durch eine ziemliche Anzahl von Arten vertreten. Fast alle Arten haben sehr viel Uebereinstimmendes, ebensowohl in der Färbung, wie in ihren Sitten und Gewohnheiten.

Unser Hausrothschwanz oder Hausröthling, welcher auch Stadt-, Stein- und Sommerrothschwanz, Rothsterz, Rothzagel, Rottele, Wistling, Hüting, Schwarzbrüstchen ꝛc. genannt wird (Ruticilla atra oder Ruticilla titys), ist schwarz, auf dem Kopfe, dem Rücken

und der Unterbrust mehr oder weniger aschgrau, am Bauche weißlich, auf den Flügeln weiß gefleckt; die Schwanz- und Bürzelfedern sind, mit Ausnahme der beiden mittleren dunkelbraunen, gelblichrostroth. Bei dem Weibchen und dem einjährigen Männchen ist die Hauptfärbung ein gleichmäßiges Tiefgrau; bei den Jungen ist das Grau schwärzlich gewellt. Die Länge beträgt 6, die Breite 10, die Fittiglänge 3⅓, die Schwanzlänge 2½ Zoll.

Man darf behaupten, daß es bei uns zu Lande keinen Menschen gibt, welcher nicht Gelegenheit gehabt hat, einen Hausrothschwanz zu sehen und also auch, ihn kennen zu lernen. In Deutschland gibt es keine Gegend, keine Oertlichkeit, keine Ortschaft, sie sei groß oder klein, in welcher dieser vielbeliebte Vogel nicht in jedem Sommer verweilt. Er gehört zum Gehöft des Landmanns oder zum Hause des Städters, wie der Sperling, wie die Schwalbe zu ihnen gehört; denn er trägt seinen Namen Hausrothschwanz bei uns zu Lande wenigstens mit vollem Rechte. Ausnahmsweise nur wählt er sich einen Wohnsitz, welcher von den Wohnungen entfernt ist: eine Felsenwand, eine Steinmauer, das felsige Ufer eines Gebirgsbaches, wo er mit Stelzen und Wasserschmätzern den Aufenthalt theilt; so geschieht es in Spanien, so auf dem Riesengebirge. Besonders häufig ist er in gebirgigen Gegenden, zumal da, wo Felsen vorwalten, und dadurch gerade bekundet er seine Schmätzernatur. In den Alpen ist er, laut Tschudi, überall zu finden. Er gehört „zu den wenigen Gebirgsthieren, welche dem Menschen vertraulich folgen. Man sieht ihn oft mitten im Schnee auf Felsblöcken sitzen und ohne Scheu den Wanderer erwarten, und wenn im Herbste die Herden schon lange zu Thal gezogen sind, fliegt er noch munter um die verlassenen Hütten“. In Tiefebenen oder Marschländern kommt er weit seltener vor. Nach Norden hinauf verbreitet er sich nicht weit, aber auch im Süden und namentlich in Spanien ist er während des Sommers keineswegs häufig; er bewohnt hier nicht die Gebäude, sondern fast nur, nach meinen Beobachtungen darf ich sagen ausschließlich, Felsenwände. Dies ändert sich freilich im Winter; denn für diese Zeit bilden Südeuropa und wiederum Spanien insbesondere die Herberge der von der Kälte verscheuchten Rothschwänzchen. Dann wimmelt es in den Gebirgen von diesen Vögeln, und wo nur ein einigermaßen versprechendes Plätzchen sich findet, ist es gewiß auch bald besetzt. Bis gegen den März hin währt das Leben in der Fremde, dann wird es stiller und öder in den südlichen Gebirgen; denn Alt und Jung zieht jubelnd wieder der lieben Heimat zu.

Bei uns zu Lande treffen die Hausrothschwänze im letzten Drittel des März ein, in Süddeutschland schon etwas früher. Auch sie reisen einzeln während der Nachtzeit, die Männchen früher, die Weibchen einige Tage später, wie man schließen darf, so eilig als möglich. Sofort nach der Ankunft in der Heimat nimmt das Männchen auf derselben Dachfirste, welche sein Lieblingsaufenthalt war, wieder seinen Stand, und nunmehr beginnt sein reges, lebendiges Sommertreiben. Der Hausrothschwanz ist, wie alle Glieder seiner Familie, ein ungemein regsamer, thätiger, munterer, unruhiger und flüchtiger Vogel. Er ist vom frühesten Morgen an, d. h. ehe der Tag noch graut, bis zum späten Abend und zwar lange nach Sonnenuntergang noch wach und in Bewegung. Sein Lied gehört zu den ersten Gesängen, welche man an einem Frühlingsmorgen vernimmt, seine einfache Weise erklingt noch nach der Dämmerung des Abends. In seinen Bewegungen hat er mit den Erdsängern wenig, mit den Steinschmätzern sehr viel gemein. Er ist außerordentlich hurtig und gewandt, hüpft und fliegt mit gleicher Leichtigkeit und bückt sich oder wippt wenigstens mit dem Schwanze bei jeder Veranlassung, auch wohl ohne eine solche. Seine Haltung im Sitzen ist eine aufgerichtete, welche ihm ein keckes Ansehen verleiht; sein Hüpfen geschieht mit großen Sprüngen, ruckweise oder mit kurzen Unterbrechungen; sein Flug führt ihn, wie Naumann sagt, „fast hüpfend oder schußweis schnurrend, auf weite Strecken aber in einer unregelmäßigen, aus größeren und kleineren Bogen bestehenden Schlangenlinie fort. Er weiß sich meisterhaft zu überpurzeln, zu schwenken, mit Schnelligkeit aus der Höhe herabzustürzen und schnurrend wieder hinaufzuschwingen.“ Seine Flugfertigkeit ist so groß, daß er nach Fliegenfängerart Beute machen, d. h. fliegende Kerbthiere bequem einholen und sicher wegschnappen kann. Die Sinne und namentlich Gesicht und Gehör sind vorzüglich; sein Verstand ist keineswegs gering. Er ist klug

und weiß sehr wohl, seine Feinde zu würdigen, ja, er ist sogar mißtrauisch seinen Freunden gegenüber. Dem Menschen, bei welchem er sich zu Gaste bittet, traut er nie vollkommen, hält sich vielmehr stets in einer bescheidenen Entfernung von ihm, wo möglich auf der Firste des Hausdaches auf. Hier freilich fühlt er sich ganz sicher und nimmt scheinbar keinen Antheil an dem Getreibe unter ihm; selbst das Gewühl der volkreichsten Städte scheint ihn nicht im geringsten zu behelligen. Nach Art seiner Familie ist auch er ein wenig geselliger Vogel. Er liebt es, mit seinem Gatten allein ein gewisses Gebiet zu bewohnen und duldet in ihm kein anderes Pärchen der gleichen Art, neckt und zankt sich auch regelmäßig mit andern Vögeln herum, welche sich in seinem Bereiche niederlassen wollen. Seine Lockstimme ist angenehm, sein Gesang aber nicht viel werth und durch ein sonderbares Schnarren ausgezeichnet. Erstere klingt wie „Fid tek tek“ und wird bei Angst oder Gefahr unzählige Male schnell wiederholt; letzterer besteht aus zwei oder drei Strophen theils pfeifender, theils kreischender und krächzender Töne, welche jedes Wohlklanges baar sind. Aber auch der Hausrothschwanz besitzt die Gabe, anderer Vögel Lieder nachzuahmen. Jäckel hat gehört, daß er den Gesang des Laub-, Garten- und Schilfsängers, der Grasmücke, der Finkmeise, den Lockton der Haubenmeise, des Goldammers, des Zeisigs, ja selbst das Geschwätz der Staaren täuschend nachahmte; mein Vater hat ähnliche Beobachtungen gemacht. Doch läßt unser Vogel, auch wenn er stiehlt, zwischen den erborgten Klängen immer seine krächzenden Laute vernehmen und hat deshalb als Sänger sehr wenig Freunde.

Der Rothschwanz nährt sich fast ausschließlich von Kerbthieren, vorzugsweise aber von Fliegen. Zum Boden herab kommt er selten; er hält sich hier auch nur ausnahmsweise längere Zeit auf und wühlt nie nach Art der Erdsänger im Boden. Wenn die Beeren reifen, sieht man ihn auf Augenblicke in der Tiefe; sonst betreibt er in der Höhe seine Jagd; doch kann das Gebirgsleben auch hierin Aenderungen seines Treibens bewirken: Gloger hat im Riesengebirge Rothschwänze beobachtet, welche wie Steinschmätzer lebten.

Die Fortpflanzung fällt in den April. Im Gebirge nistet der Hausrothschwanz in Felsenlöchern und Ritzen, in der Ebene legt er sein Nest fast ausschließlich in Gebäuden an, bald in Mauerlöchern, mit weiterer oder engerer Oeffnung, bald frei auf Balkenköpfen, auf Gesimsen und auf andern hervorragenden Punkten, welche einigermaßen vor dem Wetter geschützt sind. Zuweilen, aber sehr selten kommt es vor, daß er sich einer Baumhöhlung bemächtigt; in der Regel jedoch überläßt er diese seinen Verwandten. Wo im Gebirge Knieholz und Fichten sich begrenzen und einzelne Felsmassen umgeben oder begrünen, kann er während der Brutzeit zum Waldbewohner werden und sein Nest sogar auf dem Boden, unter Gestrüpp und Gestein anlegen. Das Nest ist schlecht gebaut, wenn es in Höhlungen steht: es füllt diese dann einfach aus, zierlicher gearbeitet dagegen, wenn es frei auf einem Balken errichtet wird. Hier wird allerdings auch ein großer Haufen von Wurzeln, Pflanzenstengeln und Halmen unordentlich zusammengetragen, die Mulde innen aber sehr weich mit vielen Haaren und Federn ausgepolstert. Fünf bis sieben niedliche und zartschalige, glänzend hellweiße Eier bilden das Gelege. Beide Geschlechter brüten, das Männchen freilich nur um die Mittagszeit, ein paar Stunden lang; beide Eltern füttern die Brut groß, und beide nehmen überhaupt gleichen Antheil an ihrem Geschick. Bei Gefahr beweisen sie einen wahrhaft erhabenen Muth und suchen durch allerlei Mittel die Aufmerksamkeit des Feindes von ihren geliebten Kindern abzuwenden. Die Jungen sind sehr bald befähigt, sich selbst zu erhalten, und sobald die Eltern glauben, daß jene hinlänglich geschickt im Gewerbe sind, schreiten sie zur zweiten und selbst zur dritten Brut. Mitunter kommt es vor, daß einzelne Hausrothschwänze gerade während der Brutzeit merkwürdige Freundschaften eingehen. „In meinem Holzstalle“, erzählt Päßler, „legte das Rothschwänzchen in ein Schwalbennest. Als die Erbauer desselben von ihrer Winterreise zurückkamen und ihr Nest besetzt fanden, bauten sie ein anderes dicht neben dem alten. Während die Rauchschwalben noch mit dem Baue beschäftigt waren, fing das Rothschwänzchen an zu brüten und wurde von den emsigen Schwalben oft mit dem Schwanze bedeckt und über das Gesicht gestrichen; es ließ sich nicht stören. Später

fing auch die Schwalbe an zu brüten, und beide Mütter in Hoffnung thaten es in frommer Eintracht. Wenn das Schwalbenmännchen sein Weibchen besuchte und ihm schöne Geschichten von dem blauen Himmel und den fetten Mücken erzählte, wandte es seine Rede auch zuweilen zur Nachbarin. Diese brachte aus, und nun duldete ihrerseits die Schwalbe die Berührung des Futter herzutragenden Röthlingsmännchens. Als die Jungen groß gepflegt waren, wählte das Rothschwänzchen den gegenüberliegenden Wagenschuppen für ein neues Nest. Und siehe! die Schwalben folgten später nach, besserten ein altes Nest aus, und beide Pärchen hielten auch hier die gute Nachbarschaft."

In geschickt gestellten Fallen läßt sich der Hausrothschwanz leicht berücken; für die Gefangenschaft eignet er sich aber nicht. Er ist wild und ungestüm im Käfig und läßt sich schwer an ein passendes Ersatzfutter gewöhnen. Ist er einmal zahm geworden, so erfreut er eben auch nur durch seine Munterkeit; diese allein aber kann ihm die Gunst des Liebhabers von Stubenvögeln nicht erwerben. Er ist eine niedliche Erscheinung, so lange er frei sich bewegt —, für das Zimmer taugt er nicht.

Der zweite Rothschwanz (Ruticilla phoenicura), welcher in Deutschland vorkommt, wird zum Unterschiede Garten-, Baum- oder Waldrothschwanz, Röthling oder Röthlein genannt



Der Gartenrothschwanz (Ruticilla phoenicura).

und verdient seinen Namen; denn er lebt fast nur auf Bäumen, im Walde ebensowohl wie im Garten. Das alte Männchen ist ein sehr schöner Vogel. Die Stirn, die Kopfseiten und die Kehle sind schwarz; die übrige Oberseite ist aschgrau; die Brust, die Seiten und der Schwanz sind hochrostroth, der Vorderkopf und die Mitte der Unterseite weiß. Das Weibchen ist oben tiefgrau, unten grau; die dunklere Kehlfärbung ist zuweilen bei ihm angedeutet. Beim Jungen ist der Oberkörper grau; rostgelb und braun gefleckt, und die grauen Federn der Unterseite sind rostgelb gerandet. Das Auge ist braun, Schnabel und Füße sind schwarz. Die Länge beträgt $5\frac{1}{2}$, die Breite 9, die Fittiglänge 3, die Schwanzlänge $2\frac{1}{4}$ Zoll.

Der Gartenrothschwanz ist in Deutschland ebenfalls allerorten heimisch, in Gegenden, wo Laubwälder vorwalten, sogar gemein. Er findet sich außerdem noch hoch oben im Norden und im größten Theile von Nordasien. Vonhieraus wandert er viel weiter nach Süden hin, als seine Verwandten; denn er nimmt erst in Ostindien oder im Innern Afrikas seine Winterherberge. Lebensweise und Betragen, Sitten und Gewohnheiten erinnern vielfach an das Getreibe des Hausrothschwanzes, nur daß der Gartenröthling sich vorzugsweise auf Bäumen aufhält. Der Gesang ist besser, d. h. wohlklingender und reicher, als bei seinem Vetter. Die Töne der zwei und drei Strophen, aus denen er besteht, sind sanft und flötenartig, etwas melancholisch zwar, im Ganzen aber höchst angenehm. Die Nahrung ist dieselbe, welche der Hausrothschwanz beansprucht; doch liest der Gartenröthling, seinem Aufenthalte entsprechend, viel von den Blättern ab und mehr von dem Boden auf, als jener. Das Nest steht regelmäßig in hohlen Bäumen, ausnahmsweise nur in Mauern oder Felsenlöchern, aber immer in einer Höhle und wo möglich in einer solchen, welche einen engen Eingang hat. Es ist liederlich gebaut, aus dürren Würzelchen und Hälmchen unordentlich zusammengeschichtet und im Innern reich mit Federn ausgekleidet. Die fünf bis acht Eier, welche man in der letzten Hälfte des April in ihm findet, sind glattschalig und schön blaugrün von Farbe. Die zweite Brut findet im Juni statt; das Pärchen erwählt aber jedes Mal eine andere Baumhöhlung zur Anlage des zweiten Nestes und kehrt erst im nächsten Sommer zu der früheren zurück, falls es überhaupt geschieht.

Der Gartenrothschwanz wird öfter als sein Verwandter im Bauer gehalten. Er singt hier fleißig und fast das ganze Jahr hindurch, verdirbt aber das Vergnügen an ihm durch seinen ewig wiederholten traurigen und einförmigen Lockton „Uit uit tak tak“, welcher schließlich auch den wärmsten Liebhaber ermüdet.

*

Wiesenschmätzer (Pratincola) nennt man kleine, buntfarbige, aber etwas plump gebaute Mitglieder der Familie mit verhältnißmäßig kurzem und dicken, runden Schnabel, mittellangen Flügeln, in denen die dritte Schwinge die längste und der vierten fast gleich lang ist, kurzem, schmalfedrigen Schwanz und hohen, schlankläufigen Beinen, welche die alte Welt bewohnen und namentlich in ebenen, mit niederem Buschwerk besetzten Gegenden häufig sind.

Das Braunkehlchen oder der Braunellert, das Kohlvögelchen oder die Krautlerche (Pratincola rubetra), die bei uns zu Lande häufigste Art der Sippe, ist auf der Oberseite schwarzbraun, wegen der breiten rostgrauen Federränder gefleckt, auf der Unterseite rostgelblichweiß, am Kinn und neben dem Vorderhalse, über den Augen und auf der Flügelmitte weiß. Beim Weibchen sind alle Farben unscheinbarer; der Augenbrauenstreif ist gilblich und der lichte Flügelfleck wenig bemerkbar. Die Jungen sind auf der rostfarben und grauschwarz gemischten Oberseite rostgelblich in die Länge gestreift, auf der blaßrothen Unterseite mit rostgelben Flecken und grauschwarzen Spitzenrändern gezeichnet. Das Auge ist dunkelbraun, Schnabel und Füße sind schwarz. Die Länge beträgt 5¼, die Breite 8, die Fittiglänge 2½, die Schwanzlänge 2 Zoll.

Eine nahe verwandte Art, das Schwarzkehlchen oder der Schollenhüpfer (Pratincola rubicola), ist etwas größer und schöner gefärbt. Bei ihm sind die Oberseite und die Kehle schwarz, die unteren Theile rostroth, der Bürzel und Unterbauch, sowie ein Flügel- und ein Halsseitenflecken reinweiß. Das Weibchen ist oben und an der Kehle grauschwarz, auf der Unterseite rostgelb; die Federn der Oberseite sind rostgelb gerandet.

Das Braunkehlchen ist in allen Ebenen Deutschlands und der benachbarten Länder sehr häufig und kommt außerdem in Nord- und Südeuropa, auch in vielen Ländern Asiens vor und berührt

auf dem Zuge Nordafrika. Bei uns erscheint es erst Ende Aprils und verweilt hier höchstens bis Ende Septembers; in Spanien hingegen sieht man es während des ganzen Jahres, ja, schon Großbritannien verläßt es, nach den einstimmigen Angaben der englischen Forscher, während des Winters nicht mehr.

Wiesen, welche von Bächen durchschnitten sind oder in der Nähe von andern Gewässern liegen, an freies Feld oder an Waldungen grenzen und mit einzelnen niederen Gebüschen bestanden sind, bilden die beliebtesten Aufenthaltsorte des Braunkehlchens. Es meidet die Oede und findet sich fast ausschließlich im bebauten Lande. Je fruchtbarer eine Gegend ist, um so häufiger trifft man es an: in den Vegas oder Fruchtebenen Spaniens ist es überaus häufig. Während der Brutzeit hält es fest an den Wiesen, nach ihr wendet es sich dem Felde zu und treibt sich hier auf demselben, am liebsten auf Kartoffel- oder Krautfeldern umher, daher denn auch einer der Namen. Da, wo es vorkommt



Das Schwarzkehlchen oder der Schollenhüpfer (Pratincola rubicola).

wird man es selten vermissen; denn es wählt sich stets erhabene Punkte zu seinen Ruheorten und späht von diesen nach Beute aus.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Braunkehlchen oder die Wiesenschmätzer überhaupt langweiliger sind, als andere Arten der Familie; immerhin aber gehören sie zu den muntersten, bewegungslustigsten, unruhigsten und hurtigsten Vögeln unseres Vaterlandes. Auf der Erde hüpfen sie schnellen Sprunges dahin, machen auf jeder Erhabenheit Halt, beugen sich schnell vorwärts und wippen mit dem Schwanze nach unten. Im Flug beschreiben sie kurze Bogen niedrig über dem Boden dahin, wissen sich aber sehr gewandt zu schwenken und zu wenden und sind im Stande, fliegende Kerbthiere aller Art mit Sicherheit aufzunehmen. Ueber Tags sind sie fast immer in Thätigkeit. Sie sitzen auf der Spitze eines niederen Busches oder Baumes, schauen sich hier nach allen Seiten um, stürzen plötzlich zum Boden herab, nehmen die erspähete Beute auf und kehren zu dem früheren Standorte zurück oder fliegen einem andern erhabenen Punkte zu. Sie sind nicht

gerade gesellig, aber doch verträglicher, als andere Arten ihrer Familie, vereinigen sich, wie es scheint, gern mit ihren Sippenverwandtschaften oder auch mit fremdartigen Vögeln und gerathen nur selten in Hader und Streit. Ihr Lockton ist ein schnalzendes „Tza“, an welches gewöhnlich die Silbe „Teck“ angehängt wird, sodaß das Ganze wie „Tza“ oder „Tjaudeck“ klingt. Der Gesang ist recht hübsch. Er besteht aus verschiedenen kurzen Strophen, welche in vielfacher Abwechslung vorgetragen werden. Die einzelnen Töne sind voll und rein. Je nach der Gegend hört man auch anderer Vögel Stimmen in diesem Gesange, so Theile aus den Liedern des Grünlings, Stieglitz, Hänflings, des Finken, der Grasmücke &c. Die Braunkehlchen singen fleißig, beginnen frühzeitig, schweigen über Tags selten und lassen sich bis in die Nacht hinein hören. Doch vernimmt man sie nur kurze Zeit; denn schon Anfangs Juli verstummen sie.

Die Nahrung besteht in Kerbthieren, vorzüglich in Käfern. Außerdem verzehren sie kleine Heuschrecken und deren Larven, Raupen, Ameisen, Fliegen, Mücken und dergleichen, indem sie dieselben vom Boden absuchen oder ihnen, wenn sie fliegen, rasch und gewandt nachjagen. Das Nest steht regelmäßig auf den Wiesen im Grase, meist in einer seichten Vertiefung, zuweilen unter einem kleinen Busche, immer außerordentlich verborgen, sodaß es überaus schwer fällt, es zu finden. „Sogar die Leute, welche das Gras abmähen“, sagt Naumann, „finden es seltener als die, welche das Heu nachher mit Harken zusammenbringen, ja, ich weiß Fälle, daß es bei alledem von keinem gefunden ward und die Vögel, trotz der vorgegangenen großen Veränderung, ihre Brut glücklich aufbrachten. . . . Es besteht aus einem lockeren Geflecht von trocknen Würzelchen, dürren Stengeln, Grashalmen und Grasblättern mit mehr oder weniger grünem Erdmos vermischt, im Innern aus denselben, aber feineren Stoffen und schließlich aus einzelnen Pferdehaaren, welche der Mulde die Vollendung geben.“ Fünf bis sieben sehr bauchige, glattschalige, glänzend hellblaugrüne Eier, welche zuweilen am stumpfen Ende fein gelbroth gepunktet sind, bilden das Gelege. Die Eier sind Ende Mais oder Anfangs Juni sämmtlich gelegt und werden in dreizehn bis vierzehn Tagen gezeitigt, wie es scheint, vom Weibchen allein; die Jungen werden von beiden Eltern mit Kerbthieren aufgefüttert. Die Alten lieben ihre Brut im hohen Grade und gebrauchen allerlei List, um Feinde von ihr abzuwenden. „So lange ein sie beobachtender Mensch in der Nähe ist“, sagt Naumann, „gehen sie nicht zu Neste, ja sie verrathen, wenn sie noch Eier haben, diese nicht einmal durch ängstliche Geberden oder Geschrei. Bei den Jungen findet freilich das Gegentheil statt; doch setzen sie ihre eigene Sicherheit nicht rücksichtslos aufs Spiel.“ Ungestört brütet das Paar nur einmal im Jahre.

Viele Feinde, namentlich alle kleineren Raubthiere, die Ratten und die Mäuse bedrohen die Jungen, unsere kleinen Edelfalken auch die alten Braunkehlchen. Der Mensch verfolgt sie nirgends regelrecht; er schützt sie vielmehr hier und da, so in der Schweiz. Hier ist der Volksglaube verbreitet, daß auf derjenigen Alp, auf welcher ein Schwarzkehlchen getödtet wird, die Kühe von Stund an rothe Milch geben. Mit den erbeuteten Wiesenschmätzern ist übrigens auch wenig anzufangen. Für den Gebauer eignen sie sich nicht, sie sind selbst, wenn man sie im Zimmer frei herumfliegen läßt, langweilig und still, nehmen auch selten Nahrung an und gehen deshalb regelmäßig bald zu Grunde. „Nur wenige“, sagt Naumann, „nehmen Kerbthiere und dergleichen freiwillig an, und so ist es auch mit solchen, welche man in die Wohnstube setzt, wo nur selten einmal einer Fliegen fängt. Solche habe ich dann aber auch nicht länger als höchstens eine Woche lang erhalten können und ich gab ihnen, wenn sie traurig wurden, immer gleich die Freiheit wieder, weil ich durch Erfahrung belehrt war, daß es mit ihnen nie mehr lange dauerte.“ Doch hat man Beispiele, daß einzelne jahrelang im Käfig aushielten und hier auch ihren Gesang vernehmen ließen.

Einige in Neuholland ansässige Glieder der Familie hat man Wipper (Ephthianura) genannt. Ihre Kennzeichen sind ein ziemlich gerader, seitlich zusammengedrückter, vor der Spitze gekerbter Schnabel, welcher kürzer ist als der Kopf, lange Flügel, in denen die dritte und vierte Schwinge die längsten sind, ein kurzer, abgestutzter Schwanz und mäßig hohe, dünnläufige Beine mit schlanken Zehen.

Von den wenigen Arten, welche man kennt, ist der Stelzenwipper (Ephthianura albifrons) die verbreitetste. Das Gefieder der Oberseite ist dunkelgrau, jede Feder in der Mitte dunkelbraun gefleckt, der Flügel und die Mittelschwanzfedern sind dunkelbraun, die übrigen auf der Innenfahne nächst der Spitze mit einem großen, länglichen, weißen Flecken gezeichnet; Vorderkopf, Gesicht, Gurgel, Brust und Bauch sind reinweiß, das Hinterhaupt und ein breites Band, welches vonhieraus über die Halsseiten und über die Vorderbrust verläuft, schwarz. Das Auge ist röthlichfahl, der Schnabel und der Fuß sind schwarz. Beim Weibchen ist die Oberseite graulichbraun, die Gurgelgegend und die Unterseite fahlweiß, der Ringkragen auf der Brust schwach und der lichte Fleck auf jeder Seitenschwanzfeder nur angedeutet. Die Länge beträgt 4 Zoll.

Gould, welcher den Stelzenwipper zuerst beschrieb, entdeckte ihn auf den kleinen Inseln in der Baßstraße und fand ihn später in ganz Südaustralien auf. Er ist ein durch sein Wesen ebenso auffallender Vogel, wie durch seine Zeichnung. Nach Schmätzer Art ist er im hohen Grade lebhaft und beweglich, vorsichtig und scheu. Wie seine Familienverwandten sitzt er oft auf der Höhe eines Steines oder auf der Spitze eines dürren, blätterlosen Zweiges, fliegt aufgescheucht mit reißender Schnelligkeit etwa zwei= bis dreihundert Ellen weit und setzt sich dann wieder. Auf dem harten, dürren Boden trippelt er pfeilschnell dahin, mit einer Beweglichkeit, welche man nicht beschreiben und weder Hüpfen noch Laufen nennen kann, welche aber gleichsam die Mitte zwischen beidem hält und mit einem oft wiederholten Wippen des Schwanzes begleitet ist. Selten sieht man mehr als fünf bis sechs Stelzenwipper zusammen, während der Brutzeit aber nie mehr als ein Paar; denn auch sie sind unverträglich, wie ihre Verwandten. Gegen die Brutzeit hin singt das Männchen fleißig und sehr angenehm, hauptsächlich während es fliegt.

Im September oder Oktober beginnt das Brutgeschäft. Das Nest steht in niederem Buschwerk, wenige Zoll über dem Boden, wird mit kleinen Zweigen gegründet, mit Gras weiter gebaut und mit weichen Grasblättern, Haaren und dergleichen ausgefüttert. Ramsay, welcher zuerst Beobachtungen über die Fortpflanzung veröffentlicht hat, fand regelmäßig drei, seltener vier Eier, welche auf schön weißem Grunde mit tiefrothbraunen Punkten gefleckt oder unregelmäßig gezeichnet waren, am dickeren Ende gewöhnlich mehr, als übrigens. Die Eltern sind so ängstlich besorgt um ihre Brut, daß sie dieselbe dem Kundigen hierdurch verrathen. Den Unkundigen oder das Raubthier versuchen sie nach Art so vieler anderer Vögel durch Verstellungskünste verschiedener Art zu täuschen, indem sie sich lahm stellen und scheinbar mühselig dahinflattern. Nach der zweiten Brut vereinigen sich die Alten wieder mit den vorher ausgeflogenen Jungen, und nunmehr sieht man auf allen geeigneten Stellen ihre Gesellschaften.

Die Steinschmätzer (Saxicola), welche den Kern der Familie bilden, sind ziemlich schlank gebaute Vögel mit pfriemenförmigem, vor den Nasenlöchern verschmälerten Schnabel, welcher an der Wurzel breiter, als hoch, an der Spitze etwas abgebogen, an der Schneide kaum merklich eingekerbt und auf der Firste kantig ist; die Füße sind hoch und schwachläufig, die Zehen mittellang; der Flügel ist etwas stumpf und die dritte und vierte Schwinge über die andern verlängert; der Schwanz ist kurz, ziemlich breit und vorn gerade abgeschnitten. Das Gefieder ist ziemlich reich und locker anliegend, seine Färbung bei aller Verschiedenheit doch in gewisser Hinsicht übereinstimmend. Namentlich der Schwanz ist regelmäßig anders gezeichnet, als der Leib, in den meisten Fällen weiß.

Schon unser Europa beherbergt mehrere Steinschmätzer, Asien eine ziemliche Anzahl, Afrika eine große Menge. Sie alle ähneln sich in ihrer Lebensweise und in ihrem Wesen, so daß die Beschreibung unserer deutschen Art genügen kann.

Der Steinschmätzer, Steinsänger, Steinquaker, Steinklitsch, Steinfletschker, Steinpicker und Steinbeißer, der Weißschwanz oder Weißbürzel (Saxicola oenanthe) ist auf der Oberseite hellaschgrau, auf dem Bürzel und der Unterseite mit Ausnahme der rostgelblichen Brust weiß; die Stirn und ein Augenstreifen sind weiß, ein Zügelfleck, die Flügel und die beiden mittleren Schwanzfedern schwarz, die übrigen weiß am Grunde, schwarz an der Spitze. Das Auge ist braun, der Schnabel und die Füße sind schwarz. Im Herbst nach der Mauser zieht die Färbung der Oberseite ins Rostfarbige, die der Unterseite ins Rostgelbliche. Beim Weibchen herrscht Röthlichaschgrau vor; die Stirn und der Augenstreif sind schmuzigweiß, die Zügel mattschwarz; die



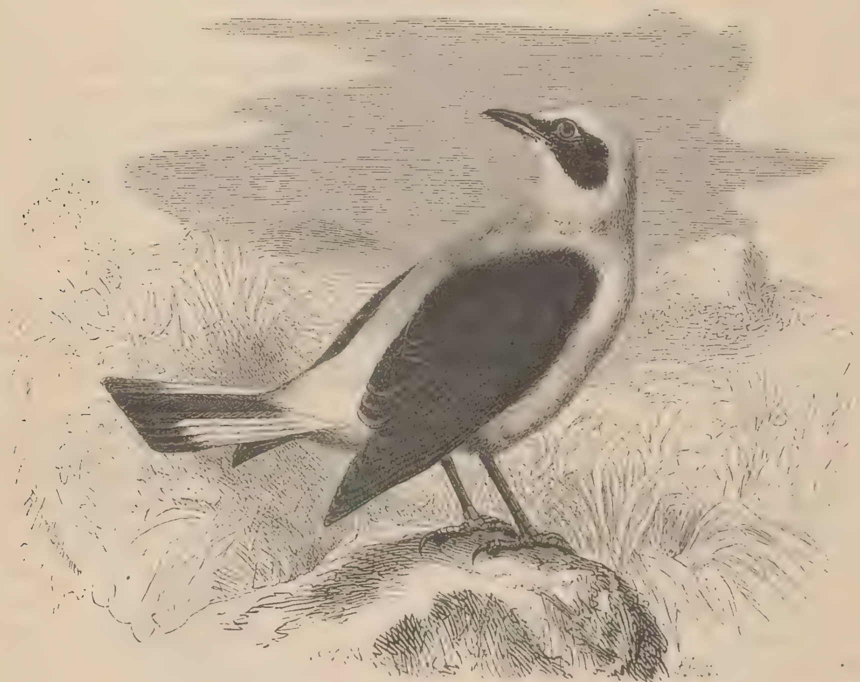
Der Steinschmätzer (Saxicola oenanthe).

Unterseite ist lichtbräunlichrostfarben; die rauchschwarzen Flügelfedern sind lichtgelblich gesäumt. Die Länge beträgt 6¼, die Breite 11, die Fittiglänge 3½, die Schwanzlänge 2¼ Zoll. Das Weibchen ist um wenige Linien kürzer und schmäler.

Es ist leichter, zu sagen, in welchen Ländern der alten Welt der Steinschmätzer nicht gefunden wird, als anzugeben, wo er vorkommt. Brutvogel ist er von der nördlichen Grenze der Pyrenäen, Alpen und des Balkan an bis nach Lappland hinauf und außerdem in allen Ländern Asiens, welche ungefähr unter derselben Breite liegen. In Spanien kommt er nur auf dem Zuge vor, und dasselbe scheint auch für Griechenland zu gelten, obgleich Lindermayer ihn dort als Brutvogel gefunden haben will. Gelegentlich seiner Winterreise durchwandert er mehr als die Hälfte Afrikas: ich habe ihn im Sudahn beobachtet, andere Forscher trafen ihn in Westafrika an. Dasselbe gilt für Asien: in Indien ist er laut Jerdon ein, wenn auch seltener Wintergast der oberen Provinzen.

Zwei nahe verwandte Arten, der Ohrensteinschmätzer (Saxicola aurita) und der schwarzkehlige Steinschmätzer (Saxicola stapazina), vertreten ihn in Südeuropa. Der erstere ist 6 Zoll lang, 10½ Zoll breit, sein Fittig mißt 3⅓, sein Schwanz 2½ Zoll. Das Gefieder der Oberseite ist weißlichgrau, das der Unterseite grauröthlichweiß; ein schmaler Streifen vom Schnabelrande zum Auge und ein länglicher Wangenfleck, welcher dasselbe theilweise umschließt, die Flügel, die mittleren Schwanzfedern und die Spitzen der übrigen sind schwarz. Beim Weibchen sind alle Farben düsterer, mehr rostroth.

Letzterer ist auf der Oberseite, der Brust und dem Bauche rostfarben; die Kehle und die Flügel sind schwarz, die kleinen Deckfedern rostfarben gekantet; der Schwanz ist wie gewöhnlich gezeichnet. Die Jungen beider Arten sind auf Kopf, Hinterhals und Rücken graugilblich, jede Feder durch einen weißen Schaftstrich und einen grauen Spitzenrand gezeichnet; die Unterseite ist schmuzigweiß, auf der



Der Ohrensteinschmätzer (Saxicola aurita).

Brust graulich mit wenig bemerkbaren graubraunen Spitzeneinfassungen; die Schwung- und Schwanzfedern sind blaßschwarz, die Deckfedern graulich rostfarben gesäumt.

Gegenden, in denen die Steine vorherrschend sind, bilden die Lieblingsplätze der Steinschmätzer. Sie sind selten in fruchtbarem und bebauten Lande, obgleich sie auch hier nicht gänzlich fehlen, finden sich aber bereits da, wo zwischen den Feldern Felsblöcke hervorragen, Steinmauern aufgeschichtet oder Steinhaufen zusammengetragen worden sind. In dem steinreichen Schweden, in Süddeutschland, in der Schweiz ist unser Steinschmätzer gemein, in der Höhe wie in der Tiefe, an den Felsenwänden wie im Thal. In Skandinavien darf er als einer der letzten Vertreter des Lebens betrachtet werden. Ich habe ihn überall angetroffen, wo ich hinkam, in Lappland ebensowohl, wie zwischen den Gletschern des Galdhöpiggen. In den Schweizer Alpen steigt er bis über den Gürtel des Holzwuchses empor und wird zum Dank dafür von den Schweizern „Bergnachtigall“ genannt.

In ähnlicher Weise verbreiten sich die südlichen Arten. Sie sind die Bewohner der wüstesten Gegenden und der eigentlichen Wüste selbst; sie gewahrt man noch inmitten der glühenden Oede, wo alles Leben erstorben zu sein scheint.

Unser Steinschmätzer ist ein höchst beweglicher, munterer, gewandter, unruhiger, flüchtiger, ungeselliger und vorsichtiger, ja ein menschenscheuer Vogel. Er liebt es, allein zu wohnen und lebt mit keinem andern Vogel in engerem Verein, nicht einmal mit Seinesgleichen. Nur auf dem Zuge und noch mehr in der Winterherberge vereinigt er sich mit andern Arten seiner Sippe oder Familie; aber niemals geht er mit ihnen einen Freundschaftsbund ein: der einzelne lebt auch hier immer für sich. Es kommt vor, daß zwei Pärchen nahe neben einander wohnen und brüten; sie liegen jedoch dann auch fortwährend in Hader und Streit. Wer nur einigermaßen gewohnt ist, zu beobachten, muß die Steinschmätzer bald bemerken. Sie wählen sich stets den höchsten Punkt ihres Wohnkreises zu ihrem Ruhesitze, sind aber kaum eine Minute lang wirklich ruhig, sondern bewegen sich fast ununterbrochen. Auf den Felsen sitzen sie in aufrechter Haltung, jedoch niemals still; sie schlagen wenigstens von Zeit zu Zeit mit dem Schwanze nach unten und machen wiederholte Bücklinge, zumal wenn sie etwas Auffallendes bemerken: die Spanier nennen sie wegen dieses unnützen Bückens „Sakristan", und sie machen diesem Namen gewiß alle Ehre. Auf dem Boden hüpfen sie mit schnellen und kurzen Sprüngen dahin, so rasch, daß er, wie Naumann sagt, nur hinzurollen scheint. Aber im schnellsten Lauf machen sie plötzlich Halt, wenn ein Stein im Wege liegt, gewiß: sie klettern dann auf die Erhöhung, bücken sich wiederholt und setzen erst dann ihren Weg fort. Der Flug ist sehr ausgezeichnet. Immer fliegt der Steinschmätzer dicht über dem Boden dahin, auch wenn er kurz vorher auf einer bedeutenden Höhe saß und sich erst in die Tiefe hinabgesenkt hat. Er bewegt die Flügel sehr rasch und steigt in einer fast geraden, aber genau gesehen, kurzbegigen Linie über der Erde fort, gewöhnlich nach einem ziemlich weit entfernten zweiten Sitzpunkte hin, zu dessen Höhe er dann förmlich emporklettert, indem er, am Fuße angelangt, sich wieder nach oben schwingt. Naumann sagt sehr treffend, daß der so dahinfliegende Vogel, weil man seinen weißen Bürzel am deutlichsten wahrnimmt, an eine vom Wind dahingetragene Gänsefeder erinnere. Nur während der Zeit der Liebe ändert er seine Flugbewegung. Er steigt dann in schiefer Richtung zwanzig bis dreißig Fuß in die Luft empor, singt währenddem fortwährend, fällt sodann mit hoch empor gehobenen Schwingen wieder schief herab und beendet sein Lied, nachdem er unten angekommen. Die Stimme aller Arten ähnelt sich sehr. Unser Steinschmätzer lockt „Giuv, giuv" und hängt diesen sanft pfeifenden Laute gewöhnlich ein schnalzendes „Tack" an, zumal, wenn er in Aufregung kommt. Der Gesang ist sonderbar und nicht gerade angenehm. Er besteht aus wenigen Strophen, in welchen vorzüglich der Lockton und krächzende Laute abwechseln. Dafür sucht der singende Steinschmätzer durch Eifer Das zu ersetzen, was ihm an Begabung abgeht. Er singt nicht nur vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit wenigen Unterbrechungen, sondern sehr häufig auch noch mitten in der Nacht.

Kleine Käfer, Schmetterlinge, Fliegen, Mücken und deren Larven bilden die Nahrung unseres Vogels. Von seinem hohen Standpunkt aus überschaut er sein Gebiet, und sein scharfes Auge nimmt jedes Wesen wahr, welches sich auf dem Boden oder in der Luft bewegt. Laufenden Kerfen jagt er zu Fuß nach, fliegende verfolgt er nach Rothschwanzart bis hoch in die Luft.

Das Nest steht regelmäßig in Felsenritzen oder Steinlöchern, seltener in Holzstößen, unter alten Stämmen, in Erdhöhlen, unter überhängenden Felsen oder selbst in Baumlöchern, stets wohl verborgen und von obenher regelmäßig geschützt. Es ist ein wirrer, liederlicher, dickwandiger Bau aus feinen Würzelchen, Grasblättern und Halmen, welcher nach innen mit Thier= oder Pflanzenwolle, Haaren und Federn dicht und weich ausgefüttert ist. Fünf bis sieben dickbäuchige, zartschalige Eier von sanftblaulicher oder grünlichweißer Farbe bilden das Gelege; nur ausnahmsweise findet man Eier, welche mit bleichen gelbrothen Punkten gezeichnet sind. Das Weibchen besorgt die Bebrütung fast allein; in die Erziehung der Jungen theilen sich aber beide Geschlechter mit gleichem Eifer. Ihre Sorge um die Brut ist sehr groß. So lange das Weibchen auf den Eiern sitzt, hält das Männchen

in geringer Entfernung von dem Neste förmlich Wache, und es umkreist jeden herannahenden Feind mit ängstlichem Geschrei. Das Weibchen nimmt bei großer Gefahr auch wohl zu Verstellungskünsten seine Zuflucht. Gewöhnlich brütet der Steinschmätzer nur einmal im Jahre und zwar im Mai; doch kommt es ausnahmsweise vor, daß in einem Sommer auch zwei Bruten gemacht werden. Die ausgeflogenen Jungen verweilen bis zu dem Wegzuge bei den Alten und treten mit diesen gemeinschaftlich ihre Reise an. Sie verschwinden Ende September und kehren im März wieder zurück.

Für die Gefangenschaft eignet der Steinschmätzer sich nicht. Er ist so wild, daß er sich gewöhnlich bald den Kopf einstößt und läßt sich, wenn er Dies nicht thun kann, nur schwer an das Futter gewöhnen. Jedenfalls bezahlt er nie die Mühe, welche man anwenden muß, wenn man ihn am Leben erhalten will.

Cabanis hat mehrere, vorherrschend schwarz gefärbte Glieder der Familie Rennschmätzer (Dromolaea) genannt und gibt zu ihrer Kennzeichnung an, daß sie sich von den Steinschmätzern durch längeren, am Grunde breiteren, nach der Spitze hin stärkeren, mehr zusammengedrückten Schnabel mit stark gebogener, hakenförmiger Spitze, sowie durch ihre langen und spitzen Flügel unterscheiden. Wir wollen die Selbständigkeit dieser Sippschaft gelten lassen, obwohl das Leben der hierher gehörigen Arten dem der Steinschmätzer im Wesentlichen ähnelt.

Ich habe auf meinen Reisen mehrere Rennschmätzer kennen gelernt und mich mit einem von ihnen besonders befreundet; ihn will ich zur Beschreibung wählen.

Der Trauersteinschmätzer (Dromolaea leucura), wie ich ihn nenne, ist ein verhältnißmäßig großer Vogel von 7¼ Zoll Länge, 11⅔ Zoll Breite, 3⅔ Zoll Fittig- und 2¾ Zoll Schwanzlänge. Das Gefieder ist mit Ausnahme des bis auf die Endbinde blendend weißen Schwanzes und seiner oberen und unteren Deckfedern gleichmäßig tiefschwarz, schwach glänzend; die Schwingen sind an der Wurzel hellaschgrau, gegen die Spitze hin schwarz; die Endbinde des Schwanzes nimmt zwei Fünftel der Gesammtlänge der beiden Mittelfedern ein und verschmälert sich bei den übrigen bis auf drei Linien. Das Weibchen ähnelt dem Männchen; die dunkeln Theile des Gefieders sind aber nicht schwarz, sondern rußbraun. Die Jungen ähneln den Alten und zwar die Männchen dem Vater, die Weibchen der Mutter; nur sind ihre Farben etwas unscheinbarer.

Der Name des Trauersteinschmätzers darf bei einer Aufzählung der Charaktervögel Südeuropas und insbesondere Spaniens nicht fehlen. Er ist dem Süden unseres Erdtheils eigenthümlich und paßt zu den Gebirgen, wie die Steine selbst, aus denen die Felsen bestehen. Er zieht dunkles Gestein dem helleren vor; denn er weiß, daß er diesem angehört.

Wer das grüne Deutschland nicht verlassen hat, kann sich schwerlich einen Begriff der spanischen Gebirge machen. Sie sind schön, herrlich in ihrer Art, aber mit denen des Nordens nicht zu vergleichen. Gar selten bedacht sie der lebendige Wald, niemals begrünt sie die frische Matte; nur das Himmelslicht legt seinen Farbenmantel, nur die Ferne ihren Duft auf dieselben; nur die Steine selbst malen sie. Aber ihre Gestalt ist immer ausdrucksvoll; die einzelnen Theile sind, der schauerlichen Wildheit und entsetzlichen Oede ungeachtet, prachtvoll in ihrer Art.

Wenn man die saftige, grüne Ebene verläßt, in welcher ein silberner Wasserfaden, hundertfach gestaut und hundertfach zertheilt, das ergiebige Land zur blühenden „Vega" umwandelt, und dem Gebirge zuschreitet, tritt man, wie in Egyptenland, urplötzlich in eine Wüste hinaus. Man gelangt vielleicht noch in den „Campo", in welchem die in gerader Reihe gepflanzten hundertjährigen Oelbäume „„die Unsterblichen"" stehen; aber diese sind wahrlich nicht geeignet, den Eindruck der Oede zu schwächen, welchen das vorliegende Land erregte. Auch die Oelbäume bleiben dahinten; der Fuß tritt auf harten Kiesboden, den nur hier und da ein Pflänzchen zu durchbrechen wagte, ein Pflänzchen, welches die heiße Sonne schon nach wenigen Tagen versengte. Vor den Augen des Wanderers liegt

das Gebirge in seiner ganzen wilden Schönheit. Losgerissene, vom Wasser herabgeworfene Blöcke bedecken seinen Fuß und vor allem die Ausgänge der Thäler. Zwischen ihnen sieht man saftig grüne Oleandergebüsche und niederes Gestrüpp; an den Berggehängen wuchern Rosmarin und unzählige Disteln: sie bilden hier den Wald. Möglich, daß man zufällig einige Geier, vielleicht auch einen Adler über dem Gebirge dahinschweben sieht; außer ihnen aber bemerkt man höchstens noch einige Schwalben und Steinsperlinge: das Uebrige erscheint todt. Da lenkt plötzlich ein frischer Gesang die Augen nach einer bestimmten Stelle: das Männchen eines Trauersteinschmätzers singt sein heiteres Lied. Das Gebirge ist lebendig geworden, und der Thierfreund wird es auch. Eilig klimmt er zwischen den Blöcken hinan oder über sie hinweg, gefährliche Sprünge wagt er mit Lust: ihm nach, ist das Losungswort. Aber der Vogel ist behender als der Mensch. Diesem rieselt längst der Schweiß hernieder; der im Gebirge groß gewordene verlacht den Verfolger, welcher in böser Absicht naht. Doch bringt jede derartige Jagd ihren Lohn mit sich: sie lehrt das Leben eines der anziehendsten Geschöpfe uns kennen.

Der Trauersteinschmätzer ist über den größten Theil Spaniens verbreitet und kommt außerdem in Süditalien, in Griechenland und in Nordwestafrika vor. In Nordostafrika wird er durch nahe Verwandte vertreten. In Asien soll er ebenfalls heimisch sein, sogar in Sibirien sich finden; die von Radde gegebene Beschreibung stimmt aber so wenig mit meinen Beobachtungen überein, daß ich wohl annehmen darf, der von ihm erwähnte Trauersteinschmätzer müsse einer andern Art angehören. Ueberall, wo der von mir beobachtete Vogel auftritt, bewohnt er das Gebirge, vom Fuß desselben an bis zu 5000 Fuß über dem Meer hinauf. Möglich, daß er im Hochsommer noch zu größeren Höhen emporsteigt und nur im Winter in die Tiefen herabkommt, in denen ich ihn in den eigentlichen Hochgebirgen Südspaniens antraf. Seine Lieblingsplätze sind die wildesten, zerrissensten Felsen. Je dunkler das Gestein ist, umso häufiger begegnet man ihm, obwohl er auch auf lichter gefärbten Kalkfelsen nicht fehlt.

Er ist ein sehr kluger, lebendiger und scheuer Vogel, welcher selbst das ödeste Gebirge zu beleben vermag. Das Männchen geberdet sich oft höchst ergötzlich. Es tanzt förmlich auf einer Steinplatte umher oder trippelt tanzartig an einer Felswand in die Höhe, breitet dabei Schwanz und Flügel, als hätte er das dem Birkhahn abgelernt, neigt den Kopf, dreht und wendet sich, steigt in die Höhe, singt dabei und senkt sich zuletzt mit ausgebreiteten Flügeln und Schwanz langsam tief herab, um seinem, all Diesem ruhig zuschauenden Weibchen die letzte Strophe des Gesanges in nächster Nähe noch hören zu lassen. Finden sich einzelne Bäume oder Kaktusfeigengebüsch im Gebirge, dann ruht er auch gern auf diesen von seinem Singen und Tanzen ein wenig aus; sonst wählt er die hervorragendsten Felsplatten oder Felsblöcke zu seinen Ruheplätzen, falls ich ihnen diesen Namen geben darf, da der behende Gesell eben keine Ruhe zu haben scheint. Ganz ohne Scheu kommt er von seinen Höhen auf die Mauern der Gebirgsstädte herab oder steigt zu den auf den höchsten Bergesspitzen liegenden Einsiedeleien hinauf. Er weiß, daß er dort sicher ist.

Wirklich liebenswürdig benimmt er sich bei seinem Neste. Er beginnt ziemlich spät mit dem Baue desselben, erst um die Mitte oder gegen Ende Aprils, vielleicht auch Anfangs Mai. An passenden Nistplätzen fehlt es ihm nicht; denn überall findet er in den hohlen, steilen Felsenwänden eine Höhlung, welche noch von keinem Steinsperlinge in Besitz genommen wurde, und die er also benutzen kann. Das Nest ist für eine zahlreiche Nachkommenschaft eingerichtet; es ist groß und besteht aus dicht zusammengeflochtenen Grashalmen und Würzelchen, welche inwendig sorgfältig mit Ziegenhaaren ausgefüttert sind. Vier bis fünf Eier von hellbläulichgrüner Grundfarbe und violetter und röthlichbrauner Fleckenzeichnung sind die gewöhnliche Anzahl des Geleges; aber auch sechs bis sieben Eier in einem Neste sollen nach Versicherung der Spanier nicht ungewöhnlich sein.

Ein solches Nest fand ich im Anfang des Juli 1857 in der Sierra de los Anches bei Murcia. Es stand in einer ziemlich geräumigen Höhle, welche durch das theilweise Zerbröckeln und Herabfallen des Gesteines gebildet worden war, auf einem breiten, von einem andern überdachten Steine, wie auf

einem Gesimse. Die Wahl des Ortes war recht zweckmäßig: in diese Einöde des Gebirges kam wohl selten ein Mensch; nur hatte der kluge Vogel nicht bedacht, daß die Höhle sehr leicht erreicht werden konnte. Ich fand fünf, noch nackte Junge in dem Neste und konnte über sie nicht lange in Ungewißheit bleiben; denn ich war noch nicht mit der Untersuchung des Nestes zu Ende, als beide Eltern ankamen, um zu füttern. Noch niemals, selbst aus dem bestgewähltesten Versteck noch nicht, hatte ich den reizenden Vogel so nahe vor mir gesehen, wie es nun der Fall war. Beide, sonst so scheu, schienen alle Vorsicht vergessen zu haben. Auf der einen Seite saß das Weibchen kaum funfzehn Schritt entfernt vor mir, auf der andern etwa ebensoweit das Männchen. Ersteres flog ängstlich von einer Felsenspitze zur andern; das letztere blieb auf seinem Platze. Aber es sang, als wolle es mich damit bitten, sein Haus zu verlassen; es tanzte, trippelte hin und her, nickte und sang und tanzte wieder. Der Auftritt wurde wirklich ergreifend: hier die immer besorgter und dabei dreister werdende Mutter, dort der Vater, welcher in seiner Herzensangst nicht wußte, was er nur eigentlich beginnen sollte, um den gefährlichen Feind zu entfernen! Und so ein armes Thierchen hätte ich tödten sollen? Nein, nimmermehr! „Warte, ich will Dir Platz machen, damit Du wieder zu Deinen Kindern gelangen kannst; nach mir wird ja wohl Niemand mehr kommen, sie zu stören:“ so dachte ich ungefähr und ging — und ein recht frisches Danklied schien mir zu lohnen.

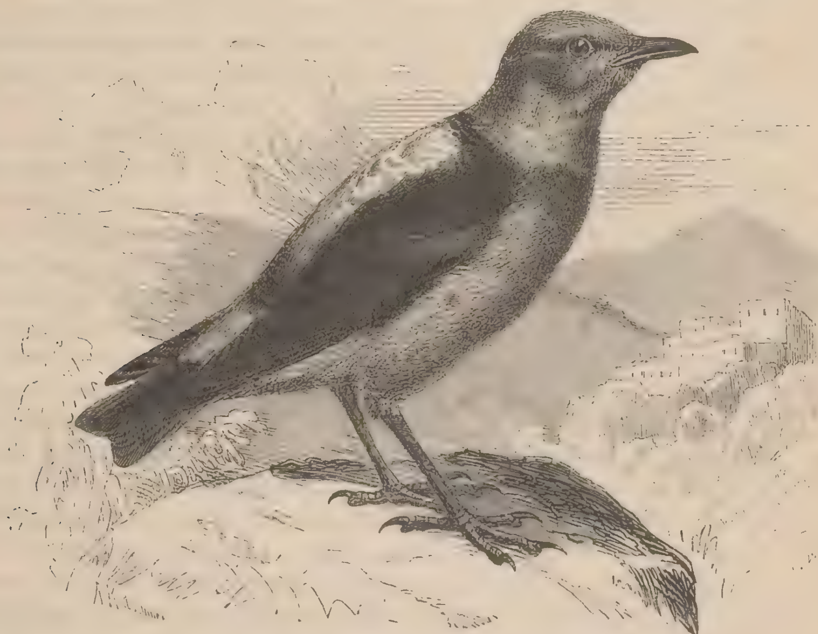
Und dann dachte ich wohl noch etwas weiter hinaus und sah beide Eltern den ersten Ausflug mit der glücklich erzogenen Brut machen. Vater und Mutter fliegen der munteren Gesellschaft voraus, von Stein zu Stein, von Felsen zu Felsen. Sie brauchen dieser das Gebiet kaum kennen zu lehren; denn die kleinen Kurzschwänze sind gleich von allem Anfange in ihm heimisch. Da braucht nur eins der Eltern einen Warnungsruf auszustoßen, und im Nu ist die ganze Schar in Steinritzen, zwischen und unter Felsblöcken verschwunden. Aber schon nach wenigen Minuten ist sie auf einen andern Ruf der Alten wieder auf den höchsten Spitzen und Kanten der Steine versammelt: der von den wachsamen Eltern bemerkte Feind ist vorübergezogen oder hat sich versteckt — es scheint keine Gefahr mehr zu geben. Recht lustig geht es weiter. Hier wird ein Käferchen aufgenommen, dort ein Würmchen. Vater und Mutter fliegen sogar den hoch in der Luft hinsummenden Fliegen oder dahin gaukelnden Schmetterlingen nach und verfehlen selten die ins Auge gefaßte Beute. Aber das Kunststück ist von der ganzen Familie gesehen worden, und nun will jedes Glied derselben das erste sein, welches den Eltern das gefangene Kerbthier abbettelt. Das ist nun ein Laufen, Rennen, Piepen oder Bitten; selbst die stumpfen Flügel werden tüchtig benutzt: richtig, das schwarze Männchen, welches immer voran ist, war wieder der schnellste und hat es erwischt! Aber da taucht von neuem der Kopf des Feindes hinter einem Steine auf, für die spielende Familie ist es das Haupt der Medusa: — ein einziger Ruf des Männchens, und keines der Kinder ist mehr zu erblicken!

So bleibt die kleine Schar unter der Eltern treuer Hut, bis die Mauser vorüber ist; dann zerstreut sie sich; denn jedes hat einen Gefährten gefunden. Der Juli, August und September sind die Zeiten des Federwechsels; Ende Oktobers, Anfang Novembers sieht man die einzelnen Pärchen bereits vereinigt und von der Familie getrennt, wenn sie auch gern noch in Gesellschaft mit andern Pärchen bleiben. Im Januar wird schon rüstig gesungen; im Februar hört man das volle Lied: es ist dem der Blaumerle täuschend ähnlich, wenn auch nicht so laut, so schallend, und endet gewöhnlich mit einem eigenthümlichen Knarren, welches sehr an unsern lieben Hausrothschwanz erinnert.

Vorstehendes ist die Wiederholung einer Beschreibung, welche ich zuerst in Cabanis „Journal für Ornithologie“ und später in meinem „Leben der Vögel“ veröffentlicht habe. Ich mußte dieselben Worte, welche ich früher gebraucht, hier wieder verwenden, weil ich an ihnen Nichts ändern wollte, Beobachtungen Anderer aber mir nicht bekannt sind.

Eine sehr ausgezeichnete Sippe der Familie umfaßt die Felsschmätzer oder Steindrosseln (Petrocincla). Sie gehören zu den größten Arten der Familie und sind deshalb, aber auch nur deshalb, gewöhnlich der Familie der Drosseln eingereiht worden. Ihr Leib ist schlank, der Schnabel pfriemenmesserförmig, stark, aber gestreckt, an der Stirn etwas breit, seicht gewölbt, mit der Spitze des Oberkiefers ein wenig über den Unterkiefer herabgebogen; der Fuß ist mittelhoch und stark, langzehig und mit großen, merklich gebogenen Krallen bewehrt; der Flügel ist verhältnißmäßig lang, in ihm die dritte Schwinge die längste, der Schwanz ziemlich kurz, vorn beinahe gerade abgeschnitten; das bunte oder schön einfarbige Gefieder liegt glatt an.

In unserm Vaterlande kommen zwei Arten der Sippe vor, der Steinröthel und die Blaumerle. Ersterer, welcher auch Steinreitling, großer Rothschwanz, Steindrossel, Hoch- oder Gebirgsamsel heißt (Petrocincla saxatilis), ist ein farbenprächtiger Vogel von 8 Zoll Länge und gegen 14 Zoll Breite, dessen Fittig 4½ und dessen Schwanz 2¾ Zoll mißt. Das Gefieder ist auf Kopf,



Der Steinröthel (Petrocincla saxatilis).

Vorderhals, Nacken und Bürzel schön blaugrau, auf dem Unterrücken weißblau oder weiß, auf der ganzen Unterseite aber prächtig hochrostroth; die Schulterfedern sind dunkelaschgrau oder schieferschwarz, die Schwingen schwarzbraun, an den Spitzen heller, die großen Deckfedern an der Spitze rostgelblichweiß gesäumt; die Steuerfedern, mit Ausnahme der beiden mittelsten, welche gleichmäßig matt dunkelgrau sind, haben dieselbe Farbe wie die Unterseite. Im Herbst, nach der Hauptmauser, zeigen alle kleineren Federn lichtere Säume. Das Weibchen ist oben auf mattbraunem Grunde licht gefleckt; der Vorderhals ist weiß, der Unterkörper blaßrostroth; die Federn sind hier dunkler gekantet. Die Jungen sind gefleckt. Das Auge ist rothbraun, der Schnabel mattschwarz, der Fuß röthlichgrau.

Fast alle Hochgebirge des südlichen Europa und namentlich die Griechenlands und Italiens beherbergen den Steinröthel. In Spanien ist er weit seltener, als in Italien oder Griechenland. In Deutschland kommt er als Brutvogel vereinzelt vor, so ziemlich regelmäßig in Steiermark und Kärnthen, in Oberöstreich, Tyrol und längs des Rheins, ausnahmsweise in Böhmen, in der Lausitz und am Harz. Auf seinem Zuge durchreist er einen großen Theil Nordafrikas: ich bin ihm noch in

den Waldungen des blauen Flusses begegnet. In der Heimat erscheint er zu Ende Aprils oder Anfangs Mai und verweilt hier höchstens bis Ende Septembers. Er wählt sich weniger die kahlen Felsenwände zu seinem Wohnsitze aus, sondern lieber, wie auch A. von Homeyer sehr richtig sagt, „die weiten steinigten Thalmulden, welche mit einigen alten Bäumen bestanden sind“. Hier hält er sich zwischen den Bäumen auf und treibt sich ebensoviel auf diesen, als auf den Felsen umher.

Sein Betragen ähnelt dem unserer Rothschwänze, mit denen er überhaupt die größte Aehnlichkeit hat. Auch er ist ein vorsichtiger, kluger, lebhafter und gewandter Vogel, welcher selten lange an ein und demselben Orte verweilt, sondern sich den ganzen Tag über in seinem Gebiete umhertreibt und nur auf seinen Lieblingssitzen einige Zeit verweilt. Mit der Gewandtheit des Steinschmätzers läuft er über den Boden dahin, wie dieser oder wie der Rothschwanz macht er seine Bücklinge, wie der eine oder der andere tänzelt er über Felsen und größere Steine weg. Der Flug ist sehr leicht und schön, wenig bogig, vor dem Niedersitzen schwebend und kreisend, sonst eilfertig eine gerade Richtung verfolgend; er ist gewandt genug, um es dem Vogel zu gestatten, fliegende Kerbthiere wegzuschnappen. Die Lockstimme ist ein schnalzendes „Tack tack“ und ähnelt ebenso dem gleichen Laut der Amsel, wie dem des Steinschmätzers; der Ausdruck des Schrecks oder der Angst ist ein leises, oft wiederholtes „Uit uit“. Der Gesang ist vortrefflich, reich und abwechselnd, laut und volltönend, an den Gesang des Waldrothschwänzchens vielfach erinnernd. Daher kommt es denn auch, daß gerade der Steinröthel viele Freunde gefunden und sehr oft im Käfig gehalten wird. „Unter allen für die Stube geeigneten Vögeln, welche wir hier zu Lande besitzen“, schreibt Graf Gourcy meinem Vater, „behauptet der Steinröthel den ersten Rang. Seine Stimme ist flötend, angenehm laut, ohne jemals in der Stube dem Ohre beschwerlich zu fallen, und ertönt beinahe das ganze Jahr. Ist der Vogel abgerichtet, so pfeift er seine Lieder mit außerordentlich angenehmem Tone und läßt gewöhnlich zur Abwechslung seinen schönen, wilden Gesang hören, wobei er durch seine große Zahmheit und sein äußerst kirres Wesen erfreut. Ist er aber wild gefangen, so singt er noch weit schöner und manchfaltiger; denn er besitzt die Nachahmungsgabe im höchsten Grade und könnte mit vollem Rechte auch Spottvogel heißen. So trägt ein altes Männchen, welches ich besitze, außer seinem eigenen Gesang, der aus mehreren zusammengezogenen, etwas rauhen Halstönen und einigen schön flötenden, dem Gesange der Amsel etwas ähnlichen Strophen besteht, noch den des Edelfinken in zwei Schlägen, den des Pirols, des Rothkehlchens, der Amsel, der Wachtel, mehrere Strophen des Grasmückengesangs und Nachtigallenschlags, ebenso auch den Ruf des Rebhuhns oder das Krähen des Haushahns und zwar dies Alles bis zur größten Täuschung vor. Mein jüngerer, auch wild gefangener Steinröthel singt denselben natürlichen Gesang, doch mit einer Strophe mehr und wechselt mit dem der Amsel, Singdrossel, Feld- und Waldlerche, des Wiesenjägers und der Nachtigall, so auch mit dem Rufe des Rebhuhns. So vollkommen wie der Alte hat er aber diese Gesänge nicht inne, sondern er trägt sie nur strophenweise vor. Auch mein aufgezogener Steinröthel ahmt viele Vögelgesänge nach, ist aber kein so fleißiger Sänger, wie die Wildfänge, eine Bemerkung, welche ich schon bei mehreren Vögeln dieser Art gemacht habe.“

Kerbthiere aller Art und im Herbst Beeren, zumal Weinbeeren, sowie auch Früchte sind die Nahrung des Steinröthels. Die Kerfe liest er größtentheils vom Boden ab, ohne jedoch hier nach Drosselart mit dem Schnabel zu wühlen. Die fliegenden fängt er, wie der Rothschwanz, im Fluge weg und jagt ihnen dabei oft auf weithin nach. Wahrscheinlich verschmäht er auch Gewürm und Schnecken nicht.

Bald nach Ankunft in der Heimat schreitet auch das Steinröthelpaar zur Fortpflanzung. Das Männchen singt jetzt eifriger als je und tanzt außerdem, wie A. von Homeyer beobachtete, „in aufrechter Haltung mit ausgebreiteten, auf dem Boden schnurrenden Flügeln und Schwanz, die Rückenfedern weit gelockert, den Kopf hinten überwerfend, mit weitgeöffnetem Schnabel und oft halb geschlossenen Augen“ zur Freude und Belustigung des Weibchens. Das Nest wird in möglichst unzugänglichen Mauer- und Felsenspalten, in Steinhaufen, unter Baumwurzeln oder selbst im dichten Gestrüpp

angelegt, immer möglichst verborgen und gewöhnlich an vollkommen unzugänglichen Orten. Nur im Süden, wo der Steinröthel sehr häufig ist, macht er insofern eine Ausnahme, als er auch in Steinhöhlen nahe über den Boden baut. Feine Wurzeln und Zweige von Haide oder anderm niedern Gesträuch, Holzsplitterchen oder Strohhalme, Grasblätter und Baummos, welche leicht und unordentlich über einander geschichtet werden, bilden den Ausbau; die Mulde, ein schön gerundeter Napf, ist gewöhnlich mit denselben, nur sorgfältiger gewählten Stoffen zierlich ausgekleidet. Die vier bis sechs zartschaligen Eier sind einfarbig blaugrün, denen unseres Gartenrothschwanzes ähnlich, jedoch bedeutend größer. Ob beide Geschlechter brüten, ist zur Zeit noch nicht mit Sicherheit festgestellt; soviel aber ist gewiß, daß der Vater wenigstens an der Aufzucht der Jungen eifrig theilnimmt und bei herannahender Gefahr sich um seine Brut sehr besorgt zeigt. Bei solcher Gelegenheit soll er einen eigenen Warnungsruf, welcher wie „Fritschikschakschak, fritschikschakschak" lautet, ausstoßen und jeden Laut mit Bücklingen und Schwanzbewegungen begleiten. Die Jungen werden sehr häufig aus dem Neste gehoben und mit Nachtigallen- oder Drosselfutter aufgezogen. Wenn man sich viel mit ihnen beschäftigt, werden sie nach den Erfahrungen des Grafen Gourcy äußerst zutraulich und beweisen ihre Anhänglichkeit an den Menschen dadurch, daß sie zu singen beginnen, sobald man ihnen naht. „Ich hatte und sah", erzählt der Graf, „mehrere, welche ihren Herrn, wenn er nach Hause kam, zu jeder Stunde des Tags oder der Nacht anpfiffen und nicht eher aufhörten, als bis das Licht ausgelöscht wurde. In diesem Falle wiederholen sie aber immer und zwar sehr oft nur ein paar Strophen eines gelernten Liedes und lassen gar Nichts von ihrem angebornen Gesange hören, gleichsam, als glaubten sie durch das vom Menschen Erlernte mit ihm sprechen und sich ihm verständlich machen zu können. Ist aber Niemand im Zimmer, dann ertönt gewöhnlich anstatt des erlernten Gesanges der natürliche." Als eigenthümlich im Betragen der gefangenen Steindrosseln hebt der Graf noch hervor, daß sie zeitweilig ohne scheinbare Ursache wie toll werden. Sie springen dann unaufhörlich in ihrem Käfig herum und fressen sehr wenig, versagen selbst das Futter gänzlich und würden verhungern, wenn man ihnen nicht Nahrung einstopfte. Dieses Benehmen zeigen sie gewöhnlich während der Zeit ihres Zuges. Der Zustand hält acht bis zehn Tage an und geht dann wieder spurlos vorüber. Ebenso auffallend ist ihre Schreckhaftigkeit: der allerzahmste Vogel wird durch die Erscheinung eines ungewöhnlichen Gegenstandes, welchen andere Vögel gar nicht beachten, zuweilen so in Angst versetzt, daß er wie unsinnig in seinem Käfig umhertobt.

Die Blaumerle oder Blaudrossel, der Blauvogel, die Blau- oder Gebirgsamsel, die einsame oder tiefsinnige Drossel, der Einsiedler u. s. w. (Petrocincla cyana) ist etwas größer als der Steinröthel, 8¾ bis 9¼ Zoll lang und 14 Zoll breit; der Fittig mißt gegen 5, der Schwanz 3½ Zoll. Das Gefieder des Männchens ist gleichmäßig schieferblau; die dunkleren Schwingen und Steuerfedern sind blau gesäumt. Beim Weibchen herrscht Blaugrau vor; die Kehle ist lichtrostbräunlich gefleckt und jeder Flecken schwarzbraun umsäumt; die übrige Unterseite zeigt dunkelbraune Mondflecken und bräunlichweiße Federkanten; die Schwingen und Steuerfedern sind dunkelbraun. Die Nestjungen ähneln dem Weibchen, unterscheiden sich aber durch lichtbräunliche Tropfenflecken auf der Oberseite, welche ihr Gefieder sehr bunt erscheinen lassen. Nach der Mauser sind auch beim Männchen alle Federn grau gerandet; die Ränder schleifen sich jedoch bald ab, und das Gefieder erhält dann seine volle Schönheit. Das Auge ist braun, der Schnabel und die Füße sind schwarz.

Ganz Südeuropa, Nordafrika und ein großer Theil Mittelasiens sind die Heimat der Blaumerle. In Deutschland kommt sie blos ausnahmsweise als Brutvogel und wahrscheinlich nur im südlichen Tyrol, in Steiermark und in Kärnthen vor. Häufig ist sie in Griechenland, Dalmatien, Italien, Südfrankreich und Spanien, ebenso auch in Egypten und Algerien. Während des Winters erscheint sie regelmäßig in Indien, obgleich man sie nicht als Zugvögel betrachten darf; denn schon in Südeuropa trifft man sie jahraus, jahrein auf denselben Standorten an, höchstens mit

dem Unterschiede, daß sie im Winter sonnige Gehänge bevorzugt. Es scheint also, daß nur einzelne der Vögel nach der Brutzeit umherschweifen, streichend weiter und weiter fliegen und auf diese Weise in jene südlichen Gegenden hinabkommen.

In ihrem Wesen und Betragen ähnelt sie dem Steinröthel sehr, unterscheidet sich aber doch in mancher Hinsicht. Mehr als der Letztgenannte liebt sie die Einöde, d. h. Felswände und enge Gebirgsschluchten, denen der Baumschlag mangelt, am liebsten felsige Flußthäler. Den eigentlichen Wald meidet sie fast ängstlich. Dagegen besucht sie sehr regelmäßig die Ortschaften und treibt sich hier auf den Thürmen, Wallmauern und hochgelegenen Dachfirsten oder in Egypten auf den großartigen Tempelruinen umher. Nichts desto weniger trägt sie den Namen Einsiedler mit vollem Rechte. Sie lebt stets für sich, so ungesellig als möglich, und befreundet sich nie mit den Menschen, sondern bewahrt sich auch dann, wenn sie in die Ortschaften kommt, ihre Selbständigkeit. Es scheint wirklich, als lebe sie mit keinem andern Vogel in Freundschaft, als hege sie auch gegen die harmlosesten Mitglieder ihrer Klasse dasselbe Mißtrauen, welches sie dem Menschen gegenüber so offenkundig an den Tag legt. Ja, nicht einmal mit Ihresgleichen vereinigt sie sich in derselben innigen Weise, wie andere Vögel; denn nur während der Brutzeit sieht man das Paar unzertrennlich zusammen und kurz nach ihr die Familie; schon gegen den Herbst hin aber trennen sich die Glieder eines derartigen Verbandes, und jeder einzelne geht seinen eigenen Weg. Doch will ich bemerken, daß ich im Winter in Egypten zuweilen kleine Gesellschaften des sonst so ungeselligen Vogels gesehen habe. Die Eigenschaften der Blaumerle sind schon den Alten wohl bekannt gewesen. „Dieser Vogel, Cyanus genannt", schreibt Geßner, die Angaben der alten Naturforscher wiedergebend, „hasset von Natur den Menschen, fleucht derhalben alle versammlungen derselbigen, auch alle Wildnussen, darinnen Menschen wonen, hat lieb die einöden Ort vnd hohen Gibel der Bergen. Epirum vnd andere Insulen so behauset werden, hasset er, liebet dargegen Scyrum, vnd andere dergleichen einöde vnd vnfruchtbare Ort." Die Blaumerle hat übrigens auch ihre guten Seiten. Sie ist ein außerordentlich munterer, regsamer, bewegungslustiger Vogel und singt sehr fleißig. Ihr Gesang steht dem des Steinröthels zwar nach, darf aber noch immer als vorzüglich gelten und wird beinah zu jeder Jahreszeit vernommen. In ihren Bewegungen ähnelt auch sie den Steinschmätzern weit mehr, als den Drosseln, mit denen sie überhaupt nur die flüchtigste Betrachtung vergleichen kann. Sie ist jedoch vielleicht noch gewandter als alle übrigen Schmätzer und zwar nicht blos im Laufen, sondern auch im Fliegen. Keine andere von den mir bekannten Arten der Familie fliegt so viel und so weit in einem Zuge, wie die Blaumerle: sie durchmißt oft Entfernungen von einer Achtelmeile in einem Zuge und streicht, von einem ihrer Lieblingssitze in der Höhe ausgehend, ohne sich zum Boden herabzusenken, von einem Bergesgipfel zum andern. Der Flug selbst erinnert an den unserer gewandtesten Drosseln; doch schwebt die Blaumerle mehr als diese, namentlich kurz vor dem Niedersetzen, und ebenso steigt sie, wenn sie singt, ganz gegen Drosselart in die Luft. Der Gesang hat nach meinen Erfahrungen die größte Aehnlichkeit mit dem des Trauersteinschmätzers; er gleicht diesem so, daß man Beider Lieder verwechseln kann. Dasselbe ist A. von Homeyer allerdings auch hinsichtlich ihrer und des Steinröthels geschehen: es geht also auch daraus die Verwandtschaft aller dieser Vögel deutlich hervor. Das Lied vereinigt die Gesänge mehrerer Vögel. Von dem Steinröthel hat er die zusammenhängenden Halstöne, nur daß sie rauher und stärker sind, von der Singdrossel die lauten, nachtigallähnlichen Pfiffe und von der Amsel ebenfalls mehrere Strophen. Doch ist die Stimme des Steinröthels viel biegsamer, sanfter und angenehmer, sein Gesang mehr abwechselnd und minder durchdringend, und deshalb eben eignet er sich für das Zimmer mehr, als seine Verwandte. Diese wiederholt die einzelnen Strophen gewöhnlich zwei- bis drei-, ja selbst fünf- bis zehnmal; demzufolge dünkt uns der Gesang nicht so manchfaltig, wie er es wirklich ist. Zuweilen läßt die Blaumerle so leise und zwitschernde Töne vernehmen, wie sie nur der kleinste Vogel hervorbringen kann. Sie singt gern und viel in der Abenddämmerung, zuweilen auch bei Kerzenlicht: eine trug besonders bei starker Beleuchtung, wenn laut gesprochen wurde, ihre leisen und angenehmen Töne vor. Auch sie hat eine Lieblings- und Begrüßungsstrophe, mit der sie gern einen sich nahen-

den Bekannten empfängt; sie wiederholt dieselbe aber sechs= bis zwanzigmal ohne Unterbrechung und kann deshalb lästig werden. So beobachteten Gourcy und Homeyer; Aehnliches wußte aber auch schon der alte Geßner: „Er singt gar vnderschiedlich, ordentlich, lieblich, vielfaltig vnd mancherley. Er ist darzu gar gelehrich, vnd nimpt aller dingen so eben war, daß er mehrertheils dieselbigen gar verständiglich mit seiner Stimm bedeut vnd anzeigt. So er in der mitten in der vngestümmen Nacht erwecket wirt, singt er, als geheißen, gantz hell, meint derhalben er wölle seinen Befolch gar fleißig vnd trewlich außrichten." Der Lockton ist das übliche „Tack tack", der Ausdruck der Furcht das „Uit uit" des Steinröthels.

Die Liebeswerbungen der Blaumerle erinnern an den Tanz des Steinröthels; das Männchen nimmt aber, wie Homeyer sagt, eine wagrechte Haltung an, bläht sich auf und erscheint deshalb viel größer, „ballartig", duckt den Kopf nieder und schnellt den hochgehobenen, zusammengelegten Schwanz dann und wann nach Art der Amsel in die Höhe. Das Nest steht in Felsenspalten, auf Kirchthürmen, verfallenen Bergschlössern und andern hochgelegenen oder erhabenen Gebäuden. Es ist ansehnlich, aber kunstlos, äußerlich aus Grasstücken, groben und feinen Halmen gebaut, in der flachen Mulde mit gekrümmten Wurzelfasern ausgelegt. Anfangs Mai enthält es vier eirunde, glänzend grünlichblaue Eier, deren Unterflecken schwach violettgrau und deren obere röthlich oder rothbraun sind. Doch kommen auch ungefleckte Eier vor.

Alte Blaudrosseln sind schwer zu berücken; ihr grenzenloses Mißtrauen vereitelt regelmäßig die Jagd. Am sichersten führt der Anstand zum Ziel. Der Jäger muß einen der Lieblingsplätze zu erkunden suchen, sich hier verbergen und sobald der Vogel erscheint, schießen; denn ebenso rasch, wie er gekommen, verschwindet er wieder. Der Fang alter Vögel ist Sache des Zufalls. Deshalb erhält man für den Käfig meist junge Blaumerlen, welche dem Neste entnommen wurden. Sie halten sich bei geeigneter Pflege, wie der Steinröthel, jahrelang, gewöhnen sich aber sehr an eine bestimmte Oertlichkeit und ertragen etwaigen Wechsel schwer. „Als in Valetta der neue Markt eröffnet worden war", erzählt Wright, „brachten viele von den Marktleuten ihre gefangenen Blaumerlen in den alten Käfigen von dem alten Markte her mit sich in ihre neuen Buden. Aber einer der Vögel nach dem andern welkte dahin, und wenige Wochen später war nicht einer von ihnen mehr am Leben."

In Italien, auf Malta und in Griechenland sind die Blaumerlen als Stubenvögel sehr beliebt. Von Griechenland aus werden, wie uns Lindermayer mittheilt, viele von den dort sehr beliebten Vögeln nach der Türkei ausgeführt; auf Malta werden gute Sänger so hoch geschätzt, daß für ein Männchen 15 bis 20 Thaler unseres Geldes ohne Besinnen bezahlt werden. Eine reiche Malteserin schätzte sich, nach Wright's Versicherung, glücklich, eine besonders ausgezeichnete Blaumerle für 50 Thaler erstanden zu haben, „und der frühere Besitzer hatte sich dennoch nur schwer von seinem Vogel getrennt". Alle Malteser verfehlen nicht, das Gebauer, in welchem eine Blaumerle lebt, durch ein in geeigneter Weise angebrachtes Stück Tuch von rother Farbe gegen das „böse Auge" zu schützen. In Spanien sieht man wenig Blaudrosseln im Käfig; aber die Spanier sind überhaupt keine Freunde von lebendem Geflügel, gleichviel ob solches noch seine Freiheit hat, oder ob es gefangen gehalten wird.

Vom Raubzeug hat die Blaumerle noch weniger zu leiden, als der Steinröthel; ihre Vorsicht entzieht die Alten, der stets vortrefflich gewählte Standort des Nestes die Brut den meisten Nachstellungen. Die Edelfalken fangen übrigens, wie ich mich selbst überzeugt habe, zuweilen doch einen und den anderen dieser Vögel, all ihrer Schnelligkeit und Behendigkeit ungeachtet.

Die Zusammengehörigkeit aller vorstehend geschilderten Glieder der Familie beweist kein Vogel schlagender, als der Buschschmätzer (Thamnolaea albiscapulata), ein Bewohner der Gebirge Abissiniens. Cabanis hat ihn mit andern in einer besondern Sippe vereinigt, weil der kürzere, stärker

gebogene Schnabel, der nicht zugespitzte Flügel, in welchem die vierte Schwinge die längste ist, der verhältnißmäßig lange und stark abgerundete Schwanz und die kürzeren Füße ihn von den Stein- und Felsschmätzern unterscheiden.

Der Busch- oder der Drosselschmätzer, wie ich ihn nenne, ist 8 Zoll lang, 13⅓ Zoll breit; der Fittig mißt 4⅓, der Schwanz 3¼ Zoll. Das Gefieder des Männchens ist auf Kopf, Hals, Brust, Rücken, Flügel, Schwanz und Schenkel dunkelblauschwarz, auf Bauch und Brust lebhaft rostroth; ein Band, welches die schwarze Oberbrust begrenzt und von der rothen Unterbrust scheidet, und die kleinen Deckfedern der Flügel sind schneeweiß, die Schwanzdeckfedern oben und unten rostroth,



Der Buschschmätzer (Thamnolaea albiscapulata).

am Endrande schwarz gesäumt. Das Weibchen und die Jungen unterscheiden sich durch den Mangel des weißen Flügelfleckens und Brustbandes.

Während meines letzten Aufenthaltes in Habesch habe ich diesen Vogel wiederholt beobachtet und ihn als ein Mittelding zwischen Drossel, Rothschwanz und Steinschmätzer kennen gelernt. In den Gebirgen um Mensah ist er nicht selten. Man begegnet regelmäßig einem Paare von ihnen; doch erinnere ich mich, einmal ihrer drei zusammen gesehen zu haben. Jedes Paar bewohnt ein ziemlich großes Gebiet und streift in diesem hin und her. Aber es scheint ziemlich friedlich gesinnt zu sein; denn man bemerkt in demselben Gebiet zuweilen mehrere Paare, freilich jedes einzelne für sich. Ueber den eigentlichen Wohnsitz kommt man nicht recht ins Klare. Der Drosselschmätzer findet sich nämlich ebensogut an Felswänden, auf Felsblöcken und auf Steinen, wie auf Bäumen und

auch auf der Erde. Auf den Felsen nun beträgt er sich wie ein Steinschmätzer oder, richtiger noch, wie ein Steinröthel, auf den Bäumen dagegen erscheint er mehr wie eine Drossel, besonderer Eigenheiten nicht zu gedenken. So kommt er angeflogen, hängt sich an den Stamm und sucht hier sorgfältig die Rinde nach Kerbthieren ab; ein anderes Mal erscheint er, fliegt auf die höchsten Spitzen eines Baumes, nach Art unserer Singdrossel, und läßt von da oben herab einen frisch fröhlichen Gesang erschallen; ein drittes Mal verkriecht er sich mitten in der Krone. Der Gesang ist auch ein eigenthümliches Mittelding zwischen Drossel- und Steinschmätzergesang; mich hat er noch am meisten an das helle Lied des Trauersteinschmätzers erinnert. Der häufigste Lockton ist ein sehr wohllautendes „Grui, Grui", bei welchem beide Selbstlauter gut betont werden.

Wie es scheint, leben die Gatten eines Paares treuinnig zusammen. Man sieht sie regelmäßig auf ein und demselben Felsen, ja, auf ein und demselben Aste sitzen. Sie sind sehr unruhig, wie die Steinschmätzer oder wie die Drosseln. Die nickenden Bewegungen der Steinröthel habe ich an ihnen nicht beobachtet; dagegen besitzen sie ganz den rennenden Lauf dieser Vögel, und nur in dem Gezweig der Bäume benehmen sie sich drosselartig. Sie sind nicht besonders scheu und doch auch nicht so vertrauensselig, als andere Vögel Abissiniens, und man muß sich schon Mühe geben, wenn man beider Gatten eines Paares habhaft werden will. Ueber die Fortpflanzung habe ich leider keine Beobachtungen machen können.

Auch diese kurze Beschreibung gibt nur Das wieder, was ich in meinen „Ergebnissen u. s. w." über unsern Vogel gesagt habe. Sie ist aber die einzige, welche ich kenne und die Wiederholung somit sicherlich gerechtfertigt.

* *
*

Die Drosseln (Turdi) bilden eine zahlreiche, über die ganze Welt verbreitete Familie, deren Mitglieder sich in Gestalt und Wesen außerordentlich ähneln. Sie gehören zu den großen Singvögeln; denn einige kommen beinahe einer Taube gleich, und nur die kleinsten Arten schließen sich hinsichtlich ihrer Größe an andere Sänger an. Alle Arten sind mehr oder weniger gestreckt gebaut. Ihr Schnabel ist mittellang, fast gerade, längs der Firste des Oberkiefers sanft gebogen und vor der Spitze seicht eingekerbt. Der Fuß ist mittelhoch und schlank, seine Zehen sind ziemlich und die sie bewehrenden Krallen ansehnlich groß; die Flügel sind zwar nicht besonders lang, aber verhältnißmäßig spitzig, die dritte und vierte Schwinge sind die längsten. Der Schwanz ist selten mehr als mittellang und in der Regel gerade abgeschnitten oder seitlich nur wenig abgerundet. Das Gefieder ist sanft und weich, jedoch nicht besonders weitstrahlig, die Färbung desselben sehr verschieden. Bei den meisten Arten sind beide Geschlechter ähnlich gezeichnet; doch kommt auch das Umgekehrte nicht selten vor. Die Jungen tragen ein geflecktes Kleid. Nach den Untersuchungen von Nitzsch zeigt der innere Bau alle wesentlichen Bildungsverhältnisse anderer Singvögel. Die Singmuskeln am unteren Kehlkopf sind vorhanden; die Gestalt des Brustbeines, die Zahl der Rippen, die Nebenschulterblätter und Röhrenbeinchen, das Zungengerüst, der Gaumen, der schwachmuskelige Magen, die ungleichen Leberlappen, die wurmförmige Milz, die kurzen Blinddärme, die Luftzellen verhalten sich bei ihnen wie bei andern Sängern; doch weichen die Drosseln darin, daß ihr Oberarmknochen keine Luft aufnimmt, das ganze Knochengerüst überhaupt nicht sehr luftführend ist, wenigstens von vielen Singvögeln ab.

Hinsichtlich ihrer Lebensweise ähneln sich die verschiedenen Arten mehr oder weniger. Man kann, wenn man Sitten und Gewohnheiten berücksichtigt, mehrere Gruppen unterscheiden, aber der innige Zusammenhang derselben ist unverkennbar. Es würde für uns vollständig genügen, wenn wir die eigentlichen deutschen Arten d. h. diejenigen, welche in Deutschland brütend gefunden worden sind, allein berücksichtigen wollten. Da sich jedoch, Dank der ausgezeichneten Bewegungsfähigkeit und Wanderlust der Drosseln, sehr viele fremdländische Arten nach Deutschland oder wenigstens nach Europa verflogen haben, erscheint es angemessen, auch sie wenigstens mit einigen Worten zu erwähnen.

Unter den in Deutschland regelmäßig brütenden Drosseln ist die größte die **Misteldrossel** oder der **Mistler** und **Mistelziemer**, der **Schnerr**, **Zarizer**, **Zehrer**, **Zierling**, **Schneekater** u. s. w. (Turdus viscivorus), ein Vogel von 10 Zoll Länge, 16½ bis 17½ Zoll Breite, dessen Fittig 5½ bis 5¾, und dessen Schwanz 4 bis 4¼ Zoll mißt. Das Gefieder der Oberseite ist tiefgrau und ungefleckt, das der Unterseite weißlich, an der Gurgel mit dreieckigen, an der Brust mit ei- oder nierenförmigen braunschwarzen Flecken gezeichnet; die Schwung- und Steuerfedern sind schwarzgrau, lichtgraugilblich gesäumt. Das Auge ist braun, der Schnabel dunkel, der Fuß lichthornfarben. Das Weibchen unterscheidet sich nur durch etwas geringere Größe von dem Männchen. Die Jungen zeigen auf der Unterseite gelbe Längs- und schwärzliche Spitzenflecken auf den Federn, und die Deckfedern ihrer Flügel sind gelb gekantet.



Die Singdrossel oder Zippe (Turdus musicus).

Der größte Theil Europas vom hohen Norden an bis zum äußersten Süden ist die Heimat, hochstämmige Waldungen verschiedener Art, namentlich aber Schwarzwälder, sind der Aufenthalt der Misteldrossel. Aus den hochnordischen Gegenden wandert sie in südlichere herab; innerhalb dieser streicht sie während des Winters nur in beschränktem Grade hin und her. Außerhalb Europas hat man sie noch in Sibirien und einzeln in Nordwestafrika beobachtet.

Ihr nicht unähnlich, aber bedeutend kleiner, ist der Liebling aller Gebirgsbewohner, die **Singdrossel** oder **Zippe**, auch wohl **Weiß-**, **Sommer-**, **Krag-**, **Berg-** und **Zierdrossel** (Turdus musicus) genannt. Bei ihr beträgt die Länge 8½, die Breite 12¾, die Fittiglänge 4⅙, die Schwanzlänge 3¼ Zoll. Das Gefieder ist oben ölgrau, unten gelblichweiß mit dreieckigen oder eiförmigen braunen Flecken, welche jedoch auf dem Bauche spärlicher auftreten, als bei der Misteldrossel. Auch sind bei jener die Unterflügeldeckfedern blaßrostgelb, bei dieser dagegen weiß; und die Oberflügeldeck-



Krammetsvögel.

federn sind durch schmuzig rostgelbe Spitzenflecken, also nicht blos durch lichtere Säume gezeichnet. Die Geschlechter unterscheiden sich ebenfalls nur durch die Größe. Das Gefieder der Jungen zeigt auf der Oberseite gelbliche Längs- und braune Spitzenflecken.

Hinsichtlich des Aufenthalts kommt die Singdrossel mit dem Mistler ziemlich überein. Auch sie bewohnt den größten Theil Europas, brütet jedoch in den meisten Gegenden des Südens nicht, sondern besucht sie nur im Winter. Im hohen Norden ist sie besonders häufig, aber auch im größten Theile Asiens nicht selten. Gelegentlich ihrer Wanderung erscheint sie ziemlich häufig in Nordwestafrika, seltener im Nordosten des Erdtheils. In Deutschland brütet sie in allen größeren Waldungen.

Zu den beiden Genannten kommen in jedem Winter zwei, eigentlich dem Norden angehörige Arten, welche jedoch schon wiederholt in Deutschland gebrütet haben, die Wachholder- und die Rothdrossel. Man hat sie neuerdings zum Vertreter einer besondern Sippe (Arceuthornis) erheben wollen,



Die Rothdrossel (Turdus iliacus). Seite 798.

die Merkmale derselben beschränken sich aber ausschließlich auf die verschiedene Färbung und können deshalb keinen Werth beanspruchen.

Die **Wachholderdrossel** oder der **Krammtsvogel**, **Ziemer** oder **Schacker** (Turdus pilaris) ist 10 Zoll lang und 16½ Zoll breit; der Fittig mißt 5½, der Schwanz etwas über 4 Zoll. Die Färbung des Gefieders ist ziemlich bunt. Der Kopf, Hinterhals und Bürzel sind aschgrau, der Oberrücken und die Schultergegend schmuzig kastanienbraun, die Schwung- und Schwanzfedern schwarz, die Schwingen und Flügeldeckfedern an der Außenfahne und an der Spitze aschgrau, die beiden äußersten Steuerfedern weiß gesäumt; der Vorderhals ist dunkelrostgelb, schwarz in die Länge gefleckt; die Seiten der Brust sind braun, die Federn hier weißlich gerandet; der übrige Unterkörper ist weiß. Das Auge ist braun, der Schnabel gelb, der Fuß dunkelbraun. Das Weibchen ist etwas blässer, als das Männchen.

Als die eigentliche Heimat der Wachholderdrossel hat man die großen Birkenwaldungen des Nordens anzusehen; sie sind wenigstens fast immer die Brutplätze der Alten. Diejenigen Krammtsvögel, welche bei uns gebrütet haben, sind allerdings auch in Eichen- und Kiefernwaldungen nistend angetroffen worden; es scheint jedoch, daß sie sich hier nur in Ermanglung der ihnen so zusagenden Birkenbestände angesiedelt haben. Die Zugscharen erscheinen bei uns im Spätherbst, vertheilen sich über ganz Mitteleuropa, streifen vielleicht auch, obschon selten bis in die südlichen Länder dieses Erdtheils hinab. In Afrika ist der Krammtsvogel meines Wissens noch nicht beobachtet worden: Rüppell behauptet zwar das Gegentheil; ich aber habe gerechten Grund, seine Angabe zu bezweifeln.

Die Rothdrossel endlich (Turdus iliacus), welche auch Wein-, Winter-, Berg-, Haide-, Blut- und Buntdrossel, Zippe und Ziemer, Weißlich, Winesel, Gererle, Bitter, Böhmle und Bäuerling genannt wird, ist 8½ Zoll lang, 13½ Zoll breit; ihr Fittig mißt 4½, ihr Schwanz 3⅙ Zoll. Das Gefieder der Oberseite ist olivengrünbraun, das der Unterseite weißlich, an den Brustseiten hochrostroth, am Halse gelblich, überall mit dunkelbraunen, dreieckigen und runden Längsflecken gezeichnet. Das Weibchen ist blässer als das Männchen. Bei den Jungen ist der grünlichbraune Oberkörper gelb gefleckt, und die Unterflügeldeckfedern sind rostroth. Das Auge ist kaffeebraun, der Schnabel schwarz, am Grunde des Unterschnabels horngelb, der Fuß röthlich.

Auch die Rothdrossel bewohnt als Brutvogel den hohen Norden Europas und nistet nur ausnahmsweise in südlicheren Breiten. Sie erscheint mit dem Krammtsvogel bei uns zu Lande und wandert bis Nordafrika, obwohl die große Mehrzahl bereits im Süden Europas für die Winterzeit Herberge nimmt. In Asien ist sie ebenfalls gefunden worden, sie scheint jedoch östlich von Irkutzk nicht vorzukommen.

Auf allen Hochgebirgen Nord- und Mitteleuropas, und vorzugsweise auf den Steinhalden, in deren Nähe Buschwerk steht, lebt die Ringdrossel oder Ringamsel, sonst auch Schild-, Rost-, Schneedrossel, oder Dianen-, Erd-, Strauch-, Berg-, Meer- und Seeamsel, Stick- und Stabziemer genannt (Turdus torquatus). Sie ist 10 Zoll lang, 16 Zoll breit; ihr Fittig mißt gegen 5½, ihr Schwanz etwas über 4 Zoll. Das Gefieder des Männchens ist, bis auf ein breites, halbmondförmiges, weißes Brustband, auf mattschwarzem Grunde mit lichten, halbmondförmigen Flecken gezeichnet, welche durch die Federränder gebildet werden; die Schwingen und Flügeldeckfedern sind graulich überlaufen und bräunlichgrau gesäumt; die Schwanzfedern sind einfarbig rußschwarz; das äußerste Paar derselben ist durch ein schmales, feines, weißgraues Säumchen geziert. Das Weibchen ist düsterfarbiger, mehr graulich, alle Federsäume sind breiter, und das Brustband ist nur angedeutet: es sieht nicht weiß, sondern schmuziggrau aus. Das Jugendkleid der Ringamsel erinnert an die Tracht der Wachholderdrossel, ist aber dunkler, wie verräuchert; die Federn der Oberseite sind tiefbraun, lichter gerandet und theilweise mit weißlich rostgelben Schaftflecken geziert; Kehle und Gurgel sind lichtrostgelb, seitlich dunkler in die Länge gefleckt; die Brust ist auf rostfarbenem Grunde mit runden, der Bauch auf lichtgraugelbem mit halbmondförmigen Flecken besetzt. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Unterkiefer am Grunde aber rothgelb; der Fuß ist schwarzbraun.

Die Ringamsel ist nur Gebirgsvogel und findet sich deshalb am häufigsten in unsern Hochgebirgen, seltener schon im Mittelgebirge. In Skandinavien ist sie ebenso gemein wie in der Schweiz. Auf ihrem Zuge durchstreift sie alle von Skandinavien südlich gelegenen Länder Europas und dehnt ihre Reise bis zum Atlas aus.

Man betrachtet die Ringamsel oft als die nächste Verwandte unserer gewöhnlichen Amsel, hat sie auch zum Vertreter einer eigenen Sippe erhoben und dieser den Namen Thoracocincla gegeben. Das Eine wie das Andere scheint mir ungerechtfertigt zu sein, da sich unser Vogel in seiner Gestalt durchaus nicht von andern Drosseln unterscheidet und diesen auch in der Lebensweise vollständig ähnelt. Doch kann man sie als ein Verbindungsglied ansehen zwischen den Drosseln und der Amsel.

Diese, welche auch Schwarzdrossel oder Schwarz-, Stock- und Kohlamsel, Merle, Amselmerle und Lyster heißt (Merula vulgaris), unterscheidet sich von ihren Verwandten, wenn auch nicht gerade augenfällig, durch ihre verhältnißmäßig kurzen, stumpfen Flügel, in welchen die dritte, vierte und fünfte Schwinge fast gleich lang und die längsten sind, und den verhältnißmäßig langen, an der Spitze etwas abgerundeten Schwanz, auffallender aber durch ihre Lebensweise. Ihre Länge beträgt $9\frac{3}{4}$ bis 10 Zoll, die Breite aber nur $13\frac{1}{2}$ bis 14 Zoll; der Fittig mißt $4\frac{1}{3}$ bis $4\frac{1}{2}$, der Schwanz $4\frac{1}{2}$ Zoll. Das Gefieder des alten Männchens ist gleichmäßig schwarz. Das Auge ist braun, der



Die Schwarzdrossel (Merula vulgaris).

Schnabel und der Augenliderrand sind hochgelb; der Fuß ist dunkelbraun. Beim alten Weibchen ist die Oberseite mattschwarz, die Unterseite auf schwarzgrauem Grunde durch lichtgraue Saumflecken gezeichnet; die Kehle und Oberbrust sind auf gleichem Grunde weißlich und rostfarben gefleckt. Das Jugendkleid zeigt oben auf schwarzbraunem Grunde rostgelbe Schaft-, unten auf rostfarbigem Grunde bräunliche Querflecken.

Vom 66. Grad nördlicher Breite an bis zum äußersten Süden Europas ist die Amsel an allen geeigneten Orten eine regelmäßige Erscheinung. Sie bevorzugt feuchte Waldungen oder größere Baumgehege überhaupt, welche viel Unterholz haben, und verweilt mehr oder weniger jahraus, jahrein

an derselben Stelle. Nur die im hohen Norden groß gewordenen Amseln treten eine Wanderung an, aber auch blos theilweise; denn schon im südlichen Schweden überwintern viele dieser Vögel.

Neben den genannten Arten nun, welche wir als die eigentlichen deutschen bezeichnen können, haben sich in unserem Vaterlande nicht blos sibirische und nordamerikanische, sondern auch indische, japanesische, ja australische Drosseln gezeigt. Von Sibirien her sind bei uns eingewandert: die rostflügelige Drossel (Turdus fuscatus), die Naumannsdrossel (T. Naumanni), — welche freilich von Vielen nicht als selbständige Art anerkannt wird, — die rothhälsige Drossel (T. ruficollis), die Blaßdrossel (T. pallens) und die sibirische Drossel (T. sibiricus); von den in Nordamerika heimischen Arten besuchten uns: die Wanderdrossel (T. migratorius), die Einsiedlerdrossel (T. solitarius), die Wilsonsdrossel (T. Wilsoni), die Swainsonsdrossel (T. Swainsoni) und die Zwergdrossel (T. minor); aus Südasien kamen: die weichfedrige Drossel (T. mollissimus), die schwarzkehlige Drossel (T. atrogularis) und endlich die auch über Australien verbreitete Erddrossel (T. varius).

Von den achtzig und einigen Arten Drosseln, welche man unterschieden hat, bewohnen 28 und zwar 16 die Osthälfte, zwölf die Westhälfte im Norden der Erde, 15 Indien und seine Nachbarländer, 9 Afrika, 5 Australien und 27 Südamerika. Sie leben in den verschiedensten Ländern, selbstverständlich auch unter verschiedenen Verhältnissen, vorzugsweise jedoch immer und überall im Walde. Zu ihm gehören sie, und ihn beleben sie allerorten. Weniger wählerisch als die Erdsänger, herbergen sie in jedem Bestande; denn nicht blos der reiche Wald der Auen, oder der Urwald unter den Wendekreisen weiß sie zu fesseln, sondern auch der Schwarzwald oder der dünn bestandene Buschwald der Steppe; ja, noch über der Grenze des Holzwuchses, unmittelbar unter und zwischen den Gletschern finden sie Wohnplätze, welche ihren Ansprüchen genügen. Allerdings verweilen nur die wenigsten Arten jahraus, jahrein an derselben Stelle; die große Mehrzahl zeigt eine Wanderlust, wie wenig andere Vögel, nicht blos im Norden der Erde, sondern auch unter gemäßigten Himmelsstrichen. Diejenigen, welche wir als Verirrte bei uns aufgefunden haben, durchflogen fast die Hälfte des Umfangs unserer Erdoberfläche. Sie kamen vom fernsten Osten Sibiriens, aus Kamtschatka zu uns, ja sie überflogen sogar das Behringsmeer, durchpilgerten ganz Asien und gelangten so in unser Europa. „Von manchen", sagt Naumann, „schienen selbst Pärchen oder wenigstens mehrere zugleich zu uns gekommen zu sein und später die weite Rückreise zu scheuen. Sie leisteten bei inzwischen vorgerückter Jahreszeit selbst dem in ihnen rege gewordenen Fortpflanzungstrieb Genüge, brüteten und erzogen in dem für sie so fremden Erdstriche ihre Jungen. Wir staunen, wenn wir bedenken, welche unermeßliche Räume diese Verirrten wahrscheinlich durchflogen, und in welch kurzer Zeit sie eine so große Reise zurückgelegt haben müssen, da sie während derselben doch nicht ununterbrochen in einem Striche vorwärts, einem gesteckten Ziele geradezu entgegenfliegen konnten, örtlicher Hindernisse halber vielmehr öfter zu Umwegen verleitet wurden, sich mitunter Ruhe zur Erholung gönnen und besonders auch auf das Aufsuchen und Zusichnehmen der nothdürftigsten Nahrungsmittel Zeit verwenden mußten." Welches eigentlich die Ursache sein möge, die die Fremdlinge zu derartigen Reisen treibt, ist mit Sicherheit nicht zu sagen; doch hat Naumann gewiß nicht unrecht, wenn er annimmt, daß die Geselligkeit, welcher fast alle Drosseln zugethan sind, und die Nahrung sie oft verleiten mag, von dem gewöhnlichen Wege abzuweichen, ganz abgesehen von schlimmem Reisewetter, ungünstigen Winden, Stürmen und ähnlichen Widerwärtigkeiten, welche die Zuggesellschaften trennen und einzelne in unbekannte Fernen verschlagen. Derartige Reiseverirrungen gehören freilich zu den Ausnahmen; aber auch die regelrechten Reisen führen die Drosseln durch weite Länderstrecken, obgleich sie hierin vielen andern Zugvögeln nicht gleich kommen.

Alle Drosseln sind hochbegabte Geschöpfe. Sie sind bewegungsfähig in hohem Grade, gewandt, feinsinnig, klug, gesangeskundig, munter und unruhig, gesellig, aber keineswegs auch friedfertig. Sie haben viele gute Eigenschaften, aber auch manche, welche wir als schlechte bezeichnen. Vom frühen

Morgen an bis zum späten Abend sieht man sie in fast ununterbrochener Bewegung; nur die Glut des Mittags lähmt einigermaßen ihre Thätigkeit. In ihren Bewegungen erinnern sie vielfach an die Erdsänger. Auf dem Boden springen sie mit großen Sprüngen gewandt umher, gewöhnlich in Absätzen. Bemerken sie etwas Auffallendes, so schnellen sie den Schwanz wie die Erdsänger nach oben und zucken gleichzeitig mit den Flügeln nach unten. Im Gezweig hüpfen sie ebenfalls rasch und geschickt; größere Entfernungen überspringen sie, indem sie die Flügel zu Hilfe nehmen. Der Flug ist verschieden. Die meisten Arten flattern, wenn sie aufgescheucht werden, in anscheinend täppischer Weise über den Boden dahin, wo möglich von einem Busche zum andern; aber dieselben Vögel streichen, sobald sie sich einmal in eine gewisse Höhe erhoben haben, mit außerordentlicher Schnelligkeit durch die Luft. Unter unsern deutschen Drosseln fliegen die Sing=, die Roth= und die Ringdrossel am besten, die Misteldrossel und die Amsel, ihren kurzen Flügeln entsprechend, am schlechtesten. Bei der Misteldrossel ist der Flug scheinbar schwerfällig und schief; aber auch sie durchmißt größere Entfernungen mit ziemlicher Schnelle, während die Amsel in langen Absätzen gleichsam über den Boden dahinschießt und die Flügel dabei weniger bewegt: sie ist dafür wie alle kurzflügeligen Vögel besonders gewandt im Durchfliegen der dichtesten Gebüsche und weiß die behendesten Wendungen mit großer Fertigkeit auszuführen.

Die Sinne sind gleichmäßig entwickelt. Daß das Gesicht der Drosseln vorzüglich ist, läßt sich leicht durch Beobachtung feststellen. Sie nehmen selbst das kleinste Kerbthier auf große Entfernungen wahr, und erkennen, wenn sie in hoher Luft dahinziehen, die Gegenstände tief unter ihnen auf das genaueste. Das Gleiche gilt für das Gehör. Sie vernehmen nicht nur sehr scharf, sondern unterscheiden auch genau, wie schon aus ihrem Gesang hervorgeht. Feinen Geschmack beweisen sie durch ihre Leckerhaftigkeit; — über die übrigen Sinne haben wir kein Urtheil. Ihre geistigen Fähigkeiten wird Niemand unterschätzen, welcher sie kennt. „Sie sind“, so habe ich bereits früher gesagt, „nicht allein klug, sondern auch listig, nicht scheu, sondern berechnend vorsichtig, dreist und gleichwohl mißtrauisch. Sie erfassen schnell und urtheilen sehr richtig, benutzen auch alle Mittel und Wege, um sich zu sichern. Im Walde werden sie bald zu Rathgebern oder wenigstens zu Warnern, auf welche nicht blos andere ihrer Sippschaft, sondern auch fremdartige Vögel, ja sogar Säugethiere achten.“ Alles Auffallende, Ungewohnte, Neue erregt ihre Aufmerksamkeit. Sie kommen mit einer gewissen Neugier herbei, um einen Gegenstand, welcher sie reizt, genauer ins Auge zu fassen, geben sich aber auch dann nicht rücksichtslos preis, sondern halten sich stets in wohlgemessener Entfernung. Die in den stillen, menschenleeren Wäldern des Nordens groß gewordenen Arten lassen sich leicht berücken, zumal durch zur Schau gehängte Nahrung bethören oder durch andere ihrer Art in versteckte Fallen locken; Erfahrung aber witzigt sie sehr bald, und diejenigen, welche einmal betrogen worden sind, lassen sich auf dieselbe Weise so leicht nicht wieder täuschen. Geselligkeit scheint den meisten Arten Bedürfniß zu sein; nur wenige machen hiervon eine Ausnahme. Sie sind, wie schon bemerkt, keineswegs friedfertig, gerathen vielmehr recht häufig in Streit: — aber sie können, wie man zu sagen pflegt, nicht von einander lassen, und der Lockruf, welchen eine von ihnen ausstößt, wird von andern selten gehört, ohne befolgt zu werden. Sie vereinigen sich nicht blos mit andern derselben Art, sondern mit allen Drosseln überhaupt, und es kann geschehen, daß verschiedene lange Zeit zusammenbleiben, gemeinschaftlich reisen und gemeinschaftlich den Winter in der Fremde verleben. Im Nothfall mischen sie sich auch unter andere Vögel, ohne sich jedoch auf besonders freundschaftlichen Fuß mit ihnen zu stellen, und deshalb darf man die Warnungen, welche sie derartigen Genossen zukommen lassen, wohl kaum als freundschaftlich gemeinte ansehen. Dem Menschen trauen sie nie vollständig, so oft sie auch seinem Wohnsitze nahe kommen mögen; aber sie unterscheiden recht wohl zwischen gefährlichen und ungefährlichen Leuten: sie lassen den Hirten näher an sich herankommen, als den Jäger. Gewaltsam in die Gefangenschaft des Menschen gebracht, geberden sie sich anfänglich äußerst ungestüm; bald aber erkennen sie in Dem, welcher sie freundlich behandelt, einen Freund, und dann schließen sie sich ihm innig an.

Stimme und Gesang der Drossel ähneln sich und sind doch auch wieder sehr verschieden. Die Lockstimme der Misteldrossel klingt wie „Schnerr“, ziemlich tief, dem Laute ähnlich, welchen man hervorbringen kann, wenn man mit einem Stäbchen über die Zähne eines Kammes streicht. Im Eifer wird das „Schnerr“ durch ein dazwischen geschobenes „Ra ta ta“ verstärkt. Der Angstruf ist ein unbeschreibliches Geschrill, wie es überhaupt die meisten Drosseln unter denselben Umständen hören lassen. Die Lockstimme der Singdrossel ist ein heiser pfeifendes, nicht weit hörbares „Zip“, an welches häufig die Silbe „Tack“ oder „Töck“ angehängt wird. Bei besonderer Erregung klingt der verlängerte Lockruf wie „Styx styx styx“. Die Lockstimme der Wachholderdrossel ist ein schnell und scharf hervorgestoßenes „Tschack tschack tschack“, dem ein helles „Gri gri“ angehängt wird, wenn sie andere einladen will. Der Lockruf der Rothdrossel ist ein hohes „Zi“ und ein darauf folgendes tiefes „Gack“, der Angstruf ein schnarrendes „Scherr“ oder „Tscherr“. Die Ringdrossel lockt „Töck töck töck“ und dazwischen tief betont „tack“, schnarrt aber auch nach anderer Verwandten Art. Die Amsel endlich ruft trillernd „Sri“ und „tränk“, beim Anblick von etwas Verdächtigem aber schallend und gellend „dix, dix“, worauf, wenn Flucht nöthig wird, ein hastiges „Gri, gich, gich“ folgt. Alle diese Laute, welche selbstverständlich nur höchst unvollkommen ausgedrückt werden können, ändern vielfach ab, je nach den Umständen. Sie sind übrigens allen Drosseln verständlich; denn eine Art hört auf den Lockruf der andern, und namentlich der Warnungsruf wird von allen wohl beachtet.

Die Gesänge gehören zu den besten aller Singvögel überhaupt. Unserer Singdrossel gebührt die Krone; ihr fast ebenbürtig ist die Amsel; auf sie folgen die Mistel- und Wachholderdrossel. Mit Stolz nennt der Norweger die Singdrossel die „Nachtigall des Nordens“, und der Dichter Welcker, in Anerkennung ihrer köstlichen Lieder, „Waldnachtigall“. Ihr Gesang ist ein abwechselndes, melodieenreiches Lied, die einzelnen Töne sind an Klang und Fülle denen der Nachtigall vollständig gleich. Mit den flötenden Lauten wechseln allerdings auch schrillende, oder, wie Naumann sagt, „schirkende“, minder laute und nicht sehr angenehme Töne ab; aber die Anmuth des Gesanges wird trotzdem kaum beeinträchtigt. Der Amselgesang steht dem der Singdrossel kaum nach. Auch er hat mehrere Strophen von ausgezeichneter Schönheit; er klingt aber nicht so fröhlich, sondern trauriger als der ihrer begabten Verwandten. Das Lied der Misteldrossel besteht aus wenigen, höchstens aus fünf bis sechs Strophen, welche unter sich nicht sehr verschieden, aber fast ausnahmslos aus vollen flötenden Tönen zusammengesetzt sind, weshalb auch dieser Gesang als vorzüglich gelten darf. Dasselbe gilt von der Rothdrossel, Dasselbe von der Ringdrossel. „Ihr Gesang, dem freilich der reiche Schmelz des Nachtigallenschlages fehlt“, sagt Tschudi, „schallt in jubelnden Chören hundertstimmig von allen Hochwäldern her und bringt unaussprechlich fröhliches Leben in den stillen Ernst der großen Gebirgslandschaften.“ Und nicht unsere nordischen und europäischen Drosseln allein, sondern auch die fremd- und südländischen werden als ausgezeichnete Sänger hochgeschätzt. „Ihr Gesang“, sagt der Prinz von der rothbäuchigen Drossel Brasiliens, „ist laut, vollstimmend, flötend und von angenehmer Abwechslung, wenn auch vielleicht weniger verschiedenartig als der unserer europäischen Singdrossel. Aber auch jene ist eine der größten Zierden der majestätischen Urwaldungen und die Verkündigerin des neu beginnenden Frühjahrs.“ Mit begeisternden Worten gedenken die nordamerikanischen Forscher der bei ihnen lebenden Arten unserer Familie. „Der Gesang der einsamen Drossel“, versichert Audubon, „ist, obgleich nur aus wenigen Tönen zusammengesetzt, so kraftvoll, so bestimmt, so klar, so klangreich, daß es unmöglich ist, ihn zu hören, ohne sich im Innersten bewegt zu fühlen. Ich weiß nicht, welchem Ton irgend eines Musikwerkzeuges ich jenen Gesang vergleichen soll; denn ich kenne in der That kein einziges, welches so klangvoll wäre.“ Deutsche Forscher wollen allerdings diese Lobpreisungen nicht ganz zugeben; aber auch sie müssen bekennen, daß das Lied zu den ausgezeichneten zu zählen ist. Bezeichnend für die Drosseln ist die Art und Weise ihres Vortrags. Es verdient, wie ich schon an anderm Orte gesagt habe, hervorgehoben zu werden, daß der Gesang im Widerspruch mit dem Betragen zu stehen scheint. Viele Vögel begleiten ihre Lieder mit lebhaften Bewegungen, die Drosseln sitzen still, während sie singen, und ihre Lieder selbst fließen ruhig, feierlich dahin wie ein

Kirchengesang. Jede einzelne Strophe ist klar abgerundet, jeder Ton in sich abgeschlossen; der Drosselschlag ist mehr als jeder andere für den Wald geeignet, für das Zimmer ist er viel zu stark, im freien weiten Walde dagegen gerade recht. Nicht genug zu schätzen ist es, daß alle Drosseln schon sehr früh im Jahre mit ihren köstlichen Liedern beginnen und dieselben bis zum Hochsommer hören lassen und zwar mit einem Eifer hören lassen, wie wenig andere Singvögel. Die Amsel, welche bei uns verweilt, beginnt bereits im Februar, wenn Schnee und Eis noch die Herrschaft im Walde haben, mit ihrem Liede; die zu derselben Zeit in der Fremde weilende Singdrossel gedenkt ihrer Heimat und scheint sie singend begrüßen zu wollen. Dasselbe wird von der nordamerikanischen Wanderdrossel gesagt, und es gilt wahrscheinlich in weiterem oder engerem Umfange für alle Arten, welche eine regelmäßige Wanderung antreten. Wie bei den meisten guten Sängern, eifern sich die Männchen gegenseitig an. Wenn eine Drossel auf der Spitze eines Baumes erscheint und ihren Gesang beginnt, beeilt sich jede andere, welche sie hört, ihr singend zu antworten. Es scheint, als ob die Drossel sich bewußt wäre, wie vorzüglich ihr Gesang ist, als ob sie eine gewisse Eitelkeit besäße; denn so versteckt sie sich für gewöhnlich zu halten pflegt, so frei zeigt sie sich, wenn sie ihr Lied beginnt. Sie wählt dann immer eine hohe Baumspitze zu ihrem Sitze und schmettert von da oben herab ihre herrlichen Klänge durch den Wald.

Die Nahrung der Drosseln besteht in Kerbthieren, Schnecken und Würmern mancherlei Art, im Herbst und Winter in Beeren. Sie suchen ihre Beute größtentheils vom Boden auf und verweilen deshalb hier täglich mehrere Stunden. Vom Walde aus fliegen sie auf Wiesen und Felder, an die Ufer der Flüsse und Bäche und nach andern Nahrung versprechenden Plätzen. Hier lesen sie auf oder wühlen mit dem Schnabel im abgefallenen Laube herum, um sich neue Vorräthe zu erschließen. Fliegende Kerfe achten sie wenig oder nicht. Beeren scheinen den meisten Arten außerordentlich zu behagen, und die einen lieben diese, die andern jene Arten. So trägt die Misteldrossel nicht umsonst ihren Nämen; denn sie ist förmlich erpicht auf die Mistelbeere, sucht sie überall auf und streitet sich wegen ihr mit andern ihrer Art auf das heftigste. Schon die Alten behaupteten, daß die Mistel nur durch diese Drossel fortgepflanzt werde, und diese Angabe scheint in der That begründet zu sein. Die Ringdrossel sucht sofort nach der Brutzeit mit ihrer Familie die Haidebüsche auf und frißt dann soviel Heidelbeeren, daß ihr Fleisch, wie Schauer erfuhr, davon blau, ihre Knochen roth und ihre Federn befleckt werden. Daß die Wachholderdrossel ihren Namen nicht umsonst trägt, braucht kaum erwähnt zu werden: sie durchsucht im Winter die Wachholderbüsche auf das eifrigste und frißt soviel von der ihr besonders zusagenden Beere, daß ihr Fleisch in Folge davon einen besondern Wohlgeschmack erhält. Außerdem fressen die Drosseln Johannisbeeren, rothe und schwarze Hollunderbeeren, Preisel-, Faulbaum-, Kreuzdorn-, Schlingbaum-, Ebereschbeeren, Kirschen, Weinbeeren ꝛc. Aehnliches gilt für die hochnordischen und amerikanischen Arten: sie alle sind leidenschaftliche Beerenfresser. Sie können dieser Nahrung gar nicht widerstehen, und darauf gerade gründet der Mensch seine Anstalten, die geschätzten Vögel zu berücken.

Bald nach ihrer Ankunft in der Heimat schreiten die Drosseln zur Fortpflanzung, die im Norden wohnenden allerdings selten vor dem Anfange des Juni. Mehrere Arten, namentlich die Wachholder- und Ringdrossel behalten auch am Brutplatze ihre Geselligkeit bei, andere sondern sich während der Fortpflanzungszeit von Ihresgleichen ab und bewachen eifersüchtig das erworbene Gebiet. Der Standort der Nester ist verschieden, je nach Art und Aufenthalt unserer Vögel; die Nester selbst sind sich im wesentlichen ähnlich. Die Misteldrossel baut schon im März, gewöhnlich auf einem Nadelbaume und meist in einer Höhe von dreißig bis vierzig Fuß über dem Boden. Der Bau besteht aus zarten, dürren Reisern, Stengeln, Flechten, Baum- und Erdmos, mit noch anhängender Erde, aus zarten Wurzeln oder feinen Zweigen und dergleichen; das Innere ist mit trockenen Grasblättern, Hälmchen und Rispen glatt und nett ausgelegt. Das Gelege enthält vier bis fünf verhältnißmäßig kleine, glattschalige Eier, welche auf blaßmeergrünem Grunde mit gröberen oder feineren violettgrauen Punkten gezeichnet sind. In nicht ganz ungünstigen Jahren brütet das Paar zweimal im Laufe des Sommers.

Das Nest der Singdrossel steht in der Regel niedriger, meist auf schwachen Bäumchen oder im Gebüsch. Es ist äußerlich aus ähnlichen Stoffen zusammengebaut, aber zierlicher, dünnwandiger und innen glatt und fest ausgelegt mit klar gebissenem, faulen Holze, welches mit dem Speichel zusammengeklebt, mit dem Schnabel durchknetet und sehr glatt gestrichen wird. Anfangs April ist das Gelege vollzählig; es besteht aus vier bis sechs glattschaligen und glänzenden, auf meergrünem Grunde mit feinen oder größeren Flecken von schwarzer oder schwarzbrauner Farbe gezeichneten Eiern. Im Vorsommer findet eine zweite Brut statt. Die Wachholderdrossel nistet, wie bereits oben bemerkt, ausnahmsweise auch in Deutschland, wie es scheint, namentlich seit neuerer Zeit; ihre eigentlichen Brutplätze aber sind die Birkenwaldungen des Nordens, diejenigen, welche die rasenbedachten Blockhäuser umgeben, wie die einsamen, stillen, fern von den Wohnungen des Menschen. Hier sieht man beinahe auf jedem Stamme ein Nest stehen, neue neben den alten. Einzelne Bäume tragen nach meinen eigenen Beobachtungen fünf bis zehn solcher Nester, von denen jedoch in den meisten Fällen zur Zeit nur ein einziges benutzt wird. Deshalb unterliegt es auch für mich keinem Zweifel, daß ein und derselbe Waldestheil alljährlich zum Brüten wieder aufgesucht wird. Betritt man ihn, während die Vögel Eier oder Junge haben, so herrscht hier ein überaus reges Leben. Der ganze Wald hallt wieder von dem Gesang und dem ängstlichen Geschrei unserer Vögel; denn die Anzahl der brütenden Pärchen läßt sich nur nach Hunderten abschätzen. Die Nester stehen selten niedriger als sechs Fuß über dem Boden, gewöhnlich näher dem Wipfel der übrigens immer niedrigen und buschartigen Birken. Jedes einzelne Pärchen behauptet ein eigenes Gebiet; der Umfang desselben ist aber so gering, daß man behaupten darf, jeder passende Baum sei Mittelpunkt eines solchen Gebietes. Das Nest selbst ist ein sehr schöner Napf von ziemlicher Größe, welcher aus einigen Reisern, groben Halmen und Gräsern besteht und innen mit zarteren Gräsern ausgefüllt ist; der Unterbau ist mit Erde vermischt, welche bei einzelnen Nestern eine dicke Schicht bildet und gewissermaßen zur Grundlage des Ganzen wird. Die fünf bis sechs Eier des Geleges sind auf matt- oder lebhaftgrünem Grunde mit größeren und verwaschenen oder schärfer gezeichneten kleineren Flecken und Punkten von rothbrauner Farbe gezeichnet, am dickeren Ende gewöhnlich dichter als übrigens, zuweilen kranzartig. Von den in Deutschland brütenden Wachholderdrosseln hat man beobachtet, daß auch sie sich in kleinen Gesellschaften halten. Die Rothdrossel brütet ungefähr in denselben Gegenden, wie die Wachholderdrossel, scheint aber sehr sumpfige Wälder zu bevorzugen. In Deutschland ist sie ebenfalls, jedoch sehr selten als Brutvogel gefunden worden. Die Nester stehen niedrig über dem Boden, ähneln denen der Singdrossel, sind innen ebenfalls mit zerbissenem Holze, Erde und Lehm überkleistert. Die Eier gleichen denen der Singdrosseln bis auf die etwas geringere Größe. Die Ringdrossel baut da, wo sie während des Sommers in Mitteleuropa lebt, nur im Hochgebirge und nicht unter 3000 Fuß über dem Meere, in Skandinavien hingegen an allen geeigneten Plätzen, von der Meeresküste an bis zu einer unbedingten Höhe von etwa 4000 Fuß hinauf. In unseren Gebirgen oder in der Schweiz wählt sie sich zu ihren Brutplätzen die kümmerlichen Baumgruppen, welche man nur im beschränkten Sinne Wälder nennen kann oder diejenigen Stellen, wo Knieholz und Halden abwechseln. Gloger fand im Riesengebirge die Nester noch in einer Höhe von 4600 Fuß über dem Meere, auf verkrüppelten Fichten und im Knieholz, nicht höher als fünf Fuß, gewöhnlich drei bis vier Fuß über dem Boden, und zwar in der Nähe bewohnter „Bauden“ ebensowohl, wie fernab vom Getreibe der Menschen. Jedes Pärchen bewohnt hier ein kleines Gebiet und lebt in Frieden mit benachbarten Pärchen; denn Neid und Eifersucht sind der Ringamsel auch während ihrer Brutzeit fremd. Die Nester werden zwischen die auf den Zweigen wachsenden Flechten gleichsam festgekittet und etwa vorhandene dürre Rüthchen der Zweige selbst theilweise mit in das Nest verarbeitet. Grobe Pflanzenstengel, feine Reiserchen, Grasstoppeln, dürre Halme und grünes Mos, welche im Innern mit Moorerde durchknetet und auf diese Art sehr fest verbunden sind, bilden die Grundlage; die Mulde wird mit feinen Grashalmen und Stengeln dick ausgelegt. Vier, höchstens fünf Eier, welche denen der Amsel ebenso ähneln, wie denen der Wachholderdrossel, also auf blaßgrünem Grunde mit vielen feinen Punkten, Flecken und

Strichelchen von violettgrauer oder rostbrauner Farbe gezeichnet sind, bilden das Gelege. Es ist vollzählig im Mai. In Mitteleuropa scheinen wenigstens die alten Paare zweimal im Jahre zu brüten, in Skandinavien ist Dies höchst wahrscheinlich nicht der Fall; wenigstens fand ich bereits im Juni die Alten in einem so gänzlich abgetragenen Kleide und theilweise sogar bereits in der Mauser, daß an ein nochmaliges Brüten schwerlich gedacht werden konnte. Die Amsel endlich nistet in Dickichten, am liebsten auf jungen Nadelbäumen und immer niedrig über dem Boden, zuweilen selbst auf ihm. Das Nest ist nach dem Standort verschieden. Wenn es in Baumlöcher mit großer Oeffnung gebaut wird, wie es wohl auch vorkommt, ist es nur ein Gewebe von Erdmos und dürren Halmen; wenn es freisteht, bilden feine Würzelchen, Stengel und Gras die Außenwände, eine Schicht fettiger feuchter Erde, welche sehr geglättet ist, aber immer feucht bleibt, das Innere. Bei sehr günstigem Wetter findet man bereits um die Mitte des März, sonst gegen das Ende des Monats, die vier bis sechs, auf blaßblaugrünem Grunde mit hellzimmt= oder rostfarbigen Flecken, Schmitzen und Punkten über und über bedeckten, verhältnißmäßig großen Eier. Das zweite Gelege pflegt Anfangs Mai vollzählig zu sein.

Bei allen Drosseln wird das brütende Weibchen nur in den Mittagsstunden vom Männchen abgelöst; dafür bemüht sich letzteres, die Gattin mit seinen herrlichen Liedern zu erfreuen. Beide Eltern lieben ihre Brut auf das zärtlichste und geberden sich überaus ängstlich, wenn ein Feind dem Neste naht. Dem Kundigen verrathen sie dieses hierdurch mit Sicherheit. Von der Wachholderdrossel ist behauptet worden, daß sie herannahende Feinde durch Auswerfen ihres Kothes zu vertreiben suche; ich darf versichern, daß ich von dieser Vertheidigungsart Nichts in Erfahrung gebracht habe, obgleich ich zugestehen will, daß ich von den Hunderten, welche, durch mich aufgescheucht, schreiend über den Nestern hin und herflogen, wohl in entsprechender Weise besudelt worden bin. Dagegen greifen die Drosseln nahende Feinde gar nicht selten förmlich an, indem sie auf sie herabstoßen, dicht an ihnen vorüberfliegen und sie auf diese Weise zu schrecken suchen. Hilft ihnen ihr Muth nicht, so nehmen sie zur List ihre Zuflucht, stellen sich krank und lahm und flattern und hüpfen, scheinbar mit der größten Anstrengung, auf dem Boden dahin, locken den Räuber, der sich bethören läßt, dadurch wirklich vom Neste ab, führen ihn weiter und weiter und kehren dann frohlockend zu den Jungen zurück. Nach vierzehn= bis sechszehntägiger eifriger Bebrütung sind die Eier gezeitigt, und die Jungen werden nun vorzugsweise mit Kerbthieren auf das reichlichste versorgt. Sie wachsen sehr rasch heran, sind bereits drei Wochen nach ihrem Eintritt in die Welt flugfähig, werden nun noch wenige Tage geführt und im Nahrungserwerb unterrichtet, hierauf aber bis gegen den Herbst hin sich selbst überlassen. Schon wenige Wochen nach dem Ausfliegen beginnt bei ihnen die Mauser, und wenn die Winterreise herannaht, tragen alle Arten bereits das zweite Kleid.

Mit Ausnahme der Amsel verlassen alle unsere Drosseln im Herbst die Heimat, und wandern in südlichere Gegenden. Für die hochnordischen Arten kann schon Deutschland zur Winterherberge werden; das eigentliche Heer aber zieht bis Südeuropa. Hier wimmelt es während der Wintermonate aller Orten von Drosseln. Auf den sonnigen Gehängen der Hochgebirge Südspaniens siedeln sich die Ringamseln an, jetzt zu mehr oder minder zahlreichen Flügen vereinigt; in Wäldern, Gebüschen und Weingärten treiben sich Sing= und Rothdrosseln zu Tausenden umher. Die Misteldrossel sieht man seltener, falls überhaupt diejenigen, denen man in Spanien begegnet, als Zugvögel zu betrachten sind; die Wachholderdrossel gehört unter die seltensten Wintergäste der iberischen Halbinsel. Das Gleiche gilt für Süditalien und für Griechenland; doch muß ich ausdrücklich hervorheben, daß hier nach der übereinstimmenden Versicherung des Grafen von der Mühle und Lindermayer die Ringamsel nur äußerst selten gefunden wird. Alle Drosseln wandern in zahlreichen Gesellschaften, zuweilen in ungeheuren Flügen, welche sich bereits im Norden sammeln. „Im Herbste des Jahres 1852", erzählt Gadamer, „hatte ich in einem nahe gelegenen Walde Geschäfte. Da hörte ich auf einmal über mir ein furchtbares Brausen, welches mit einem scharf heulenden Laute verbunden war. Das Geräusch erschreckte mich; denn ich glaubte mich unter einem herabfallenden Meteor zu befinden. Bald aber

wurde das Räthsel gelöst; denn ich befand mich plötzlich unter mehr als zehntausend Rothdrosseln, welche, von einer außerordentlichen Höhe herabstürzend, auf allen rings um mich stehenden Bäumen auffielen. Ihr Herabstürzen geschah mit solcher Geschwindigkeit, daß ich die Vögel nicht eher sehen konnte, als bis sie auf die Bäume schlugen." Im Verlaufe der Reise zertheilen sich derartige Schwärme in kleinere Gesellschaften, aber diese stehen unter sich gewissermaßen im Verbande, sodaß unter Umständen mehrere Geviertmeilen von ihnen besetzt sind und jeder größere Busch seinen Bewohner gefunden hat.

Es ist sehr erklärlich, daß der Mensch schon seit alter Zeit diese Wanderscharen aufs eifrigste befehdet hat.

„Inter aves turdus, si quis me judice certet,
Inter quadrupedes gloria prima lepus"

singt schon der alte Martial, das vortreffliche Fleisch der Drosseln rühmend. Andere Naturbeobachter des Alterthums versichern, daß dieses Wildpret auch gegen mancherlei Krankheit mit Erfolg gebraucht werden könne und schildern deshalb genau die Art und Weise seiner Zubereitung. Wir dürfen annehmen, daß die armen Drosseln bereits vor Zeiten in derselben Weise gefangen wurden, wie jetzt, wenn man auch damals vielleicht noch keine Vogelheerde oder Schneusen wie heutzutage anwendete. Gegenwärtig kommen die Vogelherde glücklicherweise immermehr in Abnahme; demungeachtet werden auch in Deutschland noch alljährlich Hunderttausende von Drosseln gefangen und zu Markte gebracht. In Italien, Spanien und Griechenland stellt den Armen Jedermann nach, und die Anzahl derer, welche dort vernichtet werden, ist kaum zu berechnen. Es wäre verdienstlich, wenn wir das Abschlachten der Drosseln den Südländern überlassen wollten; wenigstens sollte jeder vernünftige Waidmann den gefangenen Singdrosseln, den Belebern unserer Wälder, die Freiheit schenken.

Für die Gefangenschaft eignen sich die Drosseln nur dann, wenn man sie in einem großen Gesellschaftsbauer und im Freien halten kann. Ihr volltönender und kräftiger Gesang ist für das enge Zimmer zu stark, und ihre rege Freßlust hat Uebelstände zu Folge, welche auch durch die größte Reinlichkeit nicht gänzlich beseitigt werden können. In einem großen, im Freien errichteten Gesellschaftsbauer aber sind alle Drosseln äußerst liebe Gefangene. Ihre Munterkeit und Regsamkeit wirbt ihnen warme Freunde, und ihr köstlicher Gesang entzückt den Liebhaber dann auch in den ersten Monaten des Jahres, zu welcher Zeit andere Vögel, die Amsel ausgenommen, noch schweigen; denn die gefangenen Drosseln beginnen, wie in der Fremde, so auch im Gebauer, bereits Anfangs Februar mit ihrem Singen.

* * *

Als die nächsten Verwandten der Drosseln werden die in Amerika ansässigen Spottdrosseln (Mimi) angesehen, obgleich man vielleicht sagen kann, daß sie gewissen Sängern im engeren Sinne noch näher stehen, als jenen. Sie kennzeichnen sich durch sehr gestreckten Leib, kurze, stark gerundete Flügel, welche nur wenig über die Wurzel des Schwanzes hinabreichen und in denen die dritte, vierte und fünfte Schwinge gleich lang und die längsten sind, einen sehr langen, aber nicht breiten Schwanz, dessen acht Mittelfedern fast gleich lang sind, während die beiden äußersten jederseits sich stufig verkürzen, verhältnißmäßig hochläufige und starke Füße mit kräftigen Zehen, aber schwächlichen Nägeln, durch einen mittellangen Schnabel, welcher dem der Drosseln zwar ähnelt, aber beziehentlich höher und auf der Firste mehr gebogen ist, sowie endlich durch ein weicheres und schlafferes Gefieder.

Wenn man den amerikanischen Forschern unbedingten Glauben schenken wollte, müßte man die Spottdrosseln als die ersten Singvögel der Welt betrachten. Europäische und namentlich deutsche Beobachter, welche die Vogelgesänge ihrer Heimat mit der Amerikas vergleichen können, sind freilich

nicht ganz dieser Ansicht; aber auch sie müssen zugestehen, daß die meisten Arten der Familie ganz Vorzügliches und in gewisser Hinsicht wirklich Unübertreffliches leisten. Jedenfalls sind die Spottdrosseln so ausgezeichnete Geschöpfe, daß sie unserm Buche nicht fehlen dürfen.

Die Familie ist nicht besonders reich, aber auch nicht gerade arm an Arten. Diese stimmen, so weit es sich um die äußere Gestalt handelt, im wesentlichen mit einander überein, unterscheiden sich aber doch mehr als die Drosseln, und deshalb ist die Gesammtheit mit Recht in mehrere Sippen zerfällt worden. Man hat versucht, afrikanische und indische Vögel mit den Spottdrosseln in ein und derselben Familie zu vereinigen; die Lebensweise der einen und der andern ist aber so wesentlich verschieden, daß eine derartige Vornahme Bedenken erregen muß. Wir werden uns keines Fehlers schuldig machen, wenn wir die Spottdrosseln, welche als bezeichnende Vögel Amerikas betrachtet werden können, gesondert aufführen.

Die von ihnen gebildete Familie ist ziemlich gleichmäßig vertheilt, obschon der reiche Süden wie gewöhnlich mehr Arten beherbergt, als der Norden. Aufenthalt und Lebensweise stimmen keineswegs überein; denn während die einen in ihrem Betragen den Drosseln ähneln, erinnern andere an die Rohrsänger, und einzelne auch wohl an die Grasmücken. Der Wald ist nicht der eigentliche Wohnsitz der Spottdrosseln; sie bevorzugen vielmehr offene Gegenden mit einzelnem Gesträuch oder die Ufer der Gewässer. Einige leben im Gebüsch, andere im Schilfe, diese nahe den Wohnungen der Menschen, jene in den wenig besuchten Einöden oder an der Küste des Meeres. Die südländischen sind Standvögel, die im Norden wohnenden treten alljährlich regelmäßig eine Wanderung an, welche sie aber nur in den Süden der Vereinigten Staaten oder bis nach Mittelamerika führt. Dasselbe wird für die in den gemäßigten Zonen Südamerikas lebenden gelten, sie wandern unzweifelhaft vom Süden her nach Norden, dem Gleicher zu.

Orbigny hebt die Verschiedenheit des Betragens der Drosseln und Spottdrosseln mit folgenden Worten hervor: „Sie, die letztgenannten, sind im Gegensatz zu den scheuen, schattenliebenden und versteckluftigen Drosseln vertrauliche Vögel, welche in unmittelbarer Nähe des Menschen wohnen, sich frei auf die Firste seiner Wohnung oder auf die sie umgebenden Gebüsche setzen und thun, als ob sie gesehen, bemerkt sein wollten, weil sie sich nicht blos stets hervorragende Punkte zu ihren Sitzplätzen wählen, sondern auch ihre klangreiche Stimme beständig vernehmen lassen, gleichsam in der Absicht, mit ihr zu prahlen vor allem Volk. Die Drosseln singen, so zu sagen, nur in der Zeit ihrer Liebe, die Spottdrosseln zu jeder Zeit des Jahres." Daß diese Vögel auch im übrigen sich wesentlich unterscheiden von den Sitten der Drosseln, wird das Nachfolgende lehren.

Das berühmteste Mitglied der Familie ist die Spottdrossel ohne jede Nebenbezeichnung (Mimus polyglottus), ein Vogel von 9½ Zoll Länge und 13½ Zoll Breite. Das Gefieder ist auf der Oberseite dunkelgrau, auf der Stirn und an den Kopfseiten braun überflogen; die Unterseite ist bräunlichweiß; die Schwingen und Flügelfedern sind braunschwarz, erstere an der Wurzel weiß gefleckt; die mittelsten Steuerfedern sind rußschwarz, die seitlichen weiß an der Innenfahne, die äußersten reinweiß. Das Auge ist blaßgelb, der Schnabel bräunlichschwarz, der Fuß dunkelbraun. Das Weibchen unterscheidet sich durch düstere und bräunlichere Färbung; seine seitlichen Schwanzfedern sind dunkler und das Weiß ist weniger rein. In der Größe kommt es dem Männchen beinahe gleich.

Die Vereinigten Staaten sind das Vaterland der Spottdrossel; sie ist aber im Süden häufiger, als im Norden. Vonhieraus wandert sie im Herbst regelmäßig in niedere Breiten; schon in Louisiana aber verweilt sie jahraus, jahrein, wenn auch nicht an demselben Orte, so doch in derselben Gegend. Sie bewohnt Buschwerk aller Art, den lichten Wald wie die Pflanzungen und Gärten, brütet ungescheut in der Nähe des Menschen, dessen Schutz sie genießt und hält sich namentlich

während des Winters in unmittelbarer Nähe der Wohnungen auf. Ihre Lieblingsplätze sind sandige Ebenen an Flußufern oder an der Küste des Meeres, welche mit niedern Bäumen oder Büschen einzeln bestanden sind. Im tiefern Walde kommt sie selten, d. h. höchstens während ihrer Wanderung vor.

Ihre Bewegungen haben manches Eigenthümliche. Sie hüpft auf dem Boden nach Drosselart umher, breitet aber dabei sehr häufig ihren Schwanz aus und legt ihn dann rasch wieder zusammen. Ihr Flug geschieht in kurzen Bogen, wenn sie von einem Busch zum andern fliegt, und auch dabei wird der Schwanz bald gebreitet, bald zusammengelegt. Auf ihren Wanderungen durchzieht sie größere Räume; doch streicht sie niemals nach Art unserer Drosseln dahin, sondern fliegt immer nur von einem Baume zum andern. Audubon versichert, daß der sonst so menschenfreundliche Vogel in



Die Spottdrossel (Mimus polyglottus).

der Fremde anfänglich sehr vorsichtig und scheu wäre und erst, wenn er wieder für längere Zeit Stand genommen habe, zutraulicher werde.

Der Gesang, welcher der Spottdrossel ursprünglich eigenthümlich ist, erinnert nach Gerhardt an das Lied unserer Singdrossel. Er ist es aber nicht, welcher dem Vogel seine Berühmtheit verschafft und die amerikanischen Forscher zu so begeisterten Beschreibungen veranlaßt hat. Wilson und Audubon stimmen in der Meinung überein, daß die Spottdrossel der König aller Singvögel genannt werden dürfe und behaupten, daß ihr kein anderer Sänger hinsichtlich der Ausdehnung und Manchfaltigkeit der Stimme gleichkomme. „Es ist nicht der sanfte Ton der Flöte oder irgend eines andern Tonwerkzeuges, welches man vernimmt“, sagt Audubon, „es sind die schöneren Laute der Natur selbst. Die Tonfülle des Sanges, die verschiedene Betonung und Abstufung, die Ausdehnung der Stimme, das Glänzende des Vortrags sind unerreichbar. Es gibt wahrscheinlich keinen Vogel in der Welt, welcher soviel tonkünstlerische Befähigung besitzt, wie dieser von der Natur selbst geschulte

König des Gesanges. Mehrere Europäer haben behauptet, daß das Lied der Nachtigall dem des Spottvogels gleichkomme; ich meinestheils habe beide oft gehört, in der Freiheit ebensowohl wie in der Gefangenschaft, und stehe nicht an, zu erklären, daß die einzelnen Töne der Nachtigall ebenso schön sind, wie die, welche die Spottdrossel hervorbringt: — der Nachtigall Stückwerk aber zu vergleichen mit der vollendeten Begabung des Spottvogels ist meiner Ansicht nach abgeschmackt." Wilson geht nicht so weit, und europäische Kenner des Vogelgesangs vollends sind ganz anderer Ansicht. „Ihre große Berühmtheit", sagt Gerhardt, „hat die Spottdrossel jedenfalls erlangt, Dank ihrer Fertigkeit, fremde Gesänge nachzuahmen. Da man in der neuen Welt äußerst wenig guten Vogelgesang hört, so fällt ein leidlicher schon auf, und Dies ist ein Grund mehr, jene so sehr in den Himmel zu heben. Die Sache ist jedenfalls stark übertrieben: ein Kenner der europäischen Vogelgesänge würde ihr weniger dunstigen Weihrauch gestreut haben." Die Angaben der amerikanischen Forscher über die wunderbare Gabe der Nachahmung unseres Vogels bestätigt Gerhardt übrigens in vollem Umfange. „Am 29. Juni", erzählt er, „beobachtete ich ein singendes Männchen in unserer Nachbarschaft. Wie gewöhnlich bildete der Lockton und Gesang des amerikanischen Zaunkönigs fast den vierten Theil seines Liedes. Es begann mit dem Gesang des erwähnten Vogels, ging in den Lockruf der Purpurschwalbe über, schrie plötzlich wie ein Sperlingsfalk, flog dann von dem dürren Aste, auf welchem es bisher gesessen hatte und ahmte während des Fluges den Lockruf der zweifarbigen Meise und der Wanderdrossel nach. Auf einer Umzäunung lief es mit hängenden Flügeln und emporgehobenem Schwanze umher und sang dabei wie ein Fliegenfänger, ein Gilbvogel und eine Tangara, lockte wie die schwarzköpfige Spechtmeise, flog hierauf in ein Brombeergebüsch, zupfte da ein paar Beeren ab und rief sodann wie der Goldspecht und wie die virginische Wachtel, gewahrte eine Katze, welche am Fuße eines Baumstummels herumschlich, stieß sofort mit großem Geschrei nach ihr, schwang sich, nachdem dieselbe die Flucht ergriffen hatte, unter Gesang auf jenen abgebrochenen Ast des Baumes und begann ihr Lied von neuem." „Die Stimme des Spottvogels", sagt Wilson, „ist voll und stark und fast jeder Abänderung fähig. Sie durchläuft von den hellen und weichen Tönen der Walddrossel an alle denkbaren Laute bis zu dem wilden Kreischen des Geiers. Der Spottvogel folgt im Zeitmaße und in der Betonung treu dem Sänger, dessen Lied er stahl, während er letzteres hinsichtlich der Lieblichkeit und Kraft des Ausdrucks gewöhnlich noch überbietet. In den Wäldern seiner Heimat kann kein anderer Vogel mit ihm wetteifern. Seine Lieder sind fast grenzenlos manchfaltig. Sie bestehen aus kurzen Takten von zwei bis sechs Tönen, welche mit großer Kraft und Geschwindigkeit hervorquellen und zuweilen mit unvermindertem Feuer eine Stunde nach einander ertönen. Oft glaubt der Zuhörer, daß er eine Menge Vögel höre, welche sich zum gemeinschaftlichen Gesange vereinigt hätten. Der eine Sänger täuscht den Jäger und sogar andere Vögel." Die Lieder wechseln je nach der Oertlichkeit. Im freien Walde ahmt die Spottdrossel die Waldvögel nach, in der Nähe des Menschen webt sie dem Gesange alle diejenigen Klänge ein, welche man nah dem Gehöfte vernimmt. Dann wird nicht blos das Krähen des Hahnes, das Gackern der Hennen, das Schnattern der Gänse, das Quaken der Enten, das Miauen der Katze und das Bellen des Hundes, das Grunzen des Schweines nachgeahmt, sondern auch das Kreischen einer Thüre, das Quiken einer Wetterfahne, das Schnarren einer Säge, das Klappern einer Mühle und hundert andere Geräusche werden mit möglichster Treue wiedergegeben. Zuweilen bringt sie die Hausthiere in förmlichen Aufruhr. Sie pfeift dem schlafenden Hunde so täuschend nach Art des Herrn, daß jener eiligst aufspringt, um den Gebieter zu suchen; sie bringt Gluckhennen zur Verzweiflung, indem sie das Gekreisch eines geängstigten Küchleins bis zur Vollendung nachahmt; sie entsetzt das furchtsame Geflügel durch den wiedergegebenen Schrei des Raubvogels und betrügt den verliebten Kater, indem sie die zärtliche Einladung weiblicher Katzen getreulich wiederholt. Gefangene Spottdrosseln verlieren Nichts von ihren Begabungen; sie eignen sich im Gegentheil noch allerlei andere Töne, Klänge und Geräusche an und mischen sie oft in der drolligsten Weise unter ihre wohltönenden Weisen. Doch können sie eben dadurch auch den feurigsten Liebhaber ermüden und geradezu langweilig werden.

Je nach der Oertlichkeit brütet der Spottvogel früher oder später im Jahre. Im Süden der Vereinigten Staaten beginnt er schon im April mit dem Bau seines Nestes, in dem nördlichen Theil seines Heimatskreises selten vor Ausgang Mai. Hier macht er gewöhnlich nicht mehr als zwei, dort nach Audubon in der Regel drei Bruten im Laufe eines Sommers. Das Männchen wirbt nicht blos durch Lieder um die Gunst seines Weibchens, sondern auch durch allerlei anmuthige Bewegungen. Es spreizt den Schwanz, läßt die Flügel hängen und schreitet in dieser Weise stolz auf dem Boden oder auf einem Aste dahin, umfliegt, schmetterlingsartig flatternd, seine Gattin, tanzt förmlich durch die Luft, sucht überhaupt seinen Gefühlen in jeder Weise Ausdruck zu geben. Das Nest wird in dichten Baumkronen oder Büschen angelegt, oft sehr nahe an den Wohnungen, oft in alleinstehenden Dornhecken des Feldes, fernab von den Ortschaften. Trockene Zweige bilden den Unterbau, dürre Ranken, Grashalme, Werg= und Wollflocken die Wandungen und ziemlich dicke Lagen von feinen, gebogenen Wurzeln die innere Ausfütterung. Das Gelege der ersten Brut enthält vier bis sechs, das der zweiten höchstens fünf, das der dritten selten mehr als drei Eier. Sie sind rundlich und auf lichtgrünem Grunde mit dunkelbraunen Flecken und Punkten gezeichnet. Das Weibchen, welches allein zu brüten scheint, zeitigt sie in vierzehn Tagen. Die Jungen der beiden ersten Bruten wachsen rasch heran, die des dritten Geheckes aber erreichen oft erst spät im Jahre ihre volle Größe. Während das Weibchen brütet, zeigen sich beide Geschlechter ungemein besorgt um die Eier, und wenn das Weibchen findet, daß dieselben berührt oder in eine andere Lage gebracht worden sind, stößt es klagende Laute aus und ruft ängstlich nach dem Männchen. Die Amerikaner behaupten, daß das Paar seine Brut unter solchen Umständen verließe; Audubon versichert aber, daß es im Gegentheil seine Liebe und Sorgfalt verdoppele und nach trüben Erfahrungen das Nest kaum auf einen Augenblick verlasse.

Die Nahrung ist verschiedener Art. Während des Sommers bilden Kerbthiere das hauptsächlichste Futter; im Herbst erlabt sich Alt und Jung an mancherlei Beeren. Ganz gegen die Art der Drosseln verfolgen die Alten fliegende Schmetterlinge, Käfer, Schnaken und Fliegen bis hoch in die Luft und ebenso lesen sie derartiges Gethier von den Blättern der Bäume ab. Im Käfig gewöhnen sie sich an Drosselfutter; sie sind aber anspruchsvoller, als unsere Drosseln und verlangen vor allem andern ziemlich viel Mehlwürmer und Ameiseneier. Bei guter Behandlung werden sie überaus zahm und zutraulich. Einzelne sind nach der Versicherung der amerikanischen Forscher zum Aus= und Einfliegen gebracht worden; andere haben sich in der Gefangenschaft fortgepflanzt und nicht blos in Amerika, sondern auch in Deutschland: so hat Gebser in Weimar durch zehn Jahre regelmäßig Spottvögel gezüchtet und deren schon über sechszig Stück aufgebracht.

Das gesammte Raubzeug Amerikas stellt den alten Spottdrosseln, die Schlangen besonders der Brut im Neste nach. Der Amerikaner hat den Vogel so lieb gewonnen, daß er ihn niemals seines Fleisches halber verfolgt, sondern vielmehr nach Kräften in Schutz nimmt und gegen Unberufene sichert. Dagegen werden viele von den so beliebten Vögeln für den Gebauer gefangen und namentlich Junge dem Neste entnommen und groß gefüttert.

Außer dem Spottvogel sind noch zwei andere Mitglieder der Familie in Europa und auch in Deutschland beobachtet worden, die rothe Spottdrossel (Taxostoma rufum) und der Katzenvogel (Galeoscoptes carolinensis). Ersterer, ein sehr schlank gebauter, aber kurzflügliger, langschwänziger und starkfüßiger Vogel, ist auf der Oberseite braunroth, auf der Unterseite rostweiß, seitlich und auf der Brust schwarzbraun in die Länge gefleckt; die kleinen Deckfedern der Flügel sind weiß gerandet und bilden zwei lichte Bänder. Das Auge ist gelb, der Schnabel bläulich, der Fuß braun. Die Länge beträgt ungefähr 12 Zoll, wovon fast die Hälfte auf den Schwanz kommt; der Fittig mißt $4\frac{1}{3}$ Zoll. Letzterer ist der Hauptfärbung nach schiefergrau, oben dunkler, unten lichter; das Gefieder

des Scheitels ist braunschwarz, das der Kehle lichtgrau; die Unterschwanzdeckfedern sind rostroth. Die Länge beträgt 9 Zoll, die Fittiglänge 4 Zoll, die Schwanzlänge 4 Zoll 3 Linien. Beide Vögel wurden auf Helgoland erlegt.

* * *

In der alten Welt und zwar in Afrika und Südasien leben den Spottdrosseln nah verwandte Vögel, welche wir Lärmdrosseln (Timaliae) nennen wollen. Sie kennzeichnen sich durch gedrungenen Leib, sehr kurze und gerundete Flügel, in denen die vierte oder fünfte Schwinge die längsten sind, einen mittellangen, mehr oder weniger abgerundeten, breitfederigen Schwanz, kräftige Füße und einen verhältnißmäßig starken, seitlich zusammengedrückten Schnabel, dessen Oberkiefer an der Spitze sich ein wenig umbiegt. Das Gefieder ist gewöhnlich locker und düsterfarbig.



Der Katzenvogel (Galeoscoptes carolinensis). Seite 810.

Die Lärmdrosseln erinnern in mancher Hinsicht an die Walddrosseln, in anderer aber auch wieder an die Heher, an die Würger und an die Grasmücken. Sie beleben die Buschwaldungen oder das Unterholz in hochstämmigen Wäldern, auch wohl die Rohrdickichte Indiens, sind höchst gesellig, ohne jedoch zahlreiche Flüge zu bilden, sehr regsam und fast ohne Ausnahme schreilustig. Es gibt einzelne gute Sänger unter ihnen; die Mehrzahl aber beweist ihre größte Fertigkeit im Durchschlüpfen dichter Gebüsche. Der Flug ist höchst mittelmäßig, und deshalb erheben sich nur wenige Arten bis zu den Wipfeln größerer Bäume. Die Nahrung besteht aus Kerbthieren, Schnecken, Würmern und dergleichen, ebenso aber auch aus Früchten und besonders aus Beeren, an denen die heimatlichen Wälder unserer Vögel so reich sind.

Die Familie ist so reichhaltig, daß ich mich hier nothgedrungen auf wenige Arten beschränken muß. Als die begabteste der mir bekannt gewordenen Lärmdrosseln sehe ich den Grauvogel

(Pycnonotus Arsinoë) an. Seine Länge beträgt 7½ Zoll, die Breite fast 11 Zoll, die Fittiglänge 3¼ und die Schwanzlänge 3 Zoll. Die Kennzeichen der Sippe, welche er vertritt, sind ein mittellanger, starker, längs der Firste leicht gebogener Schnabel, kräftige Füße, mittellange Flügel, in denen die fünfte Schwinge die längste ist, ein seitlich ein wenig abgerundeter Schwanz, sowie endlich ein sehr lockeres Gefieder, dessen Färbung mit Ausnahme der Unterschwanzdeckfedern gewöhnlich eine sehr düstere ist. Letztere sind häufig lebhaft roth oder gelb. Das Gefieder der in Rede stehenden Art ist auf der Oberseite und am Kopf dunkelgraubraun, am Kopf und an der Kehle schwarzbraun, auf



Der Grauvogel (Pycnonotus Arsinoë).

Brust und Bauch weißgrau. Das Auge ist braun, der Schnabel und der Fuß sind schwarz. Die Geschlechter unterscheiden sich nicht in der Färbung.

Am Vorgebirge der guten Hoffnung, aber auch im steinigten Arabien lebt eine nahe verwandte Art der Sippe, welche zu Ehren Vaillant's benannt worden ist (Pycnonotus Vaillantii). Sie ist etwas größer als der Grauvogel, auf der Oberseite ein wenig heller, unter den Flügeln und in der Steißgegend aber prächtig schwefelgelb.

Es ist wiederholt behauptet worden, daß eine dritte Art der Gruppe in Spanien vorgekommen sei und dadurch europäisches Bürgerrecht erlangt habe; meine Forschungen haben diese Angabe jedoch nicht bestätigt. Afrika und Südasien sind das wahre Heimatsgebiet der Grauvögel; ihr Vorkommen im steinigten Arabien gehört schon zu den Ausnahmen, und nach Europa verirren sie sich schwerlich. Der zuerst beschriebene Grauvogel wurde von Ehrenberg in der Oase Fajum entdeckt und von mir ebenfalls daselbst aufgefunden; er gehört aber in einer so hohen Breite zu den sehr seltenen Erscheinungen. Erst vom 25. Grade nördlicher Breite an wird er häufig. Schon in Nordnubien fehlt er keinem Mimosenhaine; im Ost-Sudahn gehört er zu den gewöhnlichsten Vögeln des Landes, und hier scheint ihm jeder Ort genehm zu sein, der dichte Urwald wie der Garten, die Mimose in der Steppe wie das niedere Gebüsch im Hochgebirge. Doch liebt er es, wenn der Baum oder der Busch, welchen er sich zum Wohnsitze erkor, dicht beschattet ist und zieht deshalb in den unteren Nilländern die Sikomore allen übrigen Bäumen vor.

Demjenigen, welcher gewohnt ist, auf die Stimme der Vögel zu achten, fällt der Grauvogel sehr bald auf. Er ist ein munteres, regsames und anmuthiges Geschöpf, welches in unmittelbarer

Nähe des Menschen seinen Aufenthalt nimmt und sich ungescheut über oder neben den Hütten der Nubier und Sudahnesen umhertreibt. Sein Lied ist es, welches vor allen andern fesselt; denn der Grauvogel gehört unter die besten Sänger Nordostafrikas: unter den wenigen, welche wirklich mit unsern Sängern zu wetteifern suchen, kann sich kein einziger mit ihm messen. Der Gesang ist laut, wohlklingend und ziemlich reichhaltig; er erinnert in vieler Hinsicht an den unserer Drosseln, hat aber ein eigenthümliches Gepräge, welches man durch Worte eben nicht wiedergeben kann. Die Lockstimme klingt wie „Güb ga güb"; sie scheint beiden Geschlechtern gemeinsam zu sein. Im Gezweig bewegt sich der Grauvogel mit großer Behendigkeit und Gewandtheit; auf dem Boden hüpft er immer noch geschickt umher; nur der Flug ist nicht besonders, denn er ist schwankend und flatternd. Vom frühen Morgen an bis zum späten Abend ist der Vogel ununterbrochen in Thätigkeit, immer lebendig und immer rastlos und, wie sein flotter Gesang bekundet, immer heiter. Während der augenblicklichen Ruhepausen richtet er sich stolz empor und erhebt dann auch von Zeit zu Zeit die hollenartig verlängerten Federn seines Hinterhauptes, schaut ernsthaft in die Runde und hüpft gleich darauf weiter, rechts und links Blüthen und Blätter ins Auge fassend; denn von den einen wie von den andern sucht er den größten Theil seiner Nahrung ab. Wenn die Mimosen blühen, hält er sich vorzugsweise auf ihnen auf und nährt sich dann fast ausschließlich von den Käfern, welche sich in das Innere der kleinen gelben Blüthenröschen verbergen. Er weiß auch die verborgensten Käfer aus der Tiefe hervorzuziehen und bekommt zuweilen von dieser Arbeit in Folge des sich an den Seitenfedern anhängenden Blüthenstaubs ein schwefelgelbes Gesicht, welches ihm ein sehr sonderbares Ansehen verleiht. Neben den Käfern liest er auch Raupen ab, und vorüberfliegenden Schmetterlingen jagt er auf weite Strecken nach. Zur Fruchtzeit frißt er Beeren.

Man sieht den Grauvogel paarweise oder in kleinen Familien, je nach der Jahreszeit. Die Paare halten treuinnig zusammen, und auch die Familien bleiben im engen Verbande. Nicht einmal die Brutzeit scheint ihre Eintracht zu stören; denn man findet oft mehrere Pärchen, wenn auch nicht auf demselben Baume, so doch in demselben Waldestheile oder in demselben Garten. Je nach der Heimatsgegend brütet das Pärchen früher oder später im Jahre. In den nördlichen Breiten fällt die Brutzeit in unsere Frühlingsmonate, im Sudahn in die ersten Wochen der Regenzeit, welche bekanntlich dort den Frühling bringt. Das Nest wird im dichten Gebüsch angelegt. Es ist einfach, dünn und durchsichtig, aber doch kunstvoll gebaut, äußerlich aus feinen Würzelchen, Hälmchen und dergleichen Stoffen, welche mit Spinnweben durchflochten sind, zusammengeschichtet, innen glatt und nett mit feinen Bastfasern ausgelegt. Die verhältnißmäßig kleinen Eier sind auf röthlichweißem Grunde überall mit dunkelbraunen und blaugrauen Flecken gezeichnet, welche gegen das Ende hin kranzartig zusammentreten. Weiteres über das Brutgeschäft habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Die Nordafrikaner sind viel zu faul und gleichgiltig, als daß sie den Grauvogel fangen und für den Käfig eingewöhnen sollten. In Indien dagegen werden Verwandte oft gezähmt und hoch geschätzt, aber nicht wegen ihres Gesanges, denn von einem solchen wissen die Beschreiber Nichts zu berichten, — sondern wegen ihrer Kampfeslust. Auf Ceylon ist es ein gewöhnliches Vergnügen der Eingebornen, den „Bulbul" (Pycnonotus haemorrhous) kämpfen zu lassen. Zu diesem Zweck nimmt man die jungen Männchen, sobald man sie unterscheiden kann, aus dem Neste, bindet sie an einen Faden fest und lehrt sie, jederzeit auf die Hand ihres Wärters zurückzukommen. Nachdem sie abgerichtet worden sind, bringt man die Kämpfer zusammen. Jeder einzelne wird auch jetzt an einer Schnur gefesselt, damit man ihn rechtzeitig zurückziehen kann; denn die streitlustigen Vögel kämpfen mit solchem Muth und Eifer, daß einer den andern tödten würde, wenn man sie sich selbst überlassen wollte.

Die **Schwatzdrosseln** (Timalia) gehören Südasien an. Sie kennzeichnen sich durch starken, seitlich sehr zusammengedrückten, längs der Firste deutlich gebogenen Schnabel, kräftige Füße mit langen Hinterzehen und starken Nägeln, kurze, sehr gerundete Flügel, in denen die fünfte und sechste Schwinge die längsten sind, einen mäßig langen, abgerundeten Schwanz und deutliche Schnurrborsten um den Schnabelgrund.

Die **rothköpfige Schwatzdrossel** (Timalia pileata) ist auf der Oberseite olivenbraun, seitlich des Halses und Nackens aschgrau, auf Schwingen und Schwanz rostbraun überlaufen; der Vorderkopf und die Ohrgegend sind weiß; der Scheitel ist glänzend rostroth; die Gurgel, der Hals und die Brust sind reinweiß; der Hals ist schmal schwarz in die Länge gestreift; der Bauch ist blaßrostfarben, seitlich olivenbraun überflogen. Das Auge ist trübroth, der Schnabel schwarz, der Fuß fleischfarben. Die Länge beträgt $6\frac{3}{4}$, die Fittiglänge $2\frac{3}{8}$, die Schwanzlänge $2\frac{4}{5}$ Zoll.

Horsfield entdeckte die rothköpfige Schwatzdrossel auf Java, spätere Forscher fanden sie auch auf dem indischen Festlande auf. **Horsfield** gibt eine kurze Lebensschilderung und hebt als besonders beachtenswerth hervor, daß der Gesang des Männchens nur aus den fünf Tönen c, d, e, f, g bestehe, welche in kurzen Zwischenräumen mit größter Regelmäßigkeit wiederholt werden. Ausführlicheres theilt **Bernstein** mit. „Die rothköpfige Schwatzdrossel", sagt er, „bewohnt paarweise die dichten Strauchwildnisse, welche sich rings um die Wälder dahinziehen oder an die Stelle früherer Waldungen getreten sind, und zwar ungleich häufiger die bergiger, als die ebener Gegenden. Außerhalb dieser Dickichte läßt sich der Vogel nur selten sehen und bleibt daher leicht unbemerkt. Blos des Morgens gewahrt man ihn öfters auf einem freien, über das Gebüsch herausragenden Aste, sein vom Thau durchnäßtes Gefieder trocknend und wieder in Ordnung bringend. Auch das Männchen liebt es, während sein Weibchen brütet, von solch einem freien Aste herab seinen einfachen Gesang zum Besten zu geben. Hierbei läßt es die Flügel nachlässig hängen und scheint sich wenig um seine Umgebung zu bekümmern. In Erregung dagegen oder wenn der Vogel einen ihm verdächtigen Gegenstand bemerkt, sträubt er die Scheitelfedern und erhebt ruckweise den ausgebreiteten Schwanz. Seine Lockstimme hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der unseres gemeinen Feldsperlings."

„Das Nest findet man in dichtem Gestrüpp in geringer Höhe über dem Erdboden, gewöhnlich nicht weit von der Stelle, wo man das singende Männchen öfters sieht. Es hat in seiner äußern Gestalt einige Aehnlichkeit mit einem Rohrsängernest und bildet gleich diesem einen ziemlich tiefen Napf, unterscheidet sich aber von einem solchen durch seine gebrechliche Bauart. Gewöhnlich ist es oben offen, in einzelnen Fällen auch wohl schief nach oben und zur Seite offen. Alle von mir gefundenen Nester dieser Art bestehen allein aus Alang-Alangblättern, jedoch mit dem Unterschiede, daß die zum Ausbau des inneren Nestes benutzten feiner und besser mit einander verflochten sind, als die auf der Außenseite befindlichen. Im Ganzen ist der Bau lose und wenig dauerhaft, sodaß es bei nicht vorsichtigem Wegnehmen von seinem Platze leicht zerfällt oder doch wenigstens seine äußere Form verliert. Jedes Nest enthält zwei, seltener drei Eier, welche auf weißem, wenig glänzenden Grunde mit zahlreichen, heller und dunkler rothbraunen Flecken und Punkten gezeichnet sind, welche gegen das stumpfe Ende häufiger und größer sind und hier bisweilen einen, wenn auch nie ganz deutlichen Fleckenkranz bilden. Zwischen diesen rothbraunen Flecken, von denen man stets hellere und dunklere unterscheiden kann, finden sich, zumal gegen das stumpfe Ende hin, noch aschgraue, welche jedoch viel sparsamer sind, auch tiefer als jene, d. h. mehr in der Eischale selbst zu liegen scheinen und daher weniger in die Augen fallen." Anderweitige Mittheilungen über das Leben der Schwatzdrosseln sind mir nicht bekannt.

Die Droßlinge (Crateropus), welche eine andere Sippe der Familie bilden, kennzeichnen sich durch einen kräftigen Leib, einen starken und langen, seitlich zusammengedrückten, etwas gekrümmten Schnabel, mittellange, starke Füße mit kräftigen und durch gekrümmte, scharfspitzige Nägel bewehrten Zehen, kurze Flügel, in denen die vierte Schwinge die längste ist, und einen ziemlich langen, seitlich nur wenig verkürzten, aus breiten Federn gebildeten Schwanz, sowie durch ein reiches, aber hartes Gefieder von wenig hervorstechender Färbung.

Der Droßling (Crateropus leucopygius) ist auf der Oberseite schokoladenbraun, auf dem Oberkopf, dem Gesicht und dem Bürzel weiß, auf der Unterseite braungrau, durch die weißen Federsäume halbmondförmig gefleckt; die Schwingen und Steuerfedern sind durch dunklere Linien fein in die



Der Droßling (Crateropus leucopygius).

Quere gezeichnet. Das Auge ist dunkelkarminroth, der Schnabel schwarz, der Fuß grau. Die Länge beträgt 10 Zoll, die Breite 13½ Zoll, die Fittiglänge 4⅓, die Schwanzlänge 4⅙ Zoll. Das Weibchen ist etwas kleiner, in der Färbung aber nicht von dem Männchen unterschieden. Bei den Jungen ist der Scheitel blaugrau, und die Federn des Rückens sind licht gesäumt.

Der Droßling bewohnt die dickbuschigen Waldungen Abissiniens, ein ihm nahe Verwandter jene des Ost-Sudahn. Dieser ist also Bewohner der Ebene, jener ein Kind des Gebirges. In ihrer Lebensweise ähneln sich beide Arten. Sie verstehen es, sich bemerklich zu machen und besitzen die Gabe, das Leben im Walde wach zu halten. Aergere Schreihälse kann es kaum geben. Niemals findet man die sonderbaren Gesellen einzeln; sie leben nur in Gesellschaften, gewöhnlich in Flügen von acht bis zwölf Stück. Die Gesellschaften führen alle Verrichtungen genau zu derselben Zeit und auf gleiche

Weise aus. Sie verlassen in demselben Augenblick den einen Busch und fliegen, dicht gedrängt, einem zweiten zu, zertheilen sich hier, durchschlüpfen, durchkriechen ihn nach allen Richtungen, sammeln sich am andern Ende, schreien laut auf und fliegen weiter. Blos die dicht verschlungensten Büsche behagen ihnen: sie machen den Mäusevögeln ihre Wohnsitze streitig. Hohe Bäume berühren sie nur im Fluge. Bei diesem beständigen Durchkriechen der geheimsten Theile des Waldes entdecken sie natürlich auch Alles, und das gibt ihnen dann jedesmal neuen Stoff zum Schreien. Wenn der eine beginnt, fallen die anderen, gleichsam frohlockend, ein, und derjenige, welcher schon aufgehört, fängt den Lärm von neuem an. Man weiß nicht, ob man sich ärgern oder freuen soll über diese Vögel; sie verscheuchen gar manches Wild und rufen dadurch gerechten Zorn wach. Aber dafür sind sie auch so unterhaltend, so lustig, so komisch, daß man ihnen doch wieder gut wird. Ihr Geschrei ist keineswegs wohllautend und auch nicht besonders manchfaltig, jedoch schwer zu beschreiben. Ich habe, mit dem Bleistift und Merkbuch in der Hand, mich vergeblich bemüht, es in Silben auszudrücken. Am nächsten kommen ihm noch folgende Laute: „Garegara, garä, gügäk; gara, gara, gärä; gärä, gärä, gagak (dumpf, aber laut:) tara, taar, tarut.“ Sie werden alle nach einander hervorgestoßen und manchmal sechs- bis achtmal wiederholt. Wenn einer schreien wollte, würde es nicht so schwierig sein, die eigentliche Stimme zu erfahren; aber die ganze Bande schreit zusammen, und einer sucht den andern zu überbieten; hierdurch eben entsteht ein wahrhaft heilloser Wirrwarr.

Der Flug unserer Vögel ist schlecht. Freiwillig erheben sie sich nie hoch über die Erde, und selbst bei Gefahr hüten sie sich, weite Strecken zu überfliegen. Sie suchen dann lieber im Gebüsch ihre Zuflucht und verkriechen sich dort. Beim Fliegen schlagen sie heftig und rasch mit den Schwingen, breiten sodann diese und besonders auch den Schwanz aus und schweben nun auf große Strecken dahin.

In dem Magen der Getödteten fand ich Kerbthierreste, aber auch Knospen, Blätter und Blüthen. Ueber die Fortpflanzung vermag ich Nichts zu sagen.

Auch diese Beschreibung habe ich aus meinen „Ergebnissen“ u. s. w. wiederholen müssen, da mir anderweitige Beobachtungen nicht bekannt sind.

In Indien und Südasien überhaupt werden die Droßlinge durch sehr nahe verwandte Vögel vertreten, welche die Sippe Garrulax bilden und von uns Lachdrosseln genannt werden können. Viele Forscher reihen die hierher gehörigen Arten der vorigen Sippe ein, und deshalb erscheint es mir unnöthig, besondere Kennzeichen der Lachdrosseln zu geben. Auch die Lebensweise der einen wie der andern ähnelt sich sehr.

Die weißschopfige Lachdrossel (Garrulax leucolophus) ist ein großer Vogel von 12 Zoll Länge und 15½ Zoll Breite, dessen Fittig und Schwanz je 5 Zoll messen. Der Kopf, mit Ausnahme eines schwarzen Zügels, der Nacken, der Hals und die Brust sind reinweiß, seitlich grau überflogen; das übrige Gefieder ist röthlicholivenbraun; die Schwung- und Steuerfedern sind auf der Innenfahne dunkler als auf den äußern.

Alle buschigen Waldungen des Himalaya beherbergen zahlreiche Gesellschaften der Lachdrosseln. Sie vereinigen sich zu zwanzig und mehr und machen sich auch den stumpfsinnigsten Menschen bemerklich, indem sie dann und wann in ein im höchsten Grade unangenehmes Gelächter ausbrechen, welches anfänglich in das höchste Erstaunen versetzt. Sie fressen Kerbthiere, Schnecken und Würmer und im Herbste Beeren. Erstere suchen sie theilweise auf dem Boden nach Drosselart, indem sie das abgefallene Laub durchwühlen, theilweise von den Blättern selbst; letztere pflücken sie sich von den Trauben.

Das Nest ist eine große Masse von Wurzeln, Mos und Gras, welches in ein dichtes Gebüsch zusammengetragen wird. Das Gelege besteht aus wenigen reinweißen Eiern.

Ueber das Gefangenleben einer nahe verwandten Art, der chinesischen Lachdrossel (Garrulax chinensis), theilt Frith Einiges mit. Dieser Vogel war außerordentlich zahm und zuthunlich, liebte es geschmeichelt zu werden und breitete seine Flügel aus oder nahm andere sonderbare Stellungen an, wenn man ihn mit der Hand krauete.

Er war von Haus ein guter Sänger und besaß die Gabe der Nachahmung in hohem Grade.

Eigenthümlich war die Art und Weise, wie er seine Mahlzeiten zu sich nahm. Die Bissen des gekochten Fleisches, welches man ihm reichte, oder auch andere größere Futterbrocken klemmte er einen nach dem andern zwischen die Stäbe seines Käfigs. Gab man ihm eine Wespe oder Biene, so stürzte er sich sofort auf sie, ließ sich aber erst einige Male nach einander von dem giftstachelichen Kerbthier in seinen ausgebreiteten Schwanz stechen, bevor er es fraß. Einen großen Käfer stieß er mit heftigen Schnabelhieben gegen den Boden; eine etwa fußlange Schlange brachte er auf dieselbe Weise vom Leben zum Tode, da er ihr sofort den Kopf durchbohrt hatte. Hierauf verzehrte er etwa die Hälfte der Schlange, indem er sie, wie seine übrige Nahrung auch, mit dem einen Fuße festhielt und sie mit dem Schnabel in Stücke zerriß.



Die weißschopfige Lachdrossel (Garrulax leucolophus).

* * *

In klaren Bächen unserer Hoch- und Mittelgebirge gewahrt der aufmerksame Beobachter, wenn auch nicht überall, so doch an bevorzugten Stellen, einen der anmuthigsten Vögel unseres Vaterlandes: den Wasserschwätzer oder Wasserstaar, die Bach-, Strom-, See- und Wasseramsel oder Wasserdrossel (Cinclus aquaticus). Das Volk hat, wie aus den verschiedenen Namen hervorgeht, von jeher seine Familienähnlichkeit mit den Drosseln erkannt, und der Forscher muß der volksthümlichen Anschauung beipflichten. Ein Drosselvogel ist der Wasserschwätzer allerdings, obgleich er der Drosselfamilie im engeren Sinne wahrscheinlich nicht zugezählt werden darf, vielmehr erhoben werden muß zum Vertreter einer eigenen Vogelgruppe, welcher man einen höheren Rang als den einer Sippe zugestehen und welche man also ebensogut Sippe wie Familie nennen darf. So groß die äußere Aehnlichkeit zwischen den Wasserschwätzern und den Drosseln ist: die sorgfältige Prüfung ergibt, daß, so zu sagen, jedes Glied der Letzteren sein Eigenthümliches hat. Der Leib ist schlank, erscheint aber wegen der sehr dichten Befiederung auffallend dick; der Schnabel ist schwach,

gerade, auf der Firste ein wenig aufwärts, mit der Spitze abwärts gebogen, seitlich zusammengedrückt und vorn schmal auslaufend; die Nasenlöcher sind durch einen Hautdeckel verschließbar; der Fuß ist hoch, aber stark; die langen Zehen sind mit sehr gekrümmten, starken, schmalen und unten zweischneidigen Nägeln bewehrt; der Flügel ist ungewöhnlich kurz, stark abgerundet und fast gleich breit; die dritte Schwinge ist die längste, die vierte ihr fast gleichlang, die erste sehr kurz; der Schwanz ist so kurz, daß er fast als ein Stummel betrachtet werden kann; seine Federn sind breit, an der Spitze ein wenig abgerundet und ziemlich gleich lang. Das Gefieder kann nur mit dem der Sumpf- oder Schwimmvögel verglichen werden; denn mit der Befiederung anderer Landvögel hat es durchaus keine Aehnlichkeit. Es ist sehr dicht und weich und besteht, wie bei den Schwimmvögeln, aus Oberfedern und flaumartigen Unterfedern.

Der innere Bau zeigt im wesentlichen die Merkmale anderer Singvögel, namentlich wohl ausgebildete Singmuskeln; die Knochen sind aber, mit Ausnahme einiger Schädeltheile, sämmtlich markig, also nicht luftführend. Die Zunge ist schmal, an der Spitze ausgeschnitten und kurz gezasert, vorn seitlich fein gezähnelt. Die Speiseröhre ist sehr eng, der Vormagen schlauchförmig verlängert, der eigentliche Magen klein und ziemlich muskelig. Ganz besonders entwickelt sind die Bürzeldrüsen, welche das zum Glätten und Einölen des Gefieders nöthige Fett absondern und ebenso die Nasendrüsen, welche bei den übrigen Singvögeln wegen ihrer Kleinheit kaum wahrgenommen werden.

Die Wasserschwätzer sind weit verbreitet. Sie bewohnen die alte und die neue Welt, vorzugsweise den Norden der Erde, finden sich aber auch noch auf südlichen Gebirgen, so auf dem Himalaya und auf den Andes. In ihrer Lebensweise ähneln sich die wenigen bis jetzt bekannten Arten, sodaß ein Lebensbild unserer deutschen Art vollständig zur Lebenskunde aller Familienglieder ausreicht.

Der **Wasserschwätzer** ist 7½ Zoll lang und 11⅓ Zoll breit; die Fittiglänge beträgt 3½, die Schwanzlänge 2⅙ Zoll. Das Weibchen ist um einige Linien kürzer und um etwa ½ Zoll schmäler als das Männchen. Die Färbung des Gefieders ist einfach, aber höchst ansprechend. Kopf, Nacken und Hinterhals sind fahlbraun, die Federn der übrigen Oberseite schieferfarbig mit schwarzen Rändern; Kehle, Gurgel und Hals sind milchweiß, Unterbrust und Bauch dunkelbraun; die Oberbrust ist rothbraun. Bei den Jungen sind die hellschieferfarbigen Federn der Oberseite dunkel gerandet, die schmuzig milchweißen der Unterseite dunkler gesäumt und gestrichelt.

Alle Gebirge Europas, vielleicht mit Ausnahme der skandinavischen Alpen, welche reich an Wasser sind, beherbergen den Wasserschwätzer. An geeigneten Orten ist er, wenn auch nicht häufig, so doch eine sehr regelmäßige Erscheinung. Der im Norden Skandinaviens lebende Wasserschwätzer ist regelmäßig dunkler als der bei uns oder in Griechenland und Spanien vorkommende und möglicherweise als besondere Art anzusehen. Außerhalb Europas hat man den Wasserschwätzer ebenfalls gefunden, so in dem größten Theile Mittelasiens, südlich bis Kleinasien und Paläſtina hin, und ebenso kommt er im nordwestlichen Afrika vor. Im Süden und im äußersten Osten Asiens, im Norden und Süden Amerikas ersetzen ihn nahe verwandte Arten.

Lieblingsplätze unseres Vogels sind die klaren, vom Walde beschatteten Forellenbäche, an denen unsere Hoch- und Mittelgebirge so reich sind. Ihnen folgt er bis zu ihrem Ursprunge, und wenn derselbe ein Gletscherthor wäre; ihnen zu Liebe geht er selbst bis in die Ebene herab, welche er sonst mehr oder weniger meidet. Da, wo es solche Bäche gibt, wird man ihn nicht vergeblich suchen, es sei denn, daß deren Wasser durch Ausflüsse von Fabriken vergiftet oder wenigstens getrübt worden ist. Man sieht den muntern Vogel zu jeder Jahreszeit; denn er hält treu an dem einmal gewählten Stande und verläßt ihn auch während des strengsten Winters nicht. Von vornherein wählt er sich eine Bachstrecke, welche wenigstens hier und da von der eisigen Decke verschont bleibt; denn das Wasser, nicht aber das Bachufer ist sein eigentliches Weidegebiet: in seine Tiefe muß er auch während des Winters hinabtauchen können. Daher erkürt er sich vor allem Andern die Abflüsse starker Quellen oder Wasserfälle und Stromschnellen, weil dort die Wärme, hier die heftige Bewegung des

Wassers jede Eisbildung verhindert. Je rauschender der Waldbach ist, je mehr Fälle er bildet, je ärger er braust und zischt, um so geeigneter erscheint er ihm, um so gewisser fesselt er ihn. Mehr noch als den eigentlichen Sturz und den unter diesem sich bildenden Wirbel liebt er die Grenze der hier gewöhnlich vorhandenen ruhigen Wasserfläche, unzweifelhaft deshalb, weil ihm der Strudel mancherlei Nahrung zuführt. Jedes einzelne Paar nimmt etwa eine Viertelmeile des Baches in Besitz, streicht innerhalb dieser Strecke auf und nieder und verläßt den Wasserfaden niemals. Da, wo das Gebiet des einen Paares endet, beginnt das eines zweiten, und so kann ein Gebirgsbach besetzt sein von seiner Quelle bis zur Mündung in ein größeres Gewässer.

Wer den Wasserschwätzer kennen gelernt hat, muß ihn liebgewinnen. Er gehört nicht blos zu den auffallendsten, sondern auch zu den anziehendsten aller Vögel. Seine Begabungen sind eigenthümlicher Art. Er läuft mit der Gewandtheit und Behendigkeit einer Bachstelze über die Steine des Flußbettes dahin, nach Art der Stelzen oder Uferläufer Schwanz und Hinterleib auf und nieder bewegend; er wadet von den Steinen herab bis in das Wasser hinein, tiefer und tiefer, bis zur halben Oberbrust, bis zu den Augen, noch tiefer, bis das Wasser über ihm zusammenschlägt, und lustwandelt sodann auf dem Grunde weiter fort, unter den Wellen oder im Winter unter der Eisdecke dahin, gegen die Strömung oder mit ihr, als ging er auf ebenem Boden. Es ist behauptet worden, daß er minutenlang unter dem Wasser aushalten könne; die Beobachtungen aber, welche A. von Homeyer mit der Uhr in der Hand anstellte, haben als gewöhnliche Tauchzeit nur funfzehn bis zwanzig Sekunden ergeben. Der Wasserschwätzer stürzt sich in den ärgsten Strudel, in den tollsten Wassersturz; er wadet nicht blos, sondern schwimmt auch mit einem wirklichen Schwimmvogel um die Wette; er benutzt im Nothfalle seine kurzen Flügel als Ruder und fliegt dann, so zu sagen, unter dem Wasser dahin, wie er eine senkrecht hinabstürzende Wassermasse in Wirklichkeit fliegend durchschneidet. Kein Vogel weiter beherrscht in derselben Weise, wie er, das Wasser: er leistet wahrhaft Unglaubliches. Nicht immer wadet er von seinem erhöhten Sitzpunkt aus allmählich in das Wasser, sondern sehr häufig auch stürzt er sich von seiner Warte herab jählings in die Tiefe, mehr nach Art des Frosches, als nach Art eines Eisvogels. Sein Flug erinnert an den des Eisvogels, ähnelt aber vielleicht noch mehr dem unseres Zaunkönigs. Der aufgescheuchte Wasserschwätzer fliegt mit schnell aufeinander folgenden Flügelschlägen in gleicher Höhe über dem Wasser dahin, jeder Krümmung des Baches folgend. Der Flug endet plötzlich, sowie der Vogel bei einem neu gesicherten Ruhepunkt angekommen ist; es geschieht aber auch und gar nicht selten, daß er sich plötzlich aus der Luft herab in das Wasser stürzt, von einer erspäheten Beute angezogen. Wenn er sich verfolgt sieht, durchfliegt er zuweilen eine Strecke von vier- bis fünfhundert Schritten; sonst schwirrt er gewöhnlich nur von einem erhabenen Steine zum andern. Wird die Jagd ernster, und sieht er sich gefährdet, so verläßt er zuweilen die Tiefe, in welcher er bisher dahinzog und steigt plötzlich steil in die Luft empor, bis über die Wipfelhöhe der Uferbäume und noch höher. Unter solchen Umständen kann es auch geschehen, daß er von der einmal begonnenen Richtung abweicht, selbst den Lauf des Baches verläßt und in großen Bogen sich weiter vorwärts wendet oder zu seinem früheren Sitzpunkte zurückkehrt. Wenn er sich unbehelligt sieht, kommt es nach Homeyer's Beobachtungen vor, daß er im Fluge Halt macht, sich fast rüttelnd über ein und derselben Stelle hält und dann mit lang herabhängenden Ständern sich zum Wasser herniederstürzt und in ihm verschwindet.

Obgleich wir mit Bestimmtheit nur behaupten können, daß die höheren Sinne und namentlich Gesicht und Gehör des Wasserschwätzers auf sehr hoher Stufe stehen, dürfen wir doch annehmen, daß auch die übrigen nicht verkümmert sind. Die geistigen Fähigkeiten sind unzweifelhaft als sehr entwickelte zu bezeichnen. Der Wasserschwätzer ist klug, vorsichtig und verschlagen. Er kennt seine Freunde genau und nicht minder gut seine Feinde. In der Regel ist er allerorten, wenn auch nicht scheu, so doch höchst aufmerksam auf Alles, was rings um ihn vorgeht. Den Menschen, welcher seinen stillen Wohnsitz einmal betritt, flieht er von Weitem, gleichviel, ob derselbe Miene macht, ihn zu verfolgen oder theilnahmlos am Ufer dahingeht. Vor Raubthieren aller Art nimmt er sich nicht weniger

in Acht. Aber derselbe Vogel, welcher in der Sierra Nevada oder unter den Gletschern der schweizer Alpen ebenso scheu ist, wie an Lapplands Gebirgswässern, gewöhnt sich an das Treiben des Menschen und wird sogar ungemein zutraulich, sobald er die feste Ueberzeugung gewonnen hat, daß ihm keine Gefahr droht. In der Nähe der Mühlen ist er ein sehr regelmäßiger Gast, welcher in dem Müller und seinen Knappen nur gute Freunde sieht. Er kann sich aber auch inmitten der Dorfschaften sehr sicher fühlen. So beobachtete Homeyer ein Wasserschwätzerpärchen mitten in der Stadt Baden-Baden, unmittelbar vor den belebtesten Gasthäusern, welches ohne Bedenken vor den Augen der Badegäste seine Taucherkünste trieb, weil es erfahrungsmäßig wußte, daß es Dies hier unbesorgt thun durfte.

Nach Art so vieler anderer Fischer liebt der Wasserschwätzer die Gesellschaft Seinesgleichen durchaus nicht. Blos während der Brutzeit sieht man die Paare im innigen Verbande, und nur, so lange die Jungen der elterlichen Führung bedürftig sind, die Familien zusammen; in allen übrigen Abschnitten des Jahres lebt jeder Wasserschwätzer mehr oder weniger für sich, obgleich die Gatten eines Paares wiederholt sich besuchen. Wagt sich ein Nachbar in das von einem Pärchen besetzte Gebiet, so gibt es eine heftige Jagd, und der rechtmäßige Eigenthümer vertreibt den aufdringlichen Gast unerbittlich. Sogar die eigenen Kinder werden, sobald sie selbständig geworden sind, rücksichtslos in die weite Welt hinausgestoßen, und man begreift nicht, wie es ihnen möglich wird, sich eine eigene Heimat zu erwerben. Um fremdartige Vögel bekümmert sich der Wasserschwätzer nicht, er betrachtet sie aber, wie es scheint, weniger mit Freundschaft als vielmehr mit Gleichgiltigkeit. Die Bachstelzen und der Eisvogel sind sehr häufig von ihm geduldete Bewohner eines und desselben Gebiets.

Die Stimme, welche man gewöhnlich und regelmäßig dann, wenn er aufgejagt wird, von ihm vernimmt, ist ein wie „Zerr“ oder „Zerb“ klingender Laut; der Gesang des Männchens ist ein leises, aber höchst anmuthendes Geschwätz. Er besteht aus leise vorgetragenen, schnurrenden und lauter vernehmlichen, schnalzenden Lauten. Die ersteren erinnern vielfach an einzelne Theile des Blaukehlchengesanges, die andern an das Schnalzen des Steinschmätzers. Besonders eifrig singt der Vogel an heiteren Frühlingstagen und zumal in den Morgenstunden; aber der ewig heitere und fröhliche Gesell läßt sich auch von der größten Kälte nicht beirren: er singt, so lange der Himmel blau ist. „Es ist“, sagt Schinz, „eine ganz eigene Erscheinung, im Januar bei der strengsten Kälte, oft mitten auf dem Eise, auf einem Pfahle oder Stein sitzend, den Gesang dieses Vogels zu hören, während die ganze Natur erstarrt scheint“, und es ist, füge ich hinzu, ein wahrhaft erhebendes Schauspiel für den Kundigen, welcher den muntern Sänger aufgefunden, wenn er gewahrt, daß dieser, nachdem er sein Lied beendet, sich heiteren Muths in die eisigen Fluthen stürzt, in ihnen sich badet und in ihnen umherläuft oder schwimmt, als gäbe es für ihn keinen Winter und keine Kälte.

Die Nahrung besteht fast ausschließlich aus Kerbthieren und deren Larven. Mein Vater fand in dem Magen der von ihm untersuchten Wasserschwätzer Mücken, Wassermotten, Hafte und verschiedene Käferchen, nebenbei auch Pflanzentheilchen, welche wahrscheinlich blos zufällig mit verschluckt werden, und Kieskörner, wie solche so viele Vögel fressen, um ihre Verdauung zu befördern. Gloger versichert, daß der Wasserschwätzer im Winter auch kleine Muscheln und junge Fischchen verzehre und davon einen thranigen Geruch erhalte; andere Beobachter haben weder Fische noch Fischlaich in seinem Magen gefunden; daß ihm jedoch Fischnahrung zusagt, unterliegt keinem Zweifel. Die liebe Schuljugend einer meinem heimatlichen Dorfe benachbarten Ortschaft fütterte junge Wasserschwätzer im Neste zu ihrem besondern Vergnügen mit kleinen, mühselig gefangenen Fischchen und hatte die Freude zu erfahren, daß die Jungen bei dieser Nahrung sehr wohl gediehen. Ein uns befreundeter Müller, dessen Mühle der Mittelpunkt des Gebietes eines Wasserschwätzerpaares ist, beobachtete, daß unsere Vögel bei strenger Kälte das geronnene Fett, mit welchem die Zapfen der Mühlräder geschmiert werden, sehr gern fressen und angesichts des Müllers keck mit dem Schnabel abpicken. Den größten Theil seiner Nahrung läßt sich der Wasserschwätzer von den ihm so befreundeten Wellen des Baches zuführen: er fängt die herabschwimmenden Nahrungsstoffe einfach auf; eigentlichen Wasserthieren hingegen jagt er eifrig nach.

Ueber das tägliche Leben des Wasserschwätzers theilt mir Homeyer das Folgende mit: So lange das Wasser des Gebirgsbaches klar und hell ist, treibt es der Vogel in seiner gewöhnlichen Weise. Er ist munter, sobald der erste Schimmer im Osten sich zeigt, und in ununterbrochener Thätigkeit bis zum Eintritt der Dunkelheit. In den Morgenstunden wird fleißig gesungen, nebenbei eifrig gejagt und dabei selbstverständlich jede Kunst, welcher er fähig ist, auf das beste geübt. Dann gibt es vielleicht etwas Kampf und Streit mit einem aufdringlichen Nachbar; aber auch solcher unterbricht das tägliche Geschäft nur auf wenige Minuten; denn das Gefecht ist bald beendet und der Eindringling in die Flucht geschlagen. Kommt der Mittag heran und drückt die Sonne, so sucht der Vogel in seinen beliebten Versteckplätzen, in Gestein oder Wurzelhöhlungen am Ufer, zumal am überhängenden Ufer Schutz und verträumt hier einige Stunden, die weiße Brust dem Wasser zugekehrt; denn auch um diese Zeit läßt er etwas Genießbares nicht gleichgiltig an sich vorüberziehen. Gegen Abend wird wieder eifrig gefischt, gejagt, getaucht und gesungen; dann begibt sich jeder nach seinem gewohnten Schlafplatze, nach einer jener Höhlungen, welche man als Schlafplätze daran erkennen kann, daß sie mehr als andere mit dem Kothe des Vogels beschmuzt sind. So lange es Tag war, sah man den Wasserschwätzer immer wach, immer munter, immer regsam, immer in Thätigkeit, und so lange Dies der Fall, behält er auch seine ewig heitere Laune bei. Anders gestalten sich die Verhältnisse, wenn längere Zeit hindurch Regen fällt und die sonst so klaren Fluthen auch seiner Bäche sich trüben. Dann wird es ihm schwer, die ihm nothwendige große Menge von Nahrung zu erwerben, und er muß dann zu ganz eigenen Künsten seine Zuflucht nehmen. Nunmehr verläßt er seine Lieblingssitzplätze inmitten des brausenden Wassers und begibt sich an jene Uferstellen, wo von oben herab Gras in das Wasser hängt, oder zu einzelnen Wasserpflanzen, welche die Strömung auf der Oberfläche schwimmend erhält. Zwischen diesen Pflanzen fischt er jetzt eifrig nach Art der Enten umher, indem er zwischen ihnen umherwadet oder, wo das Wasser tief ist, schwimmt und mit dem Schnabel jeden Halm, jedes Blatt oder jede Ranke umwendet, um die auf der Kehrseite sitzenden Wasserthierchen abzulesen. Hält der Regen längere Zeit an, so kommt der Vogel zuweilen sehr in Noth, und wird in Folge der Entbehrung sehr trüb gestimmt. Dann endet jeder Gesang und jede unnütze Bewegung. Im größten Nothfall besucht er auch die stillen Buchten am Ufer, welche er sonst meidet, und betreibt hier seine Jagd. Aber sobald das Wasser sich wieder klärt und die Sonne wieder unverhüllt vom Himmel hernieder schaut, ebensobald hat er auch seine gute Laune wieder gewonnen und ist wieder ebenso heiter und fröhlich geworden, als er es jemals war.

Ueber die Fortpflanzung hat mein Vater schon vor mehr als vierzig Jahren ausführliche Beobachtungen veröffentlicht und dieselben neuerdings vervollständigt. „Der Wasserschwätzer", sagt er, „brütet ungestört gewöhnlich nur einmal, ausnahmsweise jedoch auch zweimal im Jahre, das erstemal im April. Zu Anfang dieses Monats fängt er an zu bauen und um die Mitte desselben zu legen. Das Nest steht immer am Wasser, besonders da, wo ein Felsen über dasselbe hinweg= oder an demselben emporragt, wo ein Erlenstock oder ein Wehr eine passende Höhlung bildet, auch unter Brücken, Wasserbetten, in den Mauern der Radstuben der Mühlen, Eisenhämmer und dergleichen, selbst in den Schaufeln der Mühlräder, wenn diese eine Zeitlang still gestanden haben. Am angenehmsten ist es unserm Vogel, wenn er das Nest so anbringen kann, daß vor demselben eine Wassermasse herabstürzt. Dann ist es natürlich vollkommen gegen die Nachstellungen der Katzen, Marder, Iltisse und Wiesel geschützt und nur noch den Ratten zugänglich. Zu einem solchen Neste, welches ich vor einigen Tagen in der Radstube einer Mühle sah, konnte ich nicht eher gelangen, als bis der Mühlenbesitzer mir zu Liebe das Wasser abgeschlagen hatte. Das Nest besteht äußerlich aus Reisern, Grasstengeln, Graswurzeln und Grasblättern, Strohhalmen, oft auch aus Wasser= oder Erdmos, und ist inwendig mit Baumblättern ausgelegt. Es ist locker gebaut, aber dickwandig, ist inwendig tiefer als eine Halbkugel und hat stets einen engen Eingang, der gewöhnlich dadurch entsteht, daß er die Höhlung, in welcher es sich befindet, ganz ausfüllt. Ist aber das Nistloch zu groß, dann bekommt es eine Decke, wie ein Zaunkönigsnest, und ein enges Eingangsloch. Es besteht dann großentheils aus Mos.

In der Schaufel eines Mühlenrades füllt es diese gewöhnlich zum Theil aus und ist mit großer Kunst in eine nach unten sich öffnende so angebracht, daß es nicht herausfallen kann; es ist dann zuweilen zwei Fuß lang. Man findet darin vier bis sechs Eier, welche 10 bis 12 Linien lang, 8 bis 8½ Linien breit, sehr verschieden gestaltet, dünn- und glattschälig, mit deutlichen Poren und glänzend weiß sind. Das Weibchen bebrütet sie so emsig, daß man es auf ihnen oder auf den zarten Jungen ergreifen kann; erzieht aber dennoch gewöhnlich nur zwei, seltener drei Junge; das Faulen mehrerer Eier dieses Vogels rührt wahrscheinlich daher, daß das Nest oft ganz feucht ist."

„Wenn die Alten bei dem Neste nicht gestört werden, legen sie ihr scheues Wesen ab und werden zutraulich, sodaß sie sich vor den Menschen wenig fürchten." Besonders hübsch sieht es aus, wenn sie, um zu ihrer Brut zu gelangen, einen Wassersturz durchfliegen.

Feinde der Wasserschwätzer sind die nächtlich umherschleichenden Raubthiere, welche, wenn es einer leckeren Beute gilt, auch einen Sprung ins Wasser nicht scheuen. Die Brut mag öfters von Katzen geraubt werden; alte Vögel lassen sich von diesen Raubthieren kaum bethören: sie werden gewiß auch vom Iltis und Wiesel oder vom Fischotter nur selten übertölpelt. Raubvögel unterlassen es wohlweislich, auf Wasserschwätzer Jagd zu machen, weil diese bei ihrem Erscheinen sich sofort in die sichere Tiefe stürzen. Der Mensch verfolgt die liebenswürdigen Vögel nirgends regelmäßig; er schont sie vielmehr, nachdem er sie kennen gelernt hat. Auch ist die Jagd des Wasserschwätzers nicht Jedermanns Sache; vor Sonntagsschützen z. B. ist der behende Gesell in den meisten Fällen gesichert. Wer nicht fliegende Vögel zu schießen versteht, braucht sich nicht auf Wasserschwätzer zu bemühen; denn die einmal scheu gewordenen spotten jeder ungeschickten Jagdweise. Noch schwieriger als die Jagd mit dem Feuergewehr ist der Fang des Vogels: Fallen und Netze sind bei ihm nicht anzuwenden. Es gibt aber doch eine Fangart, welche zum Ziele führt. „Ein Vogelliebhaber im Voigtlande", so schreibt mir Homeyer, „weiß sich der Wasserschwätzer mit ziemlicher Sicherheit zu bemächtigen. Er beobachtet gegen Abend den Vogel, wenn er in seine Nachtherberge, also in eine Röhre oder ein Loch des steilen Uferrandes einschlüpft, wartet die völlige Dunkelheit ab und beginnt nun seine Jagd. Im Wasser wadend, schleicht er längs des Ufers dahin, in der Hand eine Blendlaterne tragend, deren Leuchtfeld beliebig geöffnet und verschlossen werden kann. Mit dieser leuchtet er plötzlich in die betreffende Oeffnung hinein und blendet dadurch den Vogel derart, daß er ihn mit der Hand ergreifen kann. Ich erhielt, Dank dieser Fangart, den einzigen Wasserschwätzer, welchen ich jemals im Käfig gesehen habe. Leider gelang es mir nicht, den anziehenden Vogel an seine Gefangenschaft zu gewöhnen. Der Wildfang zeigte sich sehr störrisch, setzte sich in die hinterste dunkle Ecke des Behälters und verweigerte hartnäckig jegliche Nahrung. Das Stopfen mit Ameiseneiern und Mehlwürmern blieb ohne Erfolg; denn schon am sechsten Tage war mein Vogel eine Leiche. Rührend und an die Sage über den Tod des Singschwans erinnernd, war das Ende des Thieres. Ich hatte es in die Hand genommen, um es wieder einmal zu stopfen, da stimmte es seinen flötenden Gesang an und — verschied...." „Wasserschwätzer zu halten", so schreibt mir Girtanner, „hat mir durchaus nicht gelingen wollen. Ich hatte deren vier zusammen in einem großen Behälter. Sie fraßen Mehlwürmer und Ameiseneier massenhaft, sangen schon am ersten Tage, badeten und waren guter Dinge. Aber schon nach wenigen Tagen bemerkte ich mit Betrübniß, daß sie beim Baden zu naß und nach dem Bade nicht so bald wieder trocken wurden. Das wurde schlimmer von Tag zu Tag, und als ich einen herausgenommen, fand ich ihn, wie ich vermuthet, sehr abgemagert, trotz alles Fressens. Selbstverständlich liefert unter solchen Umständen die Bürzeldrüse nicht genug Fett mehr für die Federn, diese bleiben länger, als gut ist, naß, und damit ist allen möglichen, besonders aber Erkältungskrankheiten Thür und Thor geöffnet. Meine vier Gefangenen starben innerhalb der ersten acht Tage; sie fraßen und sangen bis zum letzten Augenblick." Diese Beobachtungen meiner werthgeschätzten Freunde widersprechen Tschudi's Angaben über das Gefangenleben des Wasserschwätzers insofern nicht, als es sich um alte Vögel handelte. Jung eingefangene sollen sich, laut Tschudi, mit Fliegen und Mehlwürmern nach und nach an das Nachtigallfutter gewöhnen lassen und bald zahm und zutraulich

werden. Solche Fälle müssen aber sehr selten sein; denn ich habe noch niemals etwas Aehnliches vernommen und glaube auch nicht, daß Wasserschwätzer ohne besondere Anstalten längere Zeit gehalten werden können. Nur da, wo man im Stande ist, ihnen auch Wasser in hinreichender Menge zu geben, in einem Thiergarten z. B., könnte Dies vielleicht möglich sein.

* * *

Cabanis hat es für gut befunden, eine Vogelgruppe, welche von allen übrigen Naturforschern als den Wasserschwätzern nah verwandt angesehn wird, von diesen zu trennen und in der von ihm gebildeten Ordnung der Schreivögel unterzubringen, weil die betreffenden seiner Ansicht nach nicht als Singvögel aufgefaßt werden dürfen. Nun ist es allerdings begründet, daß die große Mehrzahl der Prachtdrosseln, welche ich im Sinne habe, nicht gerade stimmbegabt ist oder wenigstens nach den bisherigen Beobachtungen nicht singfähig zu sein scheint; wir wissen aber bereits, daß eine Art hochberühmt als Sängerin ist und das von dem genannten Forscher aufgestellte System in keiner Weise beglaubigt. Zu leugnen ist allerdings nicht, daß die Prachtdrosseln sehr eigenthümlich gestaltete Singvögel sind; solcher gibt es aber noch mehrere in der Ordnung, ohne daß wir sie deshalb aus ihr verbannen.

Die Prachtdrosseln oder Pittas (Pittae) sind dickschnäblige, hochbeinige und kurzschwänzige Drosselvögel. Ihr Leib ist kurz, aber kräftig, der Hals mittellang, der Kopf ziemlich groß, der Flügel, in welchem die vierte und fünfte Schwinge die längsten sind, erreicht das Ende des stummelhaften, sehr kurzen, gerade abgestutzten Schwanzes. Der Schnabel ist mittellang, aber auffallend kräftig, bei einigen Arten so stark, daß Linné sie deshalb zu den Raben rechnete; er ist hart, seiner ganzen Länge nach zusammengedrückt, hochfirstig, auf der Firste gebogen und vor ihr schwach ausgeschweift; die Nasenlöcher sind durch eine nackte Haut halb geschlossen. Die Füße sind schlank und hochläufig; die innere Zehe ist mit der äußeren bis zum ersten Gelenk verbunden. Das dichte Gefieder prangt bei den meisten Arten in den prachtvollsten Farben.

Je nach der Bildung des Schnabels und nach der Anordnung und verhältnißmäßigen Länge der Schwingen, auch wohl nach den Farben ist die Familie in verschiedene Sippen zerfällt worden. Wir brauchen auf diese Eintheilung keine Rücksicht zu nehmen, weil die Unterscheidungsmerkmale höchst geringfügige, die Sitten und Gewohnheiten der Vögel aber ziemlich dieselben sind.

Eine der bekannteren Arten ist der Nurang der Hindostaner (Pitta bengalensis). Der Rücken, die Schultern und Flügeldeckfedern sind blaugrün, die verlängerten Oberschwanzdeckfedern blaßblau, das Kinn, die Brust und die Halsseiten unter den Ohren weiß, die unteren Theile, mit Ausnahme eines scharlachrothen Fleckens am Unterbauche und After, übrigens bräunlichgelb; ein Mittelstreifen, welcher über das Haupt und ein Zügelstreifen, welcher durch das Auge verläuft, sind schwarz; ein Augenbrauenstreif ist weiß; die Schwingen sind schwarz, mit weißlicher Spitze, die ersten sechs Handschwingen auch weiß gefleckt, die Armschwingen außen blaugrün gerandet; die Steuerfedern sind schwarz, an der Spitze düsterblau; ein Schulterfleck ist azurblau. Das Auge ist nußbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß röthlichgelb. Die Länge beträgt 7 Zoll, die Fittiglänge $4\frac{1}{4}$, die Schwanzlänge $1\frac{2}{3}$ Zoll.

Der Nurang ist über ganz Indien und Ceylon verbreitet und geeigneten Orts überall häufig.

Der Pulih (Pitta angolensis), einer der schönsten Vögel Westafrikas, ist kräftiger gebaut, aber kurzfüßiger als der ihm nahe verwandte Nurang, ihm übrigens sehr ähnlich gefärbt und gezeichnet. Das Gefieder der Oberseite ist grün, schwach metallisch glänzend; der Oberkopf und ein breiter Zügelstreifen, die Schwingen, deren dritte bis sechste an der Wurzel einen weißen Flecken zeigen, der Schwanz und die Unterflügeldeckfedern sind schwarz, die Spitzen der Flügeldeck- und die Bürzelfedern

beryllblau, ein Augenbrauenstreifen und die Kehle rosenröthlich weiß; die Oberbrust ist ockerfarbig, der Unterbauch licht scharlachroth. Der Schnabel ist röthlichschwarz, der Fuß fleischfarben. Die Länge beträgt 6¼, die Fittiglänge 4, die Schwanzlänge 1⅔ Zoll.

Das Heimatsgebiet dehnt sich über einen ziemlich großen Theil Westafrikas aus.

Die Lärmpitta endlich (Pitta strepitans) ist auf Rücken und Flügel schön olivengrün, auf den Schultern und Flügeldecken spangrün, auf dem Oberkopf rostbraun, mit schmalen schwarzen Scheitelstreifen, an der Kehle, in der Ohrgegend, auf dem Nacken schwarz; die Unterseite ist mit Ausnahme eines schwarzen und eines scharlachrothen daranstoßenden Fleckens, welcher den Bauch und die Unterschwanzdeckfedern einnimmt, fahlgelb; der Schwanz und seine Oberdeckfedern, sowie die Vorderschwingen sind schwarz, die vierte, fünfte und sechste Handschwinge an der Wurzel durch einen kleinen weißen Fleck gezeichnet. Das Auge ist braun, der Schnabel dunkelbraun, der Fuß fleischfarben. Die Länge beträgt 7½ Zoll.

Heimatsgebiet ist die Ostküste Australiens zwischen der Macquarrie- und Moritonbay.

Die Prachtdrosseln gehören dem Osten der Erde an und finden sich in geeigneten Waldungen der Länder unter den Wendekreisen; der neuen Welt fehlen sie gänzlich. Indien und seine benachbarten Eilande sind als ihre wahre Heimat anzusehen; auf dem Festlande Australiens leben wenige Arten; in Westafrika kommt, soviel bis jetzt bekannt, nur der Pulih vor. Von den dreiunddreißig Arten, welche Wallace in einer Zusammenstellung der Familie aufführt, gehören sechs Afrika und Asien, zwei Australien und fünfundzwanzig den malaiischen Inseln an. Ueber den Aufenthalt haben wir neuerdings einige Nachrichten erhalten, und auch über die Lebensweise sind Beobachtungen gesammelt und veröffentlicht worden; im Ganzen aber muß die Lebenskunde dieser Vögel noch als sehr unvollständig bezeichnet werden. Das Ausführlichste hierüber verdanken wir Bernstein, Jerdon und Wallace. Es ist kurz zusammengefaßt etwa Folgendes.

Fast alle Prachtdrosseln sind Waldbewohner, und zwar bevorzugen sie diejenigen Theile des Waldes, welche möglichst dicht mit Buschwerk bestanden sind. Ausnahmsweise nur siedeln sich einzelne auf steinigen Berggehängen an, auch blos auf solchen, welche kurzes Gestrüpp dürftig bedeckt. Die große Mehrzahl treibt sich in den jungfräulichen Waldungen jener Eiländer umher, welche für Europäer so gut als unzugänglich sind. Dieser Aufenthalt erschwert nicht blos die Jagd, sondern auch die Beobachtung im höchsten Grade. „Mein bester Jäger", sagt Wallace, „hatte während meines zweimonatlichen Aufenthalts auf Buru eine der dort vorkommenden Pittas oft gesehen, war aber niemals im Stande gewesen, eine einzige von ihnen zu erlegen. Erst als er eine Nacht in einer verfallenen Waldhütte zubrachte, wurde es ihm möglich, zwei Alte zu schießen; aber dieser Erfolg beraubte mich auf längere Zeit seiner Dienste, weil er sich bei seiner Jagd in den Dornen so verletzt hatte, daß er vierzehn Tage lang zum Jagen unfähig war. . . . Die einzige Oertlichkeit, wo es mir gelang, Prachtdrosseln zu beobachten und zu erlegen, war die Insel Lombok, wo eine Art von ihnen auf sandigem, mit niederem Gestrüpp überwachsenen Boden sehr häufig ist. Hier opferte ich der Jagd einen guten Theil meiner Zeit und wartete geduldig, bis ich einen erfolgreichen Schuß auf die im Dickicht sichtbar gewordenen Vögel thun konnte."

Die Bewegungen sollen höchst anmuthig sein. Wallace sagt, daß es schiene, als ob sie sich niemals beeilten, was wohl bedeuten soll, daß sie nur selten fliegen. Sie hüpfen mit großen Sprüngen auf dem Boden dahin, setzen sich gelegentlich auf einen Baumstumpf oder auf einen Busch und fliegen nur, wenn sie sich hart verfolgt sehen, auf weitere Strecken in gerader Richtung unhörbar dahin.

Bernstein theilt uns mit, daß sie in ihrem Betragen einige Aehnlichkeit mit den Steinrötheln zeigen, mit großen Sprüngen auf dem Boden forthüpfen und jedesmal, wenn sie einen Augenblick still stehen, das kurze, aufgerichtete Schwänzchen bewegen. Sie setzen sich gern auf einige hervor-

ragende Punkte, Steine und dergleichen, um sich von ihnen herab besser nach Kerbthieren umsehen zu können, welche sie nicht selten hüpfend einige Schritte weit verfolgen. Dagegen scheinen sie sich nicht gern auf Bäume niederzulassen; sie treiben sich vielmehr immer möglichst nahe über den Boden dahin. Jerdon nennt sie schlechte Flieger und hält es für möglich, daß sie von Stürmen förmlich verschlagen, also in Gegenden getrieben werden, in denen sie sonst nicht vorkommen. So erscheinen sie im Karnatik bei Beginn der Hitze, wenn die heftigen Landwinde auftreten und suchen dann, so scheu sie sonst sind, ängstlich Zuflucht in den Behausungen der Menschen, in einzeln stehenden Kasernen oder andern Gebäuden, welche ihnen Schutz gewähren. Der erste Nurang, welchen Jerdon sah, hatte sich in das Hospital zu Madras geflüchtet; später erlangte er unter ähnlichen Umständen viele lebende. Gewöhnlich sieht man sie einzeln, ausnahmsweise aber kommt es vor, daß mehrere sich verbinden; Jerdon hat ihrer vierunddreißig zusammengesehen.

Die Stimme, welche man übrigens selten vernimmt, ist so eigenthümlich, daß man sie von der jedes andern Vogels leicht unterscheiden kann. Sie besteht, wie Wallace uns mittheilt, aus zwei pfeifenden Tönen, einem kurzen und einem längeren, welcher unmittelbar auf den ersten folgt. Wenn sich die Vögel vollständig sicher fühlen, wiederholen sie ihr Geschrei in den Zwischenräumen von einer bis zwei Minuten. Bei einzelnen Arten besteht der Lockruf aus drei Noten: so soll der Nurang die Silben „Ewitsch eia", die Lärmpitta die Worte „want a watch" deutlich ausrufen. Ein eigentlicher Gesang ist, wie es scheint, von den indischen Arten nicht gehört worden; dagegen nennt Thomson das Lied des Pulih äußerst lieblich. „Der Vogel", sagt er, „steht bei den Eingebornen des Timneh-Gebietes in solchem Rufe, daß sie einen dichterisch beredten Mann mit dem Namen Pulih zu ehren suchen."

Verschiedene Kerbthiere, namentlich Käfer und Netzflügler, Würmer und dergleichen sind die Nahrung der Prachtdrosseln. Wiederholt ist behauptet worden, daß Ameisen die Hauptmasse ihrer Speise bilden; Wallace aber sagt ausdrücklich, daß er niemals diese Kerfe in dem Magen der von ihm erlegten gefunden und ebenso wenig sie auf Ameisen jagen gesehen habe. Gould hält es für möglich, daß die australischen Arten neben den Kerfen auch Beeren und Früchte fressen, hat aber Bestimmtes hierüber nicht beobachten können. An die Drosseln erinnern die Pittas insofern, als sie ihre Beute nur vom Boden auflesen, an die Wasserschwätzer darin, daß sie oft bis an die Fersen im Wasser herumwaden und hier ihre Jagd betreiben.

Alle Arten der Familie, von deren Brutgeschäft man Kunde erhalten hat, bauen ihr Nest auf oder dicht über dem Boden. Bernstein fand es ziemlich gut versteckt hinter einer Erdscholle; es bestand aus kunstlos und leicht zusammengefügten Halmen und feinen Reisern. Strange berichtete Gould, daß alle Nester, welche er sah, auf dem Knorren eines Feigenbaumes ziemlich nahe am Boden standen, außen aus Reisig gebaut und innen mit Mos, feinen Blättern und Rinden ausgelegt waren. Ein Nest, welches Jerdon untersuchte, war hauptsächlich aus Wurzeln und andern biegsamen Pflanzenstengeln zusammengebaut und inwendig mit wenig Haaren ausgeglättet. Die Eier, welche Bernstein erhielt, waren länglicheirund und von glänzend weißer Farbe; die vier Eier, welche Strange untersuchte, waren auf eigelblichem Grunde mit unregelmäßigen, braunen und tiefweingrauen Flecken gezeichnet. Ihnen ähnelten diejenigen Eier, welche Jerdon zu Gesicht bekam: sie waren auf grünlichweißem Grunde mit wenigen rothen und einzelnen dunkelfarbigen Flecken gezeichnet. Ob beide Geschlechter brüten oder ob nur das Weibchen allein sich diesem Geschäft hingibt, ist zur Zeit noch nicht bekannt; wohl aber wissen wir, daß beide Eltern ihre Brut außerordentlich lieben, und bei herannahender Gefahr durch die bekannte List der Verstellung den Feind von ihr abzulenken suchen.

Hodgson sagt von der in Nepal vorkommenden Art, daß sie sehr leicht gefangen werden könne, und Bernstein bestätigt diese Angabe vollkommen. Strange versichert, daß man die australische Art durch Nachahmung ihres eigenthümlichen Rufes bis vor die Mündung der Flinte zu locken vermöge. Auf den Aruinseln betreiben die Papuaknaben mit größtem Erfolg die Jagd der dort wohnenden Prachtdrosseln, indem sie behend zwischen den Büschen hindurchkriechen und ihre

kleinen Bögen außerordentlich zu handhaben wissen. Wallace bemerkt, daß der geübte Jäger das Erscheinen der Pitta zuerst an dem Rasseln der Blätter entdeckt; dann nimmt das Auge einen Schimmer wahr, wenn der Vogel bei seinen leichten Bewegungen in günstiger Weise beleuchtet wird. Regt sich der Jäger unvorsichtig, so zeigt ihm ein blitzartiges Glänzen an, daß sein Wild sich fliegend in Sicherheit brachte. Die tödtlich getroffene Pitta soll regelmäßig auf den Rücken fallen und so einen prachtvollen Anblick gewähren.

Bernstein theilt uns auch Einiges über das Gefangenleben dieser Prachtdrosseln mit. Er fing zwei alte Pittas in Schlingen, welche er um das Nest gelegt hatte und hielt beide längere Zeit im Käfig. „In den ersten Tagen", sagt er, „waren sie zwar etwas scheu, gewöhnten sich jedoch bald ein und wurden schon nach der ersten Woche so zahm, daß sie das Futter aus der Hand nahmen. Am liebsten fraßen sie kleine Heuschrecken, Ameisenpuppen, Termiten und dergleichen. Erstere suchten sie durch Aufstoßen auf den Boden von den harten Füßen und Flügeldecken zu befreien, fraßen diese jedoch nachträglich auch noch. Den Körper der Thiere selbst drehten sie so lange im Schnabel herum, bis sie so zu liegen kamen, daß sie mit dem Kopf voraus verschluckt werden konnten. Ueber Tags hielten sie sich ausschließlich auf dem Boden ihres Käfigs auf und machten von den Sitzstangen derselben selbst nachts nur selten und ausnahmsweise Gebrauch. ..." „Ich glaube", schließt er, „daß es nicht schwer fallen würde, diese Vögel an ein Ersatzfutter zu gewöhnen und nach Europa überzubringen. Sie würden hier eine außerordentliche Zierde der Thiergärten sein."

* * *

„Unsere im gleichen Schritt fortschreitende Reihe mußte an der Spitze ein unerwartetes Hinderniß gefunden haben — die Bewegung stockte. Voll Befürchtung eilte ich dorthin: die Ersten des Zugs standen vor einem braunen, zwölf bis sechszehn Fuß breiten Bande; denn so und nicht anders sah der dicht gedrängte Heerzug der Wanderameise aus, welcher eben unsern Pfad kreuzte. Zu warten, bis dieser vorüber war, hätte uns zu lange aufgehalten, der Durchbruch dieses Heeres mußte im raschen Laufe unter gewaltigen Sprüngen erzwungen werden. Bis an die Kniee mit den wüthend gewordenen Kerfen bedeckt, durchbrachen wir die dichte Reihe, ohne uns jedoch, trotzdem wir sie mit den Händen zerquetschten und mit den Füßen zerstampften, ganz vor den schmerzhaften Bissen der gereizten Thiere retten zu können. ... Greift ein solches Heer, von dem Niemand weiß, woher es kommt, noch wohin es zieht, auch Alles an, das sich ihm auf seinem Wege entgegenstellt, so hat es doch ebenfalls seine Feinde, namentlich unter den Vögeln, welche es stets in großer Anzahl begleiten." So schildert Schomburgk und berichtet sodann Einiges über die Lebensweise jener Vögel, welche ich nun zunächst leiblich beschreiben will.

Die Ameisenvögel (Myiotherae) bilden eine an Sippen und Arten sehr zahlreiche Familie, welche vorzugsweise in Südamerika heimisch ist. Viele Arten haben große Aehnlichkeit mit den Walddrosseln, andere erinnern an die Sänger im engeren Sinne und einige wohl auch an die Würger. Bezeichnend für die Gesammtheit ist, daß, wie der Prinz von Wied sagt, „die Füße auf Unkosten der Flügel ausgebildet sind". Der Schnabel ist sehr verschieden gestaltet, bald kräftig, bald zierlich, bald hochfirstig, bald pfriemenförmig, selten lang, vielmehr gewöhnlich ziemlich kurz, gerade oder gebogen. Die Flügel sind immer kurz und rundlich, die dritte, vierte oder fünfte Schwinge ist die längste. Der Schwanz ist bald lang, bald kurz, bald gerade abgeschnitten, bald zugerundet. Der Lauf ist mittelhoch und stets kräftig; die Zehen sind in der Regel lang und dünn und außerdem noch bewehrt mit langen, schwachen Nägeln, welche zuweilen spornartig erscheinen können. Das Gefieder ist weich und buntfarbig.

In ihrer Lebensweise haben die Ameisenvögel wahrscheinlich die größte Aehnlichkeit mit den Pittas; doch erinnern einige auch wieder an die Drosseln und Wasserschwätzer, andere an die Sänger. Sie bewohnen die großen Waldungen der Ebenen oder die buschigen Strecken der Steppengegenden,

meiden aber das Gebirge. Je ausgedehnter, je feuchter und heißer der Wald, um so häufiger finden sie sich. Einige Arten kommen in der Nähe bewohnter Ortschaften, andere wenigstens nah besuchter Wege vor; die große Mehrzahl dagegen hält sich verborgen im Innern der Dickichte, hier den größten Theil ihres Lebens laufend verbringend. Wenige Arten treiben sich im Gezweig der niedern Büsche umher, die Gesammtheit scheint vielmehr auf den Boden gewiesen zu sein. Das Fliegen wird ihnen schwer, und man sieht sie nur im äußersten Nothfall ihre Flügel gebrauchen; ja einzelne von ihnen erheben sich kaum jemals fliegend über den Boden, sondern suchen auch in der größten Noth ihr Heil in der Kraft ihrer Füße, indem sie mit verdoppelter Eile dahinrennen, falls sie es nicht vorziehen, sich platt auf den Boden zu drücken. Im Laufen sind sie Meister. Sie wetteifern hierin mit jedem andern Vogel; denn sie rennen nicht blos sprungweise über den Boden dahin, mit einer Schnelligkeit, daß es einem Hunde Mühe macht, sie einzuholen, sondern sie springen auch mit gewaltigen Sätzen hoch vom Boden auf erhabene Gegenstände oder von diesen wieder herab. Laufend oder hüpfend durchmessen sie ungeheure Strecken der Wälder, wie Orbigny sagt, „das ganze Gebiet ihres Verbreitungskreises“. Sie ziehen nicht regelmäßig; aber sie sind beständig auf der Wanderung. Nur während der Nistzeit fesselt sie die Sorge um ihre Brut an ein und dieselbe Oertlichkeit. Ihre Stimme ist höchst verschieden. Einige lassen brummende Laute vernehmen, andere stoßen einen wiederholten Pfiff aus, andere wiederum zwitschern, und einzelne endlich geben einen kurzen, aber laut tönenden Gesang zum besten; manche wieder sind im höchsten Grade schweigsam. Genaue Beobachtungen über ihre Stimme und bezüglich Sangfertigkeit scheinen zu fehlen; wenigstens sind die Angaben hierüber im höchsten Grade dürftig.

Kerbthiere bilden ihre Hauptspeise; doch verschmähen einige, wie wir durch Kittlitz wissen, auch Pflanzennahrung nicht. Sie sammeln erstere hauptsächlich vom Boden auf und zwar meist nach Art unserer Drosseln, indem sie die abgefallenen Blätter mit dem Schnabel umwälzen; einzelne scharren aber auch wie die Hühner, wenn sie rascher zum Ziele kommen wollen. Sie lieben die Ameisen, ohne daß man jedoch sagen kann, daß diese Kerbthiere ihre bevorzugte Speise wären; manche scheinen im Gegentheil Ameisen nur als Leckerei zu genießen.

Nach den Angaben Ménétrier's nisten die Ameisenvögel in denjenigen Monaten, welche ihrer Heimat den Frühling bringen und legen ihre zwei oder drei auf weißlichem Grunde röthlich getüpfelten Eier ohne wesentliche Vorkehrungen in eine seichte Mulde auf den Boden. Die ausgeschlüpften Jungen verlassen das Nest bald nach ihrer Geburt und folgen dann ihrer Mutter nach Art der Nestflüchter.

Es muß genügen, wenn ich mich hier auf wenige Arten der Familie beschränke.

Einer der bekanntesten Ameisenvögel ist das Feuerauge (Pyriglena domicella). Es gehört zu der Gruppe oder Horde der Ameisenfresser (Formicivori), welche die langschwänzigen Arten umfaßt, diejenigen, welche weniger auf dem Boden, als auf dem Gezweige des Unterholzes leben. Die Kennzeichen der Sippe sind ein gerader, ziemlich starker, fast kegelförmiger Schnabel mit hakiger Spitze und seichter Kerbe vor derselben, hohe, starke Läufe, kräftige, aber nicht sehr lange Zehen, welche mit ziemlich kurzen, schlanken und gebogenen Krallen bewehrt sind, mittellange Flügel, in denen die vierte Schwinge die längste ist, und ein ziemlich langer und abgerundeter Schwanz. Bei dem männlichen Feuerauge sind Schnabel, Füße und der größte Theil des Gefieders schwarz, die Flügeldeckfedern am Buge weiß und die großen Deckfedern weiß gerandet. Das Auge ist, dem Namen entsprechend, dunkelfeuerroth. Das Weibchen ist olivenbraun, an der Kehle und auf dem Nacken blaßgelb. Die Länge beträgt gegen 7, die Breite 9, die Fittiglänge 3, die Schwanzlänge 2¾ Zoll.

Das Feuerauge ist in allen Waldungen Brasiliens nicht selten und kriecht überall in den Gebüschen der großen Wälder umher, da, wo sie dicht und dunkel sind. Sein feurig rothes Auge

sticht lebhaft ab von dem kohlschwarzen Gefieder, und der Vogel wird schon deshalb leicht bemerklich. Die Stimme ist ein pfeifendes Gezwitscher.

Daß dieses nette Geschöpf ein eifriger Ameisenjäger ist, erfahren wir durch Kittlitz. „Ich begegnete“, erzählt er, „in einem Dickichte des Waldes einem ungeheuern Schwarm großer, schwarzer Ameisen, welche um die Trümmer starker Bambusstengel her gerade sehr beschäftigt waren, während sowohl männliche als weibliche Feueraugen ihnen mit großer Gier und Behendigkeit nachstellten. So schüchtern sich die Vögel auch zeigten, und so gewandt sie einem Schuß auszuweichen wußten, war doch ihre Begierde nach den Ameisen so groß, daß selbst das Schießen sie nur augenblicklich verscheuchte. Ich konnte, am Boden lauernd und immer wieder ladend, bald sechsmal nach einander Feuer geben. Ueberraschend war es für mich, in dem Magen der Geschossenen fast nur Ueberreste von Heuschrecken und andern Gradflüglern zu finden. Es scheint also, daß die Ameisen mehr Leckerbissen als regelmäßige Nahrung dieser Vögel bilden.“

Von der Gier nach Ameisen, welche das Feuerauge und seine Verwandten an den Tag legen, berichten auch die andern Forscher. Sie alle versichern, daß in der Nähe eines wandernden Ameisenheeres die Jagd auf diese sonst so vorsichtigen Vögel überaus leicht ist. Schwerer aber hält es, die geschossenen aus der Mitte des wandernden Heeres hervorzuholen, ohne von hundert erbitterten Kerfen gebissen zu werden. Auch Kittlitz hebt hervor, daß er von den Ameisen fürchterlich gebissen wurde, obgleich sie zum Glück zu eilig waren, als daß sie sich in Massen auf ihn geworfen hätten.

Ameisenkönig (Grallaria Rex) heißt ein anderer Ameisenvogel, welcher sich und seine Verwandten kennzeichnet durch ziemlich dicken Schnabel, welcher kürzer als der Kopf, etwas höher als breit, gegen die Spitze hin zusammengedrückt, auf der Firste leicht gebogen, an der Spitze hakig übergekrümmt und an der Seite seicht ausgekerbt ist, durch kurze, abgerundete Flügel, welche kaum über die Schwanzwurzel hinabreichen und in denen die fünfte Schwinge die längste ist, einen stummelhaften, aus kleinen und schwachen Federn bestehenden Schwanz und durch zierliche Beine mit sehr hohen Läufen und mittellangen Zehen, welche mit sanft gebogenen Krallen bewehrt sind.

Das Gefieder des Ameisenkönigs ist der Hauptfärbung nach braun, heller gefleckt, weil die kleineren Federn blässere Schaftstreifen zeigen; die Flügeldeckfedern spielen ins Röthliche; die Schwingen sind schwarzbraun, an der Außenfahne rostroth, wie die Steuerfedern; die Zügel, Wangen und ein Streifen, welcher vom Kinn bis zur Kehle hinläuft, sind blaßgelblichweiß; die Unterseite von der Kehle bis zum Steiß ist blaßgelbbraun. Das Auge ist graubraun, der Schnabel schwärzlich hornfarben, an den Rändern röthlichweiß, der Fuß röthlichgrau. Die Länge beträgt 8 Zoll, die Fittiglänge 4, die Schwanzlänge kaum 1½, die Laufhöhe 2 Zoll.

In allen geschlossenen und dichten Waldungen des ganzen Küstengebiets von Brasilien bis nach Columbien ist der Ameisenkönig zwar überall bekannt und auch nicht gerade selten, aber schwer zu bekommen, weil er sich nur im schattigen Dickicht des Unterholzes aufhält und sich nicht so leicht schußgerecht ankommen läßt, vielmehr bei Annäherung des Menschen eiligst wegläuft. Der Prinz von Wied erhielt ihn zuerst am Belmonte, wo ihn einer seiner botocudischen Jäger mit dem Pfeil erlegte. Man erzählt von ihm, daß er sich einzeln zwischen den übrigen Ameisenvögeln aufhalte und eben deshalb als deren König bezeichnet werden könne: der Prinz nennt diese Angabe eine Fabel. Nach Burmeister ist unser Vogel am Morgen zeitig munter; man hört schon in der stillen Dämmerung seinen Ruf, einen durchdringenden, pfeifenden Lockton, welcher an die Stimme der Steißhühner erinnert. Nach der Versicherung der Botocuden baut er sein Nest an die Erde und legt blaugrüne Eier hinein. Hierauf beschränkt sich das mir Bekannte.

Einige andere Ameisenvögel verdienen besonders aus dem Grunde Beachtung, weil sie in mancher Hinsicht Verwandtschaft mit dem australischen Leiervogel zeigen und damit beweisen, daß die Stellung des letzteren unter den Singvögeln durchaus keine so ganz vereinzelte ist, als anzunehmen man früher geneigt war. Cabanis bildet aus ihnen und den Leiervögeln eine eigene Familie, welche er Rallenschlüpfer nennt; die Reisenden aber, welche an Ort und Stelle beobachteten, rechnen die südamerikanischen Rallenschlüpfer zu den Ameisenvögeln, und ihnen wollen auch wir uns anschließen. Das bezeichnendste Merkmal unserer Vögel sind der merkwürdig entwickelte Fuß. Der Leib ist gestreckt, der Flügel ziemlich kurz, der Schwanz mittellang und abgerundet, der Schnabel nicht besonders lang, aber stark, seitlich zusammengedrückt, der Fuß nur mittelhoch, starkläufig, lang- und schwachzehig und noch besonders durch die sehr langen, seicht gebogenen, spornartigen Krallen ausgezeichnet.

Eine der auffallendsten Arten ist der Tapacolo der Chilesen (Pteroptochus megapodius). Das Gefieder ist auf der Oberseite bräunlicholivenfarben, auf dem Bürzel röthlich, weißlich gestreift,



Der Tapacolo (Pteroptochus megapodius).

auf der Brust röthlichbraun, auf dem Bauche weißlich, dunkler in die Quere gestreift, an der Kehle, den Halsseiten und über dem Auge weiß; die Steuerfedern sind braun, die Schwingen röthlichbraun gesäumt.

Ueber die Lebensweise der Rallenschlüpfer wissen wir noch heutigen Tages sehr wenig. Kittlitz entdeckte den Tapacolo in der Nähe von Valparaiso. Er nennt ihn mit Recht einen der bezeichnenden Vögel des Landes. „So verborgen der merkwürdige Gesell sich gewöhnlich zu halten pflegt", sagt er, „so muß doch an den mit einer eigenthümlichen Bambusenform überwucherten Abhängen sein Dasein jedem Beobachter der Natur durch die einzelnen, in unregelmäßigen Zwischenräumen auf einander

folgenden Tönen seiner Stimme sich kundgeben, die wunderbar knarrend und kreischend lauten und allmählich immer tiefer werden. Der Tapacolo und seine Verwandten gewähren oft den überraschendsten Anblick, wenn sie plötzlich mit ihren kurzen, zum Fluge unfähigen Flügeln, den raschen Lauf unterstützend, aus dem Dickicht hervorschlüpfen und in einer Stellung, wie wir sie wohl bei unserm Zaunkönig zu sehen gewohnt sind, auf einer hervorragenden Spitze auf Augenblicke sich zeigen, nachdem sie dahin durch einen plötzlichen, ungeheuren Sprung gelangt sind. Durch einen ähnlichen Sprung verschwinden sie ebenso plötzlich wieder…." „Unter den Vögeln Chiloës", berichtet Darwin, „sind zwei Rallenschlüpfer die merkwürdigsten. Der erstere, welcher von den Chiloësen Turco genannt wird (eben der Tapacolo), ist nicht selten. Er lebt auf der Erde, geschützt von den Gesträuchen, mit denen die trockenen und kahlen Hügel hier und da bedeckt sind. Mit seinem aufgerichteten Schwanze und stelzengleichen Beinen kann man ihn sehr oft sehen, wie er mit ungemeiner Schnelligkeit von einem Gebüsch zum andern huscht. Es bedarf wirklich nicht viel Einbildungskraft, zu glauben, daß der Vogel sich seiner selbst schämt und seiner lächerlichen Gestalt bewußt ist. Wenn man ihn zuerst sieht, wird man versucht, auszurufen: Ein schlecht ausgebalgter Vogel hat sich von einem Museum geflüchtet und ist wieder lebendig geworden. Man kann ihn ohne die größte Mühe nicht zum Fliegen bringen. Auch läuft er nicht, sondern hüpft nur. Die verschiedenen lauten Töne, welche er hören läßt, wenn er unter dem Gesträuch verborgen ist, sind so fremdartig, wie sein ganzes Aeußere. Er soll sein Nest in eine tiefe Höhle unter der Erde bauen. Ich zerlegte mehrere. Der sehr muskulöse Magen enthielt Käfer, Pflanzenfasern und Kiesel. Hiernach, nach der Länge der Beine, den Füßen zum Kratzen und der häutigen Bedeckung der Nasenlöcher, scheint dieser Vogel bis zu einem gewissen Grade die Drosseln mit den hühnerartigen Vögeln zu verknüpfen."

„Eine zweite Art (Pteroptochus albicollis), welche hier Tapacolo heißt, ist mit der ersten verwandt. Der kleine schamlose Wicht verdient seinen Namen (Bedecke deinen Hintern) mit Recht; denn er trägt seinen Schwanz mehr als aufrecht, nämlich rückwärts nach dem Kopfe zu geneigt. Er ist sehr gemein und lebt in Hecken und einzelnem, über die unfruchtbaren Hügel zerstreuten Gebüsch, wo kaum ein anderer Vogel bestehen könnte. Deshalb ist er für die Vogelwelt Chiloës bezeichnend. In der Art, seine Nahrung zu suchen, in seinem schnellen Hüpfen aus den Dickichten und wieder zurück und in seiner Weise, sich zu verstecken und seiner Unlust zum Fliegen, hat er eine große Aehnlichkeit mit dem Turco, aber sein Aussehen ist nicht ganz so lächerlich. Der Tapacolo ist sehr listig. Wenn er von Jemand in Furcht gesetzt wird, so bleibt er bewegungslos unten in einem Gebüsch sitzen und versucht dann nach einer kleinen Weile mit viel Geschicklichkeit auf die andere Seite zu kriechen. Er ist auch ein lebhafter Vogel und macht ein beständiges Geräusch. Seine Töne sind manchfaltig und sehr sonderbar. Einige sind wie das Girren der Turteltauben, andere wie das Rauschen des Wassers, und noch andere lassen sich mit gar Nichts vergleichen. Die Landleute sagen, daß er sein Geschrei dreimal im Jahre verändere, vielleicht dem Wechsel der Jahreszeiten entsprechend. Merkwürdig ist, daß Molina, welcher die Säugethiere und Vögel Chiloës genau beschreibt, dieser nicht erwähnt."

An einer andern Stelle seines Reisewerks vervollständigt Darwin seine Angaben über diese merkwürdigen Geschöpfe. „In allen Theilen von Chiloë und Chonos kommen zwei fremdartige Vögel vor, die in manchen Beziehungen mit dem Turco und dem Tapacolo verwandt sind. Der Eine wird von den Eingebornen Cheucau genannt. Er besucht die dürrsten und entlegensten Stellen in dem feuchten Walde. Bisweilen kann man ihn mit der größten Aufmerksamkeit nicht entdecken, obgleich sein Geschrei ganz nahe gehört wird, andremale, wenn man bewegungslos dasteht, nähert sich der rothbrüstige, kleine Vogel auf die vertraulichste Weise um einige Fuß. Dann hüpft er geschäftig durch die verworrene Masse von abgestorbenem Rohr und Zweigen, seinen kleinen Schwanz emporgerichtet. Der sehr muskelkräftige Magen enthielt harte Samen, Pflanzenknöpfe und Pflanzenfasern, mit kleinen Steinchen gemischt. Die Chiloësen haben eine abergläubische Furcht vor dem Cheucau wegen seiner fremdartigen und manchfaltigen Töne. Diese sind von dreierlei und sehr



Leierschwanz.

verschiedener Art. Der eine heißt Chiduco und bedeutet Glück, ein anderer heißt Huidreu, ein sehr unheilvolles Zeichen; einen dritten habe ich vergessen. Diese Worte sind eine Nachahmung der Töne, und die Eingebornen werden in manchen Dingen ganz von ihnen beherrscht. Die Chiloësen haben sicherlich ein sehr närrisches, kleines Geschöpf zu ihrem Propheten gewählt."

„Eine verwandte Art wird von den Eingebornen Gid Gid, von den Engländern bellender Vogel genannt (Hylactes Tarnii). Dieser letztere Name ist sehr passend; denn sicher kann Niemand unterscheiden, ob nicht ein kleiner Hund irgendwo im Walde bellt. Gerade wie bei dem Cheucau hört man das Bellen zuweilen ganz nahe, aber man bemüht sich vergebens, durch Aufmerksamkeit und noch weniger, wenn man die Gebüsche klopft, seinen Urheber zu entdecken, und doch kommt der Gid Gid bei anderen Gelegenheiten furchtlos nahe. Beide Arten sollen ihre Nester ganz nahe an die Erde unter die faulenden Aeste bauen. Da der Boden so ausnehmend naß ist, so ist Dies ein guter Grund, daß sie nicht Löcher graben." „Es macht dieser Vogel", sagt Burmeister von einem nahen Verwandten, „wenn man ihn zum erstenmale sieht, einen höchst spannenden Eindruck; denn er ist eine der anziehendsten Erscheinungen, welche man sehen kann, falls man Sinn und Auge für das Treiben der befiederten Bewohner der Gegenden hat, welche man durchreist; — wohl die einzige Unterhaltung, womit man während des ermüdenden Ritts durch die öden Pampas sich erquicken und beschäftigen kann. . . . Die Rallenschlüpfer laufen ungemein schnell, fliegen selten und verstecken sich viel lieber unter einen Busch im Dickicht der Zweige, von da rasch weiter rennend, als daß sie auffliegen und im Fluge sich zu retten suchen. Eine Art von ihnen, welche eine Kopfhaube hat, richtet diese und den verhältnißmäßig langen Schwanz während des Laufes aufwärts und gleicht in dieser Stellung so täuschend einem kleinen Hahne, daß ihr gewöhnlicher Volksname Gallito leicht daraus sich erklärt." Hierauf beschränken sich die mir bekannten Mittheilungen über das Leben der Rallenschlüpfer.

* * *

Unter allen Vögeln Neuhollands hat kein einziger mehr Streit unter den Naturforschern hervorgerufen, als der Leierschwanz (Menura superba). Er gehört zu denjenigen Geschöpfen, welche in kein System passen wollen, weil es schwer wird, ihm die rechte Stelle anzuweisen. Anfangs zählte man ihn seiner bedeutenden Größe und der auffallenden Schwanzbildung wegen zu den Fasanen, gegenwärtig hat er in der Ordnung der Singvögel seinen Platz gefunden; denn hierher verweisen ihn nicht blos seine Gestaltung, sondern auch seine Lebensweise. Aber der Streit ist noch keineswegs endgiltig entschieden. Alle Forscher, welche sein Betragen durch eigene Beobachtung kennen lernten, betrachten ihn als Singvogel, so groß auch die Unterschiede zwischen ihm und der Mehrzahl seiner Ordnungsverwandten sein mögen; Cabanis hingegen ist anderer Ansicht, obgleich Eyton, ein bewährter Zergliederer, bei Untersuchung des Leierschwanzes fand, daß die Singmuskeln am untern Kehlkopf mit denen der eigentlichen Singvögel fast übereinstimmend gebildet sind. Cabanis bestreitet nämlich die Richtigkeit der Eyton'schen Untersuchung und sagt: „Nach seinen äußeren Charakteren kann der Leierschwanz in der Bildung des Singmuskelapparats unmöglich mit den Singvögeln übereinstimmen; der aus der stattgefundenen anatomischen Untersuchung gezogene Schluß muß daher bezweifelt werden." — Wir dürfen derartige Streitfragen auf sich beruhen lassen und den Gegenstand derselben unbekümmert um sie als Singvogel ansehen; denn daß er als solcher lebt und wirkt, daß er auch von seinen Singmuskeln einen recht guten Gebrauch zu machen versteht, wird aus dem Nachfolgenden zur Genüge hervorgehen.

Es mag dahingestellt bleiben, ob man die Leierschwänze mit andern Singvögeln in ein und derselben Familie vereinigen oder ob man sie als Vertreter einer eigenen Familie betrachten darf; jedenfalls steht so viel fest, daß ihre Gestaltung eine sehr eigenthümliche ist. Der Leib ist schlank gebaut,

der Hals mittellang, der Kopf verhältnißmäßig groß und wohl geformt, der Flügel kurz, der Schwanz sehr lang, der Fuß hoch. Der Schnabel ist gerade, an der Spitze gebogen, vor derselben etwas ausgeschweift, an der Wurzel breiter als hoch; die Nasenlöcher liegen in der Mitte des Schnabels, sind groß, eiförmig und durch eine Haut halb geschlossen. Die Füße sind schlankläufig, denn die Mittelzehe ist blos halb so lang, wie der Lauftheil; sie und die Seitenzehen haben beinahe dieselbe Länge; die äußere und die mittlere sind bis zum ersten Gelenk verwachsen, alle durch große, gekrümmte, aber stumpfe Nägel bewehrt, welche ebenso lang sind, wie die Zehen selbst. In dem sehr gewölbten Flügel sind die ersten fünf Schwungfedern abgestuft, die sechste bis neunte aber von gleicher Länge und die längsten. Der Schwanz ist sehr lang; seine sechszehn Federn sind verschiedenartig gebildet. Diejenigen, welche man als die eigentlichen Steuerfedern bezeichnen möchte, zwölf an der Zahl, können kaum mehr Federn genannt werden, weil die Fahnenstrahlen nicht zusammenhängen, sondern weit gedrängt von einander stehen, sodaß sie den zerschlissenen Schmuckfedern mancher Reiherarten ähneln; die beiden mittleren und die beiden äußeren Steuerfedern dagegen sind mit zusammenhängenden Fahnen besetzt, erstere mit sehr schmalen, letztere, welche außerdem Sförmig gekrümmt sind, mit schmalen Außen- und sehr breiten Innenfahnen. Diese Schwanzbildung, der schönste Schmuck des Vogels, kommt übrigens blos dem Männchen zu; denn der Schwanz des Weibchens besteht nur aus zwölf abgestuften Steuerfedern von gewöhnlicher Form. Das Gefieder ist reich und locker, auf Rumpf und Rücken fast haarartig, auf dem Kopf hollenartig verlängert, um die Schnabelwurzel herum in Borsten verwandelt.

Die Färbung der genannten Art ist der Hauptsache nach ein dunkles Braungrau, welches auf dem Bürzel röthlich überlaufen ist; die Kehle und Gurgelgegend sind roth; die Unterseite ist bräunlich-aschgrau, blässer am Bauche; die Armschwingen und die Außenfahne der übrigen sind rothbraun; der Schwanz ist auf der Oberseite schwärzlichbraun, auf der Unterseite silbergrau; die Außenfahnen der beiden leierförmigen Federn sind dunkelgrau, ihre Spitzen sammtschwarz, weiß gefranzt, ihre Innenfahnen abwechselnd schwarzbraun und rostroth gebändert; die mittleren Schwanzfedern sind grau, die übrigen schwarz. Die Länge des Männchens beträgt 38 Zoll, wovon 23 Zoll auf den Schwanz kommen. Das Weibchen ist bedeutend kleiner, nur ungefähr 30 Zoll lang, wovon 17 Zoll auf die beiden mittelsten Schwanzfedern zu rechnen sind. Die Färbung seines Gefieders ist ein schmuziges Braun, welches auf dem Bauch ins Graue übergeht. Ihm ähneln die jungen Männchen bis zur ersten Mauser.

Wir verdanken **Gould** die ausführlichsten Beobachtungen über die Lebensweise der Leierschwänze und sind durch **Becker** neuerdings auch über das Fortpflanzungsgeschäft unterrichtet worden. Das Vaterland des beschriebenen Leierschwanzes ist Neusüdwales, östlich bis zur Moritonbay, südwestlich bis gegen Port Philipp hin. In Victorialand und im Osten Neuhollands leben zwei nah verwandte Arten (Menura Victoriae und Menura Alberti) in ähnlichen Verhältnissen und in ähnlicher Weise, so daß wir das von Allen Bekannte wohl auf die eine Art beziehen können. Die Aufenthaltsorte sind Buschwaldungen und zwar solche in der Nähe der Küste ebensowohl, wie diejenigen, welche Berggehänge im Innern bedecken. An geeigneten Orten ist der Leierschwanz durchaus nicht selten, in gewissen Gegenden sogar sehr häufig; demungeachtet hält es überaus schwer, ihn zu beobachten und noch schwieriger, ihn zu erlegen. Er wählt sich nämlich vor allem Andern solche Stellen aus, welche auf hügeligem oder felsigem Grunde dicht bewaldet sind. Die Reisenden und Jäger schildern seine Lieblingsplätze als beinahe unzugänglich; sie klagen aber weniger über die Hindernisse, welche ihnen der dichte Wald entgegensetzt, als über die Beschaffenheit des Bodens. „Das Umherklettern in diesen Bergen", so erzählt ein Leierschwanzjäger, „ist nicht blos beschwerlich, sondern auch höchst gefährlich. Die Spalte und Klüfte sind mit ungeheueren Massen halbverwester Pflanzenstoffe bedeckt, in denen man wie in Schnee knietief wadet. Ein falscher Tritt, und der Mann verschwindet oder bleibt wie ein Keil in den Felsspalten stecken. Ein Glück, wenn er seine Waffe noch gebrauchen, wenn er sich vermittelst eines Schusses

durch den Kopf vom langsamen Verschmachten befreien kann; denn Hilfe ist unmöglich." An solchen Orten hört man den Leierschwanz überall, aber man hört ihn eben nur. Gould verweilte tagelang in den Gebüschen und war von Vögeln umgeben; er hörte ihre laute, helle Stimme, war aber nicht im Stande, einen zu Gesicht zu bekommen, und nur die rücksichtsloseste Ausdauer und die äußerste Vorsicht belohnte später seine Bemühungen.

Diese Schwierigkeit, sich dem vorsichtigen Geschöpf zu nähern und so zu sagen, mit ihm zu verkehren, läßt es begreiflich erscheinen, daß wir trotz aller Jagdgeschichten, welche die Reisenden uns mitgetheilt haben, ein eigentlich klares Bild der Lebensweise, des Betragens, der Gewohnheiten und Sitten des Leierschwanzes noch nicht haben gewinnen können. Alle Beobachter stimmen in dem Einen überein, daß der Vogel den größten Theil seines Lebens auf dem Boden zubringt und nur höchst selten sich zum Fliegen bequemt. Laufend durchmißt er die ungeheuren Waldungen, laufend eilt er über liegende Baumstämme oder selbst durch das Gezweige derselben dahin, zu Fuße klimmt er an den starren und rauhen Felswänden empor, springend erhebt er sich plötzlich bis zu zehn Fuß und mehr über den vorher eingenommenen Stand, springend senkt er sich von der Höhe der Felswände zur Tiefe herab, und nur wenn er den Grund einer Felsspalte besuchen will, nimmt er zu den Schwingen seine Zuflucht. Fremden Geschöpfen gegenüber bekundet er die äußerste Vorsicht; es scheint aber, daß er den Menschen noch ängstlicher flieht, als die Thiere. Mit Seinesgleichen vereinigt er sich niemals; denn man trifft ihn immer paarweise an und beobachtet, daß zwei Männchen, welche sich begegnen, augenblicklich mit einander in den heftigsten Streit gerathen und sich erbittert umherjagen. Bei eiligem Laufe trägt sich der Leiervogel wie ein Fasan, den Leib sehr gestreckt, den Kopf vorn übergebeugt, den langen Schwanz zusammengelegt und wagrecht gehalten, weil Dies die einzige Möglichkeit ist, das Buschdickicht zu durchmessen, ohne seinen prächtigsten Schmuck zu beschädigen. Morgens und abends sind die Vögel am thätigsten, während der Brutzeit aber treiben sie sich auch in den Mittagsstunden auf besonders vorgerichteten Plätzen umher. Sie scharren sich nämlich kleine runde Hügelchen zusammen und bewegen sich hier nach Art balzender Hühner, indem sie unablässig auf jenen Hügeln umhertreten, dabei den Schwanz emporhalten, ihn äußerst zierlich ausbreiten und ihren Gefühlen außerdem durch die verschiedensten Laute Ausdruck geben. Die Stimme ist außerordentlich biegsam, den entwickelten Singmuskeln durchaus entsprechend. Der gewöhnliche Lockton ist laut, weitschallend und schrillend, der Gesang verschieden, je nach der Oertlichkeit; denn er ist ein Gemisch von eigenen und von erborgten oder gestohlenen Lauten. Der eigenthümliche Gesang scheint eine sonderbare Bauchrednerei zu sein, welche man nur hören kann, wenn man dem Sänger selbst bis auf einige Ellen nahe ist. Die Strophen desselben sind lebhaft, aber verworren; sie brechen oft ab und werden dann mit einem tiefen, hohlen und knackenden Laute geschlossen. „Dieser Vogel", sagt Becker in vollkommenster Uebereinstimmung mit andern Beobachtern, „besitzt wohl die größte Gabe, Töne aller Art nachzuahmen. Um einen Begriff zu geben, wie weit diese Fähigkeit geht, führe ich Folgendes an. In Gippsland steht nahe dem südlichen Abhange der australischen Alpen eine Holzschneidemaschine. Dort hört man an stillen Sonntagen fern im Walde das Bellen eines Hundes, menschliches Lachen, Gesang und Gekreisch von vielen Vögeln, Kindergeheul und dazwischen das ohrenzerreißende Geräusch, welches das Schärfen einer Säge hervorruft. Alle diese Laute und Töne bringt ein und derselbe Leierschwanz hervor, welcher unweit der Schneidemaschine seinen Ruhesitz hat." Gegen die Brutzeit hin verdoppelt sich die Redseligkeit des Leierschwanzes noch bedeutend; er ersetzt dann, wie die Spottdrossel Amerikas, ein ganzes Heer von singenden Vögeln.

Die Nahrung besteht größtentheils in Kerbthieren und Würmern. Gould fand besonders Tausendfüße, Käfer und Schnecken in dem Magen der von ihm Erlegten.

Nach Becker's Erfahrungen fällt die Brutzeit in den August. Der zum Nestbau gewählte Lieblingsplatz ist das dichte Gestrüpp an Abhängen der tiefen und schroffen Klüfte, an denen die Gebirge so reich sind, oder auf den kleinen Ebenen, welche zwischen den Flußwindungen am Fuße der Gebirge liegen. Hier sucht der Vogel junge Bäume aus, welche dicht neben einander stehen

und deren Stämmchen eine Art von Trichter bilden; zwischen diesen Stämmchen, ein oder zwei Fuß über dem Boden, befestigt er sein Nest. Zuweilen mag es auch auf einem ausgehöhlten Baumstamm oder in einem nicht allzuhohen Farrenstrauch gefunden werden. Es hat 18 Zoll im Durchmesser und ist 5 Zoll hoch. Der Unterbau besteht aus einer Lage von groben Reisern, Holzstücken und dergleichen; das eigentliche, kugelförmige Nest ist aus feinen biegsamen Wurzeln zusammengeflochten und innen mit den zartesten Federn des Weibchens ausgefüttert; die obere Hälfte ist nicht dicht mit der unteren verbunden und läßt sich leicht von ihr trennen: sie bildet das Dach des ganzen Baues und besteht wie der untere Theil aus grobem Gehölz, Gras, Mos, Farrenblättern und ähnlichen Stoffen. Von weitem sieht das Nest aus, als wäre es weiter Nichts als ein drei Fuß breites und ebenso hohes Bündel trockenen Reisigs. Eine seitliche Oeffnung dient als Eingang; durch sie soll das Weibchen rückwärts und zwar mit über den Rücken gelegtem Schwanz eintreten. Der Leierschwanz brütet nur einmal im Jahre und legt blos ein einziges Ei, welches dem einer Ente an Größe etwa gleichkommt und auf hellaschgrauem Grunde schwach mit dunkelbräunlichen Flecken gezeichnet ist. Die Beschaffenheit des Nestes läßt den Schluß zu, daß das Weibchen allein brütet. Wie lange die Brutzeit währt, ist unbekannt; man weiß nur, daß im Anfang Septembers Junge ausgeschlüpft sind. Eines von ihnen, welches Becker beobachtete, war fast unbefiedert; es zeigte nur hier und da zolllange, schwarze, Pferdehaaren ähnliche Federgebilde. Die Mitte des Kopfes und des Rückgrats waren die am dichtesten, die Flügel und die Beine die am spärlichsten bedeckten Theile. Die Haut zeigte eine gelblichgraue Farbe, der Schnabel war schwarz, der Fuß dunkelgelblichgrau. Das Junge kam mit geschlossenen Augen aus dem Ei, doch waren die Lider schon vollständig getrennt. Ein Junges der zu Ehren der Königin Victoria benannten Art wurde, nach Angabe desselben Berichterstatters, später aus dem Neste genommen. Es war schon ziemlich groß, Kopf und Rücken waren mit Dunen bekleidet, die Schwanz- und Flügelfedern sproßten hervor. Als man es ergriff, stieß es einen lauten Schrei aus, welcher sofort die Mutter herbeizog. Sie näherte sich, ihre sonstige Scheu gänzlich vergessend, den Fängern bis auf wenige Fuß, schlug mit den Flügeln und bewegte sich jählings nach verschiedenen Seiten hin, in der Absicht, ihr Junges zu befreien. Ein Schuß streckte sie zu Boden, und fortan schwieg das Junge. Im Verhältniß zu seiner Größe benahm es sich äußerst hilflos; sein Gang hatte, obgleich die Beine schon sehr entwickelt waren, etwas äußerst Ungeschicktes; es erhob sich schwerfällig, rannte zwar, fiel aber öfters zu Boden. Wohl durch die Wärme angelockt, strebte es beständig, sich dem Lagerfeuer zu nähern, und erforderte deshalb stete Aufsicht. Sein Schrei, ein lautes „Tsching tsching" wurde oft gehört; antwortete sein Pfleger mit „Bullan, bullan", dem Lockton des Alten, so kam es herbeigelaufen; es konnte mit diesen Lauten förmlich geleitet werden. Nach kurzer Zeit war es sehr zahm geworden. Ameisenpuppen fraß es mit Begierde, verschmähte aber auch Brodkrumen und Fleischstückchen nicht. Zuweilen las es sich selbst Ameisenpuppen vom Boden auf, mühte sich dann aber vergeblich, sie zu verschlingen. Wasser trank es selten. Zum Ruhen richtete man ihm ein Nest aus Mos her, und kleidete es innen mit einem Phalangistenfell aus; in diesem Neste schien es sich sehr behaglich zu fühlen. Während des Schlafes verbarg es den Kopf unter einen Flügel; rief man „Bullan, bullan", so erwachte es zwar, sah sich auch wohl einige Augenblicke um, nahm aber die beschriebene Lage bald wieder an und bekümmerte sich dann um kein Rufen mehr. Leider starb es am achten Tage nach seiner Gefangennahme. Mit andern Gefangenen, und zwar mit Jungen der dem Prinz Albert zu Ehren benannten Art ist man glücklicher gewesen. Ein gewisser Wilcox berichtet Gould, daß er vier junge, dem Ausfliegen nahe Leierschwänze dem Neste entnahm und bei gewöhnlichem Drosselfutter vier Monate lang am Leben erhielt, sie aber bei einer Feuersbrunst sämmtlich verlor. Gestützt auf diese Erfahrungen, dürfen wir hoffen, die merkwürdigen Vögel mit der Zeit auch als Bewohner unserer Thiergärten zu sehen.

Ueber die Jagd gibt Gould eine sehr ausführliche Schilderung. Er und andere Beobachter nennen den Leierschwanz den scheuesten Vogel der Erde. Das Knacken eines Zweiges, das Rollen eines kleinen Steines, das geringste Geräusch treibt ihn augenblicklich in die Flucht und vereitelt alle

Anstrengung des Jägers. Dieser muß nicht nur über Felsklippen und umgestürzte Baumstämme klettern, zwischen und unter den Zweigen mit ängstlicher Vorsicht dahinkriechen, sondern darf auch nur dann vorrücken, wenn der Vogel beschäftigt ist, d. h. wenn er im Laube scharrt oder wenn er gerade singt. Er muß auf jede Bewegung desselben ein wachsames Auge haben und selbst durchaus bewegungslos bleiben, sobald er glaubt, daß der Leierschwanz ihn bemerken könne; denn die allergeringste Bewegung, welche dieser sieht, verscheucht ihn ebenso sicher, wie Geräusch, welches er vernimmt. Nur ausnahmsweise trifft man einzelne an, welche nicht ganz so vorsichtig sind und sich beschleichen lassen. Sehr behilflich wird ein gut geschulter Hund; er stellt den Vogel und wendet dessen Aufmerksamkeit von dem Jäger ab. Die alten, abgefeimten Buschleute gebrauchen allerlei Listen, um den Vorsichtigen zu berücken. Sie befestigen sich den vollständigen Schwanz seines Männchens auf dem Hute, verbergen sich im Gebüsch und bewegen nun in bestimmter Weise den Kopf und damit selbstverständlich auch den sonderbaren Kopfputz, bis es der zu jagende Leierschwanz bemerkt. Dieser vermuthet, daß ein anderes Männchen in seinem Gebiet eingedrungen sei, kommt eifersüchtig herbei und wird so erlegt. Ist er durch seine Umgebung verborgen, so veranlaßt ihn jeder ungewöhnliche Ton, ein Pfiff z. B., sich zu zeigen. Er läuft dann nach dem ersten, besten Platze hin, welcher eine Umschau gewährt und versucht vonhieraus die Ursache des Geräusches zu entdecken. Andere Jäger üben sich den Lockton des Leierschwanzes ein und rufen, wenn sie ihre Sachen verstehen, jedes Männchen mit Sicherheit zu sich heran.

* * *

Die letzte Zunft umfaßt die Sänger (Sylviadae), die kleinsten und schlankesten Mitglieder der Ordnung, gekennzeichnet durch geraden, dünnen, pfriemenförmigen Schnabel, kräftige, mittelhochläufige Füße, kurze, ziemlich gerundete Flügel, einen verschieden langen, auch in der Form manchfach abändernden Schwanz und ein meist seidenweiches Gefieder.

Als die edelsten in dieser Zunft betrachten wir die Grasmücken (Sylviae). Sie sind kleine, sehr übereinstimmend gestaltete und im Ganzen auch ähnlich gefärbte oder gezeichnete, schlank gebaute und zart oder seidenweich befiederte Singvögel. Der Schnabel ist kegelpfriemenförmig, noch ziemlich stark an der Wurzel, ungefähr ebenso hoch wie breit, mit übergebogener Spitze und einem kleinen Ausschnitt vor derselben; die Füße sind stark, mittelhoch, die Zehen kurz und kräftig; der Flügel ist mittellang und leicht zugerundet, in ihm die dritte oder die vierte Schwinge über die übrigen verlängert; der aus zwölf Federn gebildete Schwanz wechselt ebensowohl hinsichtlich seiner Länge, als hinsichtlich seiner Gestaltung. Das Gefieder ist reich und sehr weich; seine Hauptfärbung ist ein zartes Grau, welches bald in das Röthliche, bald in das Bräunliche spielt. Lebhafte Färbung ist selten unter den Grasmücken, wenn auch nicht gänzlich ausgeschlossen. Die Geschlechter tragen in der Regel ein ähnliches Kleid, obwohl auch hier das Gegentheil vorkommt. Die Jungen unterscheiden sich nur ausnahmsweise merklich von den Alten.

Die alte Welt und insbesondere der Norden derselben ist die Heimat der Grasmücken; der Wald und zwar vorzugsweise der Laubwald und die Gebüsche sind ihre Wohnsitze. Sie meiden die Höhe und finden sich deshalb selten im eigentlichen Hochwald, während sie im Niederwald überall vorkommen. Je dichter die Büsche zusammenstehen, umso geeigneter erscheinen sie den Grasmücken zu ihren Wohnsitzen, und deshalb sagt ihnen der Niederwald Südeuropas ganz besonders zu. Bei uns zu Lande beleben sie außer den zusammenhängenden Dickichten die Gebüsche im Felde oder im Garten; einzelne begnügen sich schon mit einer größeren Hecke.

Fast alle Arten kommen nur selten und immer blos auf kurze Zeit zum Boden herab; sie unterscheiden sich dadurch sehr wesentlich von der großen Mehrzahl der Singvögel, welche wir bisher kennen gelernt haben. Man darf sagen, daß sie auf dem Boden ebenso fremd, wie die Drosseln auf ihm

heimisch sind. Im Gebüsch hingegen beweisen sie ihre Meisterschaft. Munter und thätig, bewegungslustig und unruhig, wie irgend ein anderer Singvogel, durchkriechen sie auch die dichtesten Hecken, die verschlungensten Aeste mit unnachahmlicher Gewandtheit. Sie tragen dabei den Kopf und die Brust tief niedergesenkt und das Fersengelenk stark eingebogen, unterscheiden sich also schon hierdurch von allen Drosselvögeln und Zahnschnäblern. Niemals bewegen sie den Schwanz oder die Flügel in derselben Weise, wie Drosseln oder Würger; sie erheben ihn nur zuweilen, wenn sie zornig erregt sind, z. B. ruckweise nach oben, sträuben dabei aber immer zugleich auch die Scheitelfedern. Einige Arten lieben es, ab und zu auf hervorragende Spitzen herauszukommen und sich frei zu zeigen, andere steigen auch, wenn sie singen, in die Luft empor; im allgemeinen aber leben sämmtliche Grasmücken sehr versteckt und hüten sich ängstlich fast vor jeder Bewegung außerhalb ihrer schützenden Gebüsche. Diese Furchtsamkeit erklärt sich durch ihren schlechten Flug. Wenige Arten sind fähig, in großen Bogenlinien eilfertig dahinzujagen; die meisten flattern mehr, als sie fliegen, und ihre Flugbewegung erscheint schwerfällig, unsicher und wankend. Trotzdem scheuen sich die bei uns lebenden Grasmücken nicht vor größeren Reisen; denn sie sind Zugvögel, und ziehen bis in die Mitte Afrikas.

Hochbegabt sind die Grasmücken in einer Hinsicht: alle Arten, ohne Ausnahme, sind vorzügliche Sänger. Gerade in dieser Familie gibt es wahre Meister des Gesanges, und wenn auch einige diesen gegenüber als Stümper erscheinen mögen: die große Menge gehört ganz unzweifelhaft zu den befähigtesten aller Singvögel überhaupt.

Auch die höheren Fähigkeiten sind als wohlentwickelte zu bezeichnen. Die Sinne stehen auf hoher Stufe und scheinen ziemlich gleichmäßig ausgebildet zu sein, obschon Gesicht und Gehör, wie immer, vorzüglicher sind, als Geschmack, Gefühl und Geruch. Der Verstand wird von Niemand unterschätzt werden, welcher die Grasmücken kennt. Sie sind klug, wissen sich nach den Umständen vortrefflich einzurichten, unterscheiden ihre Freunde und Feinde; sie zeigen sich zutraulich, wo Dies gerechtfertigt ist und scheu, wo sie Nachstellungen erfahren haben. Einzelne legen unter Umständen eine große List an den Tag, andere bekunden zuweilen ein Mißtrauen ohne Grenzen, welches mit ihrer sonstigen Zuthunlichkeit und Harmlosigkeit gar nicht im Einklange zu stehen scheint. Mit fremdartigen Vögeln leben sie in bester Eintracht und auch unter Ihresgleichen im Frieden, so lange nicht die Liebe ins Spiel kommt und die Eifersucht in ihnen sich regt. Alle sind treue Gatten und treue Eltern. Ihrer Brut zu Liebe opfern sie sich in wahrhaft rührender Weise auf; um die Kinder zu retten, bieten sie sich selbst dem Raubthiere zur Beute dar. Sie brüten mehr als einmal im Jahre, selbstverständlich regelmäßig in ihren beliebten Gebüschen. Ihr Nest zeichnet sich durch eine hübsche Form, aber auch durch eine leichte, flache Bauart aus. Es besteht aus dürren Pflanzenstengeln verschiedener Art, welche so locker zusammen geschichtet werden, daß die Wände geradezu durchsichtig sind. Raupen und Spinnengewebe, etwas Pflanzenwolle, zuweilen auch wohl grünes Mos wird in die Wandung mit eingewebt; feine Würzelchen, Hälmchen und Rispen, Pferdehaare kleiden die Mulde innen aus. Wenige Grasmücken bauen in höhere Baumwipfel, die Mehrzahl wählt sich vielmehr dichte, niedere Büsche und befestigt ihr Nest hier in einem passenden Gabelaste, höchstens in Manneshöhe, über den Boden, — falls man wirklich von Befestigung sprechen darf; denn gar nicht selten ist auch der Standort des Nestes so leichtsinnig gewählt, daß ein heftiger Windstoß den Bau herabwirft. Das Gelege besteht aus vier bis sechs Eiern, welche auf weißlichem Grunde grau oder bräunlich gefleckt sind.

Die Grasmücken fressen Kerbthiere und Beeren, erstere im Frühling und Sommer, letztere im Herbst. Sie lesen von Gezweig und von den Blättern allerhand Larven, Puppen, Räupchen oder festsitzende Kerbthiere im Fliegenzustande ab, ziehen andere auch wohl aus den Blüthen hervor, jagen aber nur selten einer vorbeiflatternden Beute nach. Im Spätsommer und Herbst erscheinen sie familienweise auf den beeren- oder fruchttragenden Bäumen, bei uns zu Lande auf Johannis-, Flieder-, Brombeer-, Faulbaum-, Geisblatt-, Hartriegel- und anderen Beerensträuchern, auch wohl auf Kirschbäumen, im Süden Europas vorzugsweise auf den Feigenbäumen, sodaß ein südländischer

Forscher mit Recht behaupten durfte, daß vom August ab alle Grasmücken Feigenfresser seien. Ungeachtet dieser geringen Räubereien bringen sie niemals und nirgends Schaden; denn der Nutzen, welchen sie durch Aufzehren von Kerbthieren stiften, überwiegt den ohnehin kaum nennenswerthen Schaden bei weitem.

Es hält nicht schwer, Grasmücken zu fangen; die meisten gewöhnen sich auch leicht an die Gefangenschaft, und einzelne halten im Käfige jahrelang aus. Kein Wunder daher, daß diese Vögel als Stubengenossen des Menschen hoch geschätzt und wahre Lieblinge der Thierfreunde sind. Nicht wenige Liebhaber von Stubenvögeln gibt es, welche sie allen übrigen Singvögeln vorziehen, der Spottdrossel ebensowohl, wie dem Sprosser oder der Nachtigall.

Man hat in der Neuzeit auch die Familie der Grasmücken in viele Sippen getrennt; die Uebereinstimmung aller Arten ist aber sehr groß, und die Kennzeichnung der einzelnen Gruppen deshalb schwierig. Wir wollen hauptsächlich zwei Gruppen ins Auge fassen: die Grasmücken ohne jede weitere Nebenbezeichnung und die Strauchsänger Südeuropas. In dankbarer Anerkennung der ausgezeichneten Eigenschaften dieser Vögel will ich ausnahmsweise alle europäischen Arten aufzählen und einige ausführlich zu schildern suchen.

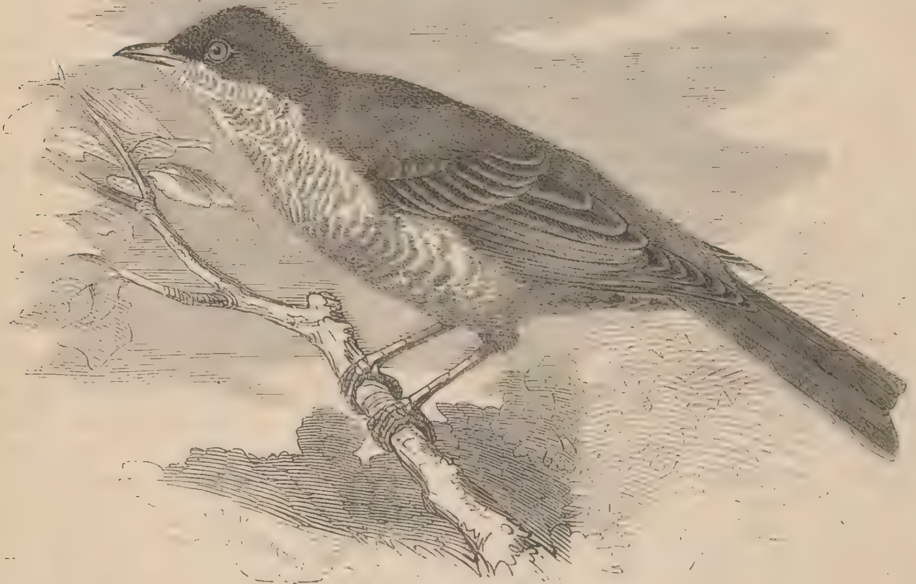
Die Grasmücken (Curruca) kennzeichnen sich durch verhältnißmäßig langen, zugespitzten Flügel, in dem die dritte Schwinge die längste ist, und mittellangen, mehr oder weniger gerade abgeschnittenen Schwanz. Unter ihnen mag die Sperbergrasmücke (Curruca nisoria) an erster Stelle erwähnt werden, weil sie unter den europäischen Arten die größte ist. Ihre Länge beträgt gegen 7 Zoll, ihre Breite 11 Zoll, die Fittiglänge 3½, die Schwanzlänge 3 Zoll. Das Gefieder der Oberseite ist tief aschgrau, gewöhnlich mit rostgelblichem Anfluge, das der Unterseite grauweiß, durch dunkelgraue Mondflecken, welche besonders beim Männchen deutlich hervortreten, gesperbert; die Schwingen sind braungrau, lichter gesäumt, die Steuerfedern dunkelaschgrau, lichtgrau gesäumt. Das Auge ist goldgelb, der Schnabel braunschwarz, an der Wurzel gelblichfleischfarben, der Fuß lichtbleigrau. Bei dem Weibchen ist die Fleckenzeichnung schwächer, bei den Jungen nur angedeutet. Eine genauere Beschreibung ist unnöthig, weil der Vogel schon seiner Größe wegen mit keiner andern verwechselt werden kann.

Noch ist nicht festgestellt, wie weit das Vaterland dieser Art sich erstreckt. Man hat sie vom südlichen Schweden an bis Mittelitalien und nach Osten hin bis Kasan angetroffen, überall nur hier und da, keineswegs aller Orten. In einzelnen Theilen Deutschlands, und namentlich in den Augegenden, an den buschreichen Ufern größerer Flüsse ist sie häufig, an andern Orten fehlt sie gänzlich oder gehört wenigstens zu den größten Seltenheiten. In Spanien haben wir sie nie gesehen, jedoch erfahren, daß sie zuweilen dort sich zeigt; in Griechenland ist sie noch nicht beobachtet worden; auch in England soll sie nicht vorkommen. Sie erscheint in Deutschland Ende Aprils oder Anfangs Mai und verweilt hier höchstens bis zum August. Sofort nach ihrer Ankunft, welche des Nachts erfolgt, bezieht sie diejenigen Waldungen, welche ihr zum Sommeraufenthalte dienen sollen, am liebsten solche, deren Boden sumpfig oder wasserreich ist. Immer wählt sie ein Dickicht zu ihrem Wohnsitz; wächst dasselbe zum Stangenholze heran, so verläßt sie es und wendet sich dafür einem andern, aus jungem Nachwuchs gebildeten zu. Höhere Bäume besucht sie blos während ihres Zuges.

In ihrem Betragen ist sie eine echte Grasmücke. Sie kommt selten auf den Boden herab und bewegt sich hier schwerfällig, fliegt auch ungern, springt dafür aber mit größter Gewandtheit von einem Zweige zum andern und zwängt sich mit überraschender Fertigkeit durch die dichtesten Hecken. Ihre Lockstimme ist ein schnalzendes „Tscheck“, der Warnungslaut ein schnarchendes „Err“, der

Gesang nach der Oertlichkeit verschieden, im allgemeinen aber ausgezeichnet schön, wohllautend, reichhaltig. Er scheint eine Zusammensetzung des Liedes der Garten- und der Dorngrasmücke zu sein und ähnelt namentlich dem Gesange der erstgenannten Art sehr. Der Pfiff des Pirols, der Schlag des Finken, der sogenannte Ueberschlag des Mönchs und andere, den umwohnenden Singvögeln abgeborgte Töne werden sehr häufig dem Liede eingewoben. Nur das Schnarren oder Trommeln, welches der Sperbergrasmücke eigenthümlich ist und dem Gesang vorauszugehen pflegt, fällt unangenehm in das Ohr. Wie die meisten Grasmücken ist auch unsere Art ein sehr fleißiger Sänger und deshalb ein wahrer Schatz für den Wald, wie für das Zimmer.

Sofort nach der Ankunft im Frühjahre wählt sich jedes Pärchen ein Gebiet und vertreibt aus ihm alle Sperbergrasmücken, welche etwa eindringen. „Das Männchen ruht", wie Naumann sagt, „wenn ein anderes in seinen Bezirk kommt, nicht eher, bis es dasselbe mit grimmigen Bissen daraus vertrieben hat, und beide raufen sich oft tüchtig. Während das Weibchen das niedere Gebüsch



Die Sperbergrasmücke (Curruca nisoria).

durchkriecht, am Neste baut oder auf demselben sitzt, treibt sich das Männchen über ihm in den höheren Bäumen unruhig umher, singt, schreit und achtet darauf, daß kein Nebenbuhler kommt. Erscheint einer, so wird er sogleich angefallen und so lange verfolgt, bis er die Flucht ergreift."

Das Nest steht im Dickicht oder in großen, natürlichen Dornhecken, meist ziemlich gut versteckt, in einer Höhe von zwei bis vier Fuß über dem Boden. Es unterscheidet sich in der Bauart nicht von dem allgemeinen Gepräge. Ende Mais findet man in ihm vier bis sechs längliche, zartschalige, wenig glänzende Eier, welche gewöhnlich auf grauweißem Grunde mit hellaschgrauen und blaßolivenbraunen Flecken gezeichnet sind. Die Eltern zeigen, während des Nestbaues sowohl, als während die Brut im Neste liegt, das größte Mißtrauen und versuchen regelmäßig, sich zu entfernen, wenn sie ein Geschöpf bemerken, welches sie fürchten. Das Weibchen gebraucht im Nothfall die bekannte List, sich lahm und krank zu stellen. Nähert man sich einem Neste, bevor es vollendet ist, so verlassen es die Alten gewöhnlich sofort und erbauen dann ein neues; sie verlassen selbst die bereits angebrüteten Eier, wenn

sie merken, daß diese von Menschenhänden berührt wurden. Die Jungen machen sich sehr bald selbständig und entfernen sich vom Neste, noch ehe sie ordentlich fliegen können. Dafür bringen sie die Gewandtheit ihrer Eltern im Durchschlüpfen des Gebüsches, so zu sagen, mit auf die Welt. Ungestört brütet das Paar nur einmal im Jahre; es hat bei der Kürze seines Aufenthalts in der Heimat zu mehreren Bruten kaum Zeit.

Im Gebauer gewöhnt sich die Sperbergrasmücke nicht leicht ein: sie ist, wie der Vogelsteller sagt, trotzig, geht schwer an das Futter und kann überhaupt keinen Wechsel vertragen. Selbst, wenn sie schon längere Zeit in der Gefangenschaft war, frißt sie gewöhnlich mehrere Tage nicht, wenn man sie in ein anderes Zimmer brachte oder ihr einen andern Herrn gab, ja, sie verhungert zuweilen lieber, als daß sie sich den Umständen fügt. „So herrlich der Gesang dieses Vogels ist", sagt der Graf Gourcy, dem ich auch das Vorstehende entnommen habe, „und so großen Werth ich auf einen ausgezeichneten Sänger unter ihnen lege, so schwer wird es mir, eine Sperbergrasmücke lange zu erhalten. Die Gefangenen werden so von Läusen geplagt, daß sie durchaus nicht davon zu befreien sind und auch in kurzer Zeit alle andern Vögel anstecken. Diese Plage merkt man ihnen sehr bald an; denn alle ihre Federn werden struppig. Ohne Zweifel nistet sich so häufig Ungeziefer bei ihnen ein, weil sie sich gar nicht baden; ich wenigstens habe es noch nie gesehen: sie spritzen sich höchstens und Dies selten das Gefieder mit dem Schnabel ein."

Die zweitgrößte Grasmücke Europas ist der Meistersänger (Curruca Orphea). Ihre Länge beträgt 6⅓, ihre Breite 9¼, die Fittiglänge 3, die Schwanzlänge 2¾ Zoll. Das Weibchen ist um 2 bis 3 Linien kürzer und um etwa 2 Linien schmäler, als das Männchen. Das Gefieder ist auf der Oberseite aschgrau, auf dem Rücken bräunlich überflogen, auf dem Scheitel und dem Nacken bräunlich oder grauschwarz, auf der Unterseite weiß, seitlich der Brust lichtrostfarbig; die Schwingen und die Steuerfedern sind mattschwarzbraun; die schmale Außenfahne der äußersten Schwanzfeder ist weiß, die breite Innenfahne zeigt an der Spitze einen weißen keilförmigen Flecken von derselben Färbung, die zweite einen weißen Spitzenflecken. Das Auge ist hellgelb, der Oberschnabel schwarz, der Unterschnabel bläulichschwarz, der Fuß röthlichgrau, ein nackter Ring ums Auge blaugrau. Das Weibchen ist blässer gefärbt als das Männchen, namentlich die Kopfplatte ist lichter.

Der Meistersänger gehört dem Süden Europas an; in Deutschland ist er nur als Irrling beobachtet worden. Da, wo in Spanien die Pinie ihre schirmförmige Krone ausbreitet, da, wo in den Fruchtebenen Johannisbrod-, Feigen- und Oelbäume zusammenstehen, wird man selten vergeblich nach ihm suchen. Unter gleichen Umständen lebt er in Griechenland, sicherlich aber nicht als Standvogel, wie Lindermayer behauptet, sondern gewiß nur als Sommergast, wie im übrigen Südeuropa. Dies geht auch aus Krüper's Beobachtung zur Genüge hervor; er vernahm am dritten April den Gesang der „soeben angekommenen" Meistersänger. Nach meinen Erfahrungen trifft unser Vogel ziemlich spät in Spanien ein, nicht vor Ende Aprils, zuweilen erst Anfangs Mai, und verweilt kaum länger als bis zum August im Lande. Seine Winterreise dehnt er bis Mittelafrika und Indien aus: ich erlegte einen der wandernden in den Wäldern des blauen Flusses; Jerdon beobachtete ihn als häufigen Wintergast in ganz Südindien.

Abweichend von andern Grasmücken bevorzugt der Meistersänger höhere Bäume; in dem eigentlichen Niederwald ist er von uns niemals beobachtet worden. Die Ebenen beherbergen ihn weit häufiger als die Gebirge; das bebaute üppige Land, welches regelmäßig bewässert wird, scheint ihm alle Erfordernisse zum Leben zu bieten. Sehr gern siedelt er sich auch in Kieferwäldern an. An derartigen Oertlichkeiten vernimmt man überall den ausgezeichneten Gesang des Meistersängers, und hier sieht man, wenn man den Klängen vorsichtig nachgeht, das Paar in den höheren Baumkronen sein Wesen treiben. Auch der Meistersänger ist mißtrauisch und vorsichtig; deshalb hält es nicht leicht, ihn zu beobachten. Beim Herannahen des Jägers sucht er sich immer die dichtesten Zweige der Bäume aus und weiß sich hier so vortrefflich zu verstecken, daß er auf lange Zeit vollkommen unsichtbar ist.

Der Meistersänger verdient seinen Namen. Er ist während der ganzen Brutzeit unermüdlich; denn er singt selbst in der Hitze des Mittags. Man hat neuerdings den Werth seines Liedes beeinträchtigen wollen, ja, Graf von der Mühle hat sich verleiten lassen, Vermuthungen an die Stelle anderer Vermuthungen zu setzen. Es ist gewiß auch richtig, daß die Nachtigall in ihrer Art ein besserer Sänger genannt werden darf, als er: soviel aber ist zweifellos, daß unser Vogel selbst in seiner Familie einen hohen Rang einnimmt. Das Lied erinnert einigermaßen an den Schlag unserer Amsel, ist jedoch nicht so laut und wird auch nicht ganz so getragen gesungen. A. von Homeyer, welcher einen Meistersänger längere Zeit im Käfig hielt, sagt, daß er vorzüglicher sänge, als irgend eine Grasmücke: „Der Gesang ist höchst eigenthümlich. Man wird ihn freilich nur für einen Grasmückengesang halten können, durch den ruhigen Vortrag melodisch zusammengefügter Strophen aber doch auch an einen Spöttergesang erinnert werden, indem er trotz seiner, nur den Grasmücken eigenen Rundung zeitweise das Abgesetzte und Schnalzende des Gartensängers hat. Besonders in der Fülle



Der Meistersänger (Curruca Orphea).

des Tons, sowie im allgemeinen in der Art des Vortrags gleicht dieser Gesang am meisten dem der Gartengrasmücke; er ist aber lauter, die Strophen sind manchfaltiger, und das Ganze ist großartiger. Bald ist der Ton gurgelnd, bald schmatzend, bald schäckernd, bald frei heraus von einer solchen Kraft und Fülle, daß er wahrhaft überrascht, während gerade die Gartengrasmücke immer ein und denselben Vortrag behält und aus ihren ruhigen Gurgel- und schnarrenden Tönen nicht herauskommt. Dabei werden die Töne und Strophen des Liedes so deutlich gegeben, daß man sie während des Singens nachschreiben kann, ohne sich übereilen zu müssen. . . . Der Warnungslaut klingt schnalzend wie „jett, tscherr und truii rarara“, der Angstruf, welcher schnell hinter einander wiederholt wird, wie „wieck wieck“. Einzelne Meistersänger nehmen auch Töne aus vieler anderer Vögel Liedern auf.

Die Brutzeit beginnt in der Mitte des Mai und währt bis Mitte Julis; dann tritt die Mauser ein. Während der Paarungszeit sind die Männchen im höchsten Grade streitlustig, und wenn ihre Eifersucht rege wird, verfolgen sie sich wüthend. Das Nest steht hoch oben in der Krone der Bäume:

Krüper fand es im Wipfel eines wilden Birnbaumes. Gewöhnlich ist es nicht versteckt, sondern leicht sichtbar zwischen die Astspitzen gesetzt. In der Bauart unterscheidet es sich nur dadurch von andern Grasmückennestern, daß es dickwandiger und nicht so lose gebaut ist. Inwendig sind manche Nester mit Rindenstreifen von Weinreben ausgelegt; Thienemann erwähnt eines, welches sogar mit Fischschuppen ausgekleidet war. Das Gelege besteht aus fünf feinschaligen, feinporigen und glänzenden Eiern, welche auf weißem oder grünlichweißem Grunde violettgraue Unter- und gelbbraune Oberflecken zeigen. Letztere können auch gänzlich fehlen. Das Weibchen scheint, nach Krüper, das Brutgeschäft allein zu übernehmen, und das Männchen sitzt währenddem nicht in der Nähe, sondern in bedeutender Entfernung vom Neste und singt hier seine Liebeslieder. Die Jungen werden noch einige Zeit nach dem Ausfliegen geführt und zwar von beiden Eltern; sobald aber die Mauser eintritt, lösen sich die Familien auf, und jedes einzelne Mitglied treibt sich nun allein umher.

Daß sich der Meistersänger bei geeigneter Pflege im Käfige jahrelang hält, ist durch Homeyer's Beobachtung zur Genüge erwiesen.

Als nordischen Vertreter des vorstehend beschriebenen Südländers darf unsere Gartengrasmücke (Curruca hortensis) angesehen werden. Sie ist 6 Zoll lang, 9¾ Zoll breit; der Fittig mißt 3, der Schwanz 2½ Zoll. Das Weibchen ist bedeutend kleiner, dem Männchen aber durchaus ähnlich gefärbt. Das Gefieder der Oberseite ist olivengrau, das der Unterseite hellgrau, an der Kehle und am Bauche weißlich; die Schwingen und der Schwanz sind dunkelgrau. Das Auge ist lichtgraubraun, der Schnabel und der Fuß sind schmuzigbleigrau.

Als die Heimat der Gartengrasmücke darf, wie es scheint, Mitteleuropa angesehen werden. Nach Norden hin verbreitet sie sich bis zu 68° nördl. Breite; nach Süden hin nimmt sie rasch an Anzahl ab. Sie ist in Griechenland, Lindermayer's Beobachtungen, und in Spanien, den unsrigen zufolge, eine seltene Erscheinung, obwohl sie hier wie dort Brutvogel sein dürfte. In Südfrankreich und in Italien soll sie sehr häufig sein. Sie trifft bei uns Ende Aprils oder spätestens Anfangs Mai ein und verläßt uns wieder im September. Auch sie bevorzugt den Wald; aber sie macht auch ihrem Namen alle Ehre: denn jeder buschreiche Garten, namentlich jeder Obstgarten, weiß sie zu fesseln, selbstverständlich umso sicherer, je verwilderter er ist, d. h. je mehr dichte Hecken und Gebüsche er hat. Sie treibt sich ebensoviel im niederen Gebüsch wie in den Kronen mittelhoher Bäume umher, wählt aber, wenn sie singen will, gern eine mäßige Höhe.

Durch ihr Betragen unterscheidet sie sich zu ihrem Vortheil von andern Arten ihrer Familie. „Sie ist“, wie Naumann sagt, „ein einsamer, harmloser Vogel, welcher sich durch ein stilles, aber thätiges Leben auszeichnet, in steter Bewegung ist, dabei aber keinen der ihn umgebenden Vögel stört oder anfeindet und selbst gegen die Menschen einiges Zutrauen verräth; denn er ist vorsichtig, aber nicht scheu und treibt sein Wesen oft unbekümmert in den Zweigen der Obstbäume, während gerade unter ihm Menschen arbeiten. Er hüpft, wie die andern Grasmücken, in sehr gebückter Stellung leicht und schnell durch die Aeste hin, aber ebenso schwerfällig, schief und selten auf der Erde, wie jene. Da er mehr auf Bäumen, als im Gebüsch lebt, so sieht man ihn auch öfter als andere Arten von Baum zu Baum, selbst über größere freie Flächen fliegen; er schnurrt dann schußweise fort, während er im Wanderfluge eine regelmäßigere Schlangenlinie beschreibt.“ Die Lockstimme ist ein schnalzendes „Täck täck“, der Warnungsruf ein schnarchendes „Rrahr“, der Angstruf ein schwer zu beschreibendes Gequak, der Ausdruck des Wohlbehagens ein sanftes, nur in der Nähe vernehmliches „Biwäwäwü“. Der Gesang gehört zu den besten, welche in unsern Wäldern oder Gärten laut werden. „Sobald das Männchen“, fährt Naumann fort, „im Frühling bei uns ankommt, hört man seinen vortrefflichen, aus lauter flötenartigen, sanften, dabei aber doch lauten und sehr abwechselnden Tönen zusammengesetzten Gesang, dessen lange Melodie im mäßigen Tempo und meistens ohne Unterbrechung vorgetragen wird, aus dem Grün der Bäume erschallen, und zwar vom frühen Morgen bis nach Sonnenuntergang, den ganzen Tag über, bis nach Johannistag. Nur in der Zeit, wenn das

Männchen brüten hilft, singt es in den Mittagsstunden nicht, sonst zu jeder Tagzeit fast ununterbrochen, bis es Junge hat; dann macht die Sorge für diese öftere Unterbrechungen nothwendig. Während des Singens sitzt es blos am frühen Morgen, wenn eben die Dämmerung anbricht, still in seiner Hecke oder Baumkrone, sonst selten und nur auf Augenblicke; es ist vielmehr immer in Bewegung, hüpft singend von Zweig zu Zweig und sucht nebenbei seine Nahrung. Der Gesang hat die längste Melodie von allen mir bekannten Grasmückengesängen und einige Aehnlichkeit mit dem der Mönchgrasmücke, noch viel mehr aber mit dem der Sperbergrasmücke, dem er, bis auf einen durchgehends reineren Flötenton, vollkommen gleichen würde, wenn in jenem nicht einige weniger melodische oder unsanftere Stellen vorkämen."

Das Nest steht bald tief, bald hoch über dem Boden, zuweilen in niederen Büschen, zuweilen auch auf kleinen Bäumchen. Es ist unter allen Grasmückennestern am leichtfertigsten gebaut und namentlich der Boden zuweilen so dünn, daß man kaum begreift, wie er die Eier festhält. Dabei wird es sorglos zwischen die dünnen Aeste hingestellt, so daß es, wie Naumann versichert, kaum das oftmalige Aus- und Einsteigen des Vogels aushält oder vom Winde umgestürzt wird. „In der Wahl des Platzes sind die Gartengrasmücken so unbeständig, daß sie bald hier, bald da einen neuen Bau anfangen, ohne einen zu vollenden, und zuletzt häufig den ausführen, welcher, nach menschlichem Dafürhalten, gerade am unpassendsten Orte steht. Nicht allemal ist hieran ihre Vorsicht schuld. Wenn sie einen Menschen in der Nähe, wo sie eben ihr Nest zu bauen anfangen, gewahr werden, lassen sie den Bau gleich liegen; allein ich habe auch an solchen Orten, wo lange kein Mensch hingekommen war, eine Menge unvollendeter Nester gefunden, welche öfters erst aus ein paar Dutzend kreuzweis hingelegten Hälmchen bestanden, und wo das eine nur wenige Schritte vom andern entfernt war, und so in einem sehr kleinen Bezirke viele gesehen, ehe ich an das fertige mit den Eiern u. s. w. kam. Die vielen, mit wenigen Hälmchen umlegten Stellen zur Grundlage eines Nestes, die man beim Suchen nach Nestern in den Büschen findet, rühren oft von einem einzigen Pärchen her." Das Gelege ist erst zu Ende Mais vollzählig. Die fünf bis sechs Eier, welche es bilden, ändern in Farbe und Zeichnung außerordentlich ab. Gewöhnlich sind sie auf trübröthlichweißem Grunde mattbraun und aschgrau, weiß gefleckt und marmorirt. Beide Geschlechter brüten, das Männchen aber nur in den Mittagsstunden. Nach vierzehntägiger Bebrütung schlüpfen die Jungen aus, nach weiteren vierzehn Tagen sind sie bereits so weit entwickelt, daß sie das Nest augenblicklich verlassen, wenn ein Feind sich ihnen nähert. Allerdings können sie dann noch nicht fliegen; sie huschen und klettern aber mit so viel Behendigkeit durchs Gezweig, daß sie dem Auge des Menschen bald entschwinden. Die Eltern benehmen sich angesichts drohender Gefahr wie andere Mitglieder ihrer Familie, am ängstlichsten dann, wenn die Jungen in ihrem kindischen Eifer sich selbst zu retten suchen. Ungestört brütet das Pärchen nur einmal im Jahre.

Des ausgezeichneten Gesanges wegen wird die Gartengrasmücke häufig im Käfig gehalten. „An die Gefangenschaft", sagt Naumann, „gewöhnt sich dieser geduldige Vogel bald, zumal, wenn man ihm anfänglich die Flügel bindet und den Käfig mit einem grünen Tuche verhängt. Nachher wird er gewöhnlich ungemein zahm und erfreut dadurch, wie durch sein fleißiges Singen außerordentlich. Man kann ihn auch frei in die Stube, am besten in eine unbewohnte, unter andere Vögel fliegen lassen, mit denen er sich sehr gut verträgt; er soll hier sogar eine besondere Liebe und Zärtlichkeit gegen Seinesgleichen an den Tag legen." In einem geräumigen Käfig hält er sich übrigens doch besser, als im Zimmer, wenn auch nicht so lange, wie der Mönch. Jung aus dem Neste genommene Gartengrasmücken werden ungemein zahm. Ihre Erziehung kann man sich erleichtern, wenn man sie sammt dem Neste in einen Käfig steckt und diesen da hinhängt, wo jenes stand; denn die Eltern verlassen ihre Brut auch dann nicht, ja, sie ätzen sogar, wenn sie selbst gefangen und mit ihren Kindern zusammengesperrt wurden, mit demselben Eifer, wie in der Freiheit. Bei guter Pflege kann man die Gefangenen zehn bis zwölf Jahre im Käfige erhalten. Mein Vater hat solche gesehen, welche funfzehn Jahre im Zimmer ausgedauert hatten. Die Eingewohnten beginnen gewöhnlich schon im Dezember zu singen

und lassen sich bis zu Ende Julis fleißig hören; doch gibt es wenige, welche im Käfig ebenso laut und schön singen, wie im Freien. Einzelne nehmen leicht von den Gesängen verschiedener Vögel an; andere sind ungelehrig.

Das allbekannte Müllerchen, die Zaun- oder Klappergrasmücke (Curruca garrula) ist der Gartengrasmücke nicht unähnlich gefärbt, aber bedeutend kleiner und deshalb auch dem Laien leicht kenntlich. Ihre Länge beträgt nur 5⅓, ihre Breite höchstens 8 Zoll; der Fittig mißt 2½, der Schwanz 2¼ Zoll. Das Gefieder ist auf dem Oberkopfe aschgrau, auf dem Rücken bräunlichgrau, auf den Flügeln dunkelbraungrau, auf der Unterseite weiß, an den Brustseiten gelbröthlich überflogen; ein Zügelstreifen ist dunkelgrau; die Flügel- und Schwanzfedern sind wie gewöhnlich lichter gesäumt; das äußerste Paar der Steuerfedern ist weiß. Das Auge ist braun, der Schnabel dunkel-, der Fuß blaugrau.

Mitteleuropa scheint die eigentliche Heimat des Müllerchens zu sein. Vonhieraus verbreitet es sich bis nach Südschweden und Rußland hin, gehört aber schon in Norwegen zu den seltenen Erscheinungen und kommt im Süden Europas, vielleicht mit Ausnahme Italiens, nur als Zugvogel vor. Im mittleren Asien hat man es einzeln beobachtet, und in Indien nimmt es, nach Jerdon, allwinterlich Herberge. Es trifft bei uns erst Anfangs Mai ein und verläßt uns schon im September wieder. Während seines kurzen Sommerlebens in der Heimat siedelt es sich vorzugsweise in Gärten, Gebüschen und Hecken an, neben den Ortschaften, wie zwischen den Wohnungen derselben, selbst sogar inmitten größerer Städte. Doch fehlt es auch dem Walde nicht, falls dieser nicht gar zu ausgedehnt und düster ist.

„Das Müllerchen ist", wie Naumann schildert, „ein außerordentlich munterer und anmuthiger Vogel, welcher fast niemals lange an einer Stelle verweilt, sondern immer in Bewegung ist, sich gern mit andern Vögeln neckt und mit Seinesgleichen herumjagt, dabei die Gegenwart des Menschen nicht achtet und ungescheut vor ihm sein Wesen treibt. Nur bei rauher oder nasser Witterung sträubt es zuweilen sein Gefieder, sonst sieht es immer glatt und schlank aus, schlüpft und hüpft behend von Zweig zu Zweig und entschwindet so schnell dem ihn verfolgenden Auge des Beobachters. So leicht und schnell es durchs Gebüsch hüpft, so schwerfällig geschieht Dies auf dem Erdboden, und es kommt deshalb auch nur selten zu ihm herab." Sein Flug ist leicht und schnell, wenn es gilt, größere Strecken zu durchmessen, sonst jedoch flatternd und unsicher. Die Lockstimme ist ein schnalzender oder schmatzender, der Angstruf ein quakender Ton. Der Gesang, welchen das Männchen sehr fleißig hören läßt, „besteht aus einem langen Piano aus allerlei abwechselnd zwitschernden und leise pfeifenden, mitunter schirkenden Tönen, denen als Schluß ein kürzeres Forte angehängt ist": ein klingendes oder klapperndes Trillern, welches das Lied vor dem aller andern Grasmücken kennzeichnet.

Das Nest steht in dichtem Gebüsch, niedrig über dem Boden, im Walde vorzugsweise in Schwarz- und Weißdorngebüschen, auf Feldern in Dornhecken, im Garten hauptsächlich in Stachelbeerbüschen. Es ist überaus leicht gebaut, einfach auf Zweige gestellt, ohne mit ihnen verbunden zu sein, und ähnelt im übrigen den Nestern der Verwandten. Das Gelege besteht aus vier bis sechs rundlichen, zartschaligen Eiern, welche auf reinweißem oder bläulichgrünem Grunde mit asch- oder violettgrauen, gelbbraunen Flecken und Punkten bestreut sind, besonders am dickeren Ende. Beide Eltern brüten wechselsweise, zeitigen die Eier innerhalb dreizehn Tagen, lieben ihre Brut mit derselben Zärtlichkeit wie andere Grasmücken, brauchen auch dieselben Künste der Verstellung, wenn ihnen Gefahr droht und verfolgen noch außerdem den sich nähernden Feind mit ängstlichem Geschrei. Im allgemeinen sind die Müllerchen während ihrer Fortpflanzungszeit äußerst mißtrauisch: sie lassen ein bereits angefangenes Nest oft liegen, wenn sie erfahren haben, daß es von einem Menschen auch nur gesehen wurde, und sie verlassen die Eier, sobald sie bemerken, daß diese berührt wurden; diejenigen aber, welche von dem Wohlwollen ihrer Gastfreunde überzeugt wurden, verlieren nach und nach ihr Mißtrauen und gestatten, daß man sie, wenn man vorsichtig dem Neste sich naht, während ihres Brut-

geschäfts beobachtet. Die Jungen lassen sie nie im Stich; auch die ihnen untergeschobenen jungen Kukuke, bei denen sie sehr häufig Pflegeelternstellen vertreten müssen, ziehen sie mit Aufopferung heran.

Wie die meisten Grasmücken läßt sich das Müllerchen leicht berücken, ohne sonderliche Mühe an ein Ersatzfutter gewöhnen und dann lange Zeit im Käfig halten. Bei guter Behandlung wird es sehr zahm und erwirbt sich dadurch ebenfalls die Gunst des Liebhabers.

Der Vogel, „welcher von allen anderen der kanarischen Inseln den schönsten Gesang hat, der Capirote, ist in Europa unbekannt. Er liebt so sehr die Freiheit, daß er sich niemals zähmen läßt. Ich bewunderte seinen weichen, melodischen Schlag in einem Garten bei Orotava, konnte ihn aber nicht nahe genug zu Gesicht bekommen, um zu bestimmen, welcher Gattung er angehörte". So sagt A. von Humboldt, und es sind nach des großen Forschers Besuch auf den Inseln noch Jahre vergangen, bevor wir erfuhren, welchen Vogel er meinte. „Seltsames Mißverständniß eines großen Mannes", fügt Bolle den von ihm angezogenen Worten Humboldt's hinzu, „seltenes Mißverständniß, welches wenige Tage längeren Verweilens aufgeklärt haben würden! Eigenthümliche Ungewißheit, in welcher der Genius des damals im Anbrechen begriffenen Jahrhunderts eine Vogelstimme verkannte, die er an den Ufern seines heimatlichen Teglersees so oft vernommen haben mußte, auf deren Wiederholung aber an dem Fuße des Teyde längs den Küsten einer entlegenen Küste er schwerlich gefaßt sein konnte."

Jetzt wissen wir, daß der so hochgefeierte Capirote, welchen der Canarier mit Stolz seine Nachtigall nennt, kein anderer ist, als unser allbekannter Mönch, das Schwarzblättchen, die Schwarzkappe, der Schwarz-, Mohren- oder Mauskopf, das Kardinälchen, der Klosterwenzel u. s. w., die schwarzköpfige Grasmücke (Curruca atricapilla), einer der begabtesten, liebenswürdigsten und gefeiertesten Sänger unserer Wälder und Gärten. Der Mönch, wie wir ihn der Kürze wegen nennen wollen, kennzeichnet sich vor allen andern deutschen Grasmücken durch seine Kopfzeichnung. Das Gefieder der Oberseite ist grauschwarz, das der Unterseite lichtgrau, das der Kehle weißlichgrau; der Scheitel aber ist beim alten Männchen tiefschwarz, beim Weibchen und jungen Männchen rothbraun gefärbt. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß bleigrau. Die Länge beträgt 5 Zoll 10 Linien, die Breite 8 Zoll, die Fittiglänge 2½, die Schwanzlänge 2¼ Zoll. Das Weibchen ist ebenso groß, wie das Männchen.

Zur Zeit ist es noch nicht ausgemacht, ob eine Grasmücke, deren Männchen auch im Alter eine rostrothe Kopfplatte besitzt, der rostscheitlige Mönch (Curruca ruficapilla) als besondere Art angesprochen oder nur als Spielart des Plattmönchs angesehen werden darf. Genaue Beobachter haben nicht blos in der Färbung, sondern auch im Gesang der beiden Vögel Unterschiede wahrgenommen; ihre Forschungen bedürfen aber noch der Bestätigung.

Der Mönch bewohnt ganz Mitteleuropa, Südskandinavien und Südrußland, Polen, Ungarn und Norditalien, aber auch, und zwar sehr häufig, die kanarischen Inseln, während er in Griechenland wie in Spanien nur auf dem Zuge erscheint. Seine Wanderung dehnt er, soviel ich erforschen konnte, bis nach dem Sudahn aus; in Indien dagegen scheint er nicht vorzukommen. Er trifft bei uns ein gegen die Mitte des April, nimmt in Waldungen, Gärten und im Gebüsch seinen Wohnsitz und verläßt uns im September wieder.

Ueber die Lebensweise liegen viele Mittheilungen vor. Für uns wird es genügen, wenn ich die von meinem Vater gegebene Beschreibung hier folgen lasse. „Der Mönch ist ein munterer, gewandter und vorsichtiger Vogel. Er ist in steter Bewegung, hüpft unaufhörlich und mit großer Geschicklichkeit in den dichtesten Büschen herum, trägt dabei seinen Leib gewöhnlich wagrecht und die Füße etwas angezogen, legt die Federn fast immer glatt an und hält sich sehr schmuck und schön. Auf die Erde kommt er selten. Sitzt er frei, und man nähert sich ihm, so sucht er sich sogleich in dichten Zweigen zu verbergen oder rettet sich durch die Flucht. Er weiß Dies so geschickt einzurichten, daß

man den alten Vögeln oft lange vergeblich mit der Flinte nachgehen muß. Die Jungen sind, auch im Herbste noch, weniger vorsichtig. Sein Flug ist geschwind, fast gerade aus mit starker Schwingenbewegung, geht aber selten weit in einem Zuge fort. Nur nach langer Verfolgung steigt er hoch in die Luft und verläßt den Ort ganz. Zur Brutzeit hat er einen ziemlich großen Bezirk und hält sich zuweilen nicht einmal in diesem. Bei kalter und regnerischer Witterung habe ich die Mönche, welche unsere Wälder bewohnen, zuweilen nah bei den Häusern in den Gärten gehört. Sein Lockton ist ein angenehmes „Tack, tack, tack", worauf ein äußerst sanfter Ton folgt, welcher sich mit Buchstaben nicht bezeichnen läßt. Dieses „Tack" hat mit dem der Nachtigall und der klappernden Grasmücke so große Aehnlichkeit, daß es nur der Kenner gehörig zu unterscheiden vermag. Es drückt, verschieden betont, verschiedene Gemüthszustände aus und wird deswegen am meisten von den Alten, welche ihre Jungen führen, ausgestoßen. Das Männchen hat einen vortrefflichen Gesang, welcher mit Recht gleich nach dem Schlage der Nachtigall gesetzt wird. Manche schätzen ihn geringer, Manche höher, als den Gesang der Gartengrasmücke. Die Reinheit, Stärke und das Flötenartige der Töne entschädigen den Liebhaber hinlänglich für die Kürze der Strophen. Dieser schöne Gesang, welcher bei einem Vogel herrlicher ist, als bei dem andern, fängt mit Anbruch des Morgens an und ertönt fast den ganzen Tag."

Der Mönch brütet zweimal des Jahres, das erstemal im Mai, das zweitemal im Juli. Das Nest steht stets im dichten Gebüsch, da wo der Schwarzwald vorherrscht, am häufigsten in dichten Fichtenbüschen, da wo es Laubhölzer gibt, hauptsächlich in Dornbüschen verschiedener Art. Es ist verhältnißmäßig gut, aber durchaus nach Art anderer Grasmückennester erbaut. Das Gelege besteht aus vier bis sechs länglichrunden, glattschaligen, glänzenden Eiern, welche auf fleischfarbenem Grunde mit dunkleren und braunrothen Flecken, Schmitzen und Punkten gezeichnet sind. Beide Geschlechter brüten, beide lieben ihre Brut mit gleicher Liebe, und beide betragen sich bei Gefahr wie ihre Verwandten. Kommt durch Zufall die Mutter ums Leben, so übernimmt, wie Bolle beobachtete, das Männchen ausschließlich die Aufzucht der Jungen.

Des ausgezeichneten Gesanges wegen wird der Mönch häufiger als alle übrigen Grasmücken im Käfig gehalten. Die vorzüglichsten Sänger sind nach meines Vaters Beobachtungen diejenigen, welche aus Fichtenwäldern stammen. Aber auch die, welche im Laubholze groß wurden, sind Meister in ihrer Kunst. „Der Mönch", sagt Graf Gourcy, „ist einer der allerbesten Sänger und verdient, meinem Geschmacke nach, in der Stube den Rang vor jeder Nachtigall. Sein langer, in Einem fortgehender Gesang ist flötender und manchfaltiger, dabei nicht so durchdringend, als jener der beiden Nachtigallarten, von deren Schlägen der Mönch ohnehin sehr viel dem seinigen einmischt. Einige unter ihnen rufen die Worte „Judith" und „Brief" so deutlich aus, als es nur ein Sprosser thun kann; andere ahmen den Gesang der Bastardnachtigall, den Pfiff des Pirols und den Schlag der Finken herrlich nach; andere mischen den Gesang der Amsel, des Rothschwanzes und den Schlag der Wachtel in ihr Lied ein. Besonders hübsch klingt es, von einem so kleinen Vogel das „Tack, tack" der Amsel recht tief und laut rufen zu hören. Es gibt Vögel unter ihnen, welche alle diese Abwechslungen und überhaupt ihren ganzen Gesang fast ebenso laut, als den Ueberschlag vortragen. Dies sind ganz vorzügliche, aber äußerst seltene Sänger. Fast ebenso selten sind die, welche beim Kerzenlicht singen."

„Wenn man also einen Mönch wählt, muß man darauf sehen, daß es hübsche Abwechslungen in seinem Gesange gibt und der Ueberschlag ganz ausgeführt wird. Diesen Ueberschlag wiederholen die guten Vögel im Frühjahre und Sommer, wenn sie recht hitzig werden, drei- bis viermal nach einander, was ganz herrlich klingt. Außer ihrem „Tack, tack", womit sie nahe bevorstehende schlechte Witterung ankündigen, oder wodurch einer den andern zum Schweigen bringen will, haben sie keinen lauten, unangenehmen Ton."

„Viele unter ihnen singen fast das ganze Jahr, andere acht bis neun Monate. Die aufgezogenen taugen Nichts, lernen aber zuweilen ein Liedchen pfeifen. Ein solcher Vogel trug das Blasen der Postknechte prächtig vor."

„Alle Mönche, selbst die Wildfänge, werden außerordentlich zahm und sind dann ihrem Herrn so zugethan, daß sie ihn oft schon von Weitem mit Gesang begrüßen und sich darin, selbst wenn er ihren Käfig umherträgt, nicht stören lassen. Einen solchen hatte ich über elf, einen andern neun Jahre. . . . Er ist leicht zu erhalten und verlangt nicht so gutes Futter, wie die Nachtigallen oder die andern Grasmücken. Ich kenne Liebhaber, welche ihrem Plattmönch nichts Anderes als untereinander geriebene Semmel und Rüben geben und ihn doch gesund erhalten." Beeren scheinen seinem Wohlbefinden sehr förderlich zu sein.

Von einem gefangenen Mönch erzählt Bolle das Nachstehende. „Die Hauptstadt Canaria's erinnert sich noch des Capirote einer früheren Nonne, die täglich, wenn sie dem noch jungen Vögelchen Futter reichte, wiederholt: „mi niño chiceritito" (mein allerliebstes Kindchen) zu ihm sagte, welche Worte dasselbe bald ohne alle Mühe, laut und tönend, nachsprechen lernte. Das Volk war außer sich ob der wundersamen Erscheinung eines sprechenden Singvogels. Jahrelang machte er das Entzücken der Bevölkerung aus, und große Summen wurden der Besitzerin für ihn geboten. Umsonst! Sie vermochte nicht, sich von ihrem Lieblinge zu trennen, in dem sie die ganze Freude, das einzige Glück ihres Lebens fand. Aber was glänzende Versprechungen außer Stande gewesen waren, ihr zu entreißen, das raubte der Armen die, selbst unter den sanften, freundlichen Sitten der Canarier nicht ganz schlummernde Bosheit: der Vogel ward von neidischer Hand vergiftet. Sein Ruf aber hat ihn überlebt, und noch lange wird man von ihm in der Ciudad de las Palmas sprechen."

Als Brutvogel kommt in Deutschland noch eine Art der Familie vor: die Dorngrasmücke, der Hagschlüpfer, Wald- oder Nachtsänger und Dornreich, die graue, fahle, braune &c. Grasmücke, das Weißkehlchen und wie sie sonst noch heißt (Curruca cinerea). Sie ist 5¾ Zoll lang, 8¼ Zoll breit; ihr Fittig mißt 2½ Zoll und der Schwanz ebensoviel. Unter ihren deutschen Verwandten zeichnet sie sich durch ihren schlanken Leib und den verhältnißmäßig langen Schwanz, die weiße Kehle und die rostfarben gekanteten Oberflügel aus. Der Kopf, Hinterhals, Rücken, Steiß und Bürzel sind fahlaschgrau, rostgrau überflogen; der Unterkörper ist weiß, an der Brust rosengrau überlaufen; die Schwingen, Steuer- und Flügeldeckfedern sind grauschwarz, letztere breit rostroth gesäumt. Das Auge ist bräunlichgelb, der Oberschnabel dunkelgrau, der Unterschnabel röthlichgrau, der Fuß graugelb. Bei den Weibchen und den Jungen sind die Farben minder rein, als bei den Männchen.

Von Schweden und Rußland an verbreitet sich die Dorngrasmücke nach Süden hin über den größten Theil Europas. Im Norden Spaniens, namentlich in Catalonien, und auf Sardinien ist sie noch Brutvogel, in Griechenland und Südspanien nur Zugvogel. Auf ihrer Winterreise durchwandert sie einen großen Theil Afrikas: ich habe sie in den Waldungen Ost-Sudahns aufgefunden; andere Forscher haben sie in Westafrika beobachtet. In Nordwestasien soll sie ebenfalls Sommergast sein. Bei uns zu Lande bevorzugt sie niedere Dorngebüsche jeder andern Oertlichkeit; in Spanien lebt sie mit den kleinen Arten der Familie in dem eigenthümlichen Niederwald, von welcher ich weiter unten zu reden haben werde. Auf dem Zuge besucht sie zuweilen die Fruchtfelder, in Deutschland Roggen- oder Weizenfelder, im Süden Europas Maispflanzungen.

„Sie ist", sagt mein Vater, „ein äußerst lebhafter, rascher und gewandter Vogel, ruht keinen Augenblick, sondern hüpft unaufhörlich in den Gebüschen herum und durchkriecht vermöge ihres schlanken Leibes mit ungemeiner Geschicklichkeit auch die dichtesten, durchsucht Alles und kommt sehr oft lange Zeit nicht zum Vorschein. Dann aber hüpft sie wieder herauf, setzt sich auf die Spitze eines vorstehenden Zweiges, sieht sich um und verbirgt sich von neuem. Dies geht den ganzen Tag ununterbrochen so fort. Ihr Flug ist geschwind, mit starkem Schwingenschlag, geht aber gewöhnlich tief über dem Boden dahin und nur kurze Strecken in Einem fort. Ihr Lockton lautet „gät gät scheh scheh" und drückt verschiedene Gemüthszustände aus. Das Männchen hat einen zwar manchfachen, aber wenig klangvollen Gesang, welcher aus vielen abgebrochenen Tönen zusammengesetzt ist und an Anmuth und

Schönheit dem der meisten deutschen Sänger gar sehr nachsteht; er dient aber doch dazu, eine Gegend zu beleben und bringt in die flötenden Gesänge der Gartengrasmücke, des Weidenlaubsängers und anderer eine angenehme Manchfaltigkeit." Naumann nennt den Gesang angenehm und sagt, daß man ihn für kurz halten könnte, weil man in der Entfernung nur die hellpfeifende, flötenartige, wohltönende Schlußstrophe höre, während er in der That aus einem langen Piano und jenem kurzen Schlußforte bestehe. „Das Piano ist zusammengesetzt aus vielerlei abwechselnden, pfeifenden und zirpenden Tönen, welche sehr schnell auf einander folgen und leise hergeleiert werden; aber das beschließende Forte wird mit schöner Flötenstimme und mit voller Kehle gesungen." „Die Dorngrasmücke", fährt mein Vater fort, „läßt ihren Gesang nicht blos im Sitzen und Hüpfen, sondern



Die Dorngrasmücke (Curruca cinerea).

auch im Fluge hören. Sie kommt nämlich singend auf die höchste Spitze eines Busches herauf, steigt flatternd funfzehn bis dreißig Ellen in die Höhe und stürzt sich, immer singend, entweder flatternd in schiefer, oder mit angezogenen Schwingen fast in senkrechter Richtung wieder herab." Hierdurch macht sie sich dem kundigen Beobachter schon von Weitem kenntlich. Vor dem Menschen nimmt sie sich wohl in Acht. Bei uns ist sie zwar nicht gerade scheu, aber doch vorsichtig genug. „Merkt sie, daß man sie verfolgt, dann verbirgt sie sich so sorgfältig in dichtem Gesträuch oder hohem Grase, daß man ihr oft lange vergeblich nachjagen muß;" sie sucht sich, wie Naumann bemerkt, „durch das Gebüsch fortzuschleichen". In Spanien habe ich sie so scheu gefunden, daß ich wochenlang ihr vergeblich nachstellte. Aeußerst angenehm ist die Heiterkeit dieses Vogels. „Ich erinnere mich nicht",

sagt Naumann, „sie im Freien jemals traurig gesehen zu haben; vielmehr läßt sie an den ihr nahe wohnenden Vögeln beständig ihren Muthwillen durch Necken und Jagen aus, beißt sich auch wohl mit ihnen herum, verfliegt sich aber dabei niemals sorglos ins Freie, sondern bleibt klüglich immer dem Gebüsch so nahe wie möglich." Dasselbe Betragen behält sie nach meinen Beobachtungen auch im Süden oder auf ihrer Wanderung bei. Sie ist überall dieselbe — überall gleich aufmerksam, überall gleich mißtrauisch und überall gleich listig.

Bald nach ihrer Ankunft in Deutschland macht die Dorngrasmücke Anstalt zu ihrer Brut. Sie baut in dichte Büsche und langes Gras, selten mehr als drei Fuß über dem Boden, oft so niedrig, daß der Unterbau des Nestes die Erde berührt. In die wie gewöhnlich aus Halmen zusammengesetzten dünnen Wände werden oft Klümpchen Schafwolle gemischt; die innere Ausfütterung wird aus den Spitzen der Grashalmen hergestellt. Schon in der zweiten Hälfte des April enthält das Nest das volle Gelege, vier bis sechs, in Größe, Gestalt und Färbung außerordentlich abändernde Eier, welche auf elfenbeinweißem, gelben, grauen oder grünlichgelbgrauen, auch wohl grünlichweißen und bläulichweißen Grunde deutlicher oder undeutlicher mit aschgrauen, schieferfarbigen, ölbraunen, gelbgrünen 2c. Punkten und Flecken gewässert, marmorirt, gepunktet und sonstwie gezeichnet sind. Die Eltern betragen sich beim Neste, wie andere Grasmücken auch. Die zweite Brut folgt unmittelbar auf die erste.

Im Käfig wird die Dorngrasmücke seltener gehalten, als ihre Verwandten. Ihr Gesang gefällt eben nicht jedem Liebhaber; ihre Wartung jedoch verlangt die größte Sorgfalt; namentlich hält es schwer, sie rein zu halten, denn auch sie wird vom Ungeziefer überaus geplagt.

Außer dem Meistersänger leben im Süden Europas noch andere Grasmücken, welche ebenfalls der ersten Gruppe oder Sippe zugezählt werden müssen. Ich will auch sie kurz besprechen.

„Weiter nach Mittag hin", sagt Gloger, „wird, häufiger als bei uns, das Weißliche im Schwanz (der Dorngrasmücke) um ein Bedeutendes heller. Die Farben des Oberleibes werden durch starkes Abreiben der Federränder und durch den Einfluß von Luft, Sonnenlicht und Wärme reiner, zum Theil lebhafter. Dann erscheint der Kopf sehr dunkelaschgrau, an der Stirn mit schwärzlichen, vertuschten Schaftflecken, der Zügel noch dunkler als gewöhnlich, bis zum tiefen Schwarzgrau, der Unterleib röther. So hat man sie (die Dornsgrasmücke) öfters in Sardinien und, diesen ähnlich, die Mehrzahl der dalmatinischen; gesunde alte Männchen sind aber auch schon in Deutschland zuweilen ganz ebenso: Brillengrasmücke (Curruca conspicillata). Auf einen höheren Grad steigt dieselbe Veränderung dort bei den noch älteren Vögeln, welchen man den Namen Sperlingsgrasmücke (Curruca passerina), zum Theil auch die Benennung weißbärtige Grasmücke (Curruca leucopogon) beigelegt hat und welchen man das mittägliche Frankreich, Spanien, Italien und zugleich Sardinien als Vaterland zuschreibt. . . . Die Weibchen erleiden stets eine geringe Veränderung und sind unten mehr iris- oder röthlichgelb als roth."

Diese, wie gewöhnlich in möglichst schlechtem Deutsch vorgebrachte Auslassung Gloger's will sagen, daß eine überaus zierliche Grasmücke Südeuropas, eben die Brillengrasmücke, nichts Anderes sei, als eine sogenannte klimatische Spielart unserer Dorngrasmücke.

Man könnte Gloger's Behauptung für einen Scherz halten, wenn sie nicht gar so ernsthaft gemeint wäre; man könnte es einen Gewinn für die Wissenschaft nennen, über die Entstehung einer Art in einer so bestimmten, jeden Widerspruch ausschließenden Weise unterrichtet zu werden, wäre die gelahrte Auseinandersetzung mehr, als ein haltloses Geschwätz. Vom Studirzimmer aus läßt sich ein derartiger Unsinn wohl in die Welt schleudern, und wenn er mit dem Bewußtsein der Unfehlbarkeit vorgebracht wird, findet er auch seine gläubigen Jünger und Nachfolger: wer aber ehrlich genug ist, einzugestehen, daß alle Ansichten und Meinungen über die Entstehung der Arten im Thierreiche zur Zeit Nichts weiter sind, als Annahmen, welche einstweilen noch der Begründung entbehren, der wird

auch der Brillengrasmücke ihr Recht auf Artselbständigkeit lassen, auch wenn er nicht selbst im Freien beobachtet hätte, wie Marmora, Graf von der Mühle, Hansmann, ich und Andere.

Die Brillengrasmücke ist 5 Zoll lang und 6¾ Zoll breit; die Fittiglänge beträgt 2 Zoll 1 bis 2 Linien, die Schwanzlänge genau ebensoviel. Die Färbung des Gefieders ähnelt der unserer Dorngrasmücke allerdings sehr: die Brillengrasmücke ist so zu sagen eine verkleinerte Ausgabe von dieser. Alle Farben sind aber lebhafter und reiner. Die Oberseite ist aschgrau, roströthlich überflogen, der Kopf dunkelaschgrau, die Unterkehle grau überflogen; die Schwingen sind grau, die Armschwingen und oberen Flügeldeckfedern auf der Außenfahne breit rostroth gesäumt; die äußerste Schwanzfeder ist auf der Außenfahne bis gegen die Wurzel hin weiß, auf der Innenfahne mit einem bis zur Mitte reichenden Keilfleck gezeichnet, welcher auf den übrigen Steuerfedern immer kleiner und kürzer wird. Ein weißer Ring umgibt das Auge, dessen Lid schon etwas aufgetrieben ist; die Ohrfedern sind rein-



Die Brillengrasmücke (Curruca conspicillata)

grau. Das Auge ist lichtröthlichbraun, der Schnabel fleischröthlich an der Wurzel, schwarz an der Spitze, der Fuß gelblichfleischfarben oder röthlichgrau. Im Fittig ist die vierte Schwinge, nicht aber, wie bei der Dorngrasmücke, die dritte die längste. Die Jungen unterscheiden sich von den Alten hauptsächlich durch die einfach graue, d. h. nicht röthlich überflogene Brust.

Gloger hat das Vaterland mit genügender Ausführlichkeit angegeben, und ich brauche deshalb nur noch hinzuzufügen, daß der Brillensänger, in Spanien ebensowohl wie in Griechenland oder auf Sardinien und Malta, die mit dem niedersten Gestrüpp, so namentlich auch mit Rosmarin oder mit Disteln bestandenen dürren Berggehänge bewohnt. Auch er scheint Standvogel oder höchstens Strichvogel zu sein. Von der Mühle traf ihn in Griechenland im Winter in kleinen Gesellschaften an; mein Bruder beobachtete ihn während derselben Jahreszeit in den Gärten, welche an die Fruchtebene von Murcia grenzen; Wright nennt ihn den einzigen Standvogel Maltas; Cara versichert, daß er Sardinien nicht verlasse, während Salvatori glaubt, daß nur einzelne Brillen-

sänger auf der letztgenannten Insel überwintern, und hinzufügt, daß mit Beginn des April viele in der Nachbarschaft von Cagliari erschienen. Die ersten, welche ich beobachtete, trieben sich an einer Bergwand herum, welche nur hier und da mit Wein bepflanzt, im übrigen aber im höchsten Grade öde war; später fanden wir mehrere Gesellschaften in Distelwäldern auf. Hansmann traf sie auf Sardinien in Strauchwäldern in der Nähe der Küste, nicht aber im Gebirge.

Ich meinestheils hatte wenig Gelegenheit, das niedliche Geschöpf zu beobachten. Die ersten, welche ich bemerkte, fand ich durchaus nicht scheu, wie die Dorngrasmücken es sind, sondern verhältnißmäßig zutraulich. Sie verkrochen sich auch nicht in dem Gestrüpp nach Art anderer Strauchsänger, sondern zeigten sich gern frei, und namentlich die Männchen setzten sich oft auf die höheren Spitzen, um von ihnen herab zu singen. Ganz anders benahm sich derselbe Vogel nach beendeter Mauser im Herbste. Jetzt verkroch er sich zwischen den Disteln und Rosmarin, schlüpfte wie die Dorngrasmücke von einem Busch zum andern und wußte sich förmlich unsichtbar zu machen. Aufgescheucht flog er gewandt und schnell weit dahin, von einem Berge zum andern und zwar in ziemlicher Höhe über dem Boden; doch schien es mir, als ob dieses Betragen weniger eine Folge der Furcht vor dem Menschen, als vielmehr auf seine Lebendigkeit und Regsamkeit begründet wäre. Wright berichtet, daß der Brillensänger auf Malta bei einigermaßen günstiger Witterung schon im Januar zu singen beginnt und im Frühjahr sein anmuthiges Lied sehr fleißig vernehmen läßt, fast immer von einem hohen Sitze herab, entweder von der Spitze eines Zweiges oder wohl auch von der Kuppe eines größeren Steines. Am eifrigsten singt er selbstverständlich während der Brutzeit, welche schon im Februar zu beginnen scheint und bis zum Juni währt, da Wright vom März an bis zum Juni Junge fand und deshalb gewiß mit Recht annimmt, daß ein Pärchen zweimal im Jahre brütet.

Hansmann konnte Genaueres erfahren. „Der Brillensänger“, sagt er, „hat hinsichtlich seiner Sitten viele Aehnlichkeit mit der Dorngrasmücke. Weniger scheu, als andere Strauchsänger, erscheint er oft singend auf der Spitze der Dornen und Cistensträucher, mitunter dabei wie eine Rakete in die Luft steigend, um mit aufgeblähtem Gefieder, noch bevor die letzte Strophe geendet, wieder auf die nächsten Zweige herabzufallen. Der Gesang hat ebenfalls viele Aehnlichkeit mit dem der Dorngrasmücke, nur daß er rauher klingt. Das lang anhaltende und melodische Zwitschern, welches diese oft, besonders in der ersten Zeit des Frühlings nach ihrer Ankunft hören läßt, fehlt der Brillengrasmücke gänzlich; sie besitzt nur den kurzen Ruf ihrer nördlichen Verwandten, den sie mitunter mehr oder weniger durch beliebige Hinzufügungen noch einiger Silben in die Länge zieht. Ebenso ist der Lockton des Brillensängers nicht der schnalzende der Dorngrasmücke, sondern der harte würgerähnliche, welcher allen Strauchsängern mehr oder weniger gemein ist.“

„Zum Ueberfluß finden sich beide an denselben Stellen, wo man dann sofort den Unterschied in ihrem, trotz aller Aehnlichkeit verschiedenen Benehmen bemerken kann, indem die eine eine Grasmücke, der andere ein Strauchsänger ist. Und soll es denn einmal eine Dorngrasmücke mit südlich höherer Färbung geben, so kann man eine solche in der auf Sardinien lebenden und auch brütenden finden.“

„Das Nest, welches ich bereits zu Ende des April fertig, aber noch ohne Eier fand, hat ebenfalls die tiefnapfige, dünnwandige Bauart, wie sie allen Strauchsängern eigen ist. Außen fand ich einige Lammwollflocken mit eingewebt, wie dieses wohl ebenfalls die fahle Grasmücke zu thun pflegt. Die Vögel waren indeß so empfindlich, daß sie das Nest, welches ich nur nach Wegbiegen der Zweige erblicken konnte, sofort verließen.“

Durch Wright erfahren wir außerdem noch, daß der Brillensänger bei einfacher Pflege die Gefangenschaft erträgt.

Dasselbe Schicksal, zu welchem Gloger den Brillensänger verdammt, trägt, seiner Meinung nach, noch eine zweite der zwerghaften Grasmücken Südeuropas, das bereits erwähnte Weißbärtchen (Curruca leucopogon). In einer Anmerkung zur Beschreibung des Müllerchen sagt er wörtlich Folgendes: Es „tritt dort (in südlichen Gegenden) auch bei zum Theile ganz ähnlichen Farben eine

zum Theile ganz ähnliche klimatische Veränderung ein, wie bei den großen Würgern. An Herbstvögeln und noch nicht ganz alten ist nämlich der befiederte Augenlidrand hellrostweinfarbig; der Unterleib ebenso, jedoch sanft mit Weißlich überdeckt, an der Kehle jederzeit am dunkelsten.... Bei recht alten ist zwar im Sommer zuweilen die Bauchmitte weiß; Augenlidfederchen, Kehle und Brust aber sind weinrostbräunlich, die Seiten des Bauches lichter. Ein Bartstreif an den Seiten der Kehle, den auch die unsrigen reihenweis haben, bleibt stets weiß: Weißbärtige Grasmücke (Sylvia leucopogon).... Indeß scheinen es gleichwohl nicht gewöhnliche Fälle zu sein, wenn diese Veränderung so vollständig wird. Vielleicht wird sie es selbst bei alten Vögeln nur im Sommer durch eine gemeinsame Einwirkung von Luft, Licht und Abreibung, in der Art, wie ungefähr bei dem gemeinen Hänflinge. Jedenfalls spricht die allmähliche Abstufung ganz und gar wider das Aufstellen der so veränderten Geschöpfe als besondere Arten."

Wenn man sich Mühe gibt, dieses Kauderwälsch zu enträthseln, erfährt man also, daß das Weißbärtchen eine klimatische Abänderung unseres Müllerchens ist. Nun hat uns Gloger aber bereits belehrt, daß derselbe Vogel auch wiederum nichts Anderes ist, als eine Abart des Brillensängers, bezüglich der Dorngrasmücke, und somit entdecken wir zu unserer Ueberraschung, daß alle vier Vögel, welche wir für besondere Arten halten, solche es nicht sind, vielmehr einfach Abänderungen ein und derselben Art, da wir ja doch unmöglich annehmen können, daß das südliche Klima aus zwei Vögeln, welche übrigens auch Gloger als verschieden anerkennt, ein und dasselbe Geschöpf, eben unser Weißbärtchen, bilden können. Ich habe mit aller Absicht die Gloger'sche Weisheit aufgewärmt, damit Jeder, welcher folgerichtig zu denken im Stande ist, sie in ihrer ganzen Haltlosigkeit und Nichtigkeit zu erkennen vermöge. Und nunmehr ein für allemal genug des Unsinns, genug des jeder Begründung entbehrenden Geschwätzes: das Weißbärtchen ist ein viel zu niedliches Geschöpf, als daß wir uns die Betrachtung seines Lebens durch so verschrobene Ansichten verbittern lassen sollten!

Das in Rede stehende Vögelchen gehört zu den zierlichsten und farbenschönsten Arten seiner Familie; namentlich das alte Männchen ist ein prächtiges Geschöpf. Die Oberseite ist schön aschgrau, die Unterseite graulichweiß, die Kehle aber lebhaft rostbraunroth, durch ein schmales, weißes Band, welches von der Schnabelwurzel an gegen die Schultern verläuft, von der dunkleren Färbung der Oberseite getrennt; ein Kreis von röthlichen Federn umgibt das Auge; die Ohrfedern sind bräunlich, die Schwingen und Schwanzfedern dunkelbraun, die äußersten Steuerfedern auf der Außenfahne zu dreiviertel ihrer Länge weiß, auf der Innenfahne durch einen lichten Keilflecken gezeichnet, die übrigen weiß gesäumt. Die Weibchen und Jungen sind einfacher gefärbt, unserm Müllerchen nicht unähnlich; sie kennzeichnen sich namentlich durch den Mangel des rothen Kehlfleckens. Das Auge ist röthlichgrau, das Augenlid blaßziegelroth, der Schnabel matthornschwarz, an der Spitze des Unterschnabels mattröthlichhornfarben, der Fuß röthlichgrau. Die Länge des Männchens beträgt 4¾, die Breite 6¾, die Fittiglänge 2¼, die Schwanzlänge 2⅙ Zoll. Das Weibchen ist höchstens um zwei oder drei Linien schmäler, als das Männchen.

Alle Gebirgsgegenden des nördlichen Spaniens deckt ein wunderbarer Wald, welchen die Spanier bezeichnend den Nieder- oder Strauchwald nennen. Er ist so dicht, so merkwürdig, wie es der Wald nur irgendwo sein kann; denn er ist ein Zwergwald im eigentlichen Sinne des Worts. Prachtvolle Haidearten, Cisten-, Oleander-, immergrüne Eichen- und Ulmengebüsche setzen ihn zusammen und einigen sich zum fast undurchdringlichen Dickicht. Einzelne Bäumchen erheben sich über dieses Wirrsal von Pflanzen und erscheinen nur deshalb höher, als sie es sind, weil der Zwergwald unter ihnen den Maßstab gibt für ihre Höhe. Dieser Wald nun, welcher auch im übrigen Südeuropa und in Nordwestafrika vorherrschend geworden ist, darf als die eigentliche Heimat der zwerghaften Grasmücken bezeichnet werden. Sie gehören zu ihm, als wären sie eigens für ihn geschaffen. Mäuseartig gewandt und schnell huschen sie hier durchs Gebüsch, welche ihre Welt ist, und nur selten erheben sich einzelne von ihnen in größere Höhe, eben zu den Wipfeln eines jener das Dickicht überragenden

Bäumchen. Zu diesen gehört das Weißbärtchen, obgleich es nicht das einzige Glied seiner Familie ist, welches höhere Bäume über sich leiden mag.

Es ist ein prächtiges Geschöpf, dieses Vögelchen; man hat so recht seine Freude an ihm. Zutraulicher, als alle andern Grasmücken, läßt es sich in größter Nähe beobachten, und ohne Sorgen vor dem zu ihm heranschleichenden Menschen trägt es sein anmuthiges Liedchen vor. So lange es nicht verfolgt wird, scheint es den Erzfeind der Thiere unter allen Umständen und überall für ein in jeder Hinsicht ungefährliches Geschöpf zu halten. Seine liebenswürdige Zutraulichkeit ist schon älteren Reisenden aufgefallen, wie uns Bolle belehrt hat: er deutet das Vögelchen, von dem der Pater Feuillée in seiner Beschreibung Teneriffa's spricht, unzweifelhaft mit vollstem Rechte, als unser Weißbärtchen. Zwei solcher Vögelchen umflogen ein Felsstück, auf welchem jener Geistliche eine Weile ausruhte, bevor er sich anschickte, die höchsten Staffeln des Gebirges zu erklimmen. „Ich streuete ihnen Brodkrümchen hin", sagt der gute Geistliche, „und sie pickten dieselben von dem Saume meines Kleides; anfassen aber wollten sie sich nicht lassen. Fürchteten sie, ihre Freiheit zu verlieren? Ich würde sie ihnen nicht geraubt haben." In der That, das Weißbärtchen kommt bis auf wenige Fuß zu dem Beobachter heran und gibt Diesem Gelegenheit, jede seiner Bewegungen zu studiren.

In seinem Betragen hat es viel mit unserm Müllerchen, aber noch mehr mit dem Schwarzköpfchen, welches dieselben Oertlichkeiten bewohnt, gemein. Es beherrscht sein Buschdickicht in der allervollkommensten Weise, bewegt sich aber mehr auf, als in den Gebüschen. An geeigneten Orten wohnt Paar an Paar, und da sieht man denn fast auf jeder hervorragenden Strauchspitze ein Männchen sitzen, entweder von der Höhe aus die Gegend überschauend oder singend. Gibt man dem Thierchen keine Veranlassung zur Furcht, so bleibt es sorglos in Sicht, hüpft munter von einem Zweig zum andern, streicht mit gewandtem, aber selten weit ausgedehnten Fluge von einem Buschwipfel zum nächsten, nimmt sich hier und da eine kleine Raupe, ein Käferchen weg, fängt auch wohl ein vorüberfliegendes Kerbthier geschickt aus der Luft und schwingt sich zeitweilig zu den höchsten Bäumen seines Gebietes oder singend in die Luft empor, zwanzig bis dreißig Fuß über das Dickicht, vonhieraus in schiefer Richtung dann wieder nach unten schwebend. Verfolgt man es ernstlich, so senkt es sich in das Buschdickicht hinab und schlüpft hier mit unbeschreiblicher Fertigkeit von Zweig zu Zweig, ohne sich sehen zu lassen. Dann vernimmt man nur den Warnungsruf noch, ein langgedehntes, leises „Zerr", welches seine Anwesenheit verräth und kundgibt, wie schnell es das Buschdickicht durcheilt. Der Lockton ist ein wohllautendes „Zäh" oder „Teck teck", der Gesang ein melodisches Liedchen, welches aber leider ziemlich leise vorgetragen wird.

Das Nest wird im dichtesten Gebüsch niedrig über dem Boden angelegt, nach unsern Beobachtungen erst Ende Mais; doch kann es sein, daß dasjenige, welches wir fanden, schon das zweite des Pärchens war. Es zeichnet sich vor dem der Verwandten aus durch seine zierliche Bauart und die verhältnißmäßig dichte Ausfütterung. Die vier bis fünf Eier des Geleges sind auf schmuzigweißem Grunde mit ölbraunen und olivengrünen Flecken und Punkten, welche zuweilen am dicken Ende zu einem Kranze zusammenlaufen, gezeichnet. Am Neste geberden sich beide Eltern überaus ängstlich, und das Weibchen braucht regelmäßig alle Verstellungskünste, wie sie in seiner Familie üblich sind.

Im Norden Spaniens scheint das Weißbärtchen Zugvogel zu sein. Wir bemerkten es im April in Gegenden, in welchen es sonst nicht gefunden wird und trafen ebenso Mitte Septembers kleine Gesellschaften an, welche offenbar auf der Reise begriffen waren. Nach Lindermayer's Beobachtungen erscheint es in Griechenland zwischen dem vierten und achten März alten Stils, treibt sich zunächst in den ausgetrockneten Betten der Gebirgswässer herum und steigt dann höher an den Bergen hinauf, um dort zu brüten; nach Salvatori's Angabe verläßt es Sardinien gegen den Herbst hin: dieser Forscher bemerkte es wenigstens während des Winters nicht mehr. Diejenigen Weißbärtchen, welche in Egypten beobachtet worden sind, scheinen von Südosteuropa herübergewandert zu sein; ich wenigstens habe das Vögelchen dort niemals im Sommer beobachtet, die Angabe von der

Mühle's: „daß es in Egypten gemein sei", ist also sehr zu beschränken. Mein Bruder sagt übrigens ausdrücklich, daß er es im Winter in der Umgegend von Murcia habe singen hören, und somit dürfte es erwiesen sein, daß wenigstens einige, wenn auch nicht in unmittelbarer Nähe ihrer Brutplätze, so doch in ihrem heimatlichen Lande bleiben.

Im Südosten Europas tritt zu den genannten noch eine andere kleine Grasmücke, welche zu Ehren Rüppell's benannt wurde (Curruca Rueppellii). Sie erinnert in ihrer Gesammtfärbung so sehr an unsere graue Bachstelze, daß sie mit dieser verwechselt werden kann. Die Oberseite ist dunkelgrau, die Unterseite weiß, röthlich überflogen, in der Weichengegend graulich; der Kopf und die Kehle bis zur Brust sind dunkelschwarz; der Zügel ist aschgrau, ein Streifen, welcher von der Schnabelwurzel, das Schwarz der Kehle begrenzend, nach hinten läuft, reinweiß; die Schwingen und die kleinen Flügeldeckfedern sind bräunlichschwarz, letztere weiß gesäumt, die mittleren Schwanzfedern schwarz, die äußersten ganz weiß, die zweiten, dritten und vierten jederseits an der Spitze und an der Innenfahne mehr oder weniger weiß. Das Weibchen ist kleiner und blässer gezeichnet. Das Auge ist hellbraun, der Schnabel hornfarben, der Fuß röthlich, die Länge des Männchens beträgt 5½, die Breite 8½, die Fittiglänge 2½ Zoll.

Ueber die Lebensweise fehlen noch ausführliche Berichte. Wir wissen einstweilen nur, daß Rüppell's Grasmücke ein Bewohner der buschigen Thäler der Wüsten oder wüstenähnlichen Gegenden oder der spärlich bewachsenen Inseln ist. In Griechenland gehört sie zu den Seltenheiten; in Palästina, Kleinasien und auf den Inseln des rothen Meeres ist sie häufiger; Egypten berührt sie einzeln auf ihrem Zuge: ich habe sie ein einziges Mal in der Nähe des Mensalehsees bemerkt und erlegt.

Während die bisher genannten Grasmücken sich, meiner Ansicht nach, so ähneln, daß jede Trennung der einen Sippe unnöthig erscheint, zeigen andere ein entschieden selbständiges Gepräge und verdienen deshalb in einer besondern Sippe vereinigt zu werden. Bonaparte hat dieser Gruppe den Namen Pyrophthalma gegeben, weil alle hierhergehörigen Arten durch nacktes und lebhaft gefärbtes Augenlid auffallen. Im übrigen kennzeichnet die Strauchsänger ein sehr kurzer und stark abgerundeter Flügel, in dem die dritte, vierte und fünfte Schwinge gleich lang und die längsten sind, ein langer, deutlich abgestufter Schwanz und ein reiches, zerschlissenes, haarartiges Gefieder.

Das Schwarzköpfchen (Pyrophthalma melanocephala), das verbreitetste und häufigste Mitglied der Sippe, ist 5¾ Zoll lang, aber nur 7 Zoll breit; der Fittig mißt höchstens 2⅙, der Schwanz aber 2½ Zoll. Das Gefieder der Oberseite ist grauschwarz, das der Unterseite weiß, röthlich angeflogen; der Kopf ist sammtschwarz, die Kehle reinweiß; Flügel und Schwanzfedern sind schwarz, die drei äußersten Steuerfedern jederseits und die Außenfahnen der ersten weiß. Das Auge ist braungelb, das nackte, stark aufgetriebene Augenlid ziegelroth, der Schnabel blau, der Fuß röthlichgrau.

Von Südfrankreich und Süditalien an ist das Schwarzköpfchen über ganz Südeuropa verbreitet und auch auf den kleinsten Inseln noch zu finden, vorausgesetzt, daß es hier wenigstens einige dichte Hecken gibt. Im Niederwalde und in allen Gärten Griechenlands, Italiens und Spaniens ist es gemein. Es wandert nicht, sondern bleibt, wie alle seine Verwandten, jahraus jahrein in der Heimat. Ich habe es über ein Jahr lang fast tagtäglich beobachtet, ziehe es aber doch vor, Hansmann für mich reden zu lassen, weil ich es für unmöglich halte, eine so ausgezeichnete Schilderung zu erreichen, ganz abgesehen von einer Wahrung des Erstlingsrechtes, wie ich sie stets geübt habe. Nur in einer Hinsicht kann ich Hansmann nicht ganz beistimmen. Er sagt sehr richtig, daß das Schwarzköpfchen

seinen Aufenthalt mit dem bebrillten und manchmal auch mit dem sardischen Strauchsänger gemein habe, sich indessen an Orten finde, wo diese beiden niemals hinkommen, bezweifelt aber die Angabe von der Mühle's, daß es besonders die Hecken der Stachelfeigen liebe und in denselben auch sein Nest aufstelle; er thut Dies aus dem Grunde, weil er überhaupt niemals einen Vogel zwischen diesen Kaktusarten sich habe aufhalten sehen. Ich muß von der Mühle beipflichten: der Schwarzkopf scheint sich mit besonderem Behagen gerade in diesen Kaktushecken anzusiedeln und sie namentlich auch zur Winterherberge zu wählen. In allem übrigen entspricht Hansmann's Schilderung durchaus meinen Beobachtungen.

„Nähert man sich dem Orte, wo das Nest oder die Jungen eines Schwarzköpfchens versteckt sind, so hört man seinen hellen Warnungsruf „Trret trret trett", der mitunter im höchsten Zorn oder in der höchsten Angst so schnell hinter einander wiederholt wird, daß er als ein zusammenhängendes Schnarren erscheint. Diese Töne ließ das Männchen besonders hören, wenn ich seine eben erst ausgeflogenen Jungen ertappte und einzelne davon mit dem Ladestocke erschlug. Dabei spreizte dasselbe seine dunkelschwarzen Kopffedern, die um ein Geringes bis in den Nacken hinein verlängert sind, in die Höhe, und der nackte Augenring flammte feuerroth, wobei es sich mir bis auf wenige Fuß näherte."

„Der Lockton ist ein weniger scharfes „Treck, treck, treck", und mit ihm beginnt gewöhnlich auch der Gesang, ein sehr manchfaltiges, ziemlich langes, aus schnarrenden und pfeifenden Tönen zusammengesetztes Lied, welches gegen das Ende hin manche ganz artig klingende Strophen hat. Diesen Gesang läßt es auch öfter von einem Orte zum andern fliegend vernehmen, oder, wie der Brillenstrauchsänger, aufsteigend und wieder auf einen Zweig zurückfallend". Ich will hinzufügen, daß das singende Männchen fast immer oder wenigstens sehr gern hochsitzt, während des Singens den Schwanz stelzt, die Halsfedern sträubt und zierliche Verbeugungen macht. „Das Weibchen ist ein nicht halb so munterer und so kecker Vogel, als das Männchen, und man bekommt ersteres nur selten zu sehen. Auch um die Jungen ist es wohl ebenso besorgt, als der andere Gatte, indessen geschieht die Vertheidigung derselben lange nicht mit der lärmenden Tapferkeit, die man an diesem erblickt."

„Das Männchen ist denn auch der Hans in allen Gassen, der sich um Alles bekümmert, überall mitredet und überall Partei nimmt. Läßt sich ein Raubvogel von ferne erblicken, sogleich macht es Lärm, auf einen freien Zweig hinaustretend; klagt ein anderer Vogel ängstlich um seine Brut, sogleich ist es bei ihm und hilft kräftig den Feind mit vertreiben. Daß ihm dabei vom Jäger manches Unangenehme geschieht, scheint für die andern durchaus keine Warnung zu sein."

„Die Nester des Schwarzköpfchens, welche ich gefunden, standen entweder in niedrigen, dichten Cratejus- oder Lyciumbüschen oder ganz frei zwischen den Zweigen eines Brombeerstrauches, von der überhängenden Krone desselben freilich vollkommen vor allen feindlichen Blicken geschützt."

„Dieser Vogel muß seine erste Brut schon ziemlich früh beginnen, indem ich bereits zu Anfang des April flügge Junge von ihm vorfand. Sogar im August noch entdeckte ich ein Nest desselben mit vier vollständig frischen Eiern. Diese, vier bis fünf an der Zahl, sind auf schmuzigweißem, olivengraugrünlichen Grunde mit sehr vielen äußerst feinen dunkleren Flecken, fast nach Art der Holzhehereier gezeichnet. Außerdem finden sich auch noch bläuliche Pünktchen und am dicken Ende öfter ein kleiner Kranz olivenbrauner Flecken. Erhebliche Unterschiede habe ich niemals bemerkt. Das Nest selbst ist dickwandiger als diejenigen seiner Familienverwandten, etwa demjenigen des Plattmönchs ähnelnd, jedoch bei weitem kleiner und auch zierlicher angelegt." Nach der Brutzeit streicht Alt und Jung noch längere Zeit zusammen im Lande umher. Wir haben in den Wintermonaten noch solche Familien beobachtet.

Auf Sardinien, Malta, in Griechenland und auf seinen Inseln, nach A. von Homeyer's Beobachtungen aber auch auf den Balearen lebt ein zweiter Strauchsänger, welcher nach seiner Heimat der sardische genannt wurde (Pyrophthalma sarda). Das Gefieder ist auf der Oberseite schwärzlichaschgrau, leicht rostfarben angeflogen, auf der Unterseite hellaschgrau, an der Kehle weißlich, am Bauche

schmuzigweiß; die Schwung- und Steuerfedern sind braunschwarz, rostgrau gesäumt; das äußerste Paar der Steuerfedern ist außen weiß gesäumt. Das Auge ist nußbraun, der nackte Augenlidrand gelblichfleischfarben, der Schnabel schwarz, am Grunde des Unterkiefers gelblich, der Fuß lichthornfarben. Das Weibchen unterscheidet sich durch etwas hellere Färbung vom Männchen.

„Diese Grasmücke", sagt Salvatori, „ist vielleicht der gemeinste Vogel, den es auf Sardinien gibt. Er bewohnt Berg und Ebene, aber immer nur da, wo der Boden mit Cisten und Haide bekleidet ist. Besonders auf den von diesen Pflanzen bedeckten Hügeln lebt eine außerordentlich große Anzahl." Ganz Dasselbe scheint, laut Homeyer, für die Balearen zu gelten, und deshalb ist es umso auffallender, daß der Vogel auf dem Festlande Spaniens nicht oder doch nur höchst selten gefunden wird. Hansmann und Homeyer haben das Leben des sardischen Strauchsängers vortrefflich beschrieben, und ihren Schilderungen will ich das Nachstehende entnehmen.

In seinem Strauchwalde bewegt sich der sardische Sänger fast mehr nach Art einer Maus, als nach Art eines Vogels. „Er verläßt einen Strauch", sagt Homeyer, „eilt flatternd, hüpfend dicht über den Boden dahin, einem andern zu, verschwindet in diesem, verläßt ihn jedoch oft wieder sofort, fliegt auf einen Stein oder Felsen, läuft über ihn oder um ihn herum, verschwindet wieder im Strauch, läuft auf der Erde fort zu den nächsten Deckungen u. s. w., und das Alles mit einer Gewandtheit, welche die unseres Zaunkönigs weit übertrifft. Er hat, was das Schlüpfen anbetrifft, mit dem Schwarzköpfchen Aehnlichkeit; seine Eilfertigkeit und Gewandtheit ist aber viel bedeutender. Auch läuft er stolz wie eine Bachstelze oder hurtig wie ein Blaukehlchen auf dem Boden dahin, den Schwanz in der Regel fast senkrecht in die Höhe gestelzt. Drollig sieht das Vögelchen aus, wenn es in dieser Stellung auf die Höhe eines Steines kommt und hier Umschau hält."

„Rastlos in Bewegung", schildert Hansmann, „von einem Cistenstrauch zum andern gehend, bald Käferchen aus der Blüthenkrone hervorpickend, bald einen flatternden Spanner über der Erde im Laufe verfolgend, läßt er von Zeit zu Zeit sein klingelndes Liedchen erschallen, welches eine große Aehnlichkeit mit dem Gezwitscher eines jungen Kanarienvogelmännchens hat, mit dem Unterschiede jedoch, daß jenes wie der Gesang des Rothkehlchens, in Moll schließt. So wenig laut das Lied des sardischen Sängers auch an und für sich ist, so weit kann man es doch vernehmen, besonders einzelne hellere Töne, die fast ganz dem Schellen einer kleinen Klingel gleichen."

„Der Lockruf dieses Vogels ähnelt vollkommen demjenigen des rothrückigen Würgers, nur daß er um ein Bedeutendes leiser ist, der Größe des ersteren angemessen. Schärfer und in schnellerem Tempo ausgestoßen wird er zum Warnungsrufe."

„Es ist ziemlich schwierig, den sardischen Sänger an seinen dicht bebuschten Aufenthaltsorten zu erlegen. Sobald er sich verfolgt sieht, taucht er unter die Cistenzweige, sein Wesen dicht über der Erde forttreibend. Dies wird um so leichter, als erstere, oben wohl eng mit den Kronen sich berührend, eine weite und zusammenhängende Decke bilden, unten jedoch, wo die Zwischenräume der Stämme mit keinem Mos oder Gras ausgefüllt werden, einen genügenden Raum zu freier Bewegung darbieten. Zuweilen taucht er dann zwischen den oberen Zweigen jener Pflanzen auf, sich geschickt durch die Blätter deckend, so daß man höchstens einen Theil des Schwanzes oder eines andern Gliedes gewahr wird, nie jedoch den ganzen Vogel. Verhält man sich ganz ruhig, so erscheint er auch wohl singend auf dem Gipfel des nächsten Busches, von dem man ihn dann, schnell feuernd, herabschießen kann. Jede verdächtige Bewegung vorher macht, daß er mit einem kurzen „Täck" wieder unter der Laubdecke verschwindet. Flügellahm geschossen, läuft er hurtig an der Erde fort, und man muß flink hinterher sein, will man ihn noch zu rechter Zeit ergreifen, ehe er sich, etwa zwanzig Schritte von dem Orte des Anschusses entfernt, hinter einen Stein oder einen kleinen Grasbüschel gedrükt hat."

„Der sardische Sänger ist der allerletzte, welcher sich noch in der Dämmerung hören läßt, nachdem schon die ersten Zwergohreulen angefangen haben zu rufen. Dann aber ist sein Gesang nur ein helles Auffackern, das sich in langen und unregelmäßigen Pausen wiederholt, jedenfalls eine Folge der Unruhe dieses Vogels, dem die herabsinkende Nacht noch nicht sogleich auf die Augenlider fällt."

„Sein Nest legt er am liebsten in einem dichten Dornen- oder Mirtenbusche an, da ihm die Cisten doch im ganzen zu durchsichtig sind. Es besteht aus dürren Halmen und ist inwendig mit einzelnen Pferdehaaren, hin und wieder auch mit einer Feder ausgelegt. Es ist verhältnißmäßig ziemlich tief, jedoch nicht sehr fest gebaut und mehr dünnwandig, nach Art etwa des der fahlen Grasmücke, mit welcher überhaupt alle Strauchsänger im Nestbau Aehnlichkeit haben.“

„Die vier bis fünf Eier sind auf grünlich schmuzigweißem Grunde mit ölgrünen Wolken gezeichnet, welche hin und wieder das Gepräge von Flecken annehmen, sowie mit einzelnen wirklichen ins Aschbläuliche spielenden Flecken, schwarzen Pünktchen und ab und zu einer schwarzen Schnörkellinie. Ihre Größe ist die des Stieglitzeies.“

„Die Jungen gleichen vollkommen den Alten, nur daß der dunkle Anflug auf dem Scheitel und an den Zügeln bei dem jungen Männchen bei weitem nicht so stark ist, als bei dem erwachsenen, und daß der Augenlidrand des Jugendkleides einen nur geringen rothen Anflug zeigt.“

„Sonst aber ist das Wesen, wie wir es an den alten Vögeln sehen, schon gänzlich bei dem kaum flüggen Jungen ausgeprägt, und es hält ziemlich schwer, die aus dem Neste noch vor ihrer vollkommenen Flugbarkeit herausgehüpften Vögel zu ergreifen, da sie mit ungemeiner Behendigkeit zwischen den Cistenzweigen hindurch zu klimmen und so zu entfliehen wissen.“

„Der sardische Sänger ist Standvogel für Sardinien und verläßt auch im Winter seinen einmal gewählten Aufenthaltsort nicht. Da er schon mit dem Anfange des April zu nisten beginnt, bringt er gewiß den Sommer über drei Bruten zu Stande.“

Aus vorstehender Schilderung ist mir deutlich hervorgegangen, daß der Sänger der Provence (Pyrophthalma provincialis), welchen ich in Spanien sehr häufig beobachtet habe, als der nächste Verwandte des sardischen Sängers angesehen werden muß. Auch jener ist ein einfach, aber dennoch hübsch gezeichneter Vogel. Das Gefieder der Oberseite ist dunkelaschgrau, das der Unterseite dunkelweinroth, das der Kehle weiß gestreift; die Schwingen und Steuerfedern sind bräunlichgrau, die vier äußersten Schwanzfedern jederseits an der Spitze weiß gesäumt. Das Auge ist hellrothbraun, der Augenring ziegelroth, der Schnabel schwarz, an der Wurzel des Unterschnabels röthlich, der Fuß röthlichgrau. Die Länge beträgt 4¾ bis 5 Zoll, die Breite 6 bis 6¼ Zoll, die Fittiglänge beinahe 2, die Schwanzlänge 2¼ bis 2⅓ Zoll.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der Sänger der Provence keineswegs blos diese und das übrige Südeuropa oder Kleinasien und Nordwestafrika, sondern auch Großbritannien bewohnt. Hier traf ihn Montague besonders in den mit Stachelginst bestandenen Triften und, wie es scheint, keineswegs blos als Irrling an.

Ein prächtiges Thierchen ist auch dieser kleine, muntere, fleißig singende, gewandte Sänger. Man freut sich immer von neuem, wenn man ihn wieder sieht. Die niederen Kieferdickichte, die mit der stattlichen Buschhaide, den Cistenrosen bedeckten Nordabhänge der Gebirge Cataloniens, die mit dürftigem Gestrüpp kaum begrünten Einöden Valencias, die steppenartigen Ackerstücke Castiliens, die Eichenwälder, Hecken, niedere Gebüsche, kurzum, der Buschwald im weitesten Sinne sind seine Heimat; in ihm nimmt er seine Wohnung. Kaum betritt man einen dieser Urwälder der kleinen Sängerschaft, so vernimmt man sein einfaches, aber gemüthliches Liedchen, welches nach Hansmann's Versicherung dem des sardinischen Sängers aufs täuschendste ähnelt und erblickt, wenn man glücklich ist, das rothgebrüstete Vögelchen auf der Astspitze eines Busches. Hier dreht und wendet er sich nach allen Seiten, spielt mit seinem Schwanze, den er bald stelzt, bald wieder niederlegt, sträubt die Kehle und singt dazwischen. Beim Herannahen des Jägers huscht er aber gar schnell nieder in das Dickicht, und dann ist er auch dem schärfsten Auge zeitweilig verschwunden. Aber Das währt nicht lange; denn immer und immer wieder erscheint er auf der Spitze des Kronentriebes einer Kiefer, auf dem höchsten Zweige eines Busches, sieht sich einen Augenblick um, stürzt wieder zum Boden herab und huscht und läuft hier wie eine Maus dahin. Ist das Dickicht weniger filzig, so sieht man ihn ab und zu, doch nur

einem Schatten vergleichbar; denn man gewahrt blos einen eilig sich bewegenden Gegenstand. Nach einem Schusse oder einem andern Geräusch erscheint er regelmäßig auf der Spitze eines Busches, doch nur um sich umzusehen: im nächsten Augenblick ist er verschwunden. In seinem Betragen hat er mich oft an unsere Braunelle erinnert; er ist aber weit gewandter und behender als diese.

Besonders anmuthig erscheint der Sänger der Provence, wenn er seine Familie führt. Auch er beginnt schon in den ersten Monaten des Jahres mit seinem Brutgeschäft, nistet aber zwei-, sogar dreimal im Laufe des Sommers und zieht jedesmal eine Gesellschaft von vier bis fünf Jungen heran. Sobald diese nur einigermaßen flugfähig sind, verlassen sie das Nest, auf ihre, vom ersten Kindesalter an bewegungsfähigen Füße sich verlassend. Den kleinen unbehilflichen Jungen wird es schwer, sich in die Höhe zu schwingen, und sie laufen deshalb ganz wie Mäuse auf dem Boden dahin. Aber die Alten fürchten, wie es scheint, gerade wegen ihres Aufenthalts da unten in Allem und Jedem Gefahr und sind deshalb überaus besorgt. Abwechselnd steigt eines um das andere von den beiden Eltern nach oben empor, und unablässig tönt der Warnungs- und Lockruf des Männchens, dem die schwere Pflicht obliegt, die Familie zusammenzuhalten. Sind die Jungen etwas weiter, so folgen sie den Alten auch in die Höhe, und es sieht dann köstlich aus, wenn erst das Männchen und hierauf eins der Jungen nach dem andern auf den Buschspitzen erscheint und dann beim ersten Warnungsruf die ganze Gesellschaft mit Eins sich wieder in die Tiefe hinabstürzt. Man gewahrt nur noch eilfertiges Rennen, Laufen und Huschen, hört ab und zu das warnende „Zerr zerr" und endlich Nichts mehr; denn bis das Männchen wieder nach oben kommt, scheint Alles verschwunden zu sein.

Der Sänger der Provence wandert nicht; seine Flucht vor dem Winter kann man kaum ein Streichen nennen. Von den höheren Gebirgswänden zieht er sich mit dem ersten Schneefall in die Tiefen herab; aber schon bei 3000 Fuß über dem Meere verweilt er — in Spanien wenigstens — jahraus, jahrein.

* * *

Laubsänger (Phylloscopi) hat man bezeichnend die Mitglieder einer Sängerfamilie genannt, welche über die ganze Erde verbreitet oder doch in allen Erdtheilen vertreten ist. Mit Ausnahme der Angehörigen einer Sippe sind alle Laubsänger kleine, schlank und zierlich gebaute Vögel mit verhältnißmäßig langen Flügeln, in denen die dritte, vierte und fünfte Schwinge die längsten sind, mittellangem, gerade abgeschnittenen oder ein wenig ausgeschweiften Schwanze, mäßig hohen und dünnen Füßen und einem schwachen, pfriemenförmigen, an der Wurzel aber abgeplatteten Schnabel, welcher bei einzelnen auch seiner ganzen Länge nach breiter als hoch ist. Das weiche Gefieder ist sehr übereinstimmend gefärbt und gezeichnet; man darf es, wenn man es kurz bezeichnen will, blattfarbig nennen: auf der Oberseite pflegt es blaßgrün oder bräunlich, auf der Unterseite gilblich zu sein. Alle Arten, welche man kennt, leben vorzugsweise in den Wipfeln der Bäume, kommen von ihrer Höhe aber auch in die Tiefe herab und halten sich zuweilen tagelang im niederen Gebüsch oder unter Umständen auch im Getreide der Felder, so namentlich auf Maispflanzen auf. Sie sind rege, lebendig, behend, hüpfen gewandt durch das Gezweig, wissen sich aber auch auf dem Boden geschickt zu bewegen und sind, wenn auch nicht ausgezeichnete, so doch recht gute Flieger. Alle ohne Ausnahme singen angenehm, einige sogar vorzüglich. Ihre geistigen Fähigkeiten sind wohl entwickelt und ihre Sitten sehr ansprechend.

Allerlei Kerbthiere, welche auf den Blättern leben oder die Bäume umfliegen, werden von den Laubvögeln aufgelesen, aus Blüthen und Ritzen hervorgezogen und im Fluge weggefangen. Beerennahrung scheint ihnen weit weniger zu behagen, als den Grasmücken; sie nehmen höchstens dann und wann mit solcher Kost vorlieb. Bei uns sind sie nur Sommergäste, aber solche, welche ziemlich früh im Jahre erscheinen und uns erst später wieder verlassen; schon im Süden Europas hingegen, und ebenso in den warmen oder gemäßigten Ländern Asiens und Afrikas verweilen sie jahraus, jahr-

ein, wenn auch nicht an demselben Orte, so doch in derselben Gegend. Die nordischen Arten brüten bald nach ihrer Ankunft in der Heimat, einige zweimal im Laufe des Sommers, andere nur einmal. Die Nester sind Kunstbauten; das Gelege besteht aus vier bis sieben äußerst zierlichen, feinschaligen Eiern, welche auf weißem oder lichtrosenrothen Grunde dunkler gefleckt sind.

Der gemeinste unsrer Laubvögel (Phyllopneuste Trochilus) wird zum Unterschiede von den Andern **Weidenlaubsänger** oder **Weidenzeisig**, **Weidenblättchen** und **Weidenmücke**, sonst auch wohl **Fitis** oder **Fiting**, **Schmittl**, **Wisperlein**, **Backöfelchen** und **Sommerkönig** genannt. Er ist, wie alle seine Sippschaftsverwandten, sehr gestreckt gebaut; der Fittig, in welchem die dritte und vierte Schwinge die andern überragen, ist ziemlich lang, der Schwanz mittellang und schwach ausgeschnitten, der Schnabel schwach, nur an der Wurzel etwas verbreitert, im übrigen pfriemenförmig und an der Spitze seitlich zusammengedrückt. Das lockere Gefieder ist auf der Ober-



Der Weidenlaubsänger (Phyllopneuste Trochilus).

seite olivengraugrün, auf der Unterseite weiß, an der Brust graugilblich überflogen; ein Augenbrauenstreif ist gelblichweiß, ein Zügelstreifen tiefgrau; die Schwung- und Steuerfedern sind grau, grünlich gesäumt, die Unterflügeldeckfedern hellgelb. Nach der Herbstmauser ist die Unterseite blaßgelb. Das Auge ist braun, Schnabel und Füße sind hornfarbig. Die Länge beträgt 4 Zoll 11 Linien, die Breite 7 Zoll 4 Linien, die Fitliglänge 2 Zoll 5 Linien, die Schwanzlänge 2 Zoll. Die Geschlechter unterscheiden sich kaum merklich; die Jungen sind auf der Oberseite olivengrau, am Vorderhalse graugelblichweiß, auf dem Bauche weiß, gelblich überflogen.

Von Nordskandinavien an nach Süden hin fehlt der Weidenlaubsänger nirgends in Europa, und außerdem ist er über einen großen Theil von Nordasien, ja selbst über Nordamerika verbreitet. Im Winter wandert er bis Nordafrika und bis Indien; die große Menge der von uns weggezogenen bleibt aber schon im südlichen Europa. Er bewohnt die Ebene wie das Gebirge und, mit Ausnahme des dunkleren Hochwaldes, jede Oertlichkeit, falls dieselbe nicht gänzlich baumlos ist. Die Weiden,

von denen er seinen Namen hat, zieht er andern Bäumen durchaus nicht vor: er liebt nur Laubbäume mehr als Nadelbäume, obgleich er auch in diesen, ja selbst im Knieholze noch gefunden wird. Im Herbst besucht er sehr häufig niederes Gestrüpp, Röhricht, Schilf, und im Süden Europas die Maisfelder; im Sommer hält er sich lieber auf höheren Bäumen auf. Bei uns erscheint er in der ersten Hälfte des April und verweilt wenigstens bis zum August; dann zieht er gemächlich nach Süden. Auch er reist des Nachts, und jedes Geschlecht für sich; die Männchen kommen früher an und verlassen uns später als die Weibchen.

Wie alle Laubvögel überhaupt ist auch der Weidenlaubsänger ein höchst angenehmer Vogel, welcher durch sein munteres und zutrauliches Wesen wie durch seinen zwar einförmigen, aber flötenartigen Gesang ungemein erfreut. „In steter Unruhe“, sagt Naumann, „schlüpft er durch die Zweige, doch mehr flatternd als hüpfend; seine Bewegungen und Handlungen verrathen immerwährenden Frohsinn, welcher häufig in Muthwillen ausartet; ihn zeigt er durch Necken und Beißen gegen Seinesgleichen und auch gegen andere kleine Vögel oft, besonders im Frühlinge. Im Sitzen trägt er die Brust erhaben, aber im Forthüpfen beugt er sie etwas tiefer herab, so auch auf dem Erdboden. Doch sieht man ihn hier nur selten und schwerfällig in großen einzelnen Sprüngen hüpfen und dabei fast nach jedem Sprunge den Kopf nach verschiedenen Richtungen bewegen. Die Art, sich durch die Zweige der Bäume fortzubewegen, sein Flattern auch außerhalb derselben und seine Unruhe machen ihn bemerklicher, als die Grasmücken. Eine ganz eigene Bewegung des Schwanzes, ein Wippen oder Schlagen desselben nach unten und abwärts, ist besonders bemerkenswerth. Es wird nur dann von Zeit zu Zeit wiederholt, wenn der Vogel keine Gefahr ahnt oder ganz ruhig ist; sonst sieht man es nicht. Scheu ist dieser Vogel gar nicht, man könnte ihn vielmehr zutraulich nennen; denn er treibt sein Wesen vor den Augen des Beobachters meistens ohne alle Furcht, zumal bei naßkalter Witterung, wo er oft sehr kirre ist und sich ganz in der Nähe beobachten läßt. So fliegt er auch ungescheut von einem Baume und Busch zum andern, selbst über große, freie Flächen. Ueber kurze Räume schwingt er sich flatternd und fortschießend; allein im Wanderfluge beschreibt er eine unregelmäßige, aus längern und kürzern oder sehr kurzen Bogen zusammengesetzte Schlangenlinie, so daß man ihn fast einen hüpfenden Flug nennen könnte, und man glauben möchte, das Fliegen werde ihm sauer.“

Der Gesang ist sehr einfach und klingt schwermüthig, jedoch keineswegs unangenehm. Er besteht aus einer Reihe sanfter Töne, welche wie „Hüid hüid, hoid hoid hoid hoid“ klingen. „Das ist“, sagt mein Vater, „sein ganzer Gesang; aber das Schmelzende und Flötenartige, das Steigen und Fallen und die Weichheit der Töne gibt ihm etwas so Eigenes und Ansprechendes, daß er dem Schlage vieler Vögel, wenigstens nach meinem Geschmack, vorzuziehen ist. Bei der Paarung, welche wenige Tage nach der Ankunft beginnt, gibt das Männchen noch ganz eigene Töne von sich, welche einem anderen Vogel zuzugehören scheinen und sich mit Worten nicht beschreiben lassen. Es flattert dabei mit zitternder Flügelbewegung von einem Baume zum andern und verfolgt sein Weibchen beständig. Dieses hält sich immer in der Nähe des Männchens und läßt, wenn es hitzig ist, auch eine Art von Gesang hören, der aber weit kürzer und schwächer als der des Männchens ist.“ Letzteres wählt sich zum Singen eine Baumspitze oder einen vorstehenden Zweig, bläst die Kehle auf, sträubt auch wohl die Scheitelfedern, läßt die Flügel hängen und singt nun sehr eifrig, ja fast ununterbrochen. Es kündet seine Ankunft im Frühlinge durch seinen Gesang an, beginnt schon am frühesten Morgen und endet erst nach Sonnenuntergang, und Dies währt bis Ende Julis.

Das Nest wird stets vortrefflich versteckt. Es steht fast immer auf dem Boden, häufig in Höhlungen oder andern Vertiefungen, gewöhnlich in einem alten Grasbüschel, sonst auch an einem Baumstamme, unter den Blättern eines Blumenstockes und an andern passenden Oertlichkeiten. Das Weibchen beginnt, wie mein Vater beobachtete, damit, das Loch zurecht zu machen, zieht oft mit großer Anstrengung hier Gras und Mosstengel aus und hackt mit dem Schnabel so lange an der betreffenden Stelle herum, bis die Halbkugelform ausgehöhlt ist. Nun erst geht es an den Bau des eigentlichen Nestes; aber es ist so eifrig, daß es das Ganze nach wenig Tagen vollendet hat. Es baut allein, ohne

Hilfe des Männchens, und nur in den Morgenstunden, hütet sich sehr, das Nest zu verrathen und hält sich, wenn es nicht eben mit Bauen beschäftigt ist, gar nicht in der Nähe desselben auf. Um das Nest aufzufinden, muß man regelrecht zu Werke gehen, und es gehört auch dann noch eine sehr große Uebung dazu, den Bau, welcher der Umgebung vollständig ähnelt, von dem Mos, Laub oder altem Gras zu unterscheiden. Das Nest selbst ist backofen- oder kegelförmig, wegen seiner dicken Wände sehr groß, oben überwölbt, seitlich mit einem kreisrunden Eingangsloche versehen. Seine Wandungen bestehen aus Mos, dürrem Laub, Grashalmen und Grasblättern, welche Stoffe nach innen zu feiner gewählt werden; die eigentliche Ausfütterung aber bilden Haus- und Rebhühner-, Tauben-, Krähen- und andere Federn. Naumann hebt als merkwürdig hervor, daß man selten ein Nest finde, in dem nicht Rebhühnerfedern verwendet wären. Hühnerfedern scheinen überhaupt bevorzugt zu werden: in der Nähe der menschlichen Wohnungen findet man die Federn von Trut-, Haus- und Perlhühnern, im Walde die von Birkhühnern und Fasanen. Das Gelege, welches Anfangs Mai vollzählig ist, zählt fünf bis sieben längliche, glattschalige, glänzende Eier, welche auf milchweißem Grunde mehr oder weniger gleichmäßig mit hellrothen Flecken bestreut sind. Das Männchen löst sein Weibchen um die Mittagszeit auf einige Stunden im Brüten ab; den übrigen Theil des Tages gibt sich dieses so eifrig seinen Mutterpflichten hin, daß es sich fast mit Händen greifen oder, was öfter vorkommt, beinahe ertreten läßt, ehe es wegfliegt. So lange die Eier noch nicht ausgebrütet sind, fliegt die aufgescheuchte Mutter ganz matt und niedrig über dem Boden dahin; sind aber schon Junge im Neste, dann gebrauchen die Eltern die bekannte List der Verstellung, schreien kläglich und geberden sich überaus ängstlich. Ende Mais sind die Jungen flügge, Mitte Junis brüten die Alten zum zweitenmale.

Alle Laubsänger sind namentlich mit Hilfe des Nachtigallgärnchens leicht zu berücken. Naumann versichert, daß man sie fangen könne, wenn man einen Vogelbauer, in dem sich irgend ein kleiner, lebendiger Vogel befindet, mit Leimruthen besteckt, und in der Gegend, in der man die Laubsänger immer sieht und hört, an einen Baum hängt. Sie kommen dann aus Neugierde oder Eifersucht herbei und bleiben auf den Leimruthen kleben. Auch Sprenkel und andere Fangwerkzeuge führen zum Ziele. Die Gefangenen werden sehr bald zahm und zutraulich, zumal wenn man sie frei im Zimmer umherfliegen lassen kann. Sie halten sich immer in der Höhe des Zimmers, nahe der Decke auf, wählen die höchsten Stellen des Geschränkes zu Ruhepunkten und fangen vonhieraus Fliegen. Einzelne halten sich jahrelang, viele sterben aber schon in den ersten Tagen ihrer Gefangenschaft, da sie schwer an ein Ersatzfutter gehen. Wenn sie einmal traurig werden und das Gefieder sträuben, thut man wohl, ihnen sofort die Freiheit zu schenken; denn sonst wird man sie am nächsten Morgen gewiß als Leiche finden.

In Südasien, zumal in den Ländern des Himalaya, leben Laubvögel, welche man unter dem Namen Reguloides von den übrigen getrennt hat. Der Name begründet sich auf die Ansicht früherer Naturforscher, welche diese Vögelchen als nahe Verwandte der Goldhähnchen ansahen. Die Laubkönige, wie wir sie nennen wollen, gehören unzweifelhaft unserer Familie an und kommen in allen wesentlichen Stücken mit andern Laubsängern überein. Ihr Schnabel ist aber verhältnißmäßig kürzer, als der der eigentlichen Laubsänger, der Flügel länger und mehr zugespitzt, der Fuß kürzer und schwächer. Alle Arten, welche bis jetzt in Indien beobachtet worden, sind Gebirgsvögel, wandern jedoch bei Eintritt der kalten Witterung in die Ebenen herab. Wahrscheinlich geschieht es gelegentlich dieser Wanderung, daß sie sich über die Grenzen ihres eigentlichen Heimatskreises hinaus verfliegen und dann als Irrlinge in weit entlegenen Ländern erscheinen. So ist ein Laubkönig (Reguloides Proregulus) schon wiederholt in Europa und auch in Deutschland beobachtet und erlegt worden und verdient aus dem Grunde besonderer Erwähnung.

In seiner äußeren Erscheinung ähnelt er andern Mitgliedern der Familie. Das Gefieder ist oben graugrün, auf dem Bürzel reingrün, auf der Unterseite gelblichweiß; über den Scheitel verläuft eine hellgrüngelbliche Längsbinde, über das Auge hin ein rostgelber Streifen; die Flügel sind durch zwei weißgelbe Querbinden gezeichnet. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel oben schwärzlichbraun, unten gelblich, der Fuß blaßbraun. Die Länge beträgt 4 Zoll, die Breite 6¼, die Fittiglänge 2, die Schwanzlänge 1½ Zoll.

Es ist möglich, daß der Laubkönig in Europa öfter vorkommt, als man glaubt. Man hat ihn bis jetzt in Dalmatien und andern Ländern Südeuropas wiederholt, in Mitteldeutschland und mehrfach auf Helgoland beobachtet. Seine Heimat ist Mittelasien. In Indien ist er, nach Jerdon, ziemlich häufig während des Winters; im Himalaya und, nach Swinhoe, auch in China gemein zu jeder Jahreszeit.

Ueber seine Lebensweise fehlen noch ausführliche Beobachtungen. Blyth bemerkt, daß er einsam lebe und einen Gesang habe, welcher an den unseres Waldlaubsängers (Phyllopneuste sibilatrix) erinnere. Hancock behauptet, daß er sich ganz wie ein Goldhähnchen betrage, fortwährend in Bewegung sei, von einer Stelle zur anderen flattere und nach Goldhähnchenart die Gebüsche durchsuche; Gätke hingegen versichert, daß er in allen Bewegungen und in seinem Wesen andern Laubvögeln, nicht aber dem Goldhähnchen ähnele. Swinhoe sagt, daß man ihn (in China) selten in Gesellschaft anderer Vögel sehe, daß er lebendig und stets in Bewegung sei und durch seinen lauten, eintönigen Lockruf „Swiht“ seine Anwesenheit kundgebe. Radde theilt uns mit, daß er in Südost-Sibirien um die Mitte des Mai erscheint, und bis gegen Ende Septembers verweilt. Gelegentlich seines Herbstzuges bleibt er, wie die Goldhähnchen, lange an ein und demselben Orte, oder reist wenigstens sehr langsam, und wird deshalb im Gebüsch der Uferweiden monatelang beobachtet.

Das Nest wurde von Blyth beschrieben. Es ist ein zierlicher Bau, welcher zwischen den Baumzweigen in beträchtlicher Höhe über dem Boden aufgehängt wird. Seine Gestalt ist ballförmig, der obere Theil mit seiner ganzen Brut dem Zweige angeheftet und da, wo er in den unteren übergeht, auffallend verdickt. Die Wandungen bestehen aus feinen, weichen Pflanzenfasern, welche dicht mit einander verflochten sind und zugleich die inwendige Ausfütterung bilden. An der äußeren Seite sieht man Bruchstücke von Baumrinde, Spinnengewebe und mancherlei andern Stoffen. Zwei Oeffnungen führen ins Innere, die eine vorn über der Mitte, die andere seitlich hinten, etwas weiter oben. Die vorderste, welche als Haupteingang zu betrachten ist, wird durch ein Vordach geschützt.

Eine andere Sippe umfaßt die Gartensänger oder Bastardnachtigallen (Hypolais), nicht blos die größten, sondern auch die edelsten Mitglieder aller Laubvögel. Auch sie sind schlank gebaut; der Flügel, in welchem die dritte oder vierte Schwinge die andern überragt, ist verhältnißmäßig lang, der Schwanz etwas ausgeschnitten, der Fuß kräftig, der Schnabel groß, stark und breit, von oben angesehen dreieckig, an den Schneiden scharf, jedoch kaum merklich eingezogen. Mein Vater, welcher die Sippe aufstellte, sagt, daß die Bastardnachtigallen von den Laubsängern weiter Nichts als die Farbe haben, da ihr Körper gedrungener, ihr Schnabel viel größer und stärker, ihr Fuß dicker ist als bei den letztgenannten. Auch erinnert ihre Lebensart mehr an die Grasmücken, als an die der Laubsänger. Ihr Gesang zeichnet sich durch große Manchfaltigkeit vor dem anderer Laubvögel aus; und ihr Nest wird nicht auf dem Boden angelegt und oben zugewölbt, sondern zwischen den Baumzweigen eingehängt und oben nicht überdeckt. Selbst die Eier behaupten ein eigenthümliches Gepräge.

In Europa leben wenigstens fünf verschiedenartige Gartensänger, die einen diesseits, die andern jenseits der südlichen Scheidegebirge. Der Gartensänger oder große Laubvogel, die Mehlbrust und Bastardnachtigall, der Spötterling und Hagspatz, das Titeritchen und Schake-

rutchen (Hypolais hortensis oder Hypolais salicaria) ist auf der Oberseite grüngrau, auf der unteren blaßschwefelgelb; die Schwingen sind mattschwarzbraun, auf der Außenfahne grünlich gesäumt; die Schwanzfedern sind lichter als die Schwingen, außen schmuzig weiß gesäumt. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel graubraun, an der Wurzel der Unterkinnlade röthlichgelb, der Fuß lichtblau. Die Länge beträgt 5½ Zoll, die Breite 9½ Zoll, die Fittiglänge 3⅓, die Schwanzlänge 2 Zoll.

Als das eigentliche Vaterland des Gartensängers müssen wir Mitteleuropa ansehen. Vonhieraus verbreitet er sich nördlich bis Skandinavien, während er im Süden des Erdtheils durch Verwandte vertreten wird. In Spanien haben wir ihn nie beobachtet, und auch in Griechenland gehört er zu den seltensten Vögeln, welche man nur während der Zugzeit antrifft. Sehr mit Unrecht hat man eine der südlichen Arten (Hypolais polyglotta) mit ihm verwechselt oder als eine Ausartung von ihm angesehen: beide Vögel unterscheiden sich nicht blos durch die Größe und Flügelbildung, sondern auch durch ihre Lebensweise und namentlich durch ihren Gesang.



Der Gartensänger (Hypolais hortensis oder Hypolais salicaria).

Unter seinen Familienverwandten ist der Gartensänger der weichlichste und zärtlichste. Er erscheint bei uns zu Lande erst, wenn alle Bäume sich belaubt haben, also niemals vor Ende Aprils und verweilt in Deutschland höchstens bis zu Ende Augusts. In welchen Gegenden Afrikas er den Winter verbringt, vermag ich nicht zu sagen; ich habe ihn, soviel ich mich entsinnen kann, niemals auf dem Zuge beobachtet.

Der Gartensänger macht sich bemerklicher, als viele andere Singvögel. Er gehört zu denen, welche in unmittelbarer Nähe des Menschen gern wohnen, ja Gärten und Obstpflanzungen sogar dem Walde zu bevorzugen scheinen. Im Laubwalde ist er allerdings ebenfalls zu finden; aber er liebt doch mehr die Ränder als die Mitte desselben; in Nadelwäldern fehlt er gänzlich und ebenso im Gebirge. Gärten mit Hecken und Gebüschen, in denen Hollunder-, Flieder-, Hartriegel- und ähnliche Gesträuche häufig sind, oder Obstpflanzungen, welche von Hecken eingefaßt werden, beherbergen ihn regelmäßig.

Er ist ein höchst unruhiger, lebhafter, munterer und gewandter, aber auch ein vorsichtiger Vogel. Sein Gebiet wählt er mit Sorgfalt aus; hat er aber einmal von ihm Besitz genommen, so hält er mit Hartnäckigkeit an ihm fest und kehrt alle Sommer zu ihm zurück, so lange er lebt. Wir haben einen, welchen wir wegen seines wenig ausgezeichneten Gesanges halber „den Stümper“ nannten, sieben Jahre nach einander in ein und demselben Garten beobachtet. Im Laufe des Tages ist der Vogel bald hier, bald da, so lange ihn nicht die Sorge um das brütende Weibchen oder um die Brut selbst an ein und dieselbe Stelle fesselt. Gewöhnlich hüpft er in dichten Bäumen umher, immer möglichst verborgen, und es kann geschehen, daß man viele Minuten lang ihn vergeblich mit dem Auge sucht, trotzdem er sich beständig hören läßt; manchmal bemerkt man ihn nur, wenn er von einem Baume zum andern fliegt. Gewisse Bäume, gewöhnlich die höchsten und belaubtesten seines Wohnraumes, werden zu Lieblingsplätzen; sie besucht er täglich mehreremal, und auf ihnen verweilt er am längsten. Im Sitzen trägt er die Brust aufgerichtet, und wenn er etwas Auffälliges bemerkt, sträubt er die Scheitelfedern; im Hüpfen hält er sich wagrecht und streckt dabei den Hals vor. Der Flug ist sehr rasch und gewandt; der Gartensänger versteht es, die jähesten Windungen auszuführen. Zum Boden herab kommt er selten, und das Hüpfen scheint ihm beschwerlich zu sein. Nur während des Singens verweilt er längere Zeit an ein und derselben Stelle, sonst ist er, so zu sagen, beständig auf der Wanderung begriffen. Die Lockstimme ist ein sanftes „Teck teck“, welchem ein wohllautendes „Terüt“ angehängt wird, wenn ein besonderes Verlangen, Eifersucht oder Zorn, auch wohl drohende Gefahr ausgedrückt werden soll; seinen Aerger oder vielleicht auch seine Kampfeslust pflegt er durch die Silben „Hettettett“ kundzugeben. Der Gesang spricht nicht Jedermann an und wird deshalb verschieden beurtheilt; auch singt keineswegs ein Gartensänger wie der andere: denn dieser ist vielleicht ein ausgezeichneter Spötter, welcher die verschiedensten Laute der umwohnenden Vögel in seinen Gesang mischt, der andere nur ein erbärmlicher Stümper, welcher blos wenige wohllautende Töne vorträgt und die minder angenehmen gewissermaßen zur Hauptsache macht. Ich meinestheils muß sagen, daß ich den Gartensänger immer gern höre und seinen Gesang so ansprechend finde, daß ich die abgebrochenen und schwatzenden Laute über die herrlich flötenden vergesse. Besonderer Anerkennung werth scheint mir der Eifer zu sein, mit welchem der Vogel sein Lied vorträgt. Er singt von der Morgendämmerung an bis gegen Mittag hin und abends bis zu Sonnenuntergang, am eifrigsten selbstverständlich, während das Weibchen brütet oder wenn ein Nebenbuhler zum Kampfe auffordert. Eine sonderbare Gewohnheit des Gartensängers ist die, daß er sich während seines Singens so leicht nicht schrecken läßt, ja sogar noch lauter singt, wenn er einmal in Gefahr gebracht wurde, so nach einem Schuß, welcher ihm galt, ohne ihn zu verletzen. Es scheint dann wirklich so, wie Naumann meint, „als wolle er den mißlungenen Anschlag auf sein Leben aller Welt verkündigen oder den ungeschickten Schützen verhöhnen“.

Auch der Gartensänger duldet innerhalb seines Gebietes kein zweites Paar der gleichen Art. Zwei Männchen, welche neben einander wohnen, eifern sich gegenseitig nicht blos zum Gesange an sondern raufen sich auch sehr häufig. „Es darf sich“, sagt Naumann, „kein anderer seiner Art blicken lassen; er wird sogleich mit grimmigen Bissen verfolgt und sofort wieder aus dem Revier gejagt. Der Eindringling widersetzt sich aber meistens, und dann gibt es heftige Schlägereien, so daß man nicht selten ein Paar solcher Zänker, welche sich gepackt haben, im Streit zur Erde herabpurzeln, hierüber dann aber gewöhnlich erschreckt, plötzlich aus einander fahren, und nun einen Jeden seinem Standort zueilen sieht. Auch andere Vögel, welche um sie wohnen, necken und jagen sie gern.“

Die Hauptnahrung des Gartensängers besteht aus Käferchen und andern kleinen fliegenden Kerbthieren, welche von den Blättern abgelesen oder aus der Luft weggefangen werden. Deshalb sieht man ihn auch häufig in den Baumkronen umherflattern oder selbst über die schützenden Zweige hinausflattern. Hier und da macht sich der sonst nur nützliche Vogel als Bienenräuber verhaßt. „Man machte mich“, so schreibt ein Beobachter meinem Vater, „darauf aufmerksam, daß ein Vogel, der Bienenwolf genannt, oft käme, sich auf die Stöcke setze und die Bienen wegschnappe. Ich erkannte in ihm unsern Gartensänger. Wenn die Bienen etwas lange zögerten, ehe sie aus dem Stocke kamen,

klopfte er, wie ich mit eigenen Augen sah, mit dem Schnabel an den Stock, um sie herauszulocken und fing sie dann sehr geschickt weg. Da er stets nach einem benachbarten Hollunderbusch flog, vermuthete ich sein Nest in ihm und fand es auch wirklich bald. Die Erbitterung des Bienenbesitzers, dem unser Vogel an seinen Stöcken viel Schaden gethan hatte, war so groß, daß die von mir entdeckten halbflüggen Jungen ohne Barmherzigkeit der Katze vorgeworfen wurden." Wenn die Kirschen reif werden, besucht der Gartensänger die fruchtbeladenen Bäume und erlabt sich an dem weichen Fleisch der süßen Früchte; wenn es Johannisbeeren gibt, erhebt er sich von ihnen seinen Zoll und ebenso später von Flieder-, Traubenhollunder- und Faulbaumbeeren.

Ungestört brütet der Gartensänger nur einmal im Jahre und zwar zu Ende Mais oder zu Anfang Junis. Das Nest steht regelmäßig in dem dichtesten Busche seines Gebiets, am liebsten in Flieder-, Hasel-, Hartriegel-, Faulbaum-, selten oder nie in Dornen tragenden Büschen, nicht gerade verborgen, aber doch immer durch das Laub verdeckt und geschützt. Es ist ein sehr zierlich beutelförmiger Bau, dessen Außenwandungen aus dürrem Gras und Queggenblättern, Bastfasern, Pflanzen- und Thierwolle, Birkenschalen, Raupengespinnst, Papier und ähnlichen Stoffen äußerst kunstreich und sehr dauerhaft zusammengefilzt sind, während das Innere mit einigen Federn ausgepolstert und mit zarten Grashalmen und Pferdehaaren ausgelegt ist. Die vier bis sechs länglichen Eier sind auf rosenrothem oder rosenrothölgrauen Grunde mit schwärzlichen oder rothbraunen Punkten und Aederchen gezeichnet. Männchen und Weibchen brüten wechselsweise, zeitigen sie innerhalb dreizehn Tagen und füttern die ausgeschlüpften Jungen mit allerlei kleinen Kerbthieren auf. Bei drohender Gefahr zeigen sie sich ungemein ängstlich, und das Weibchen bedient sich ebenfalls der Verstellung, um den Feind vom Neste wegzulocken.

Es ist erklärlich, daß der so Vielen angenehme Gesang eifrige Liebhaber bewogen hat, den Gartensänger an das Gebauer zu gewöhnen. Das aber ist eine mißliche Sache; denn dieser gehört zu den weichlichsten und zärtlichsten aller Vögel. Er verlangt die sorgsamste Pflege und das ausgewählteste Futter, hält aber trotzdem nur selten längere Zeit im Käfig aus. Ein Freund meines Vaters schreibt diesem, daß er Gartensänger mehrere Jahre lang im Gebauer gehalten und die Freude gehabt habe, sie vollkommen zu zähmen. Er zog die Jungen auf oder ließ sie, wenn er es konnte, durch die Eltern groß füttern; dann wurden zwei bis drei von ihnen zusammen in ein und dasselbe Gebauer gesteckt, und hier vertrugen sie sich, einige kleine Streitigkeiten abgerechnet, stets vortrefflich. „Ja, ich fand", sagt unser Beobachter, „daß, wenn eins von denen, welche zwei oder drei Jahre zusammengewohnt hatten, starb, das andere es selten um einige Monate überlebte. Hierin ist der Gartensänger den unzertrennlichen Papageien ähnlich; er zeigt auch wie sie eine große Hinfälligkeit. Doch verträgt er Manches. In meiner Wohnstube ist ein Kochofen, welcher oft und stark raucht; dennoch brachte ich vorigen Winter ein Paar dieser Vögel glücklich durch. Weder der Rauch, noch die durch das oft geöffnete Fenster hereinströmende kalte Luft, noch das mehrmalige Verändern des Platzes hat ihnen geschadet, geschweige den Tod gebracht, wie Bechstein behauptet... Er zeigt, wie seine Verwandten, eine bewunderungswerthe Klugheit und kann zu einer hohen Stufe von Zahmheit gebracht werden."

Bei uns zu Lande zieht sich der Gartensänger nur selten den Zorn eines Bienenfreundes zu und setzt sich dadurch der Gefahr aus, getödtet zu werden; in Italien hingegen wird er ebenso wenig verschont, wie andere Sänger. Der Fang ist mühsam und eigentlich nur Sache des Zufalls. Mit Sicherheit soll die bereits oben erwähnte Fangweise zum Ziele führen, daß man nämlich einen Lockvogel in einem mit Leimruthen bespickten Bauer da aushängt, wo es freilebende Gartensänger gibt, sie eifersüchtig macht und dadurch veranlaßt, sich auf die verrätherischen Ruthen zu setzen.

Ich erfülle ein vor Jahren gegebenes Versprechen, wenn ich noch Etwas über das Leben eines anderen Gartensängers mittheile, welcher von mir zuerst im Süden Europas aufgefunden und, weil ich nicht wußte, daß er bereits in Nordwestafrika entdeckt worden war, meinem Freunde Arigo zu Ehren benannt wurde. Der Grauspötter (Hypolais cinerascens oder, wie ich ihn genannt habe, Hypolais Arigonis) ist, wie alle Gattungsverwandten, sehr einfach gefärbt. Das Gefieder der Oberseite ist graugrünlich, das der Unterseite weißlichgrau. Das Auge ist dunkelbraun, der Oberschnabel horngrau, der Unterschnabel gelblichgrau, der Fuß graulichhornfarben. Die Länge beträgt 5 Zoll 7 bis 9 Linien, die Breite 7 Zoll 9 bis 11 Linien, die Fittiglänge 2 Zoll 6 bis 7 Linien, die Schwanzlänge 2 Zoll 2 bis 3 Linien. Das Weibchen ist um 1 bis 1½ Linien kürzer und um 2 bis 4 Linien schmäler.

Es war in einem der blumenreichen Gärten Valencias, wo ich diesen Spötter zum erstenmale singen hörte. Der Gesang fiel mir auf, weil er mir vollständig fremd war. Ich erkannte aus ihm wohl die Sippe, welcher der Vogel angehören mußte, nicht aber auch eine schon früher beobachtete Art. Einmal aufmerksam gemacht, wurde es mir und meinen Begleitern nicht schwer, den fraglichen Sänger auch außerhalb der Ringmauern der Stadt Valencia aufzufinden, und so erfuhren wir denn, daß der Grauspötter sich über den ganzen Südosten Spaniens verbreitet und da, wo er einmal vorkommt, viel häufiger ist, als jeder andere Verwandte von ihm an seinen bezüglichen Aufenthaltsorten.

Wie es scheint, meidet er das Gebirge oder überhaupt bergigte Gegenden und wählt sich ausschließlich die baumreichen Stellen der Ebenen zu Wohnsitzen. Besondere Lieblingsorte von ihm sind die Huertas oder Fruchtebenen, jene paradiesischen Gefilde Spaniens, welche noch heutzutage durch die von den Mauren angelegten Wasserwerke regelmäßig bewässert werden und in einer Fruchtbarkeit schwelgen, von der wir uns kaum eine Vorstellung machen können. Hier in den Frucht- oder Blumengärten, welche innerhalb dieses einen großen Gartens sich finden, neben und über den Spaziergängen der Städte und Dörfer und selbst noch in den an die Fruchtebene stoßenden Weinbergen und Oelpflanzungen ist unser Vogel ungemein häufig — so häufig, daß wir von ungefähr zwanzig neben einander stehenden Silberpappeln zwölf singende Männchen herabschießen konnten.

So sehr der Grauspötter unserem Gartensänger hinsichtlich seines Aufenthaltes und seines Betragens ähnelt, so sehr unterscheidet er sich von ihm durch seine Verträglichkeit, andern derselben Art gegenüber, und durch seinen Gesang. Ich habe nie gesehen, daß sich zwei Männchen eifersüchtig verfolgt hätten, vielmehr wiederholt beobachtet, daß zwei Paare auf ein und demselben Baume lebten; ich habe sogar zwei Nester mit Eiern auf einem Baume gefunden. An ein feindseliges Verhältniß zwischen den betreffenden Paaren ist also gar nicht zu denken, und diese Verträglichkeit fällt Dem, welcher das zänkische Wesen anderer Gartensänger kennt, augenblicklich auf. Aber auch der Gesang unterscheidet den Grauspötter leicht und sicher von seinen Verwandten. Der Lockton, welchen man von beiden Geschlechtern vernimmt, ist das so vielen Singvögeln gemeinsame „Tack tack", der Gesang ein zwar nicht unangenehmes, aber doch höchst einfaches Lied, welches in mancher Hinsicht an den Gesang gewisser Schilfsänger erinnert, und von der Nachahmungsgabe oder Spottlust unserer Gartensänger Nichts bekundet. In seinen Bewegungen, wie überhaupt in allen wesentlichen Eigenschaften ähnelt der Grauspötter unserm Gartensänger; doch darf er vielleicht als ein minder lebhafter Vogel bezeichnet werden. An das Treiben des Menschen hat er sich so gewöhnt, daß er durchaus keine Scheu zeigt, sich vielmehr in nächster Nähe beobachten läßt und noch das kleinste Gärtchen inmitten der Häusermassen großer Städte wohnlich und behaglich findet. Sein Vertrautsein mit dem Menschen geht so weit, daß er sich auf den beliebtesten Spaziergängen ansiedelt, selbst wenn diese, wie die prachtvolle Glorietta Valencias, bis nach Mitternacht von Laternen glänzend erleuchtet sind.

Die Brutzeit des Grauspötters beginnt erst zu Anfang Junis und währt bis Ende Julis. Zum Nisten wählt sich das Paar stets einen hohen, dichtwipfligen Baum und hier eine blätterreiche Stelle des Gezweiges aus. Hier, immer in beträchtlicher Höhe über dem Boden, steht oder hängt das Nest

zwischen zwei senkrecht auf- oder ablaufenden Zweigen, welche in dasselbe verflochten werden; es erinnert also in dieser Hinsicht an die Nester der Schilfsänger. Die Wandungen sind sehr dicht, aber aus verschiedenen Stoffen zusammengefilzt. Einzelne Nester bestehen aus Grashalmen, dickeren und feineren durcheinander, und sind innen kaum mit Distelwolle ausgekleidet; andere sind fast ganz aus letzterer oder aus Baumwolle und aus Schalenstückchen verschiedener Bäume zusammengesetzt. Die Nestmulde hat einen Durchmesser von 2 und eine Tiefe von 1½ Zoll. Das Gelege besteht aus drei bis fünf rein eiförmigen Eiern, welche auf blaßgrauem oder blaßröthlichen Grunde mit unregelmäßigen d. h. größeren und kleineren Flecken und Punkten von dunkelbrauner bis schwarzer Farbe gezeichnet sind. Beide Eltern brüten abwechselnd, beide füttern die Brut heran, und beide lieben sie äußerst zärtlich. Ob das Paar mehr als einmal im Sommer brütet oder nur eine Brut macht, lasse ich dahingestellt sein; ich kann blos sagen, daß wir zu Ende Julis die ersten flüggen Jungen beobachteten, zugleich aber bemerkten, daß die Alten um diese Zeit noch nicht mauserten. Höchst wahrscheinlich ist der Grauspötter in Spanien nur Sommergast; ich vermag jedoch hierüber, und also auch über die Zeit seiner Ankunft und seines Wegzuges etwas Bestimmtes nicht anzugeben.

* * *

Mit den Bastardnachtigallen haben die **Schilfsänger** (Calamodytae) große Aehnlichkeit. Ihre Kennzeichen sind ein sehr schlanker Leib, ein gestreckter, schmaler und flachstirniger Kopf, kurze, abgerundete Flügel, in denen die zweite oder die dritte, auch wohl die zweite und dritte Schwinge die andern überragen, ein mittellanger, ab- oder zugerundeter, stufiger oder keilförmiger Schwanz, ein verschiedenartig gestalteter, bald drosselartig, bald stark pfriemenförmiger Schnabel und starke, mittellange Füße mit kräftigen Zehen und großen gekrümmten Nägeln, sowie endlich ein glatt anliegendes, etwas hartes Gefieder. Männchen und Weibchen unterscheiden sich kaum durch die Größe, die Jungen nur wenig von den Alten. Eine graugilbliche oder ölgrüne Färbung, welche den grünen oder dürren Rohr-, Schilf- und Grasblättern entspricht, ist vorherrschend, ein lichter Augenbrauenstreif fast allen Arten gemeinsam.

Die Schilfsänger erscheinen uns als Mittelglieder zwischen den Laubvögeln oder Grasmücken und den Piepern. Sie bilden eine leicht kenntliche Familie, deren Arten sehr mit einander übereinstimmen; demungeachtet wird es zuweilen schwierig, die Mitglieder anderer Familien von ihnen zu trennen. Sie sind in allen Erdtheilen vertreten und vorzugsweise in der alten Welt heimisch. Alle lieben das Wasser oder wenigstens sumpfige, mit höherem Ried und Gras bewachsene Stellen; die meisten aber bethätigen ihren Namen Schilf- oder Rohrsänger, indem sie sich vom Röhricht und Schilf kaum entfernen. Bäume sind der großen Mehrzahl zuwider, Gebüsche aber werden von einigen zeitweilig besucht. Das Gebirge meiden sie aus leicht begreiflichen Ursachen; denn sie verlangen eben ruhige Gewässer, in denen ihre Lieblingspflanzen gedeihen. Da, wo es Röhricht, Schilf oder Ried in hinreichender Menge gibt, sind sie häufig und auch nicht wählerisch hinsichtlich ihres Aufenthalts; denn sie bewohnen Teiche inmitten von Ortschaften, Wallgraben, welche Städte umgeben, und ähnliche Gewässer in unmittelbarer Nähe des Menschen ebensowohl, wie größere Seen, Teiche und Flußufer, welche selten von Menschen besucht werden. Alle Arten leben versteckt, aber alle machen sich trotzdem leicht bemerklich. Sie sind nämlich sämmtlich sehr fleißige Sänger, ja einige von ihnen sogar höchst redselige und schwatzhafte Geschöpfe. Ihr Gesang ist so eigenthümlich, daß man sie daran unter allen Umständen als Das erkennt, was sie sind. Er ist nicht gerade wohllautend, sondern eher auffallend zu nennen, obwohl damit keineswegs gesagt sein soll, daß er unangenehm wäre: — es gibt im Gegentheil gar viele Thierfreunde, und ich selbst rechne mich zu ihnen, welche das singende Geschwätz oder schwatzende Singen unserer Vögel recht angenehm finden und sie auch um deswillen sehr gern haben. Die Bewegungen der Rohrsänger sind ebenfalls eigenthümlich. Sie fliegen mit gebreitetem Schwanze, flatternd und unsicher, höchst ungern weit und vermeiden es ängstlich, das sie schützende Rohrdickicht zu

verlassen; dagegen besitzen sie eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit im Springen und Kriechen durch Rohr- und Pflanzenstengel oder durchs Gebüsch. Sie klettern vortrefflich an senkrechten Halmen in die Höhe, huschen und laufen wie Mäuse auf dem Boden dahin und wissen sich überhaupt zu verbergen, durch Engen zu winden, zu verkriechen, unsichtbar zu machen, mit einer Fertigkeit, wie wenig andere Vögel. Diese Gewandtheit in der Bewegung besitzen allerdings nicht alle Arten gleichmäßig; aber sie ist doch der Gesammtheit eigen.

Kerbthiere und deren Larven, welche sie von Rohr, Schilf und Grasblättern ablesen oder auch wohl, wenn gleich selten, im Fluge fangen und vom Wasser auffischen, bilden die Nahrung der Rohrsänger. Würmer verachten sie gänzlich; dafür nehmen sie gern kleine Wasserschnecken und andere Weichthiere zu sich. Einzelne sollen auch Beeren fressen, falls Beergebüsch am Ufer steht.

Alle bei uns im Norden vorkommenden Schilfsänger sind Zugvögel. Sie erscheinen spät im Jahre, verweilen aber ziemlich lange in ihrer Heimat. Zur Fortpflanzung schreiten sie erst dann, wenn ihre Lieblingspflanzen so hoch aufgeschossen sind, daß sie gute Deckung gewähren. Das Nest steht stets über dem Boden oder bei den meisten über dem Wasserspiegel, entweder zwischen senkrechten Rohr-, Binsen- und andern Pflanzenstengeln oder zwischen Buschgezweig. Es ist ein künstlicher Bau, der Gestalt nach einem länglichen Beutel vergleichbar, und wird immer aufgehängt. Der Nestboden ist sehr dick, die Mulde auffallend tief und der Rand nach oben eingebogen, sodaß auch bei heftiger Bewegung der schwankenden Stützen des Nestes die Brut nicht gefährdet ist. Als auffallend muß es erscheinen, daß die Rohrsänger eine gewisse Vorausahnung der Witterung bekunden, daß sie z. B. kommende Ueberschwemmungen im Voraus zu wissen scheinen und in Erwartung derselben ihre Nester höher hängen, als sonst. Die buntgefleckten Eier werden von beiden Geschlechtern ausgebrütet, die Jungen nach dem Ausfliegen noch lange Zeit geführt und geleitet.

Für das Gebauer eignen sich wenige Rohrsänger; die meisten sind so anspruchsvoll und so zart und hinfällig, daß ihre Haltung die größte Sorgfalt erfordert. Gelingt es aber, die Gefangenen an ein passendes Ersatzfutter zu gewöhnen, so erwerben sie sich bald die Liebe der Pfleger; denn sie sind höchst unterhaltende Geschöpfe.

Die **Rohrsänger** (Acrocephalus) entsprechen am genauesten dem vorstehend gezeichneten Bilde der Familie. In ihren mittellangen Flügeln sind die dritte und vierte Schwinge die längsten, in dem mittellangen Schwanz die seitlichen Federn verkürzt; der Schnabel ist gerade, sehr wenig gebogen und kaum übergekrümmt, der Fuß besonders stark, das Gefieder glatt anliegend und ungefleckt, auf der Oberseite öl- oder olivengrünlichgrau, auf der Unterseite rost- oder graugilblichweiß.

Unter den Mitgliedern dieser Sippe verdient vor Allem der Erwähnung unsere **Rohrdrossel** oder **Wassernachtigall**, welche wohl auch **Drossel-** oder **großer Rohrsänger**, **Rohrschirf**, **Rohrschliefer**, **Rohrvogel**, **Rohrsperling**, **Bruch-**, **Schilf-** und **Weidendrossel** genannt wird (Acrocephalus turdoides). Sie ist das größte Mitglied der Familie, welches in Deutschland vorkommt, einer kleinen Drossel etwa gleich, 8 Zoll lang und 11 Zoll breit, bei 3½ Zoll Fittig- und 3¼ Zoll Schwanzlänge. Das Gefieder ist auf der Oberseite gelblichrostgrau, auf der Unterseite rostgelblichweiß, an der Gurgel aschgrau überlaufen. Das Weibchen ist etwas kleiner und blässer.

Alle wasserreichen Gegenden Deutschlands oder Mittel- und Südeuropas von Liv- und Esthland oder Südskandinavien an bis Griechenland und Spanien beherbergen die Rohrdrossel. Im Süden Europas, im Norden Afrikas und in Indien wird sie durch sehr nahe verwandte Arten vertreten. Sie ist häufig in allen Seen und Teichen oder überhaupt in wenig bewegten Gewässern, in denen das Rohr gedeiht, fehlt dagegen dem Hochgebirge fast gänzlich. Das Wasser oder richtiger das Röhricht verläßt sie nie; sie besucht nicht einmal höhere Bäume, welche dicht am Wasser stehen und noch viel weniger einen Wald. Selbst auf ihrer Reise fliegt sie stets von Gewässer zu Gewässer. Auf ihren Standplätzen erscheint sie erst zu Ende Aprils oder im Anfang des Mai und verweilt hier

bis zu Anfang Septembers. Dann tritt sie eine Winterreise an, welche sie bis nach Nord-, ja bis nach Mittelafrika führt: sie ist noch am Gabun beobachtet worden.

Sofort nach ihrer Ankunft im Frühjahre vernimmt man den lauten, weitschallenden Gesang der Männchen, ununterbrochen vom Morgen bis zum Abend, auch noch nach Sonnenuntergang oder schon, wenn der erste graue Schimmer im Osten sich zeigt, während der ersten Zeit ihres Hierseins sogar zu allen Stunden der Nacht. Dieser Gesang besteht aus mehreren, manchfach abwechselnden Strophen, welche aus vollen, starken Tönen zusammengesetzt sind. Man merkt es ihm an, daß die Frösche von der Rohrdrossel wohl beachtet worden sind; denn er erinnert ebensosehr an das Knarren und Quaken derselben, als an das Lied irgend eines andern Vogels. Sanft flötende Töne sind unserm Sänger fremd: das ganze Lied ist nichts Anderes, als ein Geknarr oder ein Quiken. „Dorre, dorre dorre, karre karre karre, kerr kerr, kerr, kei kei kei kei, karre karre karre, kitt" sind die wichtigsten und



Die Rohrdrossel (Acrocephalus turdoides).

wesentlichsten Theile dieses Liedes. Und dennoch spricht es an. Es liegt etwas ungemein Gemüthliches in diesen Lauten, etwas Lustiges in der Art und Weise, wie sie vorgetragen werden, und da dort, wo die Rohrdrossel sich hören läßt, auf andern Vogelgesang kaum zu rechnen ist, sondern man in der Nähe ihrer Wohnsitze gewöhnlich nur die unangenehme Stimme der Wasservögel vernimmt, das Schnattern der Gänse und Enten, das Quaken der Reiher, das Knarren der Rothhühner u. s. w., wird es erklärlich, daß man bescheidene Anforderungen stellt und zu einem milden Urtheil geneigt ist. Die Kenner von Vogelgesängen, welche in unmittelbarer Nähe eines Rohrteiches wohnen und vom Morgen bis zum Abend das Geschwätz hören müssen, sind freilich anderer Ansicht, als diejenigen, welche nur zuweilen mit der Rohrdrossel verkehren; aber jene können hier gewiß nicht in Betracht kommen, da bekanntlich die Gewohnheit jeden Reiz abstumpft, und für Den, welcher tagtäglich Nachtigallen schlagen hört, selbst diese Klänge an Wohllaut verlieren. Ich muß gestehen, daß der Gesang der Rohrdrossel mich stets außerordentlich angezogen hat. Er vermochte mich nicht zu entzücken, aber

er hat mich immer weidlich ergötzt. Und diese Ansicht theilen noch viele andere Forscher, selbst solche, welche durch gute Sänger verwöhnt sind.

Geht man der singenden Rohrdrossel nach, und ist man so glücklich sie zu sehen, so gewinnt sie und ihr Lied noch bedeutend an Anziehungskraft. Dem Männchen ist es Ernst mit seinem Singen: es geberdet sich, als ob es mit einer Nachtigall wetteifern wolle. Hochaufgerichtet, mit hängenden Flügeln und ausgebreitetem Schwanze, mit dick aufgeblasener Kehle, den Schnabel nach oben gewendet, sitzt es auf seinem schwankenden Halme und sträubt und glättet abwechselnd die Scheitelfedern, ja auch wohl das übrige Gefieder, so daß es viel größer erscheint, als übrigens. Nachts verändert es bei dem Singen seinen Sitz nicht.

Die Rohrdrossel brütet, wie alle ihre Verwandten, erst wenn das neu aufschießende Röhricht die geeignete Höhe erlangt hat, also selten vor der Mitte des Juni. Sie liebt Gesellschaft Ihresgleichen; deshalb findet man gewöhnlich mehrere Paare in einem Brutplatze, auch wenn derselbe nur ein kleiner Teich ist. Das Nest steht immer über dem Wasser und regelmäßig an, oder richtiger zwischen Rohrstengeln, welche in seine Wandungen eingewoben sind oder diese durchbohren. „Es hängt", wie Naumann sagt, „zwischen fünf bis sechs schwankenden Säulen, an welche es aber doch so befestigt ist, daß es nie herabgleitet, etwa 3 Fuß über dem Wasserspiegel, auch wohl etwas höher, aber seltener tiefer, nie auf den äußersten Stengeln eines Rohrbusches, sondern regelmäßig tief in denselben, so daß man es von außen nicht sehen kann, in kleinen Rohrteichen also beinahe stets in der Mitte. Wenn die Rohrstengel nicht nahe genug beisammen stehen, so ziehen dieselben die Vögel wohl mit Gewalt so weit zusammen, als erforderlich ist. Da aber, wo sich einige Rohrstengel durchkreuzen, sieht man höchst selten ein Nest." Es ist merkwürdig genug, daß die bauenden Rohrsänger ihr Nest regelmäßig in einer Höhe anlegen, bis zu welcher das Wasser nicht emporsteigt, auch wenn es ungewöhnlich anschwellen sollte. Wahrheitsliebende Forscher haben beobachtet, daß die Rohrsänger ihrer Umgegend in gewissen Jahren, scheinbar ohne alle Veranlassung, ihre Nester viel höher anlegten, als sonst, und sie haben anfangs darüber die Köpfe geschüttelt. Da mit einem Male, lange nachdem das Nest fertig war, trat andauerndes Regenwetter ein, und der Wasserspiegel der Teiche oder Flüsse erhob sich hoch über das gewöhnliche Maß, die Nester aber blieben verschont, während sie überflutet worden wären, hätten die voraussehenden Vögel sie eben so niedrig aufgehängt wie sonst!

Das Nest gehört zu den Kunstbauten. Es ist viel höher als breit, dickwandig und der Rand seiner Mulde einwärts gebogen. Die Wandungen bestehen aus dürren Grasblättern und Halmen, welche nach innen feiner werden und mit einigen Würzelchen die Ausfütterung bilden. Je nach dem Standort werden die Blätter verschieden gewählt, auch wohl mit Bastfaden von Nesseln, mit Weiderich, mit Samenwolle und selbst mit Raupengespinnst, Hanf- und Wollfäden untermischt, oder das Innere wird mit trockenen Grasrispen, Rosmarinkronen, Pferdehaaren und dergleichen ausgelegt. Das Gelege, welches gewöhnlich aus vier bis fünf Eiern besteht, ist selten vor Mitte Junis vollzählig. Die Eier sind auf bläulichem oder graugrünlichweißen Grunde mit sehr dunkelolivenbraunen, aschgrauen und schieferfarbigen Flecken, Punkten und Schmitzen fast gleichmäßig bedeckt. Sie werden vierzehn bis funfzehn Tage eifrig bebrütet; die Eltern sind aber sehr empfindlich gegen Störungen und verlassen die Eier regelmäßig, wenn man das Nest wiederholt besucht. Die Jungen werden mit Kerbthieren groß gefüttert, von den Alten zärtlich geliebt und vor Gefahr gewarnt, auch nach dem Ausfliegen noch lange geleitet. Dieser Fürsorge bedürfen sie umsomehr, als sie, ehe sie ordentlich fliegen können, das Nest zu verlassen pflegen und nun die ersten Tage ihres Lebens sich kletternd forthelfen. Ende Julis sind sie selbständig geworden, und nunmehr denken sie schon an die Winterreise.

Gefangene Rohrdrosseln sind angenehme Zimmergenossen. Sie halten sich, wenn sie sich einmal an das Stubenfutter gewöhnt haben, glatt und nett, erfreuen durch ihre außerordentliche Behendigkeit und Gewandtheit, durch ihr geschicktes Klettern und singen auch recht eifrig. Wie vortrefflich sie sich zu verstecken wissen, erfuhr Reichenbach, als er eine frischgefangene Rohrdrossel erhielt. Sie hatte aus dem Käfig zu entschlüpfen gewußt und schien verschwunden, durch das offene Fenster entflohen zu

sein. Ein Geräusch machte unsern Forscher aufmerksam, die Wiederholung desselben brachte ihn auf die richtige Spur, und er fand den Vogel so zwischen einem Stoß von Papieren eingezwängt, daß es unmöglich war, ihn hervorzuziehen, ohne die Papiere auseinander zu legen. Die Gefangenen geberden sich anfangs sehr wild und ungestüm im Käfig, gewöhnen sich aber, wenn man sie sonst richtig zu behandeln versteht, bald genug an den Verlust ihrer Freiheit und können mit der Zeit sehr zahm werden. Sie verlangen sorgfältige Pflege, namentlich einen großen Bauer, und ausgesuchtes Futter; denn sie sind zärtlicher und hinfälliger, als die Nachtigallen. Um sich ihrer zu bemächtigen, stellt man drei bis vier Fuß hohe Stöcke mit Quersprossen und Schlingen in das Röhricht. Die Vögel benutzen beim Durchschlüpfen ihres Halmenwaldes gern diese Stöcke zu bequemen Stützen und fangen sich dabei gewöhnlich in den Schlingen.

Einige Mitglieder der Familie, welche den Namen Schilfsänger im engeren Sinne führen (Calamodus), kennzeichnen sich durch geringe Größe, verhältnißmäßig kurze Flügel, in denen die dritte Schwungfeder die längste ist, einen stark zugerundeten Schwanz und ein geflecktes Gefieder. Sie führen eine von den Rohrsängern verschiedene Lebensweise.

Zu ihnen gehört der Uferschilfsänger (Calamodus phragmitis), ein Vogel von 5½ Zoll Länge und 8¼ Zoll Breite, 2¼ Zoll Fittig- und 2 Zoll Schwanzlänge. Das Gefieder der Oberseite ist auf ölbraunem Grunde dunkelbraun gefleckt, das der Unterseite rostgelblichweiß und ungefleckt; ein Streifen über dem Auge ist gelb; die hintersten Schwungfedern sind licht gesäumt. Bei den Jungen oder bei den Alten im Herbstkleide ist der Grund des Gefieders der Oberseite rostgelbgrau, das Gefieder der Unterseite rostgelb, in der Kropfgegend braungrau oder tiefgrau gefleckt. Das Auge ist braun, der Schnabel braunschwarz, an den Schneiden und an der Wurzelhälfte des Unterkiefers lichtrothgelblich, der Fuß schmuzig gelb. Verwandte Arten, deren Unterscheidung schwierig ist, sind der Seggen- und der Binsenrohrsänger.

Der Schilfsänger ist in fast allen Ländern Europas gefunden worden, vom 68. Grad nördlicher Breite an bis nach Spanien oder Griechenland hinab. Während des Winters habe ich ihn auch in Egypten und im nördlichen Nubien angetroffen. Er bewohnt vorzugsweise die Sümpfe oder die Ufer des Gewässers, am liebsten diejenigen Stellen, welche mit hohem Seggengras, Teichbinsen und andern schmalblättrigen Sumpfpflanzen bestanden sind, sonst aber auch die Felder in den Marschen, zwischen denen schilfbestandene Wassergräben sich dahinziehen, mit einem Worte, das Ried und nicht das Röhricht. Rohrteiche und Gebüsche, oder in Afrika die mit Halfa bestandenen dürren Ebenen, besucht er während seiner Winterreise; auf hohen Bäumen sieht man ihn nicht. Er erscheint bei uns im letzten Drittel des April und verläßt uns erst im Oktober wieder; einzelne sieht man sogar noch im November. Den Winter verbringt er in Nordafrika; doch ist zur Zeit noch nicht bekannt, wie weit er in das Innere vordringt. Einzelne Versprengte sind auf hohem Meere beobachtet worden; so erhielt Burmeister einen, welcher auf der Höhe von Bona Vista auf das Schiff geflogen kam.

Der Uferschilfsänger ist noch gewandter als die Rohrdrossel und ihre Verwandten. „Er ist", sagt Naumann, „Meister im Durchschlüpfen und Durchkriechen des dichtesten Gestrüpps, läuft an Binsenhalmen und Rohrstengeln schnell auf und ab und auf der Erde durch das dichteste Pflanzengewirr mit großer Gewandtheit hin. Wenn er sich unbemerkt glaubt, hüpft er in geduckter Stellung, den Hals tief eingezogen und den Schwanz hängend, durch seine Halmen. Stößt er auf etwas Unerwartetes, so zuckt er mit dem Schwanze ein wenig aufwärts. . . Sein Flug ist höchst unregelmäßig, bald schlangenförmig hüpfend, bald schnurrend oder flatternd, bald aufsteigend, bald herabschießend. Gar nicht selten wirft sich der Vogel auf diese oder jene Seite." Die Lockstimme ist ein schnalzender Laut, der Ausdruck des Unwillens ein schnarchendes „Scharr", der Angstruf ein kreischendes Quaken. Der Gesang ist sehr angenehm und durch einen langen, flötenartigen, lauten Triller, welcher oft

wiederholt wird, ausgezeichnet. Er erinnert an das Lied anderer Rohrsänger; einzelne Töne ähneln aber auch wieder denen der Bachstelze oder der Rauchschwalbe. Seine Abwechslung ist so groß, daß er mit dem Gesange einzelner Grasmücken verglichen werden darf.

In der Regel hält sich der Schilfsänger so viel als möglich verborgen; während der Begattungszeit aber kommt er auf die Spitzen hoher Pflanzen oder auf freie Zweige empor, um zu singen oder auch, um einen Nebenbuhler zu erspähen, dessen Lied seine Eifersucht reizte. Neugier veranlaßt ihn zu gleichem Thun. Wenn man den Hühnerhund das Gestrüpp durchsuchen läßt, und dieser sich ihm nähert, sieht man ihn oft an einem Binsen- oder Rohrhalme in die Höhe kommen, sich



Der Uferschilfsänger (Calamodus phragmitis).

umschauen und dann blitzschnell wieder in die Tiefe verbergen. Erschreckt erhebt er sich; aber er fliegt nie weit und immer sehr niedrig über dem Boden oder über dem Wasser dahin: zu höheren Luftschichten steigt er blos während seiner Wanderung umher. Den ganzen Tag über ist er ununterbrochen in Bewegung; nur das Männchen hält sich, so lange es singt, minutenlang ruhig auf ein und derselben Stelle. Es wählt sich bestimmte Halme oder Zweige, zu denen es oft zurückkehrt, fliegt auch wohl von ihnen aus, immer singend, noch ein Stück in die Luft empor. Andere Vögel, welche sich auf denselben Sitzplätzen niederlassen wollen, werden von ihm mit Heftigkeit angegriffen und in der Regel vertrieben. Wenn das Weibchen brütet, singt der Schilfsänger zu allen Tageszeiten sehr eifrig, am meisten in der Morgendämmerung, aber auch in hellen Nächten, und dann belebt er in anmuthiger

Weise Gegenden, in welchen man sonst kaum Klang und Sang vernimmt. Je eifriger er wird, umsomehr ändert er sein Betragen. Wenn er recht im Feuer ist, geberdet er sich so, daß ihn der Ungeübte kaum für einen Rohrsänger halten kann; denn er fliegt jetzt mit langsamen Flügelschlägen sehr häufig von seinem Sitzpunkte aus in schiefer Richtung singend in die Höhe und schwebt, die Schwingen so hoch gehalten, daß die Spitzen sich oben berühren, langsam wieder herab oder stürzt sich, wie ein fallender Stein, gerade von oben hernieder, dabei aber immer aus voller Kehle singend und sich noch außerdem ballartig aufblähend. Bei schönem Wetter wiederholt er dieses sonderbare Spiel sehr häufig, namentlich um die Mittagszeit. Er scheint dann alle Scheu abgelegt zu haben und sich in einem förmlichen Liebesrausch zu befinden, welcher ihn das Sonst gänzlich vergessen läßt.

Ungefähr dieselben Kerbthiere, welche andern Rohrsängern zur Speise dienen, bilden auch die Nahrung des Schilfsängers. Er liest sie von Stengeln und Blättern ab, erhascht sie, indem er nach ihnen springt oder fängt sie auch fliegend weg. Beeren frißt er ebenfalls.

Das Nest steht regelmäßig im Seggengrase, immer tief im Sumpfe, an Orten, welche schwer zugänglich sind, stets über sumpfigem Boden und Morast, nicht über dem Wasser, höchstens $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch über der Erde, zwischen Halmen und Zweigen der Pflanzen befestigt und an ihnen angehängt. Es besteht aus dürrem Gras, aus Stoppeln, Hälmchen, feinen Wurzeln, grünem Laubmos und dergl. und ist innen mit zarten Hälmchen, Pferdehaaren, Federn u. s. w. gepolstert und ausgelegt. Die Wandungen sind ziemlich dick und die einzelnen Stoffe gut mit einander verbunden. Die vier bis sechs Eier, welche man Anfangs Juni findet, sind an einem Ende stark abgerundet, an dem andern auffallend spitz, ändern aber in der Form merklich ab. Ihre Grundfarbe ist ein schmuziges Weiß, welches mehr oder weniger in das Grüne spielt; die Zeichnung besteht aus matten und undeutlichen Flecken, Kritzeln und Punkten von braungrauer oder grauer Farbe. Gewöhnlich sind die Eier gleichmäßig gezeichnet, zuweilen aber so, daß sie wie marmorirt aussehen. Beide Alten brüten etwa dreizehn Tage lang und zeigen sich ängstlich besorgt auch um die Eier. Doch lassen sie diese, wenn sie gestört wurden, nicht selten im Stich und schreiten dann zum Bau eines neuen Nestes. Nähert man sich dem brütenden Weibchen mit Vorsicht, so kann man bis unmittelbar zum Neste gelangen, bevor es dieses verläßt. Endlich entschlüpft es, verkriecht sich aber sofort in dem dichten Gestrüpp, ohne sich eigentlich zu entfernen. Das Männchen scheint sich um das Nest mit den Eiern wenig zu bekümmern. Es singt, wie Naumann sagt, „sein Lied und treibt seine Gaukeleien im Fluge ununterbrochen fort, wenn auch dem Neste Gefahr droht oder dieses gar sammt dem Weibchen vor seinen Augen zu Grunde geht". Ganz anders geberdet es sich, wenn die Jungen ausgeschlüpft sind, dann fliegt es ängstlich in einem engen Umkreis von einem Halme zum andern, läßt einzelne Strophen seines Gesanges vernehmen und stößt dazwischen sein laut warnendes „Err" unablässig aus. Auch das Weibchen verliert dann seine Scheu und zeigt sich frei auf Zweigen und Pflanzenstengeln. Die Jungen verlassen das Nest, wenn sie vollkommen flügge sind, gebrauchen aber ihre Schwingen in der ersten Zeit gar nicht, sondern kriechen wie Mäuse durch die dichtesten Wasserpflanzen dahin.

Gefangene Uferschilfsänger gehören zu den Seltenheiten, nicht, weil sie sich schwer halten, sondern weil sie schwer zu erlangen sind. Auch sie geberden sich anfänglich wild und ungestüm, gewöhnen sich übrigens bald an ihre neue Lage und sind nicht so zärtlich und weichlich wie andere Familienverwandte. Ein Freund meines Vaters besaß einen solchen Gefangenen jahrelang und liebte ihn wegen seiner Munterkeit, Gewandtheit, wegen seiner schlanken Haltung und seines lieblichen Gesanges.

Einer der ausgezeichnetsten und anziehendsten aller Rohrsänger ist der Heuschrecken- oder Grillensänger, der Grashüpfer oder Schwirl (Locustella certhiola oder Locustella Rayii), der Vertreter einer eigenen Sippe, welche sich durch folgende Merkmale kennzeichnet. Der Leib ist schlank und viel höher als breit, der Schnabel an der Wurzel breit, gegen die Spitze hin pfriemenförmig, der

Fuß ziemlich hoch und langzehig, der Fittig kurz und abgerundet, in ihm die zweite und dritte Schwungfeder die längsten, der Schwanz mittellang, breit und abgestuft, sein Unterdeckgefieder sehr lang. Das übrige Gefieder ist weich und fein, seine Färbung ein düsteres Bräunlichgrün, mit dunklerer Fleckenzeichnung auf dem Rücken und auf der Oberbrust. In der Lebensweise unterscheiden sich die Grillensänger von allen übrigen Schilfsängern; denn sie bewohnen mehr den Boden zwischen Gräsern und Pflanzen aller Art, als diese selbst, auch lassen sie sämmtlich einen sonderbaren Gesang vernehmen, welcher dem bekannten Schwirren der Heuschrecken oder Grillen ähnelt.

Der Schwirl, wie wir die oben bezeichnete Art nennen wollen, erreicht eine Länge von 4¾ bis 5½ Zoll und eine Breite von 7½ — 8 Zoll; der Fittig mißt 2½, der Schwanz 1⅚ bis 2 Zoll. Das Gefieder ist auf der Oberseite olivengrau oder ölbraungrau, durch eiförmige braunschwarze Flecken gezeichnet; Kehle und Gurgel sind weiß; die Oberbrust ist auf rostgelblichem Grunde mit wenigen länglich runden Flecken von dunkelgrauer Farbe getüpfelt; der Unterleib ist weiß oder gelblichweiß, seitlich etwas dunkler; die Unterschwanzdeckfedern sind rostgelblichweiß mit lichtbraunen Schaftflecken; die Schwingen sind schwärzlichbraun mit schmalen ölgrauen Seitenkanten, welche nach hinten zu breiter werden; die Steuerfedern sind dunkelgrünlichbraungrau, lichter gesäumt und gewöhnlich dunkler in die Quere gebändert. Das Auge ist graubraun, der Schnabel hornfarben, der Fuß lichtröthlich. Im Herbstkleide ist das Gefieder der Unterseite gilblicher, im Jugendkleide auf der Brust ungefleckt.

Von Schweden oder Rußland an verbreitet sich der Schwirl über ganz Mitteleuropa und ebenso über Mittelasien. Gelegentlich seines Zuges erscheint er im Süden unseres Erdtheils oder in Indien und den übrigen Ländern Südasiens bis nach China hin. Er bewohnt die Ebenen, findet sich aber keineswegs überall, sondern nur stellenweise, hier und da sehr häufig, an andern Orten wieder gar nicht. Das Gebirge meidet er gänzlich. In Deutschland erscheint er um die Mitte des April und verweilt hier bis zu Ende Septembers; die übrigen Monate des Jahres verbringt er in seiner Winterherberge. Weniger als andere Rohrsänger bindet sich der Schwirl bei der Wahl seiner Sommerwohnsitze oder Nistplätze an bestimmte Oertlichkeiten. Man findet ihn nämlich ebensowohl in großen Sümpfen, wie auf kleineren, mit Weidengebüsch bewachsenen Wiesen, im Walde nicht minder, als auf Feldern. In einzelnen Gegenden entfernt er sich nicht vom Wasser, in andern lebt er auf trockenem Boden; hier bevorzugt er Seggengräser, dort niederes, dichtes Buschholz und Dornengestrüpp. Wenn eine Oertlichkeit ihm hundert- und tausendfach Gelegenheit bietet, sich jeder Zeit zu verbergen, scheint sie allen Anforderungen, welche er an sie stellt, zu entsprechen. Auf dem Zuge ist er noch weniger wählerisch, als während seines Sommerlebens; er verbringt dann den Tag allerorten, wo andere Pflanzen dicht den Boden bedecken.

„Der zusammengedrückte Leib, die bewunderungswürdige Schnelligkeit im Laufen und das gefleckte Gefieder“, sagt Wodzicki, „stempeln den Schwirl zu einem Vertreter der Rallen in der Sängerfamilie. Hat man je Gelegenheit gehabt, diese Vögel beim Neste zu beobachten, wie sie emsig hin- und herlaufen auf nassem Boden, selbst kleine, mit seichtem Wasser bedeckte Strecken überschreiten, wie sie im Wasser, ohne sich aufzuhalten, die auf ihrem Wege sich vorfindenden Kerbthiere erhaschen, dieselben in größter Eile den Jungen zutragen und wieder fortrennen, wie sie auf die Grasstufen springen, ein paarmal schwirren und dann wieder eifrig suchen, hat man sie endlich beim Singen gesehen mit ausgestrecktem Hals und aufgeblasener Kehle, so wird man gewiß an die Wasserralle denken . . .“ „Es mag nicht leicht“, schildert Naumann, „einen unruhigeren und dabei versteckter lebenden Vogel geben als diesen. Sein Betragen ist ein Gemisch der Rohrsänger, Schlüpfer und Pieper. Unabläſsig kriecht er im dichtesten Gestrüpp von Buschholz und von Sumpfpflanzen dicht über dem Boden oder auf diesem herum und treibt hier sein Wesen fast ganz im Verborgenen. Nur ein plötzlicher Ueberfall kann ihn einmal aus seinen Verstecken hervorscheuchen; aber er fliegt auch dann gewiß nie weit über das Freie und blos niedrig und dicht über dem Boden dahin. Er ist ein ungemein hurtiger, lebhafter Vogel und dabei scheu und listig. Auf dem Erdboden läuft er schrittweise

mit einer Leichtigkeit und Anmuth, wie ein Pieper, wenn er sich verfolgt glaubt, aber mit einer Schnelligkeit, wie man eine Maus laufen zu sehen gewohnt ist. Wenn er Gefahr ahnt, schlüpft er so schnell durch das dichte Gezweig, daß man ihn im Nu aus dem Auge verliert. Beim Gehen trägt er den Leib wagrecht und streckt dabei den Hals etwas vor; er läuft ruckweise und bewegt dazu den Schwanz und den ganzen Hinterleib mehrmals nach einander auf und nieder. Wenn er durch die Zweige hüpft, beugt er die Brust tief; wenn er etwas Verdächtiges bemerkt, zuckt er mit den Flügeln und dem Schwanze; bei großer Angst schnellt er den letzteren ausgebreitet hoch aufwärts und bewegt dabei die hängenden Flügel oft nach einander. Im ruhigen Forthüpfen ist er wieder ganz Rohrsänger und namentlich dann, wenn er an senkrechten Zweigen und Pflanzenstengeln auf- und absteigt. So ist auch sein Flug dem anderer Rohrsänger sehr ähnlich: er flattert niedrig, aber schnell in gerader Linie fort, gewöhnlich nicht weit, bewegt sich dagegen in größeren und kleineren Bogen scheinbar unsicher und unregelmäßig, aber doch immer rasch und leicht. Bei dem Niedersetzen wirft er sich gleichsam in die Büsche und hüpft und schlüpft dann eifrigst weiter."

Seine Lockstimme ist ein schmatzender oder schnalzender Laut, der Ausdruck des Schreckens ein wiederholtes „Schill", die Versicherung der Zärtlichkeit ein sanftes, kurzes „Irrels", der Gesang des Männchens ein einziger, einförmiger, sehr langgezogener, zischender Triller oder richtiger ein Schwirren, dem, welches die großen grünen Heuschrecken mit den Flügeln hervorbringen, so täuschend ähnlich, daß blos das Kennerohr den geringen Unterschied, welcher vorhanden ist, wahrnimmt. Nur der Flußrohrsänger schwirrt ähnlich, aber etwas tiefer. Versucht man, den Laut durch Buchstaben auszudrücken, so kann man sagen, daß er wie „Sirrrrr" klinge. „Ganz sonderbar ist es mir vorgekommen", sagt Naumann, „daß man dieses feine Geschwirr, welches in der Nähe gar nicht stark klingt, so weit hören kann. Ein gutes Ohr vernimmt es an stillen Abenden auf tausend Schritt und weiter noch ganz vernehmlich... Gewöhnlich schwirrt der merkwürdige Sänger seine Triller gegen eine Minute lang in einem Athem weg, ohne einmal abzusetzen; wenn er aber recht eifrig singt, so hält er ohne Unterbrechung oft zwei und eine halbe Minute aus, wie ichs mit der Uhr in der Hand öfters beobachtet habe. Nach einer Unterbrechung von wenigen Sekunden fängt er dann wieder an zu schwirren, und so hört man ihn seine einförmige Musik nicht selten stundenlang fortsetzen... Am Brutplatze schwirrt der Vogel selten am Tage und noch seltener anhaltend. Er fängt hier erst nach Sonnenuntergang ordentlich an, singt immer eifriger, je mehr die Mitternacht naht, bis nach zwölf Uhr, setzt nun eine gute Stunde aus, beginnt wieder und treibt es ebenso eifrig als vor Mitternacht bis zum Aufgang der Sonne. Hat das Weibchen erst Nest und Eier, so singt das Männchen am Tage gar nicht mehr, sondern blos bei mitternächtlicher Stille oder früh, wenn der Morgen kaum zu grauen anfängt. So lange der Schwirl noch keinen festen Wohnsitz erwählt hat, singt er, während er durch die Zweige schlüpft, so daß er sich beim Schlusse seines Trillers oft funfzig Schritt von dem Orte, wo er anfing, entfernt hat. Am Brutplatz hingegen sitzt er häufig stundenlang an einer Stelle oder klettert höchstens an einem Halme in die Höhe oder auf einem Zweig hinaus und wieder zurück."

„Ich habe", bemerkt Naumann nebenbei, „diese Vögel zu allen Stunden des Tages und der Nacht zu belauschen versucht, deshalb ganze Nächte im Walde zugebracht, und kann versichern, daß der merkwürdige Gesang stets einen höchst eigenthümlichen Eindruck auf mein Gemüth machte, sodaß ich stundenlang, nachdem ich den Wald längst im Rücken hatte, immer noch dieses Schwirren zu hören glaubte. Es schien mir aus jedem rauschenden Zweige, an dem ich vorüberging, aus jedem säuselnden Lüftchen entgegen zu kommen."

Ueber die Nahrung brauche ich etwas Besonderes nicht zu sagen: sie entspricht durchaus der anderer Familienverwandten und ändert höchstens in Folge der verschiedenen Oertlichkeit, welche der Schwirl bewohnt, einigermaßen ab.

Das Nest ähnelt, nach Wodzicki, unter denen aller Rohrsänger am meisten den Nestern der Grasmücken. Es ist jedoch höher, dichter gebaut; seine Wandungen sind nicht durchsichtig, und die Mulde ist glatt, mit dürren Würzelchen und Pferdehaaren ausgelegt. In den Außenwandungen

findet man oft grünes Mos eingewebt. Ueber den Standort läßt sich etwas für alle Fälle Giltiges nicht sagen; denn jedes Pärchen richtet sich nach den Oertlichkeiten, welche es bewohnt. So steht es denn bald auf altem, umgeknickten Schilf oder auf einer Graskufe zwischen Weidenwurzeln, bald auf dem Boden selbst, bald in einem Dornbusch, bald auf einer Wiese in einem Grasbüschel u. s. w., immer außerordentlich versteckt. Es ist ungemein schwer aufzufinden, schwerer als das anderer Vögel, da seine Erbauer mit unglaublicher Mühe die Stoffe zu Fuße herbeischleppen. Die Anzahl der Eier schwankt zwischen drei und sechs; ihre Grundfärbung ist ein mattes Weiß oder lichtes Rosenroth; die Zeichnung besteht aus dunkleren röthlichen und bräunlichen Flecken, welche die ganze Oberfläche bedecken und am dickeren Ende oft ein Kränzchen bilden. Wahrscheinlich brüten beide Eltern abwechselnd: — daß beide an der Erziehung der Kinder theilnehmen, wissen wir gewiß. Bei nur einigermaßen günstiger Witterung macht jedes Pärchen zwei Bruten im Laufe des Sommers, die erste Anfangs Mai, die zweite Ende Junis.

Baldamus hatte das Glück, ein singendes Männchen durch einen Schuß mit dem Blasrohre zu betäuben und es sodann zu fangen. „Ich that den Gefangenen", erzählt dieser Forscher, „in einen Verschlag, in welchem ich eine Anzahl verschiedener Finken halte. Er flog gegen das Fenster und lief mit der Schnelligkeit einer Maus mit erhobenen Flügeln einigemal ungestüm hin und her, nahm aber schon nach wenigen Minuten einen Platz am Fenster hinter dichtem Birkenlaub ein und kehrte zu demselben später immer wieder zurück. Zwei seiner Mitgefangenen, männliche Leinzeisige, näherten sich ihm erst furchtsam, dann dreister; er aber wies sie mit weit geöffnetem Schnabel und fächerartig ausgebreitetem Schwanze aus seiner Nähe zurück. Nach einer halben Stunde, während welcher er seinen Platz nicht veränderte, reichte ich ihm, theilweise hinter einer Säule verborgen, einen Mehlwurm, und man denke sich mein Erstaunen, als er ihn begierig mir aus der Hand nahm und ihn verschluckte. Ich legte ihm jetzt mehrere auf das Fensterbrett. Er verzehrte sie sofort, vertheidigte sie gegen die lüsternen Zeisige, Leinfinken und Bergfinken und gestattete nicht, daß einer von diesen Vögeln das von ihm erwählte Gebiet betrat. Am andern Morgen hatte er die ihm vorgesetzten zwölf Mehlwürmer bereits zum Frühstück genommen; über Tags verzehrte er gegen dreißig Stück. Ich hatte ein Weinglas mit ungefähr vierzig bis funfzig Mehlwürmern in die Ecke seines Gebietes gesetzt und war nicht wenig überrascht, ihn am dritten Tage auf dem leeren Glase sitzen zu finden, offenbar beschwert durch die zu reichliche und leckere Kost. Er fraß nun nicht mehr und starb am andern Morgen in meiner Hand, ohne Zweifel an den Folgen seiner Unmäßigkeit. Aber gewiß ist es auch, daß man den Heuschreckensänger ohne sonderliche Mühe futterbändig machen und in passenden Räumlichkeiten, also auch wohl im Käfig erhalten kann. Er wird durch seine unendlich anmuthigen und blitzschnellen, oft auch spaßhaften Bewegungen dem Liebhaber viel Vergnügen gewähren."



Den Schilfsängern ähneln andere Vögel unserer Gruppe, welche wir Buschsänger (Drymoicae) nennen wollen, obgleich diesen Namen keineswegs alle verdienen. Mehrere von den Arten, welche wir zu dieser Familie zu zählen haben, werden von einigen Naturforschern als wirkliche Schilfsänger angesehen; die Lebensweise unterscheidet sich aber in mehr als einer Hinsicht so wesentlich von der der Schilfsänger, daß eine Trennung gerechtfertigt erscheint.

In Europa leben höchstens zwei Vögel, welche man unserer Familie einverleiben darf; der Kern derselben bewohnt Südasien, Afrika und Australien. Die Familie ist außerordentlich reich an Arten, auch wenn man sie enger begrenzt, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt. Wahrscheinlich ist es gerechtfertigt, einige australische Sänger, welche im wesentlichen dieselben Merkmale zeigen wie andere Buschsänger, nicht diesen beizuzählen, sondern in einer besonderen Familie zu vereinigen. Thut man Dies, so hat man in den Buschsängern eine Gruppe sehr übereinstimmender Vögel vor sich. Fast

alle gehören zu den kleinsten unserer Sänger. Die Flügel sind kurz und sehr gerundet; der Schwanz ist verhältnißmäßig schlank, mehr oder weniger abgestuft; die Füße sind mittellang und ziemlich stark; der Schnabel ist mäßig lang, seitlich zusammengedrückt und auf der Firste gewöhnlich sanft gebogen; das Gefieder zeigt in der Regel wenig lebhafte Farben.

Die Buschsänger finden sich ebensowohl in zusammenhängendem niederen Gestrüpp oder im höheren Gebüsch, wie im Ried, in Binsen und in langem Grase. Sie vereinigen die Gewandtheit der Strauch- und Schilfsänger in sich, klettern vortrefflich von Zweig zu Zweig oder auf den Halmen empor, laufen mit Mäusebehendigkeit durch das Halmen- oder Buschdickicht, schlüpfen troß einem Zaunkönig durch das verschlungenste Pflanzengewirr, fliegen aber fast ohne Ausnahme schlecht, unsicher und wankend, erheben sich deshalb auch nur gezwungen oder in der Liebesbegeisterung über die Spitzen ihrer Lieblingspflanzen und suchen bei Gefahr stets wieder Schutz in der Tiefe. Sie sind munter, bewegungslustig und unruhig, größtentheils auch redselig oder schwatzhaft, aber mit wenigen Ausnahmen Stümper in der edeln Kunst des Gesanges. Ihre Nahrung besteht aus Kerfen, Würmern, Schnecken und anderem Kleingethier, wie es in ihrem Wohngebiete sich findet. Sie lesen von den Blättern und Zweigen ab, nehmen auch wohl vom Grunde auf, fliegen aber niemals einem vorübersummenden Kerbthiere nach, aus dem einfachen Grunde, weil dessen Flugfähigkeit in der Regel größer ist, als die ihrige. Unübertroffen sind die Buschsänger in einer Fertigkeit: sie bauen die künstlichsten aller Vogelnester; denn sie verweben die Stoffe nicht blos, sondern sie heften sie zusammen mit eigens vorgerichteten Faden: sie nähen im buchstäblichen Sinne des Worts. Allerdings ist diese Kunstfertigkeit nicht allen Arten eigen, — viele sind blos Weber und wenige nur Schneider; — aber fast alle, deren Brutgeschäft uns bekannt geworden ist, sind Künstler im Bau ihrer Nester und diese bewunderungswürdige Kunstwerke.

Der Schneidervogel Europas wird wissenschaftlich Cisticola schoenicla, im Deutschen gewöhnlich Cistensänger genannt, obgleich er kaum jemals im Cistengestrüpp gefunden wird. Ein kurzer, zarter, leicht gebogener Schnabel, langläufige und großzehige Füße, kurze, gerundete Flügel, in denen die vierte Schwinge die längste ist, und ein nur wenig gerundeter, kurzer Schwanz sind die Kennzeichen der Sippe, welche er vertritt. Das Gefieder der alten Vögel ist auf der Oberseite ölbraun und dunkelbraun gefleckt, weil die Mitte der Federn schwarzbraun, der Rand aber rostgelbbraun ist; auf dem Kopfe bilden sich drei schwärzliche und zwei lichtgelbe Längsstreifen; die Nackengegend und der Bürzel sind ungefleckt; ersterer ist bräunlich, letzterer rostbraun; die Kehle und der Unterleib sind reinweiß, die Brust, die Seiten und unteren Deckfedern des Schwanzes rostgelb; die Schwingen sind grauschwarz, ihre Außenfahne ist rostgelb gesäumt; die mittleren Schwanzfedern sind rostbraun, die übrigen graubräunlich, am Ende weiß gerandet, vor ihm mit einem schwärzlichen herzförmigen Flecken gezeichnet. Das Auge ist bräunlichhellgrau, der Schnabel hornfarben, der Fuß röthlich. Die Jungen unterscheiden sich von den Alten blos durch die etwas lichtere Farbe der Oberseite, sonst aber nicht wesentlich. Die Länge beträgt 4¼, die Breite 6¼, die Fittiglänge 1¾, die Schwanzlänge 1½ Zoll. Das Weibchen ist um ¼ Zoll kürzer und fast um ½ Zoll schmäler.

Mittel- und Südspanien, Süditalien, Sardinien und Griechenland, aber auch Algier und Indien sind die Länder, in denen der Cistensänger gefunden wird. Wo er vorkommt, ist er häufig, an vielen Stellen sogar gemein. Er ist Standvogel, nach Hansmann's Erfahrung, welche mit unsern Beobachtungen übereinstimmt, „bis auf die Orte, an denen er geboren wurde und an denen er später brütet“. In Spanien findet er sich in allen Tiefebenen, welche nur einigermaßen seinen Anforderungen genügen: auf den mit hohem Schilf bestandenen Dämmen der Reisfelder, im Ried, in Mais-, Luzern- und Hanffeldern und an ähnlichen Orten; auf Sardinien lebt er nach Hansmann

am Rande des Meeres, wo das Ufer ganz flach und sumpfig ausläuft und nur mit Gräsern, besonders aber mit der Stachelbinse bewachsen ist, besucht aber auch dort die Getreidefelder und brütet selbst in ihnen; A. von Homeyer beobachtete ihn auf den Balearen ebenfalls in fruchtbarem Getreideland, aber nicht blos in der Ebene, sondern auch auf den Bergen, wo es nur hier und da eine feuchte Stelle gab, sodaß Hansmann's Angabe, „daß ein kleiner, sickernder Quell und ein Streifen Wiese, eine Geviertruthe groß, ihm mitunter schon genüge", sich auch hier vollkommen schon bewahrheitet. In Nordwestafrika siedelt er sich, wie wir durch Tristam wissen, auf Wiesen an, und in Indien bewohnt er, laut Jerdon, jede Oertlichkeit, falls es nur langes Gras, Korn- oder Reisfelder gibt. Unbegreiflich war es mir, zu erfahren, daß die spanischen Vogelkundigen den Cistensänger bisher übersehen hatten; denn gerade er scheint sich förmlich zu bemühen, die Aufmerksamkeit des Beobachters auf sich zu ziehen. Namentlich während der Brutzeit macht sich das Männchen sehr bemerklich. Es steigt in kurzen Flugabsätzen mit lautem „Zit tit tit" oder, wie Homeyer es ausdrückt, mit „Spia spia" in die Höhe, fliegt dann gewöhnlich lange, fortwährend schreiend, im Bogen hin und her, umschwärmt und umflattert einen Menschen, welcher in seine Nähe kommt, in dieser Weise minutenlang, obwohl er sich in der Regel in einer bescheidenen Entfernung hält. Im Grase läuft er ungemein behend umher, sodaß man ihn eben nur mit einer Maus vergleichen kann: angeschossene Alte wissen sich in wenigen Augenblicken so zu verstecken, daß man nicht im Stande ist, sie aufzufinden. Hansmann hat sehr recht, wenn er sagt, daß der Cistensänger etwas von dem Wesen des Zaunkönigs habe, sich stets tief in die Gras- oder Binsenbüsche verkrieche und in ihnen so beharrlich verweile, daß ihn erst ein Fußstoß gegen den betreffenden Büschel zu vertreiben vermöge. Ganz gegen die Art der Schilf- oder Riedsänger, mit denen er um die Wette an den Halmen auf- und niederklettert, bewegt er sich nur in einem kleinen Umkreise und fliegt auch, wenn er aufgescheucht wurde, niemals weit, sondern höchstens über Strecken von wenigen Fußen hinweg. Der erwähnte Ton, welcher dem Cistensänger in Murcia den Namen Tintin und in Algier den Namen Pinkpink verschafft hat, ist der Gesang des Männchens; außerdem vernimmt man nur noch ein leises, kurzes Schwirren, welches Aengstlichkeit ausdrückt, oder ein leises Gekicher, welches der Laut der Zärtlichkeit ist. Das zornig erregte Männchen läßt nach Homeyer's Beobachtungen auch ein weiches „Wüit" oder ein kürzeres „Witt witt" hören, zumal, wenn es sich mit andern seiner Art herumstreitet.

Allerlei kleine Käfer, Zweiflügler, Räupchen, kleine Schnecken und ähnliche Thiere bilden die Nahrung unseres Vögelchens. Die Hauptmenge liest er von den Blättern des Grases oder Getreides ab, einzelne nimmt er wohl auch vom Grunde auf. Die unverdaulichen Theile gibt er in Gewöllen wieder von sich.

Das Nest, welches wir mehrmals gefunden haben, wurde zuerst von Savi beschrieben. „Eigenthümlich", sagt dieser Forscher, „ist die Art und Weise, in welcher der Vogel die das Nest umgebenden Blätter zusammenfügt und die Wände seines Gebäudes fest und stark macht. In dem Rande jedes Blattes nämlich sticht er kleine Oeffnungen, welche durch einen oder durch mehrere Fädchen zusammengehalten werden. Diese Fäden sind aus dem Gewebe der Spinnen oder aus Pflanzenwolle gefertigt und nicht sehr lang; sie reichen höchstens zwei oder dreimal von einem Blatte zum andern. Ihre Dicke ist ungleich; sie sind hin und wieder aufgezasert, an andern Stellen auch in zwei oder drei Abzweigungen getheilt. Beim innern Theil des Nestes herrscht die Pflanzenwolle vor, und die wenigen Spinnwebenfaden, welche sich darunter befinden, dienen lediglich dazu, die andern Stoffe zusammenzuhalten. An den seitlichen und oberen Theilen des Nestes stoßen die beiden Wände, die äußere und die innere, unmittelbar an einander, aber an dem untern findet sich zwischen ihnen eine mehr oder weniger dichte Schicht, aus kleinen dürren Blättern oder Blüthenkronen bestehend, welche den Boden des Nestes, auf dem die Eier ruhen sollen, dicht und weich macht. Im obern Drittel der Wand ist das runde Eingangsloch angebracht. Der ganze Bau hat die Gestalt eines länglichrunden oder eiförmigen Beutels. Er steht in der Mitte eines Gras-, Seggen- oder Binsenbusches, der Boden höchstens einen halben Fuß über der Erde, an die tragenden Blätter genäht und auf andere,

welche untergeschoben werden und so gleichsam Federn bilden, gestellt. So gewähren die wankenden Halme dem Neste hinlängliche Festigkeit und ausreichenden Widerstand gegen die heftigsten Stürme.

Bisher haben wir geglaubt, daß das Weibchen der eigentliche Baumeister wäre; durch Tristam's Beobachtungen, welche von Jerdon bestätigt werden, erfahren wir aber, daß das Männchen den Haupttheil der Arbeit übernimmt. Sobald der Grund gelegt oder der Boden des Nestes fertig ist, beginnt das Weibchen zu legen und wenn das Gelege vollzählig ist, zu brüten. Während es nun auf den Eiern sitzt, beschäftigt sich das Männchen noch tagelang damit, die Wandungen aufzurichten und die Grasblätter zusammenzunähen. „Ich hatte", sagt Tristam, „das Glück, ein Nest zu entdecken, als es eben begonnen war, mußte an ihm täglich vorübergehen und konnte so einen Monat lang die Vögel beobachten. Als das erste Ei im Neste lag, war der ganze Bau noch überall durchsichtig und seine filzigen Wandungen nicht über einen Zoll hoch. Während der ganzen Zeit der Bebrütung aber setzte das Männchen seine Arbeit an dem Neste fort, sodaß dasselbe, als die Jungen ausgeschlüpft waren, schon drei Zoll an Höhe erreicht und hinlängliche Festigkeit gewonnen hatte."

Die Eier scheinen außerordentlich abzuändern. Wir haben in Spanien ein Gelege von fünf Stück gefunden, welche gleichförmig lichtblau waren; andere Forscher aber erhielten Eier, welche auf bläulichgrünem Grunde überall oder spärlich mit größeren oder kleineren braunen oder ziegelrothen, schwarzbraunen und schwarzen Flecken und Punkten oder auf grünlichweißem Grunde mit schmuzigfleischfarbenen und braunrothen, theilweise verwaschenen oder auf reinweißem Grunde mit hellrothen Flecken gezeichnet waren. Die Jungen werden von beiden Eltern zärtlich geliebt; das sonst vorsichtige Männchen scheut, wenn ein Mensch dem Neste sich nahet, keine Gefahr und umfliegt ihn Viertelstunden lang in sehr engen Kreisen unter ängstlichem Geschrei. Wenn die Jungen glücklich ausgeflogen sind, gewährt die Familie ein überaus anziehendes Schauspiel. Die ganze Gesellschaft hüpft und kriecht, flattert und läuft um, auf und über dem Grase oder Getreide umher, und wenn eins der Eltern ein Kerbthier bringt, stürzt die gesammte Kinderschar, das Schwänzchen hochgehoben, in wahrhaft lächerlicher Weise auf den Nahrungsspender los, da jedes das erste und jedes bevorzugt sein will. Naht sich Gefahr, so verschwindet die Mutter mit ihren Kindern, während das Männchen sofort in die Luft sich erhebt und hier in gewohnter Weise umherfliegt. Aus Savi's Beobachtungen geht hervor, daß der Cistensänger dreimal im Jahre brütet, das erstemal im April, das zweitemal im Juni, das drittemal im August. Wir fanden Nester im Mai, Juni und Juli; dann trat die Mauser und damit das Ende der Fortpflanzungszeit ein.

Wir haben uns viel Mühe gegeben, einen Cistensänger lebend zu fangen. Das Nachtigallgärnchen erwies sich als unbrauchbar; aber auch Schlingen, welche wir mit größter Sorgfalt um das Eingangsloch des Nestes legten, hatten nicht das erwünschte Ergebniß. Die Cistensänger bewiesen uns, daß sie mit Fäden umzugehen wußten: sie putzten jedesmal, bevor sie einschlüpften, die verdächtigen Schlingen weg und vereitelten so unsere Nachstellungen.

Die eigentlichen Schneidervögel (Orthotomus) bilden eine sehr ausgezeichnete Gruppe der Buschsänger. Sie sind gestreckt gebaut; in ihren kurzen, schwachen, sehr gerundeten Flügeln sind die fünfte und sechste Schwinge die längsten; der schmalfedrige, meist kurze Schwanz ist stark abgerundet oder abgestuft; der Fuß ist kräftig, hochläufig, aber kurzzehig; der Schnabel ist lang, schwach, gerade, an der Wurzel breit nach vorn zugespitzt, — ein wirklich vortreffliches Werkzeug zum Nähen. Am Schnabelgrunde stehen einige schwache Borsten; das Gefieder liegt glatt an und ist ziemlich lebhaft gefärbt, auf der Oberseite gewöhnlich grün, auf dem Scheitel meist rostfarben.

Der Schneidervogel (Orthotomus longicauda) ist auf dem Mantel gelblicholivengrün, auf dem Scheitel röthlich, im Nacken grauröthlich, auf der Unterseite weiß, mit einem vertuschten schwarzen

Flecken an jeder Seite der Brust; die Schwingen sind braun, grün gesäumt, die Steuerfedern braun, grünlich überflogen, die äußersten weiß an der Spitze. Bei dem Männchen verlängern sich die beiden Mittelfedern des Schwanzes über die anderen; beim Weibchen ist der Schwanz nur zugerundet. Die Länge beträgt 6½, die Fittiglänge 2, die Schwanzlänge 3½ Zoll; das Weibchen ist kaum 5, sein Schwanz nur 2 Zoll lang.

Vom Himalaya an bis zum Cap Comorin, auf Ceylon, in Burmah u. s. w. fehlt der Schneidervogel nirgends, vorausgesetzt, daß die Gegend nicht gänzlich des Baumwuchses entbehrt. Er bewohnt



Der Schneidervogel (Orthotomus longicauda).

Gärten, Obstpflanzungen, Hecken, Rohrdickichte und zuweilen auch Waldungen mit mittelhohen Bäumen, lebt gewöhnlich paarweise, zuweilen aber auch in kleinen Familien zusammen, hüpft ohne Unterlaß auf den Zweigen der Bäume und Gebüsche herum und läßt häufig einen lauten Ruf ertönen, welcher wie „tuwi“ oder „pretti pretti“ klingt. Er ist zutraulich und hält sich gern dicht bei den Häusern auf, wird aber vorsichtig, wenn er sich beobachtet, und scheu, wenn er sich verfolgt sieht.

Seine Nahrung besteht aus verschiedenen Kerbthieren, vorzugsweise aus Ameisen, Cicaden, Raupen und andern Larven, welche er von der Rinde und von den Blättern, nicht selten aber auch

vom Boden aufnimmt. Beim Hüpfen oder beim Fressen pflegt er den Schwanz zu stelzen und das Gefieder seines Kopfes zu sträuben.

Zwei Nester sind von Hutton beschrieben worden. „Das erste war sehr zierlich gebaut und zwar aus Rohr, Baumwolle und Bruchstücken von Wollenfäden, welche fest in einander verwoben, mit Pferdehaaren dicht ausgefüttert und in der Schwebe gehalten wurden zwischen zwei Blättern eines Zweiges des Amaltusbaumes. Diese beiden Blätter waren zuerst der Länge nach auf einander gelegt und in dieser Lage von den Spitzen aus bis etwas über die Hälfte an den Seiten hinauf mit einem vom Vogel selbst aus roher Baumwolle gesponnenen starken Faden zusammengenäht, sodaß der Eingang zum Neste am oberen Ende zwischen den Blattstielen frei blieb, gerade da, wo diese am Baumzweige hafteten.“ Ein zweites Nest befand sich an der Spitze eines Zweiges, etwa zwei Fuß über dem Boden und war aus denselben Stoffen wie das vorige gearbeitet. Die Blätter waren ebenfalls zusammengenäht, hier und da mit Fäden, welche der Vogel selbst gesponnen, hier und da mit dünnen Bindfaden, welchen er aufgelesen hatte. Es stand so verborgen, daß der Entdecker Mühe hatte, es wieder aufzufinden, um es Hutton zeigen zu können. Das Gelege besteht aus drei bis vier Eiern, welche auf weißem Grunde braunröthlich gefleckt sind, namentlich am dünneren Ende.

Ich will es dahin gestellt sein lassen, ob einer der sonderbarsten Vögel Australiens, der Emuschlüpfer (Stipiturus malachurus) zur Familie der Buschsänger gezählt werden darf oder nicht.



Der Emuschlüpfer (Stipiturus malachurus).

Das Bezeichnende an ihm ist die Bildung des Schwanzes, welcher nur aus sechs, mit zerschlissenen Fahnen besetzten Federn besteht und besonders bei den Männchen sehr entwickelt ist. Das Gefieder der Oberseite ist braun, schwarz in die Länge gestreift; der Oberkopf ist rostroth; das Kinn und die Gurgelgegend sind blaßgrau; die übrige Unterseite ist lebhaft roth; die Schwingen sind dunkelbraun,

rothbraun gesäumt, die Steuerfedern dunkelbraun. Das Auge ist röthlichbraun; der Schnabel und die Füße sind braun. Beim Weibchen ist auch der Scheitel schwarz gestrichelt, die Gurgelgegend aber roth, anstatt blau.

Ueber das Leben des allen Ansiedlern Australiens wohlbekannten Vogels haben Gould und Ramsay ziemlich ausführlich berichtet. Der Emuschlüpfer hat eine weite Verbreitung. Er bewohnt das ganze südliche Australien von der Moritonbay an der Ostküste bis zum Schwanenflusse an der Westküste und ebenso Tasmanien. Sumpfige Gegenden sind seine Wohnsitze. Wo er vorkommt, ist er häufig. Gewöhnlich trifft man ihn paarweise oder in kleinen Familien an, immer zurückgezogen, nächst dem Boden, in der Mitte der dichtesten Grasdickichte, so verborgen, daß man ihn selten zu sehen bekommt; es scheint auch, als liebe er es durchaus nicht, gesehen zu werden. Seine sehr kurzen, runden Flügel sind nicht zum Fluge geeignet, und er übt diese Kunst nur ausnahmsweise aus; wenn die Gräser vom Thau und Regen naß sind, kann er die Flügel gar nicht gebrauchen. Dafür versteht er zu laufen und zwar auf dem Boden ebenso gut wie zwischen den Halmen seines Graswaldes. Er ist überaus schnell und beweglich, behend und gewandt, wendet und schwenkt sich mit unglaublicher Leichtigkeit und vereitelt deshalb die meisten Nachstellungen. Wenn ein Verfolger ihm plötzlich hart auf den Leib kommt, verschwindet er, Dank seiner Kunst im Verstecken, vor dessen Augen; zum Fliegen entschließt er sich nur, wenn er unbedingt fliegen muß. Bei ruhigem Sitzen trägt er den Schwanz aufrecht, gelegentlich auch wohl über den Rücken nach vorn gerichtet; bei schnellem Laufe aber hält er ihn wagerecht nach hinten. Wenn er wirklich einmal aufgescheucht wurde, fliegt er dicht über den Grasspitzen dahin und wirft sich plötzlich von der Höhe wieder zur Tiefe hernieder. Zuweilen erscheint er auf der Spitze eines Halmes, um vonhieraus seine Welt zu überschauen. Das Männchen läßt während der Zeit seiner Liebe ein kurzes, aber niedliches Gezwitscher vernehmen; der Lockton ist ein leises Zirpen.

Gould fand ein Nest, jedoch ohne Eier. Es war verhältnißmäßig klein, ballförmig, aus Gras gebaut, bis auf einen seitlichen Zugang geschlossen, innen mit Federn ausgelegt, sehr geschickt unter einem Grasbüschel oder niedrigen Busche verborgen. Genaueres erfahren wir durch Ramsay. Er entdeckte ein Nest Ende Septembers, aber erst, nachdem er tagelang die sehr häufigen Vögel beobachtet hatte, und da nur durch Zufall. Es war eiförmig, das Eingangsloch sehr groß, seine Mulde so seicht, daß die Eier, wenn das Ganze stark bewegt worden wäre, herausgerollt sein würden, bestand äußerlich aus Würzelchen, innerlich aus feinen Halmen und war mit einer Lage von Mos ausgekleidet; das Gefüge war überaus locker, geradezu lose. Die drei Eier waren auf rein weißem Grunde über und über mit feinen lichtrothen Punkten bestreut, am dicken Ende am dichtesten; ein Ei war ungefleckt. — Das Weibchen saß sehr fest und kehrte, eben vertrieben, sogleich wieder zum Standorte des Nestes zurück.

* *
*

Ungefähr dieselbe Stellung, welche die Wasserschwätzer, Ameisenvögel und Pittas unter den Drosseln einnehmen, gebührt den Schlüpfern (Troglodytae) unter den Sängern. Die Familie dieser Vögel, welche übrigens gewöhnlich nur als Unterfamilie angesehen wird, ist vielfach hin und her geworfen worden, je nach der Anschauung der betreffenden Forscher. Einige haben die Schlüpfer als Baumläufer oder wenigstens als Dünnschnäbler angesehen, Andere glauben in ihnen die nächsten Verwandten der Lärmdrosseln zu erkennen; Diese vereinigen sie mit den Ameisendrosseln und Jene mit den Zahnschnäblern. Ich glaube, ihnen hier ihre Stelle anweisen zu dürfen, will aber ausdrücklich bemerken, daß ich durchaus kein Gewicht auf meine Ansicht lege.

Die Schlüpfer sind kleine, gedrungen gebaute, kurzflüglige und kurzschwänzige Sänger mit reichem, sehr übereinstimmend gezeichneten Federkleid. Der Schnabel ist kurz oder mittellang, dünn, pfriemenförmig, seitlich zusammengedrückt, längs der Firste gebogen; die Füße sind mittelhoch, ziemlich

schwach und kurzzehig; die Flügel sind kurz, abgerundet, sehr gewölbt, in ihnen die vierte oder fünfte Schwinge die längste; der Schwanz ist sehr kurz, keilförmig oder wenigstens zugerundet. Die Grundfärbung des Gefieders ist ein röthliches Braun; die Zeichnung wird durch schwärzliche Querlinien und Bänder bewirkt.

Die Schlüpfer sind Weltbürger, vornehmlich aber in Europa, Asien und Amerika zu Hause. Sie bewohnen buschreiche Gegenden, am liebsten solche, welche auch reich an Wasser sind und welche ihnen möglichst viele Versteckplätze gewähren. Im Gebirge steigen sie bis zur Baumgrenze empor, nach Norden hin treten sie noch innerhalb des kalten Gürtels auf. Eigentlich wählerisch sind sie durchaus nicht; denn sie finden, so zu sagen, allerorten ein Plätzchen, welches ihnen behagt. Deshalb trifft man sie inmitten des Waldes ebensowohl, wie in den Gärten der Dörfer und Städte oder an den Ufern der Gewässer, wie an den Wänden der Gebirge. Nur das freie, buschlose Feld meiden sie ängstlich, weil sie hier nicht im Stande sind, nach gewohnter Weise zu leben. Alle Arten sind muntere, regsame, bewegliche und überaus heitere Thiere. Sie fliegen schlecht und deshalb niemals weit, hüpfen aber außerordentlich rasch und sind im Durchkriechen von filzigem Gestrüpp oder Höhlungen geschickter als andere Sänger. Soviel bis jetzt bekannt, zeichnen sich alle Arten durch einen mehr oder minder vortrefflichen Gesang aus; einzelne gehören zu den besten Sängern ihrer Heimat: eine Art gilt sogar als der ausgezeichnetste aller Singvögel der Wendekreisländer Amerikas. Diese Begabungen werden durch das Wesen der Vögel noch besonders gehoben, falls man so sagen darf, in das rechte Licht gestellt. Die Schlüpfer scheuen sich nicht vor dem Menschen und verkehren ohne Furcht in seiner Nähe; sie dringen selbst in das Innere seines Hauses ein. Deshalb genießen sie denn auch allerorten die Liebe des Menschen und einzelne seinen ganz besondern Schutz. Zu Gunsten eines südamerikanischen Schlüpfers hängt man hier und da unter den Dächern der Häuser leere Flaschen aus, welche schnell vom Vogel in Besitz genommen werden. Er erkennt bald die Freundschaft des Menschen und wird so zahm, „daß er“, wie Schomburgk sagt, „ungescheut durch die offenen Fenster in die Stube kommt und, auf dem Fensterbrett sitzend, den Bewohnern sein liebliches Liedchen vorsingt“. Andern Schlüpfern kommt man zwar nicht mit ähnlichen Dienstleistungen entgegen; aber auch sie werden von Jedermann gern gesehen und wenigstens nicht vernichtet. Man darf behaupten, daß das Wesen dieser liebenswürdigen Geschöpfe einen unwiderstehlichen Reiz auf uns ausübt; daraus erklären sich meiner Ansicht nach auch die vielen und anmuthigen Sagen, durch welche die Dichtung verschiedener Völker ihr Leben verherrlicht hat.

Unser Zaunkönig oder Zaunschlüpfer, der Schnee-, Winter-, Dorn-, Nessel-, Meisen- und Schlupfkönig, der Zaunsänger, Zaunschlüpfer, Zaunschnerz oder Thomas im Zaune (Troglodytes parvulus) ist $3\frac{5}{6}$ bis 4 Zoll lang und $5\frac{1}{2}$ bis 6 Zoll breit; sein Fittig mißt $1\frac{3}{4}$, sein Schwanz $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{3}$ Zoll. Das Gefieder der Oberseite ist auf rostbraunem Grunde vom Oberrücken an durch schwärzliche Querbinden, das der Unterseite auf blaßrostbraunem oder rostgrauen Grunde mit dunkelbraunen Wellenlinien gezeichnet; ein brauner Zügelstreifen zieht sich durchs Auge, ein rostbräunlichweißer schmaler Streifen verläuft über denselben; die mittleren Flügeldeckfedern sind an der Spitze durch länglichrunde, weiße, hinterwärts schwarz begrenzte Punkte geziert; die Schwingen sind auf der Innenfahne dunkelbraungrau, auf der äußeren abwechselnd lichtrostgelblich und schwarz gebändert oder gefleckt; die Schwanzfedern sind röthlichbraun, seitlich lichter, mit deutlichen, wellenförmigen, dunkelbraunen Querstreifen durchzogen. Das Auge ist braun, der Schnabel und die Füße sind röthlichgrau. Das Weibchen ist etwas blässer als das Männchen; die Jungen sind auf der Oberseite weniger, auf der Unterseite mehr, aber schwächer als die Alten gefleckt.

Man hat den Zaunkönig in allen Ländern Europas gefunden, vom nördlichen Skandinavien oder von Rußland an bis zur Südspitze Spaniens und Griechenlands. Auf den Faroerinseln lebt eine wahrscheinlich verschiedene Art, welche sich durch bedeutendere Größe auszeichnet (Troglodytes borealis), und auch in Mitteldeutschland scheint noch eine Art vorzukommen, welche sich durch punktirte

Fleckung kennzeichnet und von meinem Vater zu Ehren Naumann's benannt worden ist (Troglodytes Naumanni). Daß der Zaunkönig auch in Nordwestafrika und in Kleinasien vorkommt, unterliegt keinem Zweifel; im übrigen Asien hingegen scheint er zu fehlen; in Indien wird er durch nah verwandte Arten vertreten. In Deutschland gibt es keine Gegend, keinen Gau, in welchem er nicht beobachtet worden wäre, und an geeigneten Orten ist er überall häufig. Er bewohnt die verschiedensten Oertlichkeiten, am liebsten aber doch Thäler, deren Wände mit Gebüsch bedeckt sind und in deren Grunde ein Wässerchen fließt. Nach Art seiner Familie kommt er bis in die Dörfer und selbst in die Gärten der Städte herein und siedelt sich in unmittelbarer Nähe der Wohnungen an, falls es hier dichte Gebüsche, Hecken oder wenigstens größere Haufen dürren Reisholzes gibt.

Wer gewohnt ist, auf die Vögel seiner Heimat zu achten, kann den Zaunkönig weder übersehen, noch überhören; denn dieser macht sich überall und immer bemerklich. Auf höheren Bäumen sieht man



Der Zaunkönig (Troglodytes parvulus).

ihn selten, regelmäßig vielmehr nah am Boden das Gestrüpp durchkriechend, alle Winkel, Höhlungen durchspähend, meist über den Boden dahinhüpfend oder von einem Busche zum andern fliegend, von Zeit zu Zeit aber auf einem höheren Punkte erscheinen und scheinbar mit Selbstbefriedigung sich zeigen. „An Munterkeit und froher Laune", sagt Naumann, „an Geschicklichkeit und Schnelle im Durchschlüpfen des Gestrüpps und an einer gewissen Keckheit im Benehmen übertrifft der Zaunschlüpfer die meisten deutschen Vögel. Seine Keckheit ist jedoch ganz eigener Art; sie verschwindet bei dem geringsten Anschein von Gefahr und verwandelt sich plötzlich in grenzenlose Furcht, kehrt aber bald wieder. Seine fröhliche Stimmung verläßt ihn selten. Immer hüpft er so keck einher, als wenn er an Allem Ueberfluß hätte, selbst mitten im Winter, wenn es nicht allzusehr stürmt oder wenn die Sonne wenigstens dann und wann durch die Wolken bricht. Wenn selbst die treuesten aller Standvögel, unsere Sperlinge, unzufrieden mit zu strenger Kälte, ihr Gefieder sträuben und ihr trauriges Aussehen Mißmuth und großes Unbehagen verräth, so ist der Zaunschlüpfer doch noch fröhlich und

singt sein Liedchen, als ob es bereits Frühling wäre." Sein Wesen ist höchst anziehend. Er hüpft in geduckter Stellung überaus schnell über den Boden dahin, sodaß man eher eine Maus als einen Vogel laufen zu sehen glaubt. Er kriecht mit einer staunenswerthen Fertigkeit hurtig durch die Ritzen und Löcher, welche jedem andern unserer Vögel unzugänglich scheinen, wendet sich rastlos von einer Hecke, von einem Busch, von einem Reisighaufen zum andern, untersucht Alles und zeigt sich nur auf Augenblicke frei, dann aber in einer Stellung, welche ihm ein sehr keckes Ansehen verleiht, die Brust gesenkt, das kurze Schwänzchen gerade empor gestelzt. Reizt etwas Besonderes seine Aufmerksamkeit, so deutet er Dies durch Bücklinge an, welche rasch nach einander wiederholt werden und wirft den Schwanz noch höher auf, als gewöhnlich. Fühlt er sich sicher, so benutzt er jeden freien Augenblick zum Singen oder wenigstens zum Locken; nur während der Mauser ist er stiller als gewöhnlich. Sobald aber sein Lied vollendet ist, beginnt das Durchschlüpfen und Durchkriechen der Umgebung von neuem. Zum Fliegen entschließt er sich nur, wenn es unbedingt nothwendig ist; denn so gewandt und behend er im übrigen ist, so schwerfällig zeigt er sich im Fluge. Gewöhnlich streicht er mit zitternden Flügelschlägen ganz niedrig über dem Boden in gerader Linie dahin; beim Durchmessen größerer Entfernungen aber beschreibt er eine aus flachen, kurzen Bogen bestehende Schlangenlinie. Wie schwer ihm das Fliegen wird, bemerkt man deutlich, wenn man ihn im freien Felde verfolgt. Ein schnell laufender Mensch kann ihn, laut Naumann, so müde machen, daß er ihn mit den Händen zu fangen vermag, falls ihm nicht ein Mauseloch zur Zufluchtsstätte wird. Der Zaunkönig ist sich seiner Schwäche im Fliegen übrigens so bewußt, daß er freiwillig niemals sein schützendes Gebüsch verläßt und selbst dann, wenn er nicht einmal weit von demselben entfernt ist, im Nothfalle lieber in eine Höhlung sich verkriecht, als den gefährlichen Flug wagt. Die Stimme, welche man am häufigsten vernimmt, ist ein verschieden betontes „Zerr" oder „Zerz", der Warnungsruf, auf welchen auch andere Vögel achten, eine Verlängerung dieser Laute oder auch wohl ein oft wiederholtes „Zeck zeck zeck". Der Gesang ist vortrefflich und höchst angenehm. „Er besteht aus vielen, anmuthig abwechselnden, hellpfeifenden Tönen, welche sich in der Mitte der eben nicht kurzen Weise zu einem vortrefflichen, gegen das Ende im Tone sinkenden Triller gestalten." Dieser Triller wird oft auch gegen das Ende des Gesanges wiederholt und bildet dadurch gewissermaßen den Schluß des Ganzen. Die Töne sind so stark und voll, daß man erstaunt, wie ein so kleiner Vogel sie hervorbringen kann. Wie schon bemerkt, singt der Zaunkönig fast das ganze Jahr hindurch, im Januar und Februar schon sehr fleißig, am eifrigsten aber von Ende März bis zu Anfang Mais und am anhaltendsten in den Morgenstunden. In den Wintermonaten macht dieser Gesang einen außerordentlichen Eindruck auf das Gemüth des Menschen. Die ganze Natur still und todt, die Bäume entlaubt, die Erde unter Schnee und Eis begraben, alle andern Vögel schweigsam und verdrießlich, nur er, der kleinste fast, heiter und wohlgemuth und immer das eine Lied im Munde: „Es muß doch Frühling werden"— das ungefähr sind die Gedanken, welche Jedem kommen müssen, selbst dem erbärmlichsten, trockensten Philister, der nie begreifen will, daß auch eine dichterische Anschauung der Natur vollkommen berechtigt ist. Wem im Winter beim Lied des Zaunkönigs das Herz nicht aufgeht in der Brust, der braucht vom Gefühl überhaupt nicht zu reden; denn er hat keins und ist Nichts mehr, als ein trauriger, freudloser Mensch!

Kerbthiere in allerlei Zuständen ihres Lebens, Spinnen und anderes kleine Gethier, im Herbst auch mancherlei Beeren bilden die Nahrung des Zaunkönigs. Im Sommer ist seine Tafel vortrefflich beschickt; denn er weiß überall Etwas zu finden, auch da, wo andere Vögel, wie es scheint, vergeblich suchen. Im Winter hingegen mag er wohl manchmal Noth leiden; denn dann kann er nur auf die verborgenen Winterschläfer und namentlich auf die Eier der Kerbthiere Jagd machen. Man sagt ihm nach, daß er in Island den Bauern beschwerlich falle, in die Schornsteine käme und da von dem Rauchfleisch nasche; diese Angabe Olafssen's scheint mir aber doch noch der Bestätigung zu bedürfen. Daß er im Winter in die Häuser kommt, unterliegt keinem Zweifel; es geschieht aber gewiß nicht des Fleisches, sondern der hier schlafenden Fliegen wegen. Hat er einmal ein Schlupfloch erspäht, welches

ihm Zutritt zu dem Innern eines Gebäudes gestattet, so benutzt er es regelmäßig; denn er besitzt ein überaus große Ortskenntniß und weiß seinen Weg immer wieder zu finden.

Das Nest gehört unter die künstlichsten Bauten, welche unsere deutschen Vögel errichten. Es ist aber durchaus nicht leicht, es zu beschreiben; denn es wird gebaut nach des Orts Gelegenheit und deshalb außerordentlich verschiedenartig ausgeführt. Auch der Standort wechselt so vielfach ab, daß man etwas Bestimmtes hierüber nicht sagen kann. Man hat Zaunkönigsnester ziemlich hoch oben in Baumwipfeln und auf dem Boden in Erd- oder Baumhöhlen, Mauerlöchern und Felsenspalten, in Köhlerhütten oder unter Hausdächern, im Gestrüpp oder unter Gewurzel, in Holzstößen und in Bergwerkstollen gefunden, immer und überall aber auf sorgfältig gewählten Plätzen, zumal, wenn es sich um das erste Nest im Frühjahre handelte, welches erbaut wurde, bevor noch die Pflanzen sommerliche Ueppigkeit zeigten. Einzelne Nester bestehen nur aus grünem Mose, welches so dicht zusammengefilzt ist, daß es aussieht, als ob das Ganze zusammengeleimt wäre; sie sind auch innen nur mit Mos ausgekleidet; ihre Gestalt ist kugelförmig, und ein hübsches Schlupfloch führt ins Innere. Andere gleichen einem wirren Haufen von Blättern und sind im Innern mit Federn ausgefüttert; andere wieder sind nichts weiter, als eine Aufbesserung bereits vorgefundener Nester. Wie Dem aber auch sein möge, unter allen Umständen ist das Nest seinem Standorte entsprechend gestaltet und sind die Stoffe der Umgebung entsprechend gewählt, sodaß es oft recht schwer hält, das im Verhältniß zur Größe des Zaunkönigs ungeheure Nest zu entdecken. Bemerkenswerth ist, daß der Vogel zuweilen eine gewisse Oertlichkeit entschieden bevorzugt. So erzählt Trinthammer, daß ein im Gebirge lebender Zaunkönig mit den Köhlern oder Pechschmelzern wanderte, d. h. sich immer in der Hütte dieser Leute ansiedelte, und in ihr sein Nest baute, gleichviel ob die Hütte an derselben Stelle wie im vorigen Jahre oder an einem andern Orte errichtet wurde. Die Köhler kannten den Vogel sehr genau: sie wußten, daß es der ihrige war; denn er bekundete Dies durch sein Benehmen. Ebenso muß bemerkt werden, daß der Zaunkönig zuweilen mehr Nester baut, als er zum Brüten nöthig hat, und daß nicht blos ein Pärchen gemeinschaftlich zusammenwirkt, sondern daß auch ein einzelner Vogel, ein Männchen z. B., welches keine Gattin erlangen kann, sehr eifrig sich Nester errichtet, welche im gewissen Sinne als Vergnügungsbauten angesehen werden können. Boenigk hat einen Zaunkönig vom April an bis zum August beobachtet und das Erfahrne sehr ausführlich beschrieben — in wenig Worten zusammengedrängt, wie folgt: Ein Männchen baut viermal ein fast vollkommenes Nest, bevor es ihm gelingt, eine Gefährtin zu finden. Nachdem es endlich sich gepaart hat, müssen beide Gatten, verfolgt vom Mißgeschick, dreimal bauen, ehe sie zum Eierlegen gelangen können, und als nun das Weibchen, erschreckt durch sein Unglück, flieht, vielleicht um sich einen andern Gatten zu suchen, müht sich das verlassene Männchen noch mehrere Wochen ab und baut in dieser Zeit nochmals zwei Wohnungen fertig, welche es nicht benutzt. Dieses Einzelarbeiten eines Zaunkönigs scheint mit einer andern Eigenthümlichkeit des Vogels zusammenzuhängen. Durch Beobachtungen von Ogilby ist es nämlich festgestellt, daß die Zaunkönige sehr gern in ihren alten Nestern Nachtruhe halten und zwar nicht blos einer oder ein Pärchen, sondern die ganze Familie. Dasselbe hat, nach Päßler, ein Bauer in Anhalt erfahren: er geht an einem Winterabende in den Viehstall, in der Absicht, in einem der dort hängenden Schwalbennester einen Sperling zu fangen; „bekommt aber die ganze Hand voll Vögel und erkennt zu seiner Verwunderung fünf Zaunkönige, welche sich in Eintracht des Nestes als Schlafstätte bedient hatten". Unter regelmäßigen Verhältnissen brütet das Zaunkönigspaar zweimal im Jahre, das erstemal im April, das zweitemal im Juli. Das Gelege besteht aus sechs bis acht verhältnißmäßig großen, rundlichen Eiern, welche auf rein- oder gelblichweißem Grunde mit kleinen Pünktchen von rothbrauner oder blutrother Farbe gezeichnet sind, am dicken Ende oft kranzartig. Beide Eltern brüten abwechselnd dreizehn Tage lang, füttern gemeinschaftlich die Jungen groß, halten das Nest ungemein reichlich und sorgen überhaupt in jeder Hinsicht für das Wohl ihrer Familie. Die Jungen bleiben lange im Neste und halten sich auch, wenn sie schon ausgeflogen sind, noch lange Zeit zusammen; wahrscheinlich besuchen sie allnächtlich ihre Kinderwiege wieder.

Man fängt den Zaunkönig zufällig in Netzen, in Sprenkeln oder auf Leimruthen; es ist aber nicht leicht, ihn an die Gefangenschaft zu gewöhnen. Gelingt Dies, so hat man seine wahre Freude an dem auch im Käfig außerordentlich anmuthigen Geschöpf. Ein Zaunkönig, welchen Gourcy hielt, begann schon im November mit seinem Gesang und endete erst im Spätsommer nach Eintritt der Mauser; gleichwohl sang er dem eifrigen Liebhaber noch immer nicht genug. Im Käfig muß man dem furchtsamen Geschöpf ein kleines Häuschen mit engem Eingangsloch anbringen, damit er bei vermeintlicher Gefahr einen Schlupfwinkel habe. Dieses Häuschen wird sofort in Besitz genommen und das Ein- und Ausschlüpfen, das Herausschauen des Miethers gewährt noch einen Genuß mehr. Gefangene, welche ich sah, haben mich wahrhaft entzückt.

Wir kennen die Gefahren, welche der Zaunkönig zu bestehen hat, nur zum geringsten Theile; wir kennen vielleicht nicht einmal seine Feinde alle; daß er ihrer aber viele haben muß, unterliegt keinem Zweifel: denn der Vogel müßte, wäre Dies nicht der Fall, ungleich häufiger sein, als er es ist.

Amerika ist besonders reich an Schlüpfern, die dort lebenden Arten gehören aber nur theilweise derselben Sippe an, welche unser Zaunkönig vertritt. Einige hat man Binsenkönige (Thryothorus) genannt. Sie kennzeichnen sich hauptsächlich durch den verhältnißmäßig langen, dünnen, sanft gebogenen Schnabel; im übrigen kommen sie in allen wesentlichen Merkmalen mit der vorstehend beschriebenen überein.

Die bekannteste Art dieser Sippe ist der Heckenkönig (Thryothorus ludovicianus). Seine Länge beträgt nach den Messungen des Prinzen von Wied 5, die Breite 7, die Fittiglänge $2^1/_6$, die Schwanzlänge $1^3/_4$ Zoll. Das Gefieder der Oberseite ist röthlichbraun, dunkler in die Quere gewellt, das der Unterseite an Kinn und Kehle weiß, im übrigen gelbröthlich, seitlich schwarz gewellt; der Augenbrauenstreif ist weiß; die Schwingen sind auf der Innenfahne schwärzlichbraun und ungefleckt, auf der Außenfahne gebändert; die Flügeldeckfedern sind weiß gespitzt. Das Auge ist graubraun, der Oberschnabel dunkelhorngrau, der Unterschnabel bleigrau, an der Spitze hellbräunlich.

Unter den nordamerikanischen Schlüpfern ist der Heckenkönig der größte und häufigste. Er verbreitet sich über alle Theile der Vereinigten Staaten. Man sieht sie in dichten Wäldern und an Flußufern, auf den Bergen und in den Thälern, um und in den Wohnungen. „Die Schnelligkeit der Bewegungen dieses kleinen, lebendigen Vogels“, sagt Audubon, „gleicht gänzlich der einer Maus. Wie die letztere erscheint und verschwindet er in einem Augenblick, kriecht in eine Höhlung, durchmißt dieselbe auf das Eiligste und zeigt sich plötzlich wieder auf einem gänzlich verschiedenen Platze. Wenn er gesättigt oder von seiner vielfachen Thätigkeit ermüdet ist, hält der kleine Gesell an, stelzt seinen Schwanz und singt mit großem Eifer ein kurzes Liedchen, dessen Töne einigermaßen an die Worte „komm zu mir, komm zu mir“ erinnern und in rascher Folge oft wiederholt werden. Diese Töne sind so laut und dabei so klangreich, daß man sie immer gern hört. Während des Winters vernimmt man sie überall: in den Pflanzungen, in den feuchten Wäldern, in den Sümpfen, an Flußbetten ebensowohl, wie in unmittelbarer Nähe des Hauses, von Ställen und Holzhaufen herab. Zuweilen erhebt er sich auch zu den Wipfeln mittelhoher Bäume, indem er an den Reben des wilden Weins emporklettert, manchmal ganz nach Art eines wirklichen Baumläufers.“ — „Dieser Vogel“, fügt Nuttall hinzu, „besitzt den Leichtsinn, Muth, Erwerbssinn und die volle Ungezwungenheit seiner Familie. Er liebt es, ruhige Ströme zu überschauen und hält sich deshalb gern in den schattigen Bäumen auf, welche deren Ufer begrünen. Seine Wahl scheint ein Einverständniß für das Malerische und Schöne der Natur zu bekunden, und er selbst trägt dazu bei, das Bild anziehend zu machen; er fehlt aber auch der wildesten Landschaft nicht. Die Töne anderer

Vögel versteht er sehr treu nachzuahmen. Er wiederholt täuschend das „Pitto, pitto, pitto" oder das „Katetedid" der Meise, das „Towitt towitt" des Grundfinken, das Trillern der Sänger, das Geschrei der großen Spechte, den Gesang des Schwarzvogels, der Lerche, des Kardinals, des Blauvogels und vieler anderer Sänger, verändert die geborgten Strophen aber auf das Mannigfaltigste." — Gerhardt nennt ihn einen derjenigen Vögel, welche das meiste Leben in die Landschaft bringen. „Eine Unermüdlichkeit, gleich der unseres Zaunkönigs, wohnt in ihm und gestattet ihm fast keinen Augenblick Ruhe. Sieht man ja einen, der nicht so rastlos und behende herumhüpft, so kann man fast mit Gewißheit darauf rechnen, daß er krank sei. Trotzdem, daß sein steter Aufenthalt in der Nähe des Menschen ihn denselben befreunden sollte, findet man ihn doch gemeinlich scheu und vorsichtig. Beim Erblicken einer Katze oder eines andern Raubthieres schreit er oftmals nach einander „Tschäh, tschäh, tschäh", auch „Tirrr, tirrr, tirrr". Sein Gesang, den er fast das ganze Jahr hindurch mit wenig Unterbrechung hören läßt, ist zwar laut, aber nicht im Geringsten dem des deutschen Zaunkönigs zu vergleichen und lautet „Tullich, tullieh, tullieh, tullii", öfters hängt er auch noch ein schnarrendes „Errr" an. An der Erde laufend, läßt er ein leises „Pitt" hören, lockt auch „Tirrr, tirrr", andere Male ruft er ganz deutlich „William, William, William" oder „Devis, Devis, Devis".

„Schon im zeitigsten Frühjahr beginnen ältere Vögel mit dem Nestbau, sodaß man öfters am 20. April bereits ausgeflogene Junge findet. Jüngere Vögel haben gemeinlich im April, auch erst im Mai die ersten Eier. Sie sind 7 Linien lang, 5 Linien breit; ihre Farbe ist röthlichweiß, ein starker Kranz besteht aus gelbbraunen, rostfarbenen und aschgrauen Flecken, mit welchen auch die übrige Fläche fast überall bestreut ist. Das Nest wird verschiedentlich angelegt, bald in einem großen Loche eines liegenden Stammes, bald auf Balken und Vorsprüngen an und in Häusern, bald in Lücken hinter Kaminen, und ist überaus umfangreich. Die Größe wechselt, je nach dem Orte, wo es angelegt wird, von 5 Zoll bis zu einem Fuß Durchmesser. Zum Unterbau verwendet er Wurzeln, zur Umkleidung starke Blätter und Mos, zur Ausfütterung feine Hälmchen, Federn und Hasenwolle; oben wird es gewölbt und seitlich mit einem Eingangsloche versehen. Die erste Brut enthält fünf bis sechs, die zweite im Juni vier bis fünf Eier. Die Jungen werden mit Raupen, Kerbthieren und Würmern überaus reichlich versorgt und wachsen sehr geschwind. Beim Singen antworten sich mehrere Männchen ganz regelmäßig." In allem übrigen ähnelt der Heckenkönig seinem europäischen Verwandten.

Eine südamerikanische Art dieser Sippe (Thryothorus platensis) ist von dem Prinzen zu Wied Hausschlüpfer genannt worden. Das Gefieder der Oberseite ist braun, gegen den Bürzel hin röthlicher, ohne bemerkbare Querwellen; die Schwingen und Steuerfedern sind schwarzbraun, fein in die Quere gebändert, erstere am Innenrande blaß gesäumt; über das Auge zieht sich ein blasser Streifen; die Kehle ist weiß, die Wangengegend braun gestreift; Hals, Brust und Bauch sind blaßrostgelblich, die Brustseiten röther, dunkler, aber matt gewellt. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel oben dunkelhornfarben, unten an der Wurzel weißlich, der Fuß fleischbraun. Die Länge beträgt 4 Zoll 6 Linien, die Breite 6 Zoll, die Fittiglänge 1 Zoll 10 Linien, die Schwanzlänge $1\frac{1}{2}$ Zoll.

Der Hausschlüpfer lebt im Süden Brasiliens und zwar im Binnenlande, außerdem in Paraguay und den andern Gegenden des innern Südamerika. „Dieser angenehme Singvogel", sagt der Prinz, „ersetzt in den Wohnungen der Brasilianer unsern europäischen Sperling; denn er ist der Hausvogel oder der einzige in den Gebäuden vorkommende befiederte Bewohner. Er gleicht nicht blos in Gestalt und Farbe, sondern auch in seinen Sitten unserm Zaunkönig sehr, ist überaus lebhaft, beständig in Bewegung, den Schwanz aufrichtend und damit schnellend, den Körper niedrig gebeugt tragend und häufig hin und her durch Zäune, kleine Oeffnungen, unter die Dächer u. s. w. kriechend. Er hält sich an den Gartenzäunen, Mauern und Dächern auf, gewöhnlich paarweise, hat eine etwas schmatzende Lockstimme, etwa wie einige unserer Grasmücken und läßt, auf einem Zaune, Dache oder einer Hecke sitzend, einen lauten, angenehm belebten und sehr abwechselnden Gesang hören, der ihn zu

einem der besten brasilianischen Sänger erhebt. Selbst in den Städten hörte ich nicht selten seinen Gesang von einem Gartenzaune oder Dache herabtönen."

„Diese niedlichen Vögel sind von den Bewohnern geliebt und scheinen die Gesellschaft des Menschen zu suchen. Ihr Nest erbauen sie meistens unter die Dächer oder in Mauerhöhlen und zwischen die gewöhnlich aus Kokusstämmen bestehenden Zäune. Schon im Monat Julius sah ich den Hausschlüpfer Federn, Halmen und dergleichen zu seinem Neste zusammentragen, welches in dem hohlen, ausgefaulten Palmenstamme einer Hofumzäunung erbaut wurde. Ein anderes Nest fand ich im Monat August in einer Höhlung zweier Balken in einem Hause. Das Nest selbst ist klein, schlecht gebaut, oben offen und wenig tief, aus Halmen zusammengesetzt und stark mit Federn durchwirkt. Es befanden sich vier, auf fleischfarbigem oder rosenrothen Grunde dunkler roth fein gesprenkelte und getüpfelte Eier darin.

Ein anderer und zwar ein hochberühmter Schlüpfer Südamerikas ist der „Flötenspieler", wie die Peruaner ihn nennen (Cyphorhinus cantans). Die Merkmale der Sippe, welche er vertritt, stimmen im allgemeinen mit denen der übrigen Schlüpfer überein; der Schnabel aber ist stark, seitlich zusammengedrückt und die Nasenscheidung deutlich abgesetzt und höckerig erhaben; die Nasenlöcher sind klein, rund, ganz offen und von einer Haut umgeben, während sie bei allen verwandten Sippen durch eine Schuppe bedeckt sind; die Flügel sind kurz und stark abgerundet; der Schwanz ist mäßig lang und seitlich stufig verkürzt; die Beine sind kräftig, die Zehen ziemlich lang, unverhältnißmäßig stark bekrallt. Das Gefieder der Oberseite ist röthlichbraun, auf Stirn und Oberkopf heller; die Federn des Mantels sind fein schwarzbraun in die Quere gewellt; Kinn, Kehle und Vorderhals sind hellrostroth, die Halsseiten, die Wangen und die Ohrgegend schwarz, alle Federn weiß geschäftet; die Mitte der Brust und des Bauches ist weißlichgelb; die Seiten sind mattolivenbraun, etwas dunkler gewellt. Die Länge beträgt 5 Zoll, die Fittiglänge 2⅚, die Schwanzlänge 1⅓ Zoll.

„In dem tiefsten Dunkel der Wälder", sagt Pöppig, „lebt vereinzelt ein wunderherrlicher Sänger. Man bleibt lauschend und gleichsam festgebannt stehen, wenn seine Klänge, die nur zu vergleichen sind mit dem Schlage kleiner Glasglocken, vielfach abgestimmt, allein mit der richtigsten Beobachtung der Intervallen, in eine regelmäßige Melodie vereint, aus den Baumwipfeln leise und langsam herabtönen. Es liegt etwas unbeschreiblich Sanftes, man möchte sagen Ueberirdisches in diesem Glockenspiele, dessen Reiz durch das öde Schweigen des weiten Waldes und die Unsichtbarkeit des überaus kleinen Sängers vermehrt wird. Man möchte um keinen Preis den endlich Bemerkten tödten. Die Peruaner nennen ihn den Organisten oder Flötenspieler; in Lima spricht man von ihm als einen der merkwürdigsten Bewohner der unbekannten Wälder im Osten, und die ältesten Beschreiber dieser Gegenden erwähnen ihn mit Bewunderung"... „Einen ganz eigenen Eindruck", erzählt Schomburgk, „machte am Morgen, noch ehe der Tag graute, die Stimme eines Vogels auf mich, in der ich die Töne einer Glasharmonika zu hören glaubte. Diese glockenreinen Töne hatten etwas so Einschmeichelndes, Zartes, Melodisches, daß ich anfangs wirklich nicht wußte, wem ich sie zuschreiben sollte. Erstaunt und sprachlos lauschte ich dem Sänger, bis mir mein Farbiger sagte, daß dies der Flageolettvogel sei, dessen Ruhm mir schon durch die Erzählungen der Reisenden bekannt war... In allen Büschen fanden die Laute ihren Widerhall, es war, als wollten die Vögel einander zurufen, daß jetzt der junge Tag erwache und daß jetzt auch ihr Tagewerk beginne... Als es Tag wurde, sah ich den lieblichen Sänger durch das niedere Gebüsch schlüpfen. Er lebt gesellig, fliegt von Strauch zu Strauch, doch nie höher als ein bis zwei Fuß über dem Boden, hüpft auch auf der Erde und sucht Kerbthiere und Beeren. Während des Tags scheint er vollkommen zu schweigen; ich habe wenigstens um diese Zeit seine Stimme nie gehört. Leider konnte ich Nichts über das Brutgeschäft erfahren; wahrscheinlich wird es von dem anderer Arten der Familie nicht abweichen."

* *
*

Die Pieper (Anthi) sind als ein Uebergangsglied von den Sängern zu den Lerchen anzusehen und wurden früher geradezu den letzteren zugezählt. Sie unterscheiden sich aber in ihrer Lebensweise vielfach von den Lerchen und gehören unzweifelhaft den Sängern an. Ihre Kennzeichen sind ein schlanker Leib, mittelmäßig lange Flügel, in denen die dritte und vierte Schwinge die längsten sind und die Oberarmfedern eine bedeutende Länge erreichen, ein mittellanger Schwanz, schlankläufige Füße mit schwachen Zehen, aber großen Nägeln, deren eine, die hinterste, wie bei den Lerchen sich spornartig verlängert, und ein dünner, gerader, an der Wurzel schmaler, pfriemenförmiger Schnabel, mit eingezogenem Rande und einem seichten Einschnitt vor der sehr wenig abwärts gesenkten Spitze des Oberschnabels. Das glatt anliegende Gefieder ist erd- oder grasfarbig. Beide Geschlechter sind wenig von einander verschieden, und auch die Jungen tragen nur ausnahmsweise ein von ihren Eltern abweichendes Gefieder.

Die Familie ist reich an Arten und über die ganze Erde verbreitet. Schon unser Europa beherbergt eine namhafte Anzahl; aber auch in Asien und in Amerika sind sie zahlreich vertreten. Ihr Aufenthaltsort ist verschieden; denn die einen bevorzugen das Gebirge, die andern die Ebene, diese trockene, jene feuchte Oertlichkeiten; einzelne leben auch im Walde. Alle Arten bringen den größten Theil ihres Lebens auf der Erde zu, und mehrere lassen sich nur zeitweilig auf Bäume nieder. Sie sind bewegliche, muntere, hurtige Vögel, welche rasch umherlaufen und zwar schrittweise, nicht hüpfend. Ihr Gang ist leicht und zierlich; der Leib wird dabei wagrecht getragen und vielfach bewegt; außerdem wippen sie oft sanft mit dem Schwanze. Der Flug ist gut, schnell, leicht und bogig, wenn es gilt, größere Strecken zu durchmessen, flatternd und schwebend, wenn sie die Lust zum Singen in die Höhe treibt. Auch im übrigen sind die Pieper als wohlbegabte Vögel zu betrachten; denn scharfsinnig und klug sind sie alle. Ihre Lockstimme ist ein piepender Laut, daher der Name Pieper, ihr Gesang ist einfach, aber angenehm. Kerbthiere und namentlich Käfer, Motten, Fliegen, Hafte, Schnaken, Blattläuse bilden die hauptsächliche, nicht aber die ausschließliche Nahrung; einzelne verzehren auch Spinnen, Würmer und kleine Wasserthierchen, einige nehmen, neueren Beobachtungen zufolge, sogar feine Sämereien zu sich. Sie lesen immer vom Boden ab und jagen nur ausnahmsweise einer vorüberfliegenden Beute im Fluge nach. Die Nester werden auf dem Boden angelegt, der Hauptsache nach aus dürren Grashalmen und Graswurzeln, welche mit andern Pflanzenstoffen locker verbunden und innen mit Wolle und Haaren ausgefüttert werden. Die Eier zeigen auf düsterfarbigem Grunde eine sanfte, verfließende Zeichnung, welche aus Punkten, Flecken und Strichelchen zusammengesetzt ist. Das Weibchen scheint allein zu brüten; beide Geschlechter aber lieben ihre Brut im hohen Grade. **Die meisten nisten mehr als einmal im Jahre.**

Der Wiesenpieper (Anthus pratensis), welcher auch Wiesen-, Piep-, Sumpf-, Wasser-, Stein-, Kraut-, Spieß-, Grillenlerche, Hüster, Pasperling und Gixer genannt wird, ist auf der Oberseite grünlich olivenbraun, braunschwarz gefleckt, auf der Brust lichtrostgelb, dunkelbraun in die Länge gefleckt, an der Kehle und am Bauche weißlich; über dem Auge verläuft ein gelblichweißer Streifen; die Schwingen sind braunschwarz, lichter gesäumt, die Flügeldeckfedern schmuzigolivengrün gekantet, wodurch auf dem Flügel zwei weißliche Streifen entstehen; die Steuerfedern sind braunschwarz, olivengrün gesäumt; das äußerste Paar zeigt am Ende einen großen, weißen Keilfleck. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel horngrau, der Fuß röthlichhornfarben. Die Länge beträgt 6 Zoll, die Breite 9½, die Fittiglänge 2⅚, die Schwanzlänge 2¼ Zoll. Das Weibchen ist etwas kleiner.

Ob man berechtigt ist, alle Wiesenpieper Europas zu ein und derselben Art zu rechnen und die vielfachen Abweichungen, welche man gefunden hat, nur als Unterarten anzusehen oder ob wenigstens einige derselben auf Artselbständigkeit Anspruch machen dürfen, steht dahin.

Man hat den Wiesenpieper in der ganzen Nordhälfte Europas, vom kalten Gürtel an bis nach Mitteleuropa, sowie im größten Theile Nordasiens als Brutvogel gefunden und während des Winters in allen südlichen Ländern Europas, in Nordwestasien und in Nordafrika beobachtet. Bei uns

zu Lande erscheint er im Frühjahre mit der Schneeschmelze, gewöhnlich schon zu Anfang des März, spätestens Mitte Aprils und verweilt bis zum November, selbst bis zum Dezember. Er wandert, wie die Lerchen, in großen Scharen, nicht selten mit den Feldlerchen, und reist ebensowohl bei Tage, wie bei Nacht.

Wiesen, Sümpfe und Moräste tiefliegender Gegenden sind es, welche er allen anderen bevorzugt; trockene Strecken meidet er, denn er ist ein halber Sumpfvogel. Auf dem Zuge nimmt er allerdings auch mit trockneren Oertlichkeiten vorlieb; eigentlich dürre Stellen aber besucht er selbst dann nicht. Zum Winteraufenthalt wählt er ebenfalls nur wasserreiche Gegenden, so in Egypten die Nachbarschaft der Seen, die Sümpfe oder die unter Wasser gesetzten Felder.

Der Wiesenpieper ist äußerst lebhaft, während des ganzen Tages in Bewegung. Er läuft ungemein hurtig umher, soviel als möglich zwischen Gras und Ried versteckt. Aufgescheucht erhebt er sich gewandten Fluges in die Luft, stößt seinen Lockton aus und streicht nun rasch geradeaus, einem ähnlichen Orte zu; denn nur selten läßt er sich auf Baumzweige nieder, und wenn es geschieht, hält er sich hier nie lange auf: das Umklammern eines Astes scheint ihn zu ermüden. Der Flug geschieht in kurzen Absätzen und erscheint dadurch zuckend oder hüpfend, auch anstrengend, obgleich Dies nicht der Fall ist. Der Lockton ist ein heiseres, feines „Ißt", welches oft rasch nach einander ausgestoßen wird und dann schwirrend klingt; der Ausdruck der Zärtlichkeit lautet sanft wie „dwitt" oder „zeritt" und wird niemals oft nach einander ausgerufen. Der Gesang besteht nach Naumann aus verschiedenen, zusammenhängenden Strophen, deren Töne oft wiederholt werden; „Wittge wittge, wittge witt, zick zick, jück jück und türrrrr", mit einander verbunden, aber etwas verschieden betont, sind die Grundlaute des Gesanges. Das Männchen singt fast nur im Fluge, indem es vom Boden oder von der Spitze eines niedern Strauches, in schiefer Richtung flatternd, sich aufschwingt, hoch in die Luft steigt, da einige Augenblicke schwebend oder schnell flatternd verweilt und nun in schiefer Richtung mit hochgehaltenen Flügeln singend herabschwebt oder mit angezogenen Fittigen schnell herabfällt. Man vernimmt das Lied vom Morgen bis zum Abend und von Mitte Aprils bis gegen den Juli hin fast ununterbrochen.

Gegen Seinesgleichen zeigt sich der Wiesenpieper sehr friedfertig, mit anderen, neben ihm wohnenden Vögeln, mit Schafstelzen, Schilf- und Seggenrohrsängern, Rohrammern und dergleichen neckt er sich gern herum. In der Brutzeit behauptet jedes Pärchen seinen Stand, und es kommt auch wohl zwischen zwei benachbarten Männchen zu Kampf und Streit; im ganzen aber liebt unser Vogel selbst um diese Zeit geselliges Zusammenleben. Auf dem Zuge und in der Winterherberge halten die oft sehr zahlreichen Herden treulichst zusammen.

Das Nest steht zwischen Seggenschilf, Binsen oder Gras auf dem Boden, meist in einer kleinen Vertiefung desselben, immer so versteckt, daß es schwer zu finden ist. Eine Menge dürrer Stengel, Würzelchen und Halme, zwischen welche zuweilen etwas grünes Erdmos eingewebt wird, bilden die Außenwandungen; die tiefe, zierlich gebildete Mulde ist mit feinen Halmen und Pferdehaaren ausgelegt. Fünf bis sechs Eier, welche auf graulichweißem oder schmuzigröthlichen Grunde überall dicht mit graubraunen oder gelbbraunen Punkten, Schmitzen oder Kritzeln bezeichnet sind, bilden das Gelege. Sie werden in dreizehn Tagen gezeitigt. Die Jungen verlassen das Nest, noch ehe sie ordentlich fliegen können, verstehen es aber so meisterhaft, sich zwischen den niedern Pflanzen zu verstecken, daß sie doch vor den meisten Feinden gesichert sind. Bei Annäherung eines solchen geberden sich die Alten sehr ängstlich und setzen sich rücksichtslos jeder Gefahr aus. Wenn Alles gut geht, ist die erste Brut bereits Anfangs Mai, die zweite Ende Julis ausgeflogen und selbständig geworden; doch findet man auch bis in den August hinein Junge, welche eben das Nest verlassen haben.

In einem großen Käfig hält sich der Wiesenpieper bei guter Pflege mehrere Jahre, wird sehr zahm und singt ziemlich eifrig. Im Zimmer darf man ihn nicht umherlaufen lassen, weil sich bald Haare, Fäden oder Schmuz an seine Füße hängt und diese krank macht. Mein Vater hielt einen Wiesenpieper, welchen er seines schönen Gesanges wegen unter dem Namen Singpieper unterscheidet, längere

Zeit in der Gefangenschaft. „Als er frei in der Stube war", sagte er, „setzte er sich gern hoch und schlief oben neben dem Ofen. Er flog im ganzen Zimmer umher und wurde bald zahm. Ich gab ihm einen Lerchenkäfig mit Sitzstangen und sehr gutes Nachtigallenfutter. Er machte sich allerliebst, stand oft ganz schlank, mit glatt anliegenden Federn und lang gestrecktem Halse und sah in dieser Stellung sehr schön aus. Sein Gesang war vortrefflich; er ließ ihn jedoch nicht allzu oft hören, am liebsten dann, wenn er von Niemand gesehen wurde. Das Lied erinnerte an das des Baumpiepers, war aber viel reicher." Die Töne waren voller, runder, sanfter und angenehmer, die längeren Strophen wurden öfter wiederholt. „Dies verleiht", schließt mein Vater, „dem Gesange eine Länge und Anmuth, welche bei wenigen verwandten Gesängen gefunden wird und den Vogel dem Liebhaber gar sehr empfiehlt."

Der nächste Verwandte des Wiesenpiepers ist der Baum-, Holz-, Garten-, Busch-, Weiden- oder Waldpieper, der Leim-, Kraut-, Stoppel- oder Schmalvogel, die Spieß-



Der Baumpieper (Anthus arboreus).

oder Spitzlerche (Anthus arboreus). Er ähnelt dem Wiesenpieper sehr und ist deshalb oft mit ihm verwechselt worden; doch ist er stets etwas größer, sein Schnabel stärker, der Lauf kräftiger und der Nagel der Innenzehe kürzer und gekrümmter. Man hat ihn wegen dieser Merkmale zum Vertreter einer besonderen Sippe (Pipastes) erhoben, dieselbe scheint mir jedoch nicht hinlänglich begründet zu sein. Die Oberseite ist auf gelbbraungrauem oder schmuzigölgrünen Grunde streifenartig dunkler in die Länge gefleckt; der Unterrücken und Bürzel sind fast einfarbig; ein Augenstreifen, die Gurgel, der Kropf, die Brustseiten, die Schenkel und Unterschwanzdeckfedern sind bleichrostgelb; Kropf, Oberbrust und Seiten sind schwarz in die Länge gefleckt. Die Flügelstreifen und die Säume der Schulterfedern sind lichter, als beim Wiesenpieper. Das Auge ist braun, der Schnabel hornschwarz, der Fuß röthlichhornfarben. Die Länge beträgt 6½, die Breite 10⅔, die Fittiglänge 3¼, die Schwanzlänge 2½ Zoll. Das Weibchen ist bedeutend kleiner.

Waldungen Europas und Sibiriens beherbergen den Baumpieper im Sommer, die Steppenwälder Afrikas und die des unteren Himalaya im Winter; baumarme Landstriche besucht er nur während seines Zuges. Blößen im Walde, lichte Gehaue, frische Schläge und andere, wenig bewachsene Stellen des Waldes sind seine Lieblingsplätze; er verlangt aber immer einige hohe Bäume in der Nähe. In seinem Wesen erinnert er vielfach an seinen Verwandten, hält sich jedoch nicht so viel am Boden auf, wie dieser, flüchtet bei Gefahr vielmehr stets den Bäumen zu und läuft auch, was jener niemals thut, auf den Aesten schrittweise dahin. Er ist ferner weit weniger gesellig als der Wiesenpieper, lebt meist einsam und blos im Herbst familienweise, zeigt wenig Anhänglichkeit gegen die Gesellschaft und wird im Frühjahr geradezu ungesellig. Der Lockton ist ein schwer wiederzugebender Laut, welcher ungefähr wie „Srit" klingt, der Ausdruck der Zärtlichkeit ein leises „Sib sib sib". Der Gesang ist vortrefflich, weit besser, als jeder andere Piepergesang, kräftig und lieblich, dem Schlage eines Kanarienvogels nicht unähnlich, ausgezeichnet durch Fülle und Klarheit des Tones, Abwechslung und Manchfaltigkeit der Weise. „Er besteht", wie Naumann sagt, „aus vielen trillerartigen, laut pfeifenden, sehr verschieden schnell auf einander folgenden Strophen, die sich zu einem lieblichen Ganzen gestalten und gewöhnlich mit einem sanft ersterbenden „Zia zia zia" schließen. Das Männchen singt sehr fleißig, am eifrigsten selbstverständlich während der Paarungszeit, vom Sonnenaufgang bis nach Sonnenuntergang fast ununterbrochen, aber nur bis gegen Ende Junis. Es setzt sich, um zu singen, auf einen hervorragenden Zweig oder auf die Spitze eines Baumes, steigt während des Liedes in schiefer Richtung flatternd in die Luft empor und schwebt, noch ehe er zu Ende gekommen, sanft wieder auf dieselbe Stelle oder auf den nächsten Baumwipfel nieder und bringt hier das Lied zu Ende.

Das Nest steht auf dem Boden in einer kleinen Grube unter Gebüsch oder tief im Gras und Haidekraut, immer verborgen. Es ist wie alle Piepernester, schlecht gebaut und nur im Innern einigermaßen sorgfältig ausgelegt. Die vier bis fünf Eier wechseln außerordentlich ab in der Gestalt ebensowohl, wie in Färbung und Zeichnung. Sie sind auf röthlichem oder schmuzigen, auf graulichen oder bläulichweißen Grunde mit dunkleren Punkten, Strichen, Spritzeln gezeichnet, geadert, gemarmelt und gefleckt. Das Weibchen sitzt so fest auf den Eiern, daß es das Nest erst verläßt, wenn der Feind oder der Beobachter schon in unmittelbare Nähe desselben gekommen ist. Die Jungen werden von beiden Eltern überaus zärtlich geliebt und verlassen das Nest ebenfalls, noch ehe sie flugfähig sind.

Gefangene Baumpieper halten sich bei sorgfältiger Pflege leichter, als die übrigen Verwandten, werden ebenfalls sehr zahm und erfreuen den Liebhaber durch ihren ausgezeichneten Gesang. Je öfter in diesem gewisse langgezogene Strophen wiederholt und je mehr sie verlängert werden, um so größeren Werth hat der Sänger für den Kenner.

Der Wasserpieper, die Wasser-, Sumpf- oder Moorlerche, der Weißler, Gipser oder das Herdvögelchen (Anthus aquaticus) ist auf der Oberseite dunkelolivengrau, mit vertuschten, schwarzgrauen Längsflecken gezeichnet, auf der Unterseite schmuzig- oder grauweiß, an den Brustseiten dunkelolivenbraun gefleckt; hinter dem Auge verläuft ein hellgrauer Streifen; über die Flügel ziehen sich zwei lichtgraue Binden. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel hornschwarz, an der Spitze des Unterschnabels gelblich, der Fuß dunkelbraun. Die Länge beträgt 6¾ bis 7 Zoll, die Breite 11¼ bis 11½, die Fittiglänge 3½, die Schwanzlänge 2¾ Zoll. Der Nagel der Hinterzehe ist lang und stark gebogen.

Während andere Pieperarten die Ebene entschieden bevorzugen und Berggegenden nur hier und da bewohnen, gehört der Wasserpieper dem Gebirge an. Er bevölkert in namhafter Anzahl die Alpen und das Riesengebirge und zwar den Gürtel des Knieholzes. Vonhieraus kommt er blos während seines Zuges in die Ebenen herab. In der Schweiz gehört er zu den gemeinsten Alpenvögeln; das Riesengebirge bewohnt er zu Tausenden. „Im Frühling", sagt Tschudi, „sucht der Wasserpieper schon im Laufe des April die schneefreien Stellen der Alpen auf und verläßt sie nicht mehr. Im

Sommer, wenn es auf den Höhen allzuheftig stürmt, sammelt er sich scharenweise in mehr geschützten Gründen, im Herbst geht er nach den Sümpfen, Seen und Flüssen der Ebene oder auf die Düngerstätten der Dörfer. Ein kleinerer Theil überwintert auch daselbst, der größere fliegt in losen Scharen nach Italien. Die andern halten sich an seichten, wasserzügigen Stellen, an den Abzugsgräben der Wiesen und Weinberge auf und übernachten im dürren Laub der Eichelbüsche. Wenn die Kälte steigt, ziehen sie nach den tieferen Reisländern und gewässerten Wiesen. Gegen den Frühling sammeln sie sich scharenweise auf hohen Pappelgipfeln und reisen dann, die Männchen voran, wieder den Alpen zu." Einzelne gehen gelegentlich ihrer Wanderung auch weiter nach Süden. So finden sie sich in strengen Wintern zuweilen an der Meeresküste Griechenlands oder selbst Egyptens und regelmäßig



Der Wasserpieper (Anthus aquaticus).

in Spanien. Wie weit sie nach Norden hinaufgehen, ist aus dem Grunde nicht zu sagen, weil eine Streitfrage noch nicht entschieden ist: ein dem Wasserpieper sehr ähnlicher Vogel nämlich, der Strandpieper (Anthus rupestris) wird von einigen Naturforschern nicht als Art, sondern höchstens als Abart von jenem angesehen; der Strandpieper aber ist es, welcher den ganzen Norden Europas, namentlich Skandinavien, sehr häufig bewohnt.

Die Lebensweise unseres Vogels ist am genauesten von Gloger beobachtet worden. „Der Wasserpieper", sagt er, „findet sich weit oben auf den rauhen Hochgebirgen, wo schon die Baumwälder aufhören und fast blos noch Knieholz wächst, oft auch noch höher. Er kommt hier unbedingt überall vor, wo letzteres irgend gedeiht und geht so weit gegen den Schneegürtel aufwärts, bis diese Holzarten

gänzlich verschwinden, ja, er steigt in der Schweiz sogar noch weit darüber hinaus, auf ganz unbewachsene Felsen und wasserreiche Alpen, wo kalte Bäche unter den Gletschern und aus den schmelzenden Schneemassen hervorrinnen. Uebrigens wohnt er hier auf den dürrsten, kahlen Berggipfeln, wie auf den morigen, von unzähligen Bächen durchschnittenen Knieholzwäldern, ebenso auf den höchsten, fleckweise begrünten Felsen und an thurmhohen Steinwänden, wie an solchen Orten, wo Gestein beinahe ganz, nicht aber das Zwergkiefergesträuch mangelt, ferner an den steilsten Thaleinschnitten und tiefsten Abgründen, wie an ganz flachen Stellen der Bergfluren, am liebsten freilich da, wo er alle diese Ortsverhältnisse gemischt findet... Alles Laubholz scheint ihm gänzlich zuwider zu sein."

„Er sitzt außer der Fortpflanzungszeit selten, während derselben sehr gern auf verkrüppelten Fichtenbäumchen und Kiefergesträuchen, weniger gern auf Felsstücken und Klippen. Sonderbarerweise räumt jeder schon sitzende einem andern, den er soeben erst herankommen sieht, stets unweigerlich seinen Platz ein: — gewiß ein außerordentlicher Zug von Verträglichkeit und Friedsinn. Bald nach der Brutzeit vereinigt er sich zu Hunderten auf den Bergwiesen, ohne sich jedoch eng an einander zu halten. Solche Gesellschaften führen dann ihre Jungen vorzüglich des Morgens an die Bäche, an heißen, sonnigen Tagen aber während der brennendsten Mittagshitze auf die dürrsten Rücken. Bis zum Eintritt der strengen Jahreszeit sieht man die Wasserpieper vereinzelt, sie bleiben auch stets ungemein scheu. Bei ihrer Brut dagegen scheinen sie aus Zärtlichkeit für diese ihre sonstige Schüchternheit völlig bei Seite zu setzen: sie fliegen und springen höchst besorgt um ihren Feind herum, schreien nach Kräften heftig „spieb spieb", in höchster Angst „gehlick glick", schlagen zugleich den Schwanz hoch auf und nieder und sträuben traurig ihr Gefieder. Sonst rufen sie „zgipp zgipp". Ihr Gesang, welcher bis Ende Julis vernommen wird, ist recht angenehm, obschon er dem des Baumpiepers nachsteht. Eine seiner Strophen ähnelt dem Schwirren einiger Heimchenarten. Das Lied wird mit stets zunehmend beschleunigtem und zuletzt in äußerst schnellen Tempo vorgetragen, während eines rasch aufsteigenden Fluges begonnen, unter behaglichem Schwimmen und schnellem, schiefen Niedersinken mit ruhig ausgebreiteten Flügeln eine Zeitlang fortgesetzt, aber erst im Sitzen auf einer Strauchspitze, einem Steinblocke, Felsen oder auf dem Boden geendigt. Sehr selten, nur wenn trübe Wolken den ganzen Gesichtskreis in trüben Nebel verhüllen, singt der Wasserpieper im Sitzen. Während der ersten Nachmittagsstunden gibt keiner einen Laut von sich.... Sein Nest legt er viel freier und weniger verborgen an, als andere Pieper. Es steht in weiten Felsenspalten, zwischen Steinen, unter hohen Rasenrändern, den großen alten Wurzeln und Aesten der Knieholzsträucher und in anderem alten Gestrüpp, sodaß es oberhalb eine natürliche Decke gegen den Schnee und Regen hat. Die vier bis sieben Eier haben auf bläulicher oder schmuzigweißer Grundfarbe in Dunkelbraun, Graubraun, Schwarzbraun und Graulich, meist sehr dicht die Zeichnung der Piepereier, sehen zum Theil auch manchen Haussperlingseiern täuschend ähnlich." Auf den Alpen leiden die Brutvögel, wie Tschudi uns mittheilt, oft sehr von der rauhen Frühlingswitterung. „In vielen Jahrgängen bedeckt ein später Schneefall das Nestchen mit den Eiern, vertreibt das brütende Weibchen, tödtet und begräbt es nicht selten oder zwingt es, später neu zu nisten. Auch die nicht flüggen Jungen werden oft von Schnee und Frost getödtet. — Man hat gesehen, wie listig der Fuchs sie aufsucht und verzehrt, während die Mutter schreiend über ihm herumflattert."

Von den bisher genannten Piepern unterscheiden sich diejenigen Arten, welche auf trockenen Feldern oder in Wüsten leben, schon durch ihr Kleid, außerdem aber durch ihre gestreckte Gestalt, den verhältnißmäßig starken Schnabel und die hohen, kräftigen Füße.

Unser Brachpieper, die Brach- und Krautlerche, Brach- oder Feldstelze, der Stoppelvogel, Stöppling und Hüfter (Agrodroma campestris), ist das größte Mitglied seiner

Familie, welches regelmäßig bei uns gefunden wird. Seine Länge beträgt 6¾ bis 7 Zoll, die Breite 10½ bis 10¾, die Fittiglänge 3¼, die Schwanzlänge 2⅚ Zoll. Das Gefieder der Oberseite ist lichtgelblichgrau, durch wenig deutliche, dunkle, spärlich stehende Flecken gezeichnet; die Unterseite ist trübgelblichweiß, am Kropfe mit einigen dunkeln Schaftstrichen; über das Auge zieht sich ein lichtgelblicher Streifen; die Flügel sind zweimal gelblichweiß gebändert. Bei den Jungen ist die Oberseite dunkler, und die Federn sind gelblich gerandet; die Unterseite aber ist am Kropfe stark gefleckt.

Der Brachpieper nimmt diejenigen Oertlichkeiten in Besitz, welche andere Mitglieder seiner Familie meiden. Er zieht unfruchtbare, dürre, steinigte, wüstenhafte Gegenden allen andern unbedingt vor und findet sich deshalb im Süden Europas viel häufiger, als im Norden. In Deutschland ist er hier und da nicht selten, in andern Gauen hingegen eine sehr vereinzelte Erscheinung. In Thüringen und in Anhalt, noch mehr aber in dem sandigen Brandenburg trifft man ihn einzeln allerorten an; in fruchtbaren Strichen fehlt er gänzlich. Er geht nicht weit nach Norden hinauf, dafür



Der Brachpieper (Agrodroma campestris).

aber um so weiter nach Süden hinab. Es scheint jedoch, als ob er ganz besonders Inseln bewohne. So traf ihn Bolle auf den Canaren in Menge an. „Je ebener, kahler und heißer der Boden", sagt er, „desto zahlreicher tritt er auf. In Canaria gehört er zu den allergewöhnlichsten Erscheinungen; seinen Lockton hört man bis zum Ueberdruß." Ganz Dasselbe berichtet A. von Homeyer bezüglich der Balearen; auch dort ist der Brachpieper überall häufig anzutreffen. „Nur den ganz geschlossenen Wald und die Nähe des Prat meidet er. Seine Lieblingsplätze sind die mäßig bewachsenen, unmittelbar zur See abhängenden Fels- und Bergabhänge, dann auch die dürren, nur mit kurzem Gras und dem Stechapfel dürftig bewachsenen Sandfelder und endlich hoch oben im Gebirge alle geeigneten Oertlichkeiten." In Nordostafrika fehlt er nirgends, und nach meinen Beobachtungen kommt er wenigstens im Winter noch im Sudahn vor. Durch Jerdon erfahren wir, daß er während des Winters auf allen seiner Neigung entsprechenden Plätzen Indiens beobachtet wird. Auffallend muß es erscheinen, daß derselbe Vogel, welcher auf den Balearen so gemein ist, auf dem Fest-

lande Spaniens, welches doch gewiß auf große Strecken hin seinen Anforderungen genügt, keineswegs häufig auftritt, sondern eigentlich nur während seines Zuges in größerer Anzahl beobachtet wird. Bei uns zu Lande ist der Brachpieper selbstverständlich Zugvogel; in Afrika scheint er nur zu streichen. Er kommt in Deutschland um die Mitte des April an und rüstet sich bereits im August wieder zum Wegzuge. Etwa im Mai treffen die Nachzügler ein, und im September sind die letzten verschwunden. Vor dem Wegzuge schart er sich in kleine Gesellschaften; dieselben können sich aber bis zu zahlreichen Herden vermehren. Bei schönem Wetter ziehen diese meist bei Tage, bei windigem mehr des Nachts.

In seinen Bewegungen erinnert der Brachpieper ebenso sehr an die Lerchen, wie an die Bachstelzen. Er läuft außerordentlich rasch über den Boden dahin, so lange es irgend geht, gedeckt, am liebsten also in Furchen oder Gräben. Er setzt sich aber immer von Zeit zu Zeit auf eine Scholle oder auf einen Stein, um sich umzusehen und auszuruhen. Wenn er ruhig steht, wird sein Körper aufgerichtet und der Schwanz gesenkt; im Laufen hält er sich sehr wagrecht; bei Erregung wippt er nach Art der Bachstelzen mit dem Schwanze. Beim Fliegen breitet er die Schwingen abwechselnd stark aus und zieht sie rasch wieder an, wodurch er bald steigt, bald in schiefer Richtung sich senkt, im ganzen aber eine aus großen Bogen bestehende Fluglinie beschreibt. Vor dem Niedersetzen schwebt er gewöhnlich; zuweilen stürzt er sich aber auch mit angezogenen Schwingen fast senkrecht aus hoher Luft herab. Bei uns zu Lande ist er regelmäßig scheu, und auch in Spanien oder in Afrika habe ich ihn nirgends so zutraulich gefunden, wie Bolle ihn auf den Canaren. „Auf dem rothen, bluterhitzten Felsgestein, welches eigenthümliche canarische Pflanzengebilde mit ihrem Bläulichgrün und ihren phantastischen Formen unvollkommen bekleiden, findet man auf Schritt und Tritt dieses zutrauliche Vögelchen. An den Wegrändern scheint es vorzüglich gern sein gemüthliches und anmuthiges Wesen zu treiben. Dem Menschen, der ihm selten ein Leid zufügt, geht es kaum aus dem Wege. . . Seine Zutraulichkeit bildet einen Gegensatz zu seinem menschenscheuen Wesen in Deutschland. Es duckt sich vor den Fußgängern auf Steine, wie ein Steinschmätzer. Noch näher läßt es, wie so viele andere Vögel, den Reiter an sich herankommen.“ Auch Homeyer sagt, daß der Brachpieper auf den Balearen ziemlich harmlos und nicht scheu wäre, während ich in meinem Tagebuche ausdrücklich bemerkt habe, daß diejenigen, welche mir in Spanien vorkamen, sich noch scheuer zeigten, als die, welche ich früher in Deutschland beobachtet hatte. Die Nahrung ist im wesentlichen die anderer Pieper, doch gibt Lindermayer an, daß er hauptsächlich Netzflügler verzehre, und Bolle bemerkt, im Gegensatz zu Naumann, ausdrücklich, daß er zuweilen Sämereien fresse. Die Stimme ist verschieden, immer aber einfach und einförmig. „Dillem“ oder „dlemm“ scheint der Lockton zu sein, „kritlin, zirlui und ziür“ der Ausdruck der Zärtlichkeit, zugleich aber auch der wesentliche Bestandtheil des außerordentlich einfachen Gesanges.

Während der Brutzeit behauptet jedes Paar ein ziemlich großes Gebiet und vertreibt aus ihm andere derselben Art. Das Männchen zeigt sich dann sehr gern frei, setzt sich auf einen Busch, einen hohen Stein, einen Felsenabsatz, auf Mauern, Sandhügel &c. oder selbst auf die unteren Aeste der Bäume, steigt in schräger Richtung in die Luft empor, beginnt in einer Höhe von etwa 100 bis 150 Fuß zu zappeln, fliegt unregelmäßig hin und her und ruft dabei sehr häufig wiederholt sein „Zirlui zirlui“, offenbar zur Freude des Weibchens. Das Nest ist ein großer Bau, welcher äußerlich aus Mos, Queggenwurzeln und dürrem Laub besteht und innen mit Grashalmen und Würzelchen, auch wohl mit einzelnen Haaren ausgelegt wird. Es ist wie alle Piepernester außerordentlich schwer zu finden; die Erbauer vermeiden es auch sorgfältig, es irgendwie zu verrathen: sie treiben sich z. B., sobald sie sich beobachtet sehen, nie in seiner Nähe umher. In Deutschland steht es auf Schlägen, zwischen Gras und Haidekraut, auf Wiesen, in Erdvertiefungen u. s. w., auf den Canaren zwischen den Kaktuspflanzen; denn der Brachpieper soll der einzige Vogel sein, welcher hier auf dem Boden nistet. Das Gelege enthält vier bis sechs Eier, welche auf trübweißem Grunde über und über mit mattröthlichbraunen Punkten, Stricheln und kleinen Fleckchen bedeckt sind, am stumpfen Ende gewöhnlich dichter als sonst. Das Weibchen brütet allein, und das Männchen unterhält es

inzwischen durch Flugkünste mancherlei Art und durch fleißiges Singen, d. h. Ausstoßen seiner wenigen Laute. Naht man sich langsam dem Neste, so läuft das brütende Weibchen, wie Naumann beobachtete, ein ziemliches Stück weg, ehe es fortfliegt. Zuweilen läßt es sich jedoch auch überraschen und fliegt erst dann ab, wenn man schon unmittelbar vor dem Neste steht. Beide Eltern sind außerordentlich besorgt um die Brut und geberden sich sehr ängstlich, wenn sie Gefahr fürchten. Nur wenn die Eier geraubt werden, brütet das Paar zweimal im Jahre. Wenn Alles gut geht, findet man Ende Mais oder Anfang Junis und im Juli die ausgeflogenen Jungen.

Gefangene Brachpieper werden bald sehr zahm, gewöhnen sich auch an ein Stubenfutter und halten sich in einem großen Käfig verhältnißmäßig gut. Ihr Benehmen aber ist doch nicht unterhaltend genug, als daß sie viele Liebhaber finden sollten.

Als die nächsten Verwandten der Brachpieper sieht man die Stelzenpieper (Corydalla) an. Sie kennzeichnen sich durch ihre bedeutende Größe, die spitzen Flügel, in denen die drei ersten Schwingen ungefähr von gleicher Länge sind, den langen, an der Spitze bauchig ausgeschnittenen Schwanz und die hohen, schlanken Füße, deren Hinterzehe mit einer sie selbst an Länge übertreffenden Kralle bewehrt ist.

Eine Art der Sippe, der Sporenpieper (Corydalla Richardii) ist wiederholt in Europa beobachtet worden, gehört hier aber jedenfalls zu den größten Seltenheiten. Das Gefieder der Oberseite ist trübbraun, jede Feder blässer gerandet; die Wangengegend, ein Augenbrauenstreif und die Unterseite sind gilblichweiß, auf der Brust und an den Seiten graulich überflogen, zu beiden Seiten des Halses auf weißem Grunde mit wenigen länglichen, nach der Brust hin allmälich kleiner werdenden dunkelbraunen Flecken gezeichnet. Die großen und mittleren Schwungfedern sind graubraun, mit breiter, heller röthlichgrau abschattirter Innenkante; die Außenfahne der ersten Schwinge ist fast weiß, bei den folgenden nimmt hier Rostgelb mehr und mehr überhand. Die mittleren Schwanzfedern sind braunschwarz, die mittelsten am hellsten, die seitlichen vorherrschend, die äußersten fast ganz weiß. Das Sommergefieder ist dunkler, und die Kanten treten schärfer hervor. Das Auge ist braun, der Oberschnabel dunkelbraun, der Unterschnabel gelb an der Wurzel, der Fuß gelblichbraun. Die Länge beträgt 7½ bis 8, die Breite 12½, die Fittiglänge 3⅘, die Schwanzlänge 3¼ Zoll.

Der Sporenpieper ist einige Male auf Helgoland vorgekommen und soll in Spanien, Frankreich, Italien, Oesterreich, Griechenland, Großbritannien und auf Sardinien regelmäßiger, aber nirgends häufig gefunden werden und im Süden namentlich die felsigen Hügel am Fuße der Gebirge bewohnen. Letztere Angabe, welche wir von der Mühle verdanken, stimmt nicht überein mit den Beobachtungen Jerdon's, und deshalb erscheint es mir wahrscheinlich, daß von der Mühle gar keinen Sporen-, sondern einen Brachpieper vor sich gehabt hat. Was Spanien und Afrika anlangt, so kann ich versichern, daß ich den wahren Sporenpieper niemals gefunden habe. Jerdon sagt, daß der Vogel im größten Theile von Indien, aber nur während des Winters vorkomme und höchstens bis Ende April im Lande verweile. Man ist ihm von Nepal und dem Himalaya an bis zum äußersten Süden begegnet und hat ihn namentlich im untern Bengalen häufig angetroffen. Ceylon, Burmah und andere nach Osten hin gelegene Länder berührt er ebenfalls. In Mittelchina ist er, laut Swinhoe, während des ganzen Winters sehr gemein. Zu seinem Aufenthalte wählt er immer sumpfige oder feuchte Gegenden: die mit Gras bewachsenen Flußbetten, Teichbuchten und vor Allem die Reisfelder. Man trifft ihn einzeln oder in kleinen Gesellschaften. Sein Flug ist rasch, zierlich und wellenförmig. Aufgescheucht pflegt er eine ziemlich große Strecke zurückzulegen.

Ueber den Nestbau kenne ich nur die eine Angabe, welche sich in dem Prachtwerke: „Die Eier der europäischen Vögel“ von Bädeker, L. Brehm und Päßler findet. „Er baut in eine Vertiefung der Erde ein flaches Nest aus Pflanzenstengeln und legt es mit Faserwurzeln aus. Die Eier findet man im Mai. Sie sind bedeutend größer als die des Brachpiepers, haben eine kurze, ovale

oder etwas längliche Gestalt, fein schwach glänzende Schale und auf blauweißem Grunde zu unterst blaugraue, dann gelbbraune und zu oberst dunkelbraune Flecke. Andere sind über und über braungrau bekritzelt und gepunktet und sehen den Wiesen- und Wasserpiepereiern ähnlich."

Nach Jerdon wird der Sporenpieper auf den Markt von Calcutta in Massen gebracht und als Ortolan verkauft.

* * *

Früher vereinte man mit den Piepern die Stelzen in einer Familie. Beide Gruppen haben in der That Manches mit einander gemein; andererseits aber zeigen die Stelzen so viel Eigenthümliches, daß die Trennung gerechtfertigter erscheint, als jene Vereinigung. Die Stelzen (Motacillae) kennzeichnen sich durch äußerst schlank gebauten Leib, mittellange Flügel, in denen die dritte Schwinge die längste ist, die Armschwingen aber kaum kürzer als die Handschwingen sind, durch schlanke und dünne, ziemlich hohe Füße, einen sehr langen, schmalfedrigen, nur ausnahmsweise gegabelten Schwanz, schwache und kurzzehige Füße, einen dünnen, geraden, gestreckten, pfriemenförmigen, auf der Firste kantigen, vor der Spitze des Oberkiefers mit seichtem Ausschnitt versehenen Schnabel und ein buntes, nach dem Geschlecht einigermaßen verschiedenes Gefieder, welches einer doppelten Mauser unterworfen ist.

Die an Arten nicht eben reiche Familie gehört nur der alten Welt an und verbreitet sich hier über alle Gürtel der Breite und der Höhe. Wasserreiche Gegenden oder richtiger die Gewässer selbst sind als die eigentlichen Wohnsitze zu betrachten. Einzelne Arten entfernen sich nur während ihrer Reisen von dem Wasser, andere treiben sich, Nahrung suchend, auch auf trockenen Stellen umher, kehren aber immer wieder zum Wasser zurück und verweilen wenigstens einige Stunden lang. In ihrem Betragen erinnern die Stelzen vielfach an die Pieper; ihre Bewegungen sind aber zierlicher und anmuthiger als bei diesen, wenn auch nicht so schnell und hastig. Sie gehen gewöhnlich schrittweise, bedachtsam, nicken bei jedem Schritt mit dem Kopfe und halten dabei den langen Schwanz wagrecht oder ein wenig erhaben, bewegen ihn auch beständig auf und nieder, sodaß sie ihren lateinischen Namen bethätigen. Zuweilen rennen sie auch sehr flink dahin, aber immer nur in Absätzen. Ihr Flug ist sehr rasch und geschickt; er besteht aus großen Bogen, welche dadurch entstehen, daß sie ihre Flügel wechselseitig heftig bewegen und dann wieder zeitweilig stark zusammenziehen. Ihre Stimme ist nicht gerade klangvoll, ihr Gesang sehr einfach, aber dennoch ansprechend. Die Nahrung besteht aus allerhand Kerbthieren oder deren Larven und niederem Wassergethier. Sie lesen vom Wasser, vom Ufersande oder von Blättern ab, verfolgen auch fliegende Kerfe in der Luft und treiben sich, Nahrung suchend, weit umher: gerade ihrer Jagd halber verlassen sie zeitweilig das ihnen so befreundete Wasser. Pflanzenstoffe scheinen sie gänzlich zu verschmähen. Die nordischen Arten sind Zugvögel, die südlichen Strichvögel, einzelne aber entschiedene Standvögel. Sie erscheinen im Norden frühzeitig im Jahre und verweilen hier bis in den Spätherbst; demungeachtet wandern sie weit nach Süden hinab, die europäischen Arten bis nach Mittelafrika, die asiatischen bis Indien. Fast alle haben eine sehr große Verbreitung, und nur wenige scheinen auf ein gewisses Gebiet beschränkt zu sein. Das Nest ist ein schlechter Bau aus feinen Reischen, Würzelchen, schwachen Gras- und Strohhalmen, Mos, dürren Blättern und dergleichen, welcher im Innern mit Wolle und ähnlichen weichen Stoffen ausgelegt wird. Es steht in Höhlen und Vertiefungen, regelmäßig nahe am Wasser, wenn auch nicht immer in der Nachbarschaft eines größeren Sees oder Baches; denn schon eine kleine Pfütze kann einer Stelze genügen. Die Eier sind zartschalig und auf lichtem oder graulichem Grunde fein gefleckt. Die Jungen erhalten zunächst ein Kleid, welches von dem der Alten durchaus verschieden ist.

Die meisten Stelzen siedeln sich gern in der Nähe des Menschen an und wissen durch ihre Anmuth und Zuthunlichkeit auch das roheste Gemüth für sich zu gewinnen. Sie haben deshalb ver-

hältnißmäßig wenig Feinde unter den Menschen, wenn auch die Bubenjäger sie ebenso wenig verschonen, wie alle anderen Vögel, welche sich ihnen zur Zielscheibe bieten. Nächstdem stellt das gesammte Heer der kleinen Räuber den Alten und noch mehr den Jungen nach, und außerdem wird das Wasser der Brut oft verderblich. In der Gefangenschaft sieht man die Stelzen selten; ihr Gesang ist nicht ausgezeichnet genug, als daß es die Mühe lohne, welche man aufwenden muß, um ein so zärtliches Geschöpf an den Verlust seiner Freiheit zu gewöhnen. Der Liebhaber aber, welcher sich am blosen Beschauen begnügt, wird an Stelzen, welche in einem größeren Gesellschaftsbauer leben, seine wahre Freude haben; denn die außerordentliche Anmuth und Zierlichkeit der Bewegungen muß Jedermann fesseln.

Die bekannteste Art und gewissermaßen das Urbild der Familie ist die Bachstelze ohne jede andere Nebenbezeichnung (Motacilla alba), welche sonst auch noch weiße, blaue, oder gemeine, Haus-, Stein- oder Wasserstelze, Wege-, Wasser-, Quäk- und Wippsterz, Bebe-, Wedel- und Wippschwanz, Klosterfräulein oder Nonne, Ackermännchen rc. genannt wird. Sie ist auf der Oberseite grau, auf Hinterhals und Nacken sammtschwarz, an der Kehle, Gurgel und Oberbrust schwarz, auf der übrigen Unterseite weiß; ebenso gefärbt sind die Stirn, die Zügel, Backen und die Halsseiten; die Schwingen sind schwärzlich, weißgrau gesäumt, wegen der weiß zugespitzten Deckfedern zweimal licht gebändert; die mittelsten Steuerfedern sind schwarz, die übrigen weiß. Das Weibchen ähnelt dem Männchen; doch ist sein schwarzer Kehlfleck gewöhnlich nicht so groß. Das Herbstkleid beider Geschlechter unterscheidet sich von der Frühlingstracht hauptsächlich durch die weiße Kehle, welche mit einem hufeisenförmigen, schwarzen Bande eingefaßt ist. Die Jungen sind auf der Oberseite schmuzig aschgrau, auf der Unterseite mit Ausnahme des dunkeln Kehlbandes grau oder schmuzigweiß. Das Auge ist dunkelbraun, Schnabel und Füße sind schwarz. Die Länge beträgt $7^1/_2$, die Breite $10^2/_3$, die Fittiglänge $3^1/_4$, die Schwanzlänge $3^3/_4$ Zoll.

In ganz Europa gibt es kein Land, ja keinen Gau und keine Gegend, in welcher die Stelze nicht beobachtet worden wäre. Sundewall versichert, daß sie in Finnmarken nicht mehr vorkomme: ich darf nach eigener Erfahrung das Gegentheil behaupten; denn ich habe sie noch am Warangerfjord gesehen. Aber ich habe sie auch außerhalb Europas beobachtet, in Nordostafrika nämlich, bis zum 11. Grad nördl. Breite, und in Westasien bis nach Aden hin. Durch diejenigen Forscher, welche Sibirien bereisten, wissen wir, daß sie in ganz Nord- und Mittelasien gefunden wird, und durch die indischen Vogelkundigen erfahren wir, daß sie in Südasien regelmäßiger Wintergast ist. In Großbritannien lebt eine nahe verwandte Art oder, wie viele Naturforscher wollen, eine Spielart von ihr (Motacilla Yarellii), welche im Süden dieses Landes überwintert; aber die eigentliche Bachstelze wird neben ihr ebenfalls gefunden. Bei uns zu Lande ist die Stelze ein Zugvogel, welcher regelmäßig zu Anfang des März, bei günstiger Witterung bereits in den letzten Tagen des Februars eintrifft und uns erst im Oktober und zuweilen noch später wieder verläßt. Schon in Südeuropa wintern viele von denen, welche der Norden vertreibt; die Hauptmasse aber wandert bis Afrika hinüber und hier, wie es scheint, mehr streichend als ziehend, bis zu den angegebenen Breitegraden hinab.

Es ist leichter, zu sagen, wo man die Stelze nicht findet, als die Orte anzugeben, wo sie vorkommt. Sie meidet den Hochwald und das Gebirge über der Holzgrenze; übrigens findet sie sich buchstäblich allerorten, vorausgesetzt, daß ein Gewässer, es sei groß oder klein, wenigstens in nicht allzugroßer Ferne ist. Sie befreundet sich mit dem Menschen und siedelt sich gern in der Nähe seiner Wohnung an; sie ist deshalb auch in großen Städten eine sehr regelmäßige Erscheinung.

Wie andere Arten ihrer Familie ist sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend ununterbrochen in Thätigkeit. Sie ist beweglich, unruhig und munter im höchsten Grade. Nur wenn sie

singt, sieht man sie wirklich unbeweglich auf ein und derselben Stelle sitzen; sonst läuft sie beständig hin und her, und wenn sie nicht läuft, bewegt sie wenigstens den Schwanz. Sie läuft sehr rasch und geschickt, schrittweise, hält dabei den Leib und den Schwanz wagerecht und zieht den Hals etwas ein, fliegt sehr leicht und schnell, in langen, steigenden und fallenden Bogen, welche zusammengesetzt eine weite Schlangenlinie bilden, meist niedrig und in kurzen Strecken über dem Wasser oder dem Boden dahin, oft aber auch in einem Zuge viertelmeilen weit auf die Felder hinaus. Wenn sie sich niedersetzen will, stürzt sie sich jählings herunter und breitet erst kurz über dem Boden den Schwanz aus, um die Wucht des Falles zu mildern. Beim Sitzen auf erhabenen Gegenständen trägt sie den Leib aufgerichtet und den Schwanz nach unten herabhängend. Ihr Lockton ist ein deutliches „Ziwih", welches zuweilen in „Zisis" oder „Ziuwis" verlängert wird, der Laut der Zärtlichkeit ein leises



Die Bachstelze (Motacilla alba).

„Quiriri", der Gesang zwar sehr einfach, aber doch nicht unangenehm. Er wird im Sitzen, im Laufen oder im Fliegen vorgetragen und sehr oft wiederholt.

Die Bachstelze liebt die Gesellschaft Ihresgleichen; aber sie liebt es auch, sich mit ihren Gesellschaftern zu necken, spielend umherzujagen und selbst ernster zu raufen. Andern Vögeln gegenüber zeigt sie wenig Zuneigung, sogar entschiedene Feindseligkeit. So bindet sie mit Finken, Ammern und Lerchen an, mit denen sie auf den Feldern zusammentrifft, und sehr regelmäßig mit Raubvögeln. „Wenn die Stelzen einen solchen erblicken", sagt mein Vater, „verfolgen sie ihn lange mit starkem Geschrei, warnen dadurch alle anderen Vögel und nöthigen auf solche Weise manchen Sperber, von seiner Jagd abzustehen. Ich habe hierbei oft ihren Muth und ihre Gewandtheit bewundert und bin fest überzeugt, daß ihnen nur die schnellsten Edelfalken Etwas anhaben können; denn ein Sperber ist

viel zu langsam, als daß er eine Bachstelze im Fluge fängt. Wenn ein Schwarm dieser Vögel einen Raubvogel in die Luft geschlagen hat, dann ertönt ein lautes Freudengeschrei, und mit diesem zerstreuen sie sich wieder. Auch gegen den Uhu sind sie feindselig; sie fliegen auf der Krähenhütte um ihn herum und schreien stark; doch zerstreuen sie sich bald, weil der Uhu nicht auffliegt."

Kerbthiere aller Art, deren Larven und Puppen sind die Beute, welcher die Bachstelze nachjagt. Sie sucht ihre Nahrung an den Ufern der Gewässer, vom Schlamm, von Steinen, von Miststätten, von Hausdächern und anderen Plätzen ab, stürzt sich blitzschnell auf die erspäheten Thiere und ergreift sie mit unfehlbarer Sicherheit. Dem Ackermann folgt sie beim Flügen nach und liest hinter ihm die zu Tage gebrachten Kerfe auf; bei den Viehherden stellt sie sich regelmäßig ein und bei Schafhürden verweilt sie oft tagelang. Auch fliegenden Kerbthieren jagt sie nach: „wenn sie an den Bächen oder sonstwo auf der Erde herumläuft, richtet sie ihre Augen nach allen Seiten. Kommt ein Kerbthier vorbeigestrichen, dann fliegt sie sogleich in die Höhe, verfolgt es und schnappt es fast immer weg."

Wenn im Frühjahr der Schnee schmilzt, stellt sich die Stelze zuerst einzeln ein; diesen Vorläufern aber folgt das eigentliche Wanderheer in größeren Abtheilungen, ihrer vierzig bis funfzig zusammen, bis endlich alle wieder eingetroffen sind. Nun erwählt sich jedes Paar sein Gebiet, niemals ohne Kampf und Streit mit andern derselben Art. Paare, welche sich schon früher vermählt hatten, scheinen sich wiederum zu vereinigen; aber auch sie haben manchen Kampf zu bestehen: denn jedes unbeweibte Männchen sucht dem andern die Gattin abspenstig zu machen. Dann gibt es ernste Raufereien. Die beiden Nebenbuhler fliegen mit starkem Geschrei, ähnlich jenem Kampfesruf, den sie bei Verfolgung eines Raubvogels ausstoßen, hinter einander her, fassen zeitweilig festen Fuß auf dem Boden, stellen sich kampfgerüstet einander gegenüber und fahren nun wie erboste Hähne ingrimmig auf einander los. Einer der Zweikämpfer muß weichen, früher oder später; jedenfalls endet der Kampf nicht eher, als bis er sich entfernt hat. Jetzt ändert der Sieger sein Benehmen. Er sucht seine Freude über den Besitz „des neu erkämpften Weibes" an den Tag zu legen. In ungemein zierlicher und anmuthiger Weise umgeht er das Weibchen, breitet abwechselnd die Flügel und den Schwanz und bewegt erstere wiederholt in eigenthümlich zitternder Weise. Auf dieses Liebesspiel folgt regelmäßig die Paarung. Das Nest steht an den allerverschiedensten Plätzen, wo sich eine passende Höhlung dafür findet: in Felsritzen, Mauerspalten, Erdlöchern, unter Baumgewürzel, auf Dachbalken, im Hausgiebel, in Holzklaftern, in Reisighaufen, in Baumhöhlungen, auf Weidenköpfen ꝛc. Grobe Würzelchen, Reiser, Grasstengel, dürre Blätter, Mos, Holzstückchen, Grasstöcke, Strohhalme u. s. w. bilden den Unterbau, zartere Halme, lange Grasblätter und feine Würzelchen die zweite Lage, Wollklümpchen, Kälber- und Pferdehaare, Werg, Flachsfasern, Fichtenflechten und andere weiche Stoffe die innere Ausfütterung. Das Gelege der ersten Brut besteht aus sechs bis acht, das der zweiten aus vier bis sechs Eiern, welche auf grau- oder bläulichweißem Grunde mit dunkel- oder hellaschgrauen, deutlichen oder verwaschenen Punkten und Strichelchen dicht, aber fein gezeichnet sind. Das Weibchen brütet allein, beide Eltern aber nehmen an der Erziehung der Jungen Theil. Das erste Gelege ist im April, das zweite im Juni vollzählig. Die Jungen wachsen rasch heran und werden bald von den Eltern verlassen, die der ersten Brut vereinigen sich jedoch später mit ihren nachgebornen Geschwistern und den Alten zu Gesellschaften, welche nunmehr bis zur Abreise in mehr oder weniger innigem Verbande leben. Im Herbste ziehen diese Familien allabendlich den Rohrteichen zu und suchen sich hier zwischen Schwalben und Staaren ein Plätzchen zum Schlafen. Im Spätherbst schlagen sich die Gesellschaften zu Herden zusammen, und diese streichen nun während des Tages von einer Viehtrift oder einem frisch gepflügten Acker zum andern, immer in der Reiserichtung weiter, bis die Dunkelheit einbricht. Dann erhebt sich der ganze Schwarm und fliegt unter lautem Rufen südwestlich dahin.

Der südasiatische Vertreter der Stelze ist der Dobin der Indier (Motacilla dukhunensis). Im Sommergefieder sind die Rücken- und Schulterfedern blaßgrau, der Hinterkopf, Nacken, die

Schwingen und der Schwanz, die Gurgel, der Hals und die Brust schwarz, ein Augenbrauenstreifen, ein Flügelflecken, die äußeren Schwanzfedern und der Bauch weiß, die Handschwingen dunkelgrau, weiß gerandet. Im Winter sind Kinn, Brust und die Gegend unter dem Auge weiß, und nur noch ein kleiner schwarzer Brustflecken ist sichtbar; der Oberkopf und der Nacken sind grau; das Auge ist braun, der Schnabel und der Fuß sind schwarz. Die Länge beträgt 7½ bis 8, die Fittiglänge 3⅝, die Schwanzlänge 4¾ Zoll.

Der Dobin kommt in ganz Süd- und Mittelindien vor, findet sich auch auf Ceylon, fehlt aber in den nördlichen Gebirgen. Im Süden der Halbinsel ist er nicht besonders häufig, dagegen gemein in Dekan und Mittelindien. Hier erscheint er mit Beginn des Oktober und verweilt bis zu März oder April. Er ist ein menschenfreundlicher Vogel, welcher sich in unmittelbarer Nähe der Häuser, Ställe und in Gärten zu schaffen macht oder da, wo er sich sicher fühlt, selbst in das Innere der Häuser kommt und hier durch Fliegenfang nützliche Dienste leistet. Ueber Tags hält er sich einzeln, gegen Abend vereinigt er sich mit andern, und man sieht dann an Flüssen oder Teichen kleine Trupps. Wo und wie er brütet, ist zur Zeit noch unbekannt.

Zu unserer Bachstelze gesellt sich hier und da in den Nilgegenden eine verwandte Art (Motacilla Lichtensteinii), welche wir Felsenstelze nennen wollen, weil sie nur da sich aufhält, wo Felszüge den Strom durchziehen. Sie ist einfach, aber doch schön gefärbt. Die ganze Oberseite, die Halsseiten und die Brust sind kohlschwarz, mit schwach sammtigem Glanze, ein Augenbrauenstreif, ein Kehlfeld, ein großer Fleck auf den Flügeldecken, die äußern Federn des sehr langen Schwanzes und die Unterseite aber weiß. Das Auge ist braun, der Schnabel und die Füße sind schwarz.

In ihrem Betragen unterscheidet sich die Felsenstelze kaum von ihrer deutschen Verwandten. Das Merkwürdige in ihrer Lebensweise ist ihre Vorliebe für Felsblöcke oder Steine, welche vom Wasser umrauscht werden. Da, wo der Strom sich zu beiden Seiten fruchtbares Land erschaffen hat, findet man sie nie; aber schon an den sogenannten „Bergen der Kette" unterhalb des ersten Katarakts ist sie eine regelmäßige Erscheinung und in dem felsigen Nubien überall gemein. Sie liebt die Granit- und Syenitmassen, durch welche sich der Nil mühsam Bahn gebrochen, sodaß man mit Sicherheit darauf rechnen kann, da, wo man derartige Felsblöcke im Nil sieht, auch sie zu finden. Es überraschte mich deshalb auch nicht im Geringsten, ihr, nachdem ich sie lange vermißt, oben bei Rosseres zu begegnen. Drei oder vier Flußinseln mitten im Strome bestanden aus dem erwähnten Gestein, und auf ihm fehlte sie natürlich nicht.

Soviel ich mich erinnere, habe ich die Felsenstelze immer nur paarweise gefunden und beobachtet, daß sich jedes Paar ein bestimmtes Gebiet erwirbt und hartnäckig gegen andere derselben Art vertheidigt. Auch mit ihrer nördlichen Verwandten, welche den Winter bei ihr zubringt, lebt sie nicht in Frieden; jene aber überläßt ihr, wie es scheint, gern die öden Steinmassen und hält sich dagegen mehr seitab vom Flusse auf, und so leben beide Arten doch neben einander. Hinsichtlich des Betragens will ich bemerken, daß die Felsenstelze zierlicher in ihren Bewegungen und Wesen ist und mehr an unsere Gebirgsstelze, als an ihre nordische Verwandte erinnert. Das Nest habe ich wiederholt gefunden und zwar regelmäßig in geeigneten Höhlungen der Wände jener Felseninseln.

Noch zierlicher und anmuthiger, als die gewöhnliche Bachstelze, ist ihre im Gebirg lebende Verwandte, die Gebirgs-, Wald-, Winter-, Frühlings-, Wasser- oder gelbe Stelze, der Sticherling oder Irlin (Calobates sulphurea). Man hat sie zur Vertreterin einer besonderen Sippe erhoben, weil ihr Flügel verhältnißmäßig kürzer, ihr Schwanz aber länger und ihr Schnabel etwas feiner ist, als bei der Bachstelze, und die Geschlechter in der Färbung verschieden sind. Beim

Männchen ist im Frühjahre die Oberseite aschgrau, die Unterseite schwefelgelb, die Kehle schwarz, von dem Grau der Oberseite durch einen weißen Streifen geschieden; ein anderer gleichfarbiger Streifen zieht sich über das Auge, zwei lichtgraue, wenig bemerkbare Binden laufen über die Flügel. Im Herbst sind die Farben matter, und die Kehle ist weißlich. Sehr alte Weibchen ähneln dem Männchen; das Schwarz ihrer Kehle ist aber unrein und das Gelb der Unterseite matt; jüngere zeigen nur einen weißen oder schwarzgrauen Kehlflecken. Die Jungen sind auf der Oberseite schmuzig aschgrau, auf der Unterseite gelbgrau; die Kehle ist grauweiß, mit schwarzgrauen Punkten eingefaßt. Das Auge



Die Gebirgsstelze (Calobates sulphurea).

ist dunkelbraun; der Schnabel schwarz, der Fuß hornfarben. Die Länge beträgt 7²/₃, die Breite 9³/₄, die Fittiglänge 3¹/₄, die Schwanzlänge 4 Zoll.

Im nördlichen Europa gehört die Gebirgsstelze zu den Seltenheiten; von Mitteldeutschland nach Süden hin findet sie sich fast überall im Gebirge, bei uns zu Lande schon an jedem klaren Bache der Vorberge, im Süden erst im höheren Gebirge. Aber nicht Europa allein ist das Vaterland dieses zierlichen Vogels; er kommt vielmehr auch auf vielen Gebirgen Asiens und so namentlich Indiens und Ceylons vor und lebt, so unglaublich es auch scheinen mag, selbst auf den Gebirgen Nord- und Mittelafrika's, auf dem Atlas und auf den Alpen Abissiniens. Diese Verbreitung ist besonders

deshalb merkwürdig, weil die Gebirgsstelze sehr häufig schon bei uns in Deutschland überwintert und wenn sie wirklich wegzieht, höchstens bis Südeuropa wandert. In ganz Egypten und Nubien habe ich während meines langjährigen Aufenthaltes nicht eine einzige Gebirgsstelze beobachtet, und deshalb wollte ich meinen Augen kaum trauen, als ich den lieben Bekannten aus der Heimat an dem Bache des Thales von Mensa wieder antraf. In Spanien fand ich die Gebirgsstelze sehr häufig auf der Sierra Nevada; in Griechenland soll sie nach von der Mühle und Lindermayer's Beobachtungen als Wintergast beobachtet, in Rumelien aber auch als Brutvogel entdeckt worden sein. Auf den kanarischen Inseln ist sie, nach Bolle, gemein. „Um die Lachen, zu denen der Bach des Thales unter der sommerlichen Gluth zusammengeschrumpft ist", schildert dieser gemüthvolle Forscher, „über feinen Kiessand, trippelt hurtig ein Pärchen der Gebirgsstelze. Wir erkennen sie wieder, die freundliche Nachbarin der Forelle. Als wir Knaben waren und den Harzwald oder die Gebirge Schlesiens durchwanderten, haben wir sie zuerst kennen gelernt. Sie flog damals von einem mosigen Steine zum andern, und die Tanne spiegelte sich in dem schnell fließenden Gewässer, über das sie dahinstrich. Nun ist es die Palme, die ihr Bild hineinwirft; nun streicht die Stelze über ein Geröhricht, dessen riesenhafte Halme die Nähe des Wendekreises verrathen und über lichtgrün wallende Ignamenblätter hinweg. . . Hier auf den Inseln erscheint sie freilich auch am zahlreichsten längs der Bäche, die im Winter als angeschwollene Bergströme die Thäler durchfluthen und als donnernde Fälle in tiefe Felskessel hinabstürzen, während sie im Sommer in der Regel zu einer Reihe unzusammenhängender Tümpel, welche die tiefsten Stellen des Thalweges einnehmen, versiegt sind. Sie bedarf aber durchaus nicht immer des lebendig fließenden Elementes: eine einfache Cisterne oder ein Bewässerungsteich reicht hin, sie an die Nähe des Hauses oder Gartens zu fesseln, dem diese angehören. Selbst bei fast stets bedeckten Wasserbehältern liebt sie es, sich anzusiedeln, unstreitig durch die in der Luft verbreitete größere Kühlung und das häufigere Erscheinen von geflügelten Kerfen angelockt. Sie scheut daher auch die Nähe des Waldes durchaus nicht, im Gegentheil, keinen anderen Vogel sieht man hier häufiger auf den Dächern der Ortschaften, als die Gebirgsstelzen.". So ist es auch in Indien, — anders in Afrika. Hier fürchtet sie zwar die Nähe des Menschen nicht; da aber, wo sie am liebsten wohnt, sieht sie vielleicht den Mantelpavian oder die Meerkatze, den Löwen oder den Leoparden, den Schabrackenschakal oder die Hiäne, den gewandten Klippspringer oder den schweren Kudu, das wüste Warzenschwein oder den gewaltigen Elefanten öfter, als den braunen Menschen. Jerdon sagt, daß sie in Indien Wintergast wäre, Ende Septembers erscheine und bis zur ersten Woche des Mai im Lande verweile, besonders häufig aber im Norden Indiens aufträte. Auch diese Beobachtung ist auffallend, weil aus Deutschland die Stelze später wegzieht, als im September und früher ankommt, als im Mai.

Man kann kaum einen netteren Vogel sehen, als die zierliche, anmuthige Gebirgsstelze. Sie geht gleichsam geschürzt, längs dem Wasser dahin oder an seichten Stellen in dasselbe hinein, hütet sich sorgfältig, irgend einen Theil ihres Leibes zu beschmuzen und wiegt sich beim Gehen, wie eine Tänzerin. „Sie läuft", sagt mein Vater, „mit der größten Schnelligkeit nicht nur an den Ufern, sondern auch in seichten Wässern, wenn es ihr nicht bis an die Fersen geht, in Schleusen, auf den Dächern und auf nassen Wiesen herum, wobei sie den Körper und Schwanz wagrecht, letzteren oft auch etwas aufrecht hält, um ihn sorgfältig vor Nässe zu bewahren. Sitzt sie aber auf einem Baume, Wasserbette, Steine oder sonst auf einem erhöhten Gegenstande, so richtet sie ihren Leib hoch auf und läßt ihren Schwanz schief herabhängen. Ihr Flug ist ziemlich schnell und leicht, absatzweise bogig, er geht oft lange Strecken in Einem fort. Ich erinnere mich, daß sie viertel- oder halbestunden weit in einem Zuge an einem Bache hinflog, ohne sich niederzulassen. Sie thut Dies besonders im Winter, weil sie in der rauhen Jahreszeit ihre Nahrung in einem größeren Gebiete zusammensuchen muß. In der warmen Jahreszeit fliegt sie, wenn sie aufgescheucht wird, selten weit. Sie ist sehr zutraulich, nistet bei den Häusern, oft in ihren Mauern, und läßt einen Menschen, der sich nicht um sie bekümmert, nahe an sich vorübergehen, ohne zu entfliehen. Bemerkt sie aber, daß

man ihr nachstellt, dann wird sie so scheu, daß sie sich durchaus nicht schußgerecht ankommen läßt, wenn sie nicht hinterschlichen wird. Ihr Lockton, den sie hauptsächlich im Fluge, seltener aber im Sitzen hören läßt, hat sehr viel Aehnlichkeit mit dem der Bachstelze, sodaß man beide Arten genau kennen muß, wenn man sie genügend unterscheiden will. Er klingt fast wie „ziwi", es ist aber unmöglich, ihn mit Buchstaben genau zu bezeichnen." Im Fluge stößt sie Laute aus, welche wie „stip, stitip" und „zizis" klingen.

Auch die Gebirgsstelze brütet zeitig im Frühjahre, das erstemal schon im April, das zweitemal spätestens im Juli. Bei der Paarung beträgt sich das Männchen sehr eigenthümlich. „Es setzt sich", sagt mein Vater, „auf einen Zweig oder eine Firste, hoch oder tief, auf ein Wehr oder einen Stein u. s. w. und gibt einen trillerartigen Ton von sich, welcher fast wie „törrli" klingt und besonders in den ersten Morgenstunden gehört wird. Fliegt es auf, dann flattert es mit den Flügeln, setzt sich aber bald wieder nieder. Es hat gewisse Plätze, gewisse Bäume, Häuser und Wehre, auf denen es im März und im Anfang des April alle Morgen sitzt und seine einfachen Töne hören läßt. Im Frühjahr vernimmt man auch, jedoch selten, einen recht angenehmen Gesang, welcher mit dem der Bachstelze einige Aehnlichkeit hat, aber hübscher ist. Das Nest steht in Felsen-, Mauer- und Erdlöchern, unter überhängenden Ufern, in Mühlbetten, im Gewurzel u. s. w., regelmäßig nahe am Wasser. Es richtet sich hinsichtlich seiner Größe nach dem Standorte, ist dem entsprechend bald größer, bald kleiner; es ist aber auch bald dichterer, bald lockerer, bald mehr, bald weniger gut gebaut. Die äußere Lage besteht aus Würzelchen, Reisern, dürren Blättern, Erdmos und dergleichen, die zweite Lage aus denselben, aber feiner gewählten Stoffen, die innere Ausfütterung aus zarten Würzelchen, Borsten, Pferdehaaren und Wolle. Die vier bis sechs Eier sind auf grauschmuzigem oder bläulichweißen Grunde mit gelben oder aschgrauen Flecken und Strichelchen gezeichnet, gewässert und geadert. Das Weibchen brütet allein; doch kommt es ausnahmsweise vor, daß das Männchen es ablöst. Der Bruteifer der Mutter ist so groß, daß es sich mit der Hand ergreifen läßt. Die Jungen werden von beiden Eltern reichlich mit Nahrung versehen, sehr geliebt und nach dem Ausfliegen noch einige Zeit lang geführt und geleitet."

Die Schafstelzen (Budytes) unterscheiden sich von andern Arten der Familie durch die Kürze ihres Schwanzes, den geraden, spornartigen Nagel der Hinterzehe und ein sehr lebhaftes, nach dem Geschlecht verschiedenes Gefieder.

Zur Zeit ist eine Streitfrage der Vogelkundigen noch nicht entschieden. Es handelt sich darum, ob gewisse Schafstelzen, welche man in Europa beobachtet hat, zu ein und derselben Art gezählt werden müssen, oder ob sie als verschiedene Arten zu betrachten sind. So viel ist unzweifelhaft, daß mehrere von ihnen sich ständig durch die Färbung unterscheiden und daß sich diese Verschiedenheit namentlich bei den Männchen zeigt.

Unsere deutsche Schafstelze, welche auch Kuh-, Rinder-, Wiesen- oder Triftstelze genannt wird (Budytes flavus), ist auf Kopf und Hinterhals aschblaugrau, auf dem Rücken olivengrün, auf der Unterseite hochgelb; die Schwingen und Schwanzfedern sind schwärzlich, heller gerandet; ein lichter Streifen zieht sich über dem Auge dahin; zwei gilbliche Binden verlaufen über die Flügel. Bei den Weibchen und den Jungen sind alle Farben blässer und graulicher. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, an der Wurzel des Unterschnabels lichtblau, der Fuß schwarz.

Im Süden Europas tritt neben dieser Schafstelze eine zweite Art oder Spielart auf, die sammtköpfige Stelze (Budytes melanocephalus). Bei dem Männchen sind Stirn, Scheitel, Nacken und Augengegend sammtschwarz, der Mantel und Rücken olivenfarbig, mit grünlichem Schimmer; der Unterkörper ist hoch schwefelgelb; die Flügel und mittleren Schwanzdeckfedern sind

schwarz, lichter gesäumt, die Flügeldeckfedern braunschwarz, weiß gesäumt. Das Weibchen ist auf der Oberseite olivenfarbig, auf der Unterseite lichtgraugelb; die Ohrgegend ist schwarz.

In England oder Großbritannien überhaupt lebt eine dritte Art, die Feldstelze, deren Männchen sich dadurch von den andern unterscheidet, daß der Scheitel und Hinterhals gelbgrün gefärbt ist, während die Zeichnung des übrigen Körpers im wesentlichen dieselbe ist, wie bei den andern. Von den vielen anderweitigen Arten oder Spielarten, welche aufgestellt wurden, will ich hier absehen. In der Größe und in den Verhältnissen des Leibes stimmen alle Schafstelzen überein. Die Länge beträgt 6 bis 6½, die Breite 9 bis 10, die Fittiglänge 2⅚ bis 3¼, die Schwanzlänge 2 Zoll.

Blasius hält alle Schafstelzen nur für Spielarten ein und derselben Art, weil sie denselben Flügel- und Schwanzbau, fast dieselbe Größe und dieselbe Lebensweise haben. „Bedenkt man", sagt er, „daß die Männchen in der Scheitelfärbung von reiner Citronenfarbe durch Grüngelb, Grüngrau bis zu Kohlschwarz alle möglichen Uebergänge zeigen, so kann man vermuthen, daß die scharfe Abtrennung der Arten, von geographischen Thatsachen abgesehen, eine bedenkliche sein muß. Diese Bedenken müssen sich noch steigern, wenn man weiß, daß auch geographisch keine festen Grenzen eingehalten werden, wenn man weiß, daß ein und dieselbe Form an ein und derselben Oertlichkeit in sehr abweichender Färbung in auffallender Annäherung zu anderen Formen vorkommt, und daß man genau dieselbe Färbung ebenso häufig in ganz entlegenen Ortschaften antrifft, ohne daß sie auf Zwischenstationen beobachtet worden wäre. Dadurch wird naturgeschichtlich und sogar geographisch eine strenge Sonderung der Männchen unmöglich, während an eine strenge Sonderung der Weibchen und Jungen nicht zu denken ist. . . . Die Vogelkunde hat nur die Thatsache feststellen können, daß bei ganz gleichem Bau und ganz gleichen Lebensäußerungen eine bestimmte Thierform vielfach abwechselnd gefärbt sein kann, und daß diese verschiedenen Färbungen in ihrer geographischen Verbreitung stellenweise sich örtlichen Beschränkungen unterwirft." So gänzlich abgeschlossen, wie Blasius uns glauben machen will, scheint mir die Frage noch nicht zu sein; denn bis jetzt liegen meines Erachtens durchaus noch nicht genügende Beobachtungen vor, als daß wir uns für berechtigt halten könnten, ein endgiltiges Urtheil zu fällen. Die Forscher, welche eine dieser sogenannten Spielarten längere Zeit und massenhaft beobachten konnten, sind anderer Ansicht: sie wollen durchaus nicht an die Arteinheit der so verschiedenartig gefärbten Vögel glauben. Das Eine freilich ist gewiß, daß sich die Schafstelzen in Lebensweise und Betragen sehr wenig von einander unterscheiden oder, was vielleicht richtiger ist, daß wir noch keinen Unterschied wahrgenommen haben.

Bei uns sind die Schafstelzen Sommervögel; sie erscheinen aber viel später, als die Bachstelzen, selten vor Anfang April, selbst erst zu Ende des Monats oder im Anfange des Mai und verlassen uns vielleicht im August oder September wieder. Während ihres Zuges machen sie sich auch in Gegenden bemerklich, in denen sie sonst nicht vorkommen. Jede größere Viehherde zieht sie an und hält sie oft während des ganzen Tages fest. Ihre Brutplätze hingegen sind Sümpfe oder wenigstens feuchte, mit Gras bewachsene Ebenen. Sie gehen weit nach Norden hinauf: ich habe sie als Brutvögel nur im nördlichsten Finnmarken kennen gelernt; hier leben sie auf den Blößen der Birkenwaldungen, immer möglichst nahe am Wasser. In Deutschland brüten sie auf feuchten Wiesen oder in den Niederungen größerer Flüsse, so namentlich in Anhalt, Hannover und Mecklenburg. Die sammtköpfige Schafstelze kommt bei uns nicht als Brutvogel vor; ihre Heimat scheint Griechenland und Nordafrika zu sein. Von der Mühle hält sie für eine eigene Art, weil sie sich nicht mit andern vermischt, sondern immer zu Ihresgleichen hält, viel früher ankommt und viel früher wegzieht, als die nördlichen; Lindermayer stimmt ihm vollständig bei und sagt, daß sie vorzugsweise die Nähe des Meeres liebe, wo Süßwasser sich mit dem Salzwasser vermischt, also in Gegenden wohne, welche eine sehr eigenthümliche Pflanzenwelt hervorbringt; ich meinestheils muß gestehen, daß ich

nie daran gedacht habe, sie für gleichartig mit den andern zu halten und zwar aus denselben Gründen, da sie die einzige ist, welche im Norden Egyptens brütet und sich auch in der Winterherberge gesondert hält. Aber auch ich muß bekennen, daß es mir nicht möglich gewesen ist, in ihrem Betragen und dem ihrer Verwandten einen Unterschied wahrzunehmen.

Die Schafstelzen sind Feld- oder Sumpfvögel. Im Walde findet man sie nie, ebensowenig in der Nähe der Dörfer. Am Tanaelv in Finnmarken sah ich freilich viele Schafstelzen in unmittelbarer Nähe eines Hauses sich umhertummeln; aber das Haus war, wie immer im Sommer, unbewohnt und der Vogel deshalb nicht gestört. Für Deutschland haben Naumann's Angaben Giltigkeit. Da, wo Schafstelzen brüten, findet man während des Sommers keinen „Raps- oder Rübsenacker, kein Erbsen-, Bohnen- oder Wickenstück von einiger Bedeutung, kein Kleefeld, keine frei gelegene, fette Wiese und keine baumleere, grasreiche Sumpfstrecke, wo nicht wenigstens einige dieser Vögel hausen. Einzelne Brüche bewohnen sie in unglaublicher Menge. In den Marschländern, wo sie außer dem üppigsten Getreide und den fetten Feldfrüchten auch Wassersümpfe, Rohr und Wiesen zusammen finden, wo dazwischen auch Vieh weidet, haben sie Alles, was sie wünschen mögen und sind daher dort äußerst gemein. . . Sie sind gewöhnlich Gesellschafter der Wiesenpieper, kommen aber auch oft mit Rohrsängern, Rohrammern und Sumpfvögeln zusammen. Bei den Viehherden oder abends im Rohr machen sie mit Staaren, Bachstelzen und Schwalben gemeinschaftliche Sache; auf Wiesen und Aeckern sind die Feldlerchen und die Grauammern ihre Nachbarn".

In ihrem Betragen erinnern die Schafstelzen in mancher Hinsicht an die Pieper, demungeachtet bleiben sie doch echte Stelzen. Sie sind nicht so anmuthig, wie die Gebirgsstelzen, aber unzweifelhaft anmuthiger, als die Bachstelzen. Auf ihren Brutplätzen sind sie ebenso zutraulich, wie die letzteren, und lassen sich deshalb sehr leicht beobachten. Während des Zuges sind sie nicht scheu; aber sie unterscheiden sehr wohl zwischen den Hirten und anderen Leuten: in jenen sehen sie ihre Freunde, diesen trauen sie selten. Ihre Bewegungen ähneln denen der Bachstelze mehr, als denen der Gebirgsstelze. Sie sind gewandt im Laufen, besonders geschickt aber im Fliegen. Wenn sie kurze Räume überfliegen wollen, erscheint ihr Flug, wie Naumann sagt, fast hüpfend, während sie auf der Wanderung außerordentlich schnell dahinstreichen. Nicht selten erhalten sie sich flatternd oder rüttelnd längere Zeit in der Luft über ein und derselben Stelle. Häufig stürzen sie sich aus bedeutenden Höhen mit angezogenen Flügeln fast senkrecht zum Boden herab. Ihre Lockstimme ist ein pfeifender Laut, welcher wie „bsiüb" oder wie „bilib", sonst aber auch leise wie „sib sib" klingt; der Warnungston ist ein scharfes „Sri", der Paarungslaut ein gezogenes „Zirr". Der Gesang ähnelt dem der Bachstelze, ist aber noch ärmer.

So gesellig die Schafstelzen nach der Brutzeit sind, so zanksüchtig zeigen sie sich an ihren Brutplätzen. Sie beginnen Streit mit fast allen kleineren Vögeln, welche sie dort gewahr werden; doch scheint es, als ob sie sich endlich an ihre Nachbarn gewöhnen oder als ob sie durch deren Widerstand sich einschüchtern lassen. „Ihre Unfriedfertigkeit", sagt Naumann, „bricht aber los, sobald sich ein Fremdling ihrem Bezirke nähert. In den Brüchen machte mich ihr Betragen oft auf seltenere kleine Vögel aufmerksam. So verfolgten sie Rohrsänger, am meisten den Seggenrohrsänger und zwar so heftig, daß sie mir mehrmals die Jagd nach ihm vereitelten. Sobald ein solcher Vogel aus den Seggenkufen herausflog, verfolgten ihn gleich mehrere Stelzen wie wüthend, stachen nach ihm und ließen nicht zu, daß er sich in der Nähe setzen durfte. Später waren sie an einander gewöhnt und nisteten in friedlicher Nähe."

Das Nest steht auf dem Boden, zwischen Gras, Getreide oder Sumpfpflanzen, meist in einer kleinen Vertiefung, zuweilen auch unter Gewurzel. Es ähnelt einem Lerchen- oder Pieperneste. Feine Wurzeln, Halme, Blätter, trockene Grasblätter und grünes Erdmos bilden ein lockeres, kunstloses Gewebe, Hälmchen, Distelflocken, Wolle, einzelne Pferdehaare und Federn die innere Ausfütterung. Die vier bis sechs zartschaligen Eier sind auf schmuzigweißem oder gelblichen, röthlichen und graulichen Grunde mit gilblichen, grauen oder braungrauen, auch rostfarbenen und violettfarbigen

Punkten, Strichelchen und wolkigen Flecken gezeichnet. Das Männchen wirbt in ähnlicher Weise um die Gunst seiner Gattin, wie das Bachstelzenmännchen: es bläht sich auf und flattert mit gesträubtem Gefieder und sehr ausgebreitetem, herabgebogenen Schwanze zitternd vor dem Weibchen herum. Jedes Pärchen nistet nur einmal im Jahre und zwar Ende Mais oder Anfang Junis. Das Weibchen brütet allein und zeitigt die Jungen in dreizehn Tagen. Beide Eltern sind so besorgt um ihre Brut, daß sie dieselbe dem Kundigen durch ihr ängstliches Geschrei, ihre außergewöhnliche Kühnheit verrathen. Die Jungen verbergen sich anfangs geschickt im Grase, werden aber bald ebenso flüchtig wie die Alten. Nunmehr treiben sie sich bis zur Abreise gemeinschaftlich umher; dann tritt eines schönen Herbsttages Alt und Jung die Winterreise an.

Jetzt sieht oder hört man die Schafstelzen allerorten, auch im Gebirge. Jede Viehherde wird von den wandernden besucht und bis zum Abend umlagert; sodann setzt die Reisegesellschaft ihren Weg weiter fort. Die Reise scheint sehr rasch zurückgelegt zu werden. Nach meinen Beobachtungen erscheinen die Schafstelzen auch in Afrika zu derselben Zeit, welche wir in Deutschland als die ihres Zuges kennen gelernt haben, und ich fand sie hier noch häufig im Anfang des Maimonats, fast an denselben Tagen, an denen ich ihnen später in Norwegen begegnete. Viele überwintern schon in Egypten; die große Mehrzahl aber fliegt bis in das Innere Afrikas. Hier sieht man während der Wintermonate jede Rinder-, Schaf- oder Ziegenherde, ja jedes Kamel, jedes Pferd, jedes Maulthier oder jeden Esel von den niedlichen Vögeln umgeben, und auf den Weideplätzen wimmelt es zuweilen von ihnen. Sie wandern mit den weidenden Rindern in die Steppe hinaus und zu den Tränkplätzen zurück, und es gewährt ein höchst anziehendes Schauspiel, sie hierbei zu beobachten. Der lange Rinderzug, welcher in beständiger Bewegung ist, wird von den Schafstelzen fortwährend begleitet. Sie fliegen neben ihren vierfüßigen Freunden dahin, wo sie nicht laufen können und laufen mit den Rindern um die Wette, wo der Boden Dies ihnen gestattet. Rasch setzt sich auch wohl eins der Männchen auf einem benachbarten Busche nieder und singt dabei sein einfaches Liedchen; hierauf eilt es wieder dem übrigen Zuge nach, welcher, einem Bienenschwarme vergleichbar, die Herde umschwebt.

Eine in Mittelasien lebende Schafstelze, welche wir Citronenstelze nennen wollen (Budytes citreola) ist zweimal auf Helgoland erlegt worden und hat dadurch deutsches Bürgerrecht erlangt. Sie ist etwas größer als die gemeine Schafstelze: ihre Länge beträgt 7, ihre Breite 10½, ihre Fittiglänge 3½, die Schwanzlänge 3⅓ Zoll. Das Sommergefieder des alten Männchens ist auf dem Kopfe und auf der ganzen Unterseite lebhaft citronengelb, auf Nacken und Vorderrücken schwarz, auf dem Hinterrücken schiefergrau, auf dem Bürzel braunschwarz. Die kleinen Oberflügeldeckfedern sind graubraun, mit breiten dunkelaschgrauen Rändern, die mittleren und großen Oberflügeldeckfedern braunschwarz, mit breiten Außensäumen und Enden, welche allein sichtbar werden und zwei breite, weiße Querbinden darstellen; die Hand- und Unterarmschwingen haben schmale, weißliche Außenkanten, die Oberarmschwingen breite weiße, welche die halbe Außenfahne einnehmen; die acht Mittelfedern des Schwanzes sind braunschwarz, die beiden äußersten jederseits weiß, mit schwarzer Innenkante. Das Auge ist braun, der Schnabel und die Füße sind schwarz. Das kleinere Weibchen ist auf der Stirn gelb, auf dem Scheitel und Hinterhalse graugrün, auf der übrigen Oberseite aschgrau, auf dem Bürzel aber dunkelschiefergrau; die Wange und die Unterseite sind ebenfalls gelb, jedoch nicht so lebhaft gefärbt, wie bei dem Männchen. Die weißen Querbinden der Flügel sind schmäler und deutlicher getrennt. Junge Vögel sind oben grau, auf der Unterseite weiß, höchstens mit einem schwachen Anfluge von Gelb.

Die Citronenstelze gehört, nach Radde, in den mittleren Theilen Westsibiriens noch zu den seltneren Vögeln, wird aber weiter nach Osten hin häufig und ist in den freien Ebenen Transbaikaliens und namentlich in Taurien gemein. Hier sah genannter Forscher schon am 18. April die ersten Zuzügler erscheinen und bereits am 30. April die Paare vereinigt. Durch Jerdon erfahren wir, daß sie im Winter bis nach Indien zieht und sich hier über das ganze Land verbreitet, nirgends aber häufig ist

und immer nur Flußufer, Seen und noch lieber sumpfiges Land, unter Wasser gesetzte Reisfelder z. B., zu ihrem Aufenthalte erwählt. Die Burjäten des oberen Irkutskthales begrüßen, wie Radde sagt, im Frühling namentlich diese Stelze, weil nun, wie sie meinen, die Kühe mehr Milch geben werden und sie bald aus gegohrner Milch den berauschenden Darasün bereiten können.

Ob die Lebensweise sich von der verwandter Arten unterscheidet, vermag ich nicht zu sagen: es sind mir hierüber keine Berichte bekannt.

Unter dem Namen Waldstelzen (Nemoricola) hat man ein in Ostindien vorkommendes Mitglied der Familie wegen des kurzen Hinternagels und der eigenthümlichen Farbenvertheilung zum Vertreter einer besonderen Sippe erhoben. Sie bilden gewissermaßen ein Uebergangsglied zwischen den Stelzen und den Piepern, ebensowohl in Gestalt und Färbung, wie in Lebensweise und Betragen.

Die Gartenstelze (Nemoricola indica) ist oben grünlich ölbraun, unten gelblichweiß. Ein doppeltes Brustband ist schwarz, ein Augenbrauenstreifen weiß; die Schwingen sind schwärzlich, mit zwei breiten weißen Binden und einem dritten Bande an der Wurzel der Handschwingen; die mittleren Steuerfedern sind braun, die nächstfolgenden schwärzlich, die äußersten weiß, schwärzlich an der Wurzel und braun am äußeren Rande. Das Auge ist braun, der Oberschnabel schwärzlich, der Unterschnabel weißlich, der Fuß lichtgelb, ins Purpurbräunliche spielend. Zwischen den Geschlechtern ist kein Unterschied in der Färbung. Die Länge beträgt 6¼, die Breite 10, die Fittiglänge 3⅛, die Schwanzlänge 2⅝ Zoll.

Die Gartenstelze findet sich in ganz Indien und Ceylon, aber auch in China und Japan. Sie ist in Indien laut Jerdon nirgends gemein, im Süden und Mittelindien sogar selten. Auf einigen Inseln scheint sie häufiger als auf dem Festlande vorzukommen. Sie hält sich immer an die Waldungen und geht nicht in das offene Land hinaus, besucht auch die Flüsse nicht, sondern nimmt ihren Stand in schattigen Gärten, Baumpflanzungen und auf den Wegen in den Wäldern. Hier sieht man sie gewöhnlich einzeln, nur nach der Brutzeit in kleinen Familien. Layard bemerkt, daß sie auf Ceylon von ihrer Gewohnheit, im Miste nach Kerbthierlarven zu suchen, den Namen Gomarita oder Düngerbreiterin erhalten habe. Sie wandert nicht und ist einer doppelten Mauser nicht unterworfen.

Sonderbare stelzenartige Vögel bewohnen die Gebirgsbäche Indiens und der malaiischen Inseln. Einige Naturforscher wollen sie allerdings gar nicht als Verwandte der Stelzen anerkennen, sondern sie den Wasserschwätzern beizählen; die Beobachter aber, welche sie lebend sahen, sind der Ansicht, daß ihnen in der Stelzenfamilie ihre Stelle gebührt.

Die Schwalbenstelzen (Enicurus) sind verhältnißmäßig große und kräftig gebaute Mitglieder unserer Familie, welche sich von unsern nordischen Stelzen durch einen stärkeren Schnabel, kürzere und mehr gerundete Flügel, deren Armschwingen nicht verlängert sind, und kräftigere Füße unterscheiden. Ihr Schnabel ist ziemlich lang, stark und gerade, an der Wurzel breit, auf der Firste deutlich gekielt, an der Spitze abwärts geneigt, vor ihr seicht ausgeschweift; die Füße sind mittellang, die Zehen mit gekrümmten Nägeln bewehrt; im Flügel sind die vierte und fünfte, nach Temminck die fünfte und sechste Schwinge über die andern verlängert; der Schwanz ist so tief gegabelt, daß die mittelsten Federn höchstens ein Drittel so lang sind, wie die äußersten.

Alle Schwalbenstelzen, welche man kennt, sind Gebirgsbewohner. Sie gehören zu den Charaktervögeln des Himalaya und der Gebirge auf den malaiischen Inseln. Wo sie vorkommen,

sind sie häufig. Man vermißt sie an keinem Bache und findet sie in der Nähe eines Wasserfalles gewiß. Sie folgen dem Gewässer, fliegend, laufend und wadend; sie kehren auch, wenn sie verscheucht wurden, immer wieder zu ihm zurück. Nur nach der Brutzeit sieht man sie in Gesellschaft, sonst immer paarweise oder einzeln, ganz nach anderer Stelzen Art.

Durch Bernstein's Forschungen sind wir mit der Lebensweise einer der ausgezeichnetsten Arten bekannt geworden. Der Meninting, wie die Malaien ihn nennen (Enicurus Leschenaulti



Der Meninting (Enicurus coronatusi).

oder E. coronatus), ist auf der Oberseite und den Flügeln, am Vorderhals und an der Brust schwarz, auf dem Scheitel, dem Unterrücken und dem Unterleib aber weiß; eine weiße Binde verläuft über die Flügel und bildet durch Vereinigung mit der entgegengesetzten ein halbmondförmiges Band; die Schwingen sind schwärzlich, die Schwanzfedern, mit Ausnahme der beiden seitlichen reinweißen, schwarz, mit breiter weißer Spitze. Der Schnabel ist schwarz, der Fuß gelb. Die Länge beträgt 10 bis 11 Zoll.

„Dieser Vogel", sagt Bernstein, „ist ausschließlich in den an Quellen und Bächen reichen Gebirgen Javas zu Hause und in den Vorbergen nirgends selten. Seine eigentliche Heimat sind die

Gegenden von 1600 bis 4000 Fuß unbedingter Höhe. Hier wird man ihn beinahe an jedem Bache antreffen, besonders wenn dieser nicht tief ist und steinigten Grund und Uferränder hat. Vom Wasser entfernt er sich nie weit, verirrt sich aber, indem er dem Laufe der Bäche aufwärts folgt, nicht selten tief in die Urwälder, sodaß man alsdann verwundert ist, ihn an Orten zu treffen, wo man ihn niemals erwartet hätte. Einmal traf ich ihn an einer Quelle auf dem beinahe 10,000 Fuß hohen Pangerango, aber später nie wieder, und man würde also sehr irren, wenn man ein solches zufälliges Vorkommen auf derartigen Höhen für etwas anderes als eine Ausnahme ansehen wollte."

„In seiner Liebe zum Wasser ähnelt unser Vogel der Gebirgsstelze, während die Färbung seines Gefieders den Europäer auf Java an seine heimatlichen Bachstelzen erinnert. Er trägt im Laufen den Schwanz wagrecht, bei Erregung aber oder beim Anblick eines verdächtigen Gegenstandes richtet er die weißen Scheitelfedern auf und hebt und senkt den Schwanz in eigenthümlicher Weise. Während des Aufhebens nämlich, welches mit einem schnellen Ruck geschieht, sind die Schwanzfedern zusammengelegt, sobald der Vogel den Schwanz aber erhoben hat, breitet er ihn fächerförmig aus und senkt ihn langsam wieder, worauf er ihn alsbald von Neuem aufschnellt. Seine Lockstimme klingt bachstelzenähnlich „Ziwitt ziwitt", in Angst und Noth dagegen oder auch, wenn er entzückt ist, läßt er ein rauhes „Rhäät" hören. Er ist ein lieber, harmloser Vogel, welcher den Menschen oft bis auf wenige Schritte an sich herankommen läßt und dann entweder eiligst eine Strecke geradeaus läuft oder in bachstelzenähnlichem Fluge ein Stückchen wegfliegt. Seine Nahrung besteht in Kerbthieren und Würmern, welche er, an den Ufern der Bäche hinlaufend, zwischen den Steinen, Pflanzen u. s. w. sucht, ja, nicht selten bis ins Wasser hinein verfolgt."

„Das Nest steht ohne Ausnahme auf dem Boden, entweder in unmittelbarer Nähe des Wassers oder doch in nur sehr geringer Entfernung von demselben. Es ist aber auch dann, wenn man durch den Vogel selbst auf die Nähe desselben aufmerksam gemacht worden ist, nicht leicht zu finden. Wo möglich, wird eine natürliche Vertiefung zur Anlage benutzt, und so findet man es entweder in einer Spalte, zwischen Mos, hinter Grasschollen oder einem Steine, unter einem umgefallenen Baume u. s. w., immer gut versteckt. Findet der Vogel solch eine natürliche Vertiefung des Erdbodens, so füllt er sie zunächst mit trockenem Mos soweit aus, daß dadurch ein halbkugelförmiger Napf entsteht, dessen Grund er alsdann mit trocken'en Blättern ausfüttert. Hierzu gebraucht er mit besonderer Vorliebe solche, welche durch die Feuchtigkeit so weit mürbe gemacht worden sind, daß nur noch das weiche Gerippe der Blattnerven übrig geblieben ist. Solche trockene Blätter sind weich und biegsam und bilden mithin eine zweckmäßige Unterlage für die Eier. Letztere, von denen ich nie mehr als zwei in einem Neste fand, sind länglich gestaltet, am stumpfen Ende kurz abgerundet, am entgegengesetzten spitz zulaufend. Ihre Grundfarbe ist ein unreines, mattes, ins Gelbliche oder Grünliche spielendes Weiß; die Zeichnung besteht aus zahlreichen kleinen, bald mehr ins Gelbe, bald mehr ins Rothe ziehenden lichtbraunen Flecken, deren Ränder nicht scharf von der Grundfarbe abgegrenzt sind, sondern in dieselbe übergehen, sodaß sie wie verbleicht oder verwaschen aussehen. Gegen das stumpfe Ende hin bilden sie einen Kranz. Die Alten sind um ihre Brut sehr besorgt und verrathen sie dem Menschen durch ein lang gedehntes, sanft flötendes „Wüühd", dem, wenn man dem Neste sehr nahe gekommen ist, noch ein hastig ausgestoßenes „Kä" angehängt wird."

* * *

Einzelne Sänger lassen sich unter den übrigen schwer einordnen, weil sie, wie man zu sagen pflegt, nirgends hin so recht passen wollen. Zu diesen gehören die Flüevögel (Accentores). Man kann sagen, daß sie den Uebergang von den eigentlichen Sängern zu den Körnerfressern und insbesondere zu den Lerchen bilden; denn sie ähneln den einen, wie den andern. Ihre Anzahl ist gering und ihre Verbreitung eine beschränkte. Unserm Europa gehören, streng genommen, nur zwei Arten

an, zu denen als Irrling eine dritte, welche in Asien wohnt, gezählt wird. Hier leben die übrigen, die meisten im Gebirge und zwar in den höheren Gürteln desselben bis zur Schneegrenze hinauf. Alle Arten, welche man kennt, halten sich vorzugsweise am Boden auf, hüpfen hier in sonderbar gebückter Stellung einher, langsamer oder schneller, fliegen fast immer niedrig über der Erde dahin und suchen sich von dem Boden oder von niederem Gestrüpp über ihm ihre Nahrung zusammen, welche aus Kerbthieren, Beeren und feinen Sämereien besteht. Auf höheren Bäumen sieht man sie fast nie; höchstens das Männchen steigt ausnahmsweise des Singens wegen bis zu den Spitzen mittelhoher Gesträuche empor. Alle sind angenehme Sänger; einzelne gehören zu den vorzüglichsten ihres Wohngebiets. Mit Anbruch des Winters verlassen einige den Norden und wandern südlicheren Gegenden zu, andere rücken wenigstens von der Höhe ihrer Gebirge in tiefere Gegenden herab oder verlassen die nördlichen Abhänge der Berge, um sich den südlicheren zuzuwenden. Schon frühzeitig im Jahre schreiten sie zur Fortpflanzung, bauen ziemlich künstliche Nester aus Mos und dürren Halmen, kleiden dieselben mit weichen Stoffen aus und legen drei bis sechs grünliche Eier. Sie brüten zweimal im Laufe des Sommers.

Die Kennzeichen der Flüevögel sind ein kräftiger Leib mit mittelmäßigen oder ziemlich langen Flügeln, in denen die dritte oder vierte Schwinge die längste zu sein pflegt, ein kurzer, mäßig breiter Schwanz, mittelhohe, etwas starke Füße, mit kurzen, aber kräftigen Zehen und ziemlich stark gekrümmten Nägeln, ein kegelpfriemenförmiger, gerader, mittellanger, an den scharfen Schneiden stark eingezogener Schnabel, dessen ritzenförmige Nasenlöcher oben von einer Haut bedeckt sind, und ein lockeres, aus großen Federn bestehendes Gefieder. Die Geschlechter unterscheiden sich sehr wenig, die Jungen merklich von den Alten.

Unsere Braunelle vertritt die Sippe Tharrhaleus. Der Leib ist schlank, der Schnabel verhältnißmäßig schwach, pfriemenförmig zugespitzt, der Flügel kurz und abgerundet, in ihm die vierte Schwinge die längste, der Schwanz verhältnißmäßig lang, gerade ab- oder etwas ausgeschnitten, der Fuß verhältnißmäßig hoch.

Die Braunelle, der Wald- oder schieferbrüstige Flüevogel, Isserling ꝛc. (Tharrhaleus modularis) ist 6 Zoll lang und 8⅙ Zoll breit; die Fittiglänge beträgt 2¾, die Schwanzlänge 2¼ Zoll. Das Weibchen ist bedeutend kleiner. Das Gefieder der alten Vögel ist auf Schulter und Oberrücken düsterrothbraun, dunkler gefleckt, auf dem Kopfe, dem Vorderhalse und der Brust bräunlichaschgrau oder schieferfarben, im Herbst in Folge der helleren Federränder lichter, auf dem Bauch fahlbraungelb, dunkler getüpfelt; der Unterrücken ist graubraun; die Schwingen sind auf der Außenfahne rostbraun, mit einem, ausnahmsweise auch mit zwei weißlichen Bändern; der Schwanz ist einfarbig graubraun. Das Auge ist lichtbraun, der Schnabel braun, der Fuß röthlich. Die Jungen sind auf der Oberseite auf rostgelbem Grunde schwarzbraun, auf der Unterseite auf rostgelblichem, in der Mitte weißlichen Grunde grauschwarz gefleckt.

Vom 64. Grad nördl. Breite an bis zu den Pyrenäen, den Alpen und dem Balkan scheint die Braunelle überall Brutvogel zu sein. Sie kommt aber auch noch weiter nach Norden hin vor und erscheint im Winter sehr regelmäßig im Süden Europas, streift selbst nach Nordafrika und nach Westasien hinüber. Im östlichen Asien scheint sie zu fehlen. In Mitteldeutschland trifft sie in der ersten oder letzten Hälfte des März ein, je nachdem die Witterung günstig oder ungünstig ist, hält sich einige Zeit lang in Hecken und Gebüschen auf und begibt sich dann an ihren Brutort, d. h. in den Wald. Sie bevorzugt Fichten- und Kieferwälder ganz entschieden den Laubhölzern. In letzteren gehört sie immer zu den Seltenheiten, in ersteren ist sie häufig. Ebenso zieht sie das Gebirge der Ebene unbedingt vor. „In ihrem ganzen Wesen", sagt mein Vater, „zeichnet sich die Braunelle so sehr aus, daß sie der Kenner schon von weitem an dem Betragen von andern Vögeln unterscheiden kann. Sie hüpft nicht nur im dichtesten Gebüsch, sondern auch auf der Erde mit größter Geschicklichkeit herum, durchkriecht alle Schlupfwinkel, drängt sich durch dürres hohes Gras, durchsucht das abge-

fallene Laub und zeigt in Allem eine große Gewandtheit. Auf dem Boden hüpft sie so schnell fort, daß man eine Maus laufen zu sehen glaubt. Ihren Leib trägt sie auf die verschiedenste Weise, gewöhnlich wagrecht, den Schwanz etwas aufgerichtet, die Fußwurzeln angezogen, oft aber auch vorn erhoben, den Hals ausgestreckt, den Schwanz gesenkt. Wenn man sie vom Boden aufjagt, fliegt sie auf einen Zweig, sieht sich um und verläßt den Ort erst, wenn ihr die Gefahr sehr nahe kommt. Ihr Flug ist geschwind, geschieht mit schneller Flügelbewegung und geht ziemlich geradeaus. Von einem Busch zum andern streicht sie niedrig über der Erde dahin; wenn sie aber den Platz ganz verläßt, steigt sie hoch in die Luft empor und entfernt sich nun erst. So gern sie sich beim Aufsuchen ihrer Nahrung verbirgt, ebenso gern sitzt sie frei beim Singen. Man sieht sie dann stets auf den Wipfeln der Fichten, doch selten höher, als sechszig Fuß über dem Boden oder auf freistehenden Zweigen, besonders auf denen, welche den Wipfeln am nächsten stehen. Ihr Gesang besteht aus wenigen Tönen, welche durch einander gewirbelt werden und nicht viel Anmuthiges haben." Der Lockton klingt wie „di dui dii" oder „sri sri"; der Ausdruck der Angst ist ein helles „Didü"; ein Ruf, welchen sie im Fluge vernehmen läßt, klingt wie „bibibil"; das Lied besteht hauptsächlich aus den Lauten „Dididehideh". Ein Vogel singt fast wie der andere, doch sind auch geringe Abweichungen bemerkt worden. Im Sitzen lockt die Braunelle selten, am häufigsten, wenn sie hoch durch die Luft fliegt. Sie scheint dann die sitzenden Vögel zum Mitwandern ermuntern zu wollen. Oft sind die lockenden Vögel so hoch, daß sie das menschliche Auge nicht erblicken kann. „Bei Annäherung einer Gefahr stürzt sie sich von der Spitze des Baumes fast senkrecht ins Gebüsch herab und verbirgt sich gänzlich. Sie ist jedoch keineswegs scheu, vielmehr sehr zutraulich und kirre und läßt den Beobachter nahe an sich kommen."

Im Sommer nährt sich die Braunelle hauptsächlich von Kerbthieren, vorzugsweise von kleinen Käferchen und deren Larven; auf dem Zuge und zumal im Frühjahr verzehrt sie fast nur feine Sämereien und zwar, ohne sie vorher zu zerbeißen. Um die Verdauung zu erleichtern, nimmt sie Kieskörner auf. Größere Samen verschmäht sie.

Ende Aprils schreiten die Pärchen zum Nestbau. Das Männchen singt jetzt unaufhörlich, streitet sich mit einem Nebenbuhler sehr heftig und hilft später seinem Weibchen am Baue des künstlichen Nestes. Dieses steht stets in dichtem Gezweige, gewöhnlich in Fichtenbüschen, zwei oder vier Fuß über dem Boden. „Es hat eine Unterlage von wenigen dürren Zweigen und besteht ausschließlich au feinen, grünen Erdmosstengeln, welche bisweilen auch die Ausfütterung bilden und seine Schönheit vollenden. Gewöhnlich ist es inwendig mit den rothen Staubträgern des Erdmoses ausgelegt und erhält dadurch das Ansehen, als wäre es mit Eichhornhaaren ausgefüttert. Unter den Mosstengeln finden sich oft auch Fichtenbartflechten und einzelne Haidekrautstengel, und die innere Lage besteht zuweilen aus schlanken, dürren Grasblättern, etwas Schafwolle und einzelnen Federn. Im Mai findet man das erste, im Juli das zweite Gelege in ihm. Ersteres besteht aus vier bis sechs, letzteres gewöhnlich aus vier blaugrünen Eiern. Sie werden in dreizehn bis vierzehn Tagen ausgebrütet, wahrscheinlich von beiden Geschlechtern, und wie die Brut sehr geliebt. Bei Gefahr verstellt sich das Weibchen nach Art der Grasmücken."

Die Braunellen sind leicht zu fangen, im Schlaggärnchen, wie im Sprenkel oder auf der Leimruthe. Sie gewöhnen sich rasch an die Gefangenschaft und werden bald sehr zahm. Ihre Zutraulichkeit macht sie dem Liebhaber werth, trotz des unbedeutenden Gesanges.

In Sibirien am Jenesei und östlich vom Baikalsee lebt ein Verwandter, die **Bergbraunelle** (Tharrhaleus montanellus), welcher nach **Temminck** in Ungarn, nach anderen Naturforschern in Dalmatien und Italien vorgekommen sein soll und deshalb unter den europäischen und deutschen Vögeln mit aufgezählt wird. Der Oberkopf, die Zügel, Wangen und die Ohrgegend sind schwarzbraun; ein breiter Streifen, welcher über den Augen verläuft und den Oberkopf fast umschließt, ist gelblichweiß, der Nacken grau, der Oberrücken rostbraun, dunkler gefleckt; die Kehle und die Unterschwanzdeckfedern sind weißlich, die Kropfgegend und Oberbrust stark rostgelb angeflogen und mit

schwärzlichen Mondflecken gezeichnet; die Brustseiten sind rostgelb und rostbraun gemischt. Das Auge ist hellgelbbraun, der Oberschnabel grauschwarz, der Unterschnabel, namentlich an der Wurzel, heller, der Fuß schmuzig weißgelblich. Die Länge beträgt 4⅔ bis 5⅓ Zoll, die Fittiglänge 2 Zoll 7 Linien, die Schwanzlänge 2 Zoll 5 bis 2 Zoll 7 Linien.

Ueber die Lebensweise dieses schönen Vogels fehlen noch ausführliche Angaben. Radde, welcher ihn sehr häufig erlegte, hat es nicht für nöthig erachtet, uns Etwas mitzutheilen; er sagt blos das Folgende: „Dem westlichen, hochgebirgigen Theile meines Reisegebiets fehlt dieses Vögelchen wohl ganz. Weder konnte ich es im Ostsajan noch am Baikalsee auffinden; dagegen war es auf dem Zuge am Tarei-Nor gar nicht selten. Schon zeitig, nämlich am 16. März, zeigten sich hier die ersten Vorzügler; die Hauptzüge kamen aber erst am 17. April an. Im Herbst sah ich gar keine Bergbraunellen, und erst ein Jahr später, als im Burejagebirge der Herbstzug schon abgeschlossen war und Eis auf dem Amur sich einstellte, erlegte ich noch zwei Männchen, die sich in den Uferweiden tummelten."

Hoch oben in dem Alpengürtel der Schneegebirge Südspaniens begegnete ich zu meiner Freude zum erstenmale einer mir bisher nur durch Beschreibungen bekannt gewordenen Art der Familie, dem auf allen Hochgebirgen Europas häufigen Alpenflüevogel (Accentor alpinus), der Stein-, Flüe- oder Blümtlerche, dem Blütling, Berg-, Spitz- oder Gadenvogel, und wie er sonst noch heißen mag. Bald rasch über die zerstreut liegenden Felsblöcke hinweg gleitend, bald sich zwischen den duftigen Rosmarin- und Thymianbüschen verbergend, bald auf einen größeren Block fliegend, sang er hier sein leises, klangreiches Liedchen, trotz Sturmgebraus und Schneegestöber, wie es dort oben uns oft umtobte in den Tagen des November. Der Vogel zog uns lebhaft an: er war auch jetzt lebendig, behend und munter, wenig scheu, eher zutraulich, gewandt in seinen Bewegungen, anmuthig in seinem Wesen. Einzeln oder in kleinen Gesellschaften trafen wir ihn bis zu den Schneefeldern hinauf, in weit größerer Anzahl aber auf den sonnigen Gehängen der Südseite des mächtigen Gebirges. Hier ging er zuweilen auch tiefer hinab in die Thäler; sein eigentliches Gebiet aber schien die Höhe zu sein, und namentlich gegen Abend flogen auch die zerstreut da unten lebenden immer wieder nach oben empor. Es versammelten sich dann die einzelnen Gesellschaften auf ihren gemeinschaftlichen Schlafplätzen, auf oder an steilen Felsenwänden mit Löchern und Spalten oder einzelnen Büschen und Grasbüscheln nämlich, auf denen auch die Alpenkrähen und Felsentauben sich einfinden, um dort die Nacht zu verbringen. Hier kletterte und suchte jeder einzelne Alpenflüevogel lange Zeit, bevor er ein gesichertes Schlafplätzchen in einer Spalte, unter einem Gesimse oder in einer Nische fand. Am frühen Morgen verließ der ganze Schwarm mit einem Male den Schlafplatz, zertheilte sich in kleinere Gesellschaften, und jede von ihnen ging nun ihrem Tagewerke nach, ganz in der Weise, wie frühere Beobachter es uns schilderten.

Der Alpenflüevogel, welcher die Sippe der Flüelerchen (Accentor) vertritt, hat mit einer Lerche wirklich große Aehnlichkeit. Der Schnabel ist verhältnißmäßig stark, von oben und unten etwas gekrümmt, zugespitzt, an den Seiten sehr eingezogen, vorn schmal, an der Wurzel aber breiter als hoch; die Füße sind stämmig, dickzehig, die Krallen ansehnlich stark gekrümmt, aber stumpf, die Flügel lang, in ihnen die dritte Schwinge die längste; der Schwanz ist kurz, in der Mitte merklich ausgeschnitten; das Gefieder ist sehr reichhaltig. Die Oberseite ist auf aschgrauem Grunde braun gefleckt, die Unterseite ist aschgrau, seitlich rothbraun gefleckt; die weiße Kehle zeigt braune Muschelflecken; die Schwung- und Steuerfedern sind schwarzbraun, die letzteren mit weißen Spitzenflecken; über den Flügel verlaufen zwei weiße Binden. Die Geschlechter unterscheiden sich nicht in der Färbung und Zeichnung. Die Jungen sind auf dem grauen Grunde oben rostgelb und schwärzlich gefleckt und unten rostgelb, grau und grauschwarz gescheckt; die braunschwarzen Schwungfedern sind

rostfarben gekantet, die Flügel durch zwei rostgelbe Binden, die braunen Schwanzsteuerfedern mit rostgelben Spitzen geziert. Das Auge ist hellbraun, der Schnabel an der Wurzel gelb, an der Spitze schwarz, der Fuß bräunlich. Die Länge beträgt 7, die Breite 11¾ Zoll, die Fittiglänge 3¾, die Schwanzlänge 2¾ Zoll. Das Weibchen ist etwa um ½ Zoll kürzer und um ¾ Zoll schmäler.

Alle höheren Gebirge des südlichen und mittleren Europa und die Hochgebirge Mittelasiens beherbergen die Flüelerche. Auf den Alpen ist sie überall häufig, auf dem Riesengebirge eine zwar seltenere, aber doch regelmäßige Erscheinung; im Süden Britanniens kommt sie auch noch vor. „Ihre Lieblingsaufenthalte", sagt Tschudi, „sind die rauhen, steinreichen Hochtriften oder Grünfelder



Der Alpenflüevogel (Accentor alpinus).

zwischen der Holz- und Schneegrenze, durchschnittlich aber zwischen vier und sechstausend Fuß über dem Meere. Im Winter verläßt sie die höheren Gürtel, geht auf die Vorberge in die Alpenthäler und selbst in das nahe Tiefland hinab, hält sich gern zu den Heuställen und sucht den Heusamen auf oder die Obstträberhaufen, um die Kerne hervorzupicken. Sowie aber die Höhen nur einigermaßen frei sind, zieht sie sich wieder zu ihrem Lieblingsaufenthalt zurück, wo sie mit ihrem kurzstrophigen, lerchenartigen, klaren, flötenden Gesang die öden Felsen melodisch belebt. Doch haben wir sie selbst im Januar bei 10 Grad R. Kälte wiederholt auf Alpen von 3 bis 4000 Fuß über dem Meere angetroffen". Sie ist ein eigenthümlicher Vogel, bald außerordentlich munter und lebhaft, bald wieder träge und ruhig.

Gloger behauptet, daß sie blos so lange ein munteres Ansehen habe, als sie ihren Fraß aufsuche, nach erfolgter Sättigung aber halbe Stunden lang in aufrechter Haltung, fast unbeweglich auf ein und derselben Stelle sitze, so still, daß man sie gewöhnlich gar nicht bemerke. Ich kann dem genannten Forscher hierin nicht ganz recht geben; aber freilich habe ich die Flüelerche auch nur im Winter beobachtet. Der Gang ist hüpfend, nicht schrittweise, fördert jedoch ungemein schnell, weil ein Sprung unmittelbar auf den andern folgt. Dabei trägt die Flüelerche den Leib ziemlich wagerecht, den Schwanz aber etwas erhaben, zuweilen so, daß die Flügel unter ihn zu liegen kommen. Der Flug, welcher sehr schnell und leicht ist, bildet flache Wellenlinien, wenn der Vogel größere Strecken durchfliegt; gewöhnlich aber thut die Flüelerche Dies nicht, sondern streicht niedrig über den Boden dahin, und nur im Frühjahre, während der Zeit der Liebe erhebt sie sich spielend in die Luft. Von der Höhe zur Tiefe hinab schwebt sie nach Lerchenart, fast ohne Flügelschlag. Die Lockstimme ist ein helles „Trui trui", welches entweder trillerartig wiederholt oder abgesetzt, langgezogen hervorgestoßen wird. Der Gesang besteht aus mehreren abwechselnden Strophen; die einzelnen Töne sind flötend, laut und klar. Das Lied hat Aehnlichkeit mit dem der Braunelle, auch wohl mit dem Schlage des Hänflings. Das Wesen ist ein Gemisch von Harmlosigkeit und Friedfertigkeit. Die Flüelerche scheint mit allen andern Vögeln in größter Eintracht zu leben und feindselige Absichten anderer Geschöpfe kaum für möglich zu halten. Vor dem Menschen scheut sie sich durchaus nicht. Sie läßt den Hirten oder den Wanderer dicht an sich herankommen oder findet sich selbst vor den Häusern und Hütten im Gebirge ein, ohne irgend welche Scheu an den Tag zu legen. Auf der Riesenkoppe läuft sie, wie Gloger beobachtete, oft zwischen einer nicht geringen Anzahl Besuchender umher, ohne sich durch deren Reden oder durch deren Hin- und Hergehen stören zu lassen. Sie scheint gleichgiltig gegen die Menschen und nur mit sich selbst beschäftigt zu sein; denn sie läuft still und in sich gekehrt, ihren Blick auf den Boden gerichtet, auf und nieder, ist auch so schweigsam, daß sie der Ungeübte kaum bemerkt.

Kerbthiere, Spinnen, Sämereien und Beeren bilden ihre Nahrung. Namentlich den Heusamen oder Blümt liebt sie sehr, daher auch einer ihrer Namen. Sie durchstöbert Alles, durchkriecht alle Löcher und Spalten, besichtigt jeden Stein, jede Ritze, jeden Grasbusch und leidet so nur selten Mangel.

Das Nest wird, nach den Angaben von Schinz, früh im Jahre in Steinritzen und Löchern, unter Felsblöcke oder in das dazwischen emporsprossende Alpenrosengebüsch, auch wohl unter die Dachstöcke niederer steinerner Häuser angelegt, fast immer so, daß es von oben bedeckt und geschützt ist. Es bildet eine schöne Halbkugel, welche inwendig an drei Zoll weit und zwei Zoll tief ist. Aeußerlich besteht es aus Erdmos und Grashalmen; inwendig ist es mit dem feinsten Mos oder mit Wolle sehr weich ausgefüttert, auch wohl mit Pferde- und Kuhhaaren ausgelegt. Die vier bis fünf länglichen, glattschaligen Eier sind einfach blaugrün. Ob beide Geschlechter brüten, oder ob nur das Weibchen diese Arbeit übernimmt, ist unbekannt; man weiß nur, daß das Pärchen zweimal im Jahre nistet, das erste Mal im Mai, das zweite Mal im Juli.

An die Gefangenschaft gewöhnt sich die Flüelerche leicht, bei ordentlicher Pflege und Nachtigallfutter hält sie im Bauer auch einige Jahre aus und erfreut dann ihren Besitzer durch ihre große Zahmheit und ihren lieblichen Gesang. „Sie übertrifft", so schreibt Gourcy meinem Vater, „jede Lerche; denn ihr Lied ist, weil dieselben Strophen nicht wie bei jener mehrmals wiederholt werden, viel angenehmer und außerdem sanfter. Es kommen im Gesange mehrere schöne, tiefe Töne vor. Einige alte Vögel, welche ich besaß, riefen das „Fink, fink" so deutlich, wie es nur ein Fink thun könnte, andere ließen auch Strophen aus dem Gesang der Nachtigall hören. Im Sommer werden einzelne außerordentlich laut. Sie singen viel, namentlich in der Abenddämmerung, auch wohl bei Kerzenlicht, und manche verstummen während des ganzen Jahres nur auf kurze Zeit. Sie singen bis in den September, also noch lange nachher, wenn alle anderen Vögel schon aufgehört haben, anhaltend und fleißig und werden deshalb besonders angenehm. Einer meiner Gefangenen sang siebzehn Monate lang anhaltend fort, ohne während der Mauser im geringsten nachzulassen, und er wurde oft

so laut, daß man ihn im Zimmer nicht ertragen konnte. Der erste, welchen ich besaß, lebte über sieben Jahre im Käfig."

* * *

Die letzte Sängerfamilie, welcher ich hier Erwähnung thun kann, umfaßt die Meisen (Pari). Hinsichtlich der Stellung und Begrenzung dieser Familie herrschen verschiedene Ansichten. Die Einen wollen die Meisen nicht zu den eigentlichen Sängern zählen, sondern sie eher als Sperlingsvögel betrachten, die Andern sehen in ihnen nur eine Unterfamilie der Schmuckvögel, und es läßt sich gar nicht leugnen, daß für die eine, wie für die andere Ansicht Gründe gefunden werden können. Ich glaube, daß es uns ziemlich gleichgiltig lassen darf, ob wir hier oder an einer andern Stelle mit unsern Vögeln bekannt werden.

Die Meisen sind kleine Singvögel, welche, so verschieden sie auch erscheinen mögen, sehr viel Uebereinstimmendes haben, in ihrer Gestalt ebensowohl, wie in ihrem Wesen. Sie sind gedrungen gebaut und kurzgliederig; nur der Schwanz spielt in verschiedenen Längen. Der Schnabel ist kegelförmig, gerade und kurz, bei einzelnen Arten selbst sehr kurz, auf dem Rücken gerundet, an den Seiten zusammengedrückt, an den Schneiden scharf; die Füße sind stark und stämmig, die Zehen mittellang und kräftig, die Nägel verhältnißmäßig groß und stark gekrümmt. Die Flügel sind kurz und gerundet, in ihnen die vierte oder fünfte Schwinge die längsten; der Schwanz ist meist kurz und dann gerade abgeschnitten oder nur wenig ausgeschweift, zuweilen aber auch lang und dann stark abgestuft. Das Gefieder ist sehr dicht; die Federn sind lang, weitstrahlig und deshalb ungemein weich; die Färbung ist regelmäßig eine lebhafte, angenehme und zarte, beiden Geschlechtern mehr oder weniger gemeinsame.

Der Norden der alten Welt ist die eigentliche Heimat dieser Familie; einige ihrer Mitglieder kommen aber auch in Nordamerika vor, und andere finden sich in den warmen Ländern Afrikas und Asiens. Dagegen fehlen sie gänzlich in Südamerika und Neuholland. Einige verbreiten sich über weite Länderstrecken, die Mehrzahl aber hat keinen ausgedehnten Wohnkreis. Einige Naturforscher nennen sie Zugvögel, andere halten sie nur für Strichvögel. Ich glaube, mich den letzteren anschließen zu dürfen, weil unsere Vögel, obgleich sie regelmäßig, d. h. zu gewissen Zeiten und in zahlreicher Menge durch das Land wandern, ihre Reisen doch niemals weit ausdehnen, sich vielmehr immer nur in einem sehr beschränkten Gebiete bewegen. Schon in Südeuropa wandern die Meisen gar nicht mehr; aber auch im höchsten Norden bleiben viele während des Winters wohnen. Ihr eigentliches Wohn- und Jagdgebiet ist der Wald; denn fast sämmtliche Arten leben ausschließlich auf Bäumen und Sträuchern und blos wenige mehr im Röhricht als im Gebüsch. Sie lieben die Geselligkeit und vereinigen sich nicht blos mit Ihresgleichen, sondern auch mit andern Arten ihrer Familie, unter Umständen selbst mit fremdartigen Vögeln, in deren Gesellschaft sie dann tage- und wochenlang verbleiben können.

Ihr Wesen und Treiben ist höchst anziehend. Sie gehören zu den lebendigsten und beweglichsten Vögeln, welche man kennt. Ueber Tags sind sie keinen Augenblick ruhig, vielmehr fortwährend beschäftigt. Sie fliegen von einem Baume zum andern und klettern ohne Unterlaß auf den Zweigen umher; denn ihr ganzes Leben ist eigentlich nichts Anderes, als eine ununterbrochene Jagd. Ihre Begabungen müssen vielseitig genannt werden: sie verstehen von Allem Etwas. Auf dem Boden sind sie freilich recht ungeschickt, verweilen deshalb hier auch niemals lange, sondern kehren immer bald wieder zu den Zweigen zurück. Hier aber leisten sie das Mögliche. Sie hüpfen gewandt hin und her, hängen sich geschickt nach unten an, wissen in den allerverschiedensten Stellungen sich nicht blos zu erhalten, sondern auch zu arbeiten, klettern gar nicht schlecht und sind geübt im Durchschlüpfen und Durchkriechen dichtverflochtener Stellen. Der Flug ist schnurrend, kurzbogig und scheinbar sehr anstrengend; die meisten Arten fliegen deshalb auch nur selten weit, vielmehr gewöhnlich blos von

einem Baum zum andern. Die Stimme ist ein feines Gezwitscher, welches dem Pfeifen der Mäuse nicht unähnlich ist und fortwährend, scheinbar ohne alle Veranlassung, ausgestoßen wird.

Die Nahrung ist gemischter Art; denn viele Meisen verzehren neben den Kerbthieren auch Sämereien. Die Mehrzahl hält sich freilich ausschließlich an Kerbthiere und jagt vorzugsweise kleineren Arten, noch mehr aber deren Larven und Eiern nach. Gerade hierin liegt die Bedeutung dieser Vögel für das Gedeihen der Bäume, welche wir die unsrigen nennen. Die Meisen brauchen wegen ihrer ewigen Regsamkeit eine verhältnißmäßig sehr große Menge von Nahrung. „Sie sind“, wie ich schon früher gesagt habe, „die besten Kerbthiervertilger, welche bei uns leben. Wenig andere Vögel verstehen so wie sie die Kunst, ein bestimmtes Gebiet auf das Gründlichste zu durchsuchen und die verborgensten Kerbthiere aufzufinden. Regsam und unermüdlich, gewandt und scharfsinnig, wie sie sind, bleibt ihnen wenig verborgen und unerreichbar. Sie sind die treuesten aller Waldhüter, weil sie in einem bestimmten Gebiet verweilen und zu jeder Jahreszeit ihrem Berufe obliegen.“ Der Nutzen, welchen sie bringen, läßt sich unmöglich berechnen. Zu viel ist es gewiß nicht gesagt, wenn man behauptet, daß eine Meise während ihres Lebens durchschnittlich täglich an tausend Kerbthiere vertilgt. Darunter sind gewiß viele, welche unseren Bäumen keinen Schaden zufügen; die meisten Eier aber, welche die Meisen auflesen und zerstören, würden sich zu Kerfen entwickelt haben, deren Wirksamkeit eine durchaus schädliche ist. Jeder vernünftige Mensch sollte nach seinen Kräften mithelfen, so nützliche Vögel nicht blos zu schützen, sondern auch zu hegen und zu pflegen, dem Frevel, welcher noch immer auf Meisenhütten geübt wird, nicht blos zu steuern, sondern ihnen auch Wohnstätten zu gründen im Walde, indem er alte, hohle Bäume ihretwegen stehen läßt oder ihnen durch Aufhängen von Brutkästen behilflich ist. Jene nichtswürdige Mordlust der Meisenfänger, welche an die Vernichtungswuth der Italiener erinnert, kann in keiner Weise entschuldigt werden. Ich will zugestehen, daß es Vergnügen gewährt, Meisen zu fangen und will dieses Vergnügen auch nicht gerade mißbilligen, wohl aber verdamme ich es, daß man die Gefangenen tödtet, um sie zu verspeisen. Man vernichtet ein munteres und anmuthiges Vögelchen, welches uns nützt, so lange es lebt, um aus seinem Leibe einen einzigen Bissen zu gewinnen! Der sogenannte Nutzen also, welchen die Tödtung bringen kann, steht gar nicht im Verhältniß zu dem Schaden, welcher durch sie angerichtet wird. Und Niemand hat ein Recht, andern Menschen zu schaden, indem er rücksichtslos einem verwerflichen Gelüste fröhnt. Wer so beschränkt ist, zu glauben, daß die Thiere des Menschen halber erschaffen sind, soll seine thörichte Selbstüberschätzung wenigstens nicht zum Nachtheile Anderer geltend machen. Keiner von den abscheulichen Thiermördern in der Meisenhütte ist im Stande, die Dienstleistungen einer einzigen Meise zu ersetzen, keiner fähig, unseren Wald, das Gemeingut des Volkes, vor seinen gefährlichsten Feinden zu schützen, wie es die Meisen thun, mindestens in Gemeinschaft mit andern nützlichen Vögeln thun: er frevelt also an Wesen, welche in einer Hinsicht mehr leisten können, als er selbst. Das Recht des Menschen dem tieferstehenden Geschöpf gegenüber, welches gleichbedeutend ist mit dem Recht des Stärkeren, hat seine Grenzen, und eine solche ist, dem Vernünftigen wenigstens, sicherlich dann gesteckt, wenn es sich ergibt, daß die eigenmächtige Verfügung über das Leben des Geschöpfes nicht durch die Nothwendigkeit geboten oder durch Erzielung eines wirklichen Nutzens entschuldigt ist. Auch das Freveln am Leben des Thieres ist ein Beweis sittlicher Rohheit!

Zum Glück für unsern Wald vermehren sich die Meisen sehr stark. Sie legen größtentheils zweimal im Jahre und jedesmal sieben bis zwölf Eier. Die zahlreiche Brut, welche sie heranziehen, ist schon im nächsten Frühjahre fortpflanzungsfähig: die Natur hat also das Ihrige gethan, um die wichtigen Geschöpfe zu erhalten.

Im Käfig sind viele Meisen höchst unterhaltend. Sie gewöhnen sich überraschend schnell an die Gefangenschaft, werden aber selten eigentlich zahm. Mit andern Vögeln darf man sie nicht zusammensperren; denn sie überfallen selbst die größeren mörderisch, klammern sich auf ihrem Rücken fest und tödten sie durch Schnabelhiebe. Dann brechen sie ihnen die Hirnschale auf und fressen das Gehirn der erlegten Schlachtopfer mit derselben Begierde, mit welcher ein Raubvogel seine Beute verzehrt.

Nicht mit Unrecht hat man sie mit den Hehern verglichen: ihnen ähneln sie nicht blos in ihrer Rastlosigkeit und Unruhe, sondern auch hinsichtlich ihrer Grausamkeit und Mordlust.

Als Uebergangsglieder von den Sängern und insbesondere von den Laubsängern zu den eigentlichen Meisen kann man die Goldhähnchen (Regulus) ansehen: sie ähneln den einen ungefähr ebensoviel wie den andern. Es kennzeichnet sie ein gerader, dünner, nadelspitziger, an der Wurzel etwas breiterer, hochrückiger Schnabel, dessen Oberkiefer vor der abwärts gebogenen Spitze eine seichte Kerbe zeigt; sehr schlanke, hochläufige Füße, deren Zehen mit mittellangen, sehr gekrümmten Nägeln bewaffnet sind, kurze, stark gerundete, breite Flügel, in denen die vierte und fünfte Schwinge die längsten sind, ein mittellanger, etwas ausgeschnittener Schwanz und ein reiches, aus langen weitstrahligen Federn bestehendes Gefieder. Die Nasenlöcher werden mit kammartigen Federchen bedeckt; am Schnabelwinkel stehen einige schwarze Barthaare. Die Schwung- und Steuerfedern sind sehr schwach und biegsam, die Federn der Scheitelmitte verlängert und durch lebhafte Färbung ausgezeichnet. Die Sippe verbreitet sich über Europa, Asien und Nordamerika; der Nordwesten Afrikas wird wahrscheinlich nur zeitweilig von den europäischen Arten besucht.

Mein Vater unterschied zuerst die beiden Arten, welche in Europa leben, das safranköpfige und das feuerköpfige Goldhähnchen. Das erstgenannte, welches auch Goldvögelchen, Goldemmerchen, Hauben- und Sommerkönig genannt wird (Regulus cristatus, flavicapillus oder crococephalus), ist auf der Oberseite zeisiggrün, auf der Unterseite lichtgrau, an der Kehle weißgrau; die Scheitelmitte ist safrangelb, seitlich lichter, etwa goldgelb; ein hieran sich anschließender Streifen ist schwarz; den Flügel zieren zwei lichte Binden. Beim Weibchen sind die Farben unreiner, und das Gelb der Scheitelmitte ist lichter als bei dem Männchen. Den Jungen fehlt die Kronenzeichnung gänzlich. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß hellbraun. Die Länge beträgt 3²/₃, die Breite 5⁵/₆, die Fittiglänge 1⁵/₆, die Schwanzlänge 1¹/₂ Zoll.

Das safranköpfige Goldhähnchen ist in ganz Deutschland Brutvogel, wird aber auch im hohen Norden gefunden; es ist die einzige Art, welche in Skandinavien vorkommt. Gelegentlich seiner Winterreise, welche eher Strich als Zug genannt werden darf, erscheint es einzeln in Spanien, während es in Griechenland Stand- oder Brutvogel sein soll.

Das feuerköpfige Goldhähnchen (Regulus ignicapillus oder Regulus pyrocephalus) unterscheidet sich in jedem Alter und zu jeder Jahreszeit von dem Verwandten durch einen weißen Streifen über den Augen und einen schwarzen Streifen durch dieselben. Der Scheitel ist in der Mitte feuerroth, nach den Seiten hin feuergelb; der schwarze Streifen, welcher die Krone begrenzt, ist breiter, als bei jenen. Die Körperverhältnisse sind im wesentlichen dieselben: das feuerköpfige Goldhähnchen ist höchstens etwas kleiner.

Außer Deutschland ist das niedliche Vögelchen, das kleinste aller europäischen, in Frankreich, Italien, Griechenland und von uns in Spanien aufgefunden worden. Hier ist es Zugvogel, in Griechenland hat man es als Brutvogel beobachtet.

Beide Arten haben in ihrem Wesen und Treiben die größte Aehnlichkeit. Sie bewohnen sehr oft dieselben Oertlichkeiten gemeinschaftlich, nähren sich von denselben Stoffen und nisten in derselben Weise. Die erste ausführliche Beschreibung von ihnen und ihrem Leben rührt von meinem Vater her, und sie ist es, welche ich dem Nachfolgenden zu Grunde legen will; denn wesentliche Berichtigungen oder Bereicherungen hat jene Schilderung nicht erfahren.

In Deutschland ist das safranköpfige Goldhähnchen Stand- und Strichvogel. Es hält sich oft das ganze Jahr in dem kleinen Gebiet einer ganzen oder halben Geviertstunde; doch kommen im Oktober viele Vögel dieser Art aus dem Norden an, welche in Gärten, Nadel- und Laubhölzern oder

in buschreichen Gegenden gesehen werden, zum Theil bei uns überwintern, zum Theil aber auch südlich ziehen, im März und April wieder bei uns durchstreichen und dieselben Orte wie im Herbst besuchen. Das feuerköpfige Goldhähnchen dagegen bringt den Winter nicht in Deutschland, sondern in wärmeren Ländern zu. Es erscheint bei uns in den letzten Tagen des März oder in den ersten des April und verweilt bis zu den letzten Tagen Septembers oder den ersten Oktobers. Bei der Ankunft streicht es in den Hecken und Büschen umher, eilt aber bald in die Nadelwälder, wo es sich in den Fichtenbeständen vereinzelt. Viele ziehen nördlich, viele bleiben bei uns. Sie wandern des Nachts und suchen am Tage ihre Nahrung. Im Sommer halten sie sich fast immer auf hohen Bäumen auf und kommen nur selten in Dickichte oder in niederes Stangenholz. Im September streichen sie. Die safranköpfigen Goldhähnchen halten sich ebenfalls vorzugsweise in den Nadelwaldungen auf, viele auf den Bäumen, aber auch im niederen Gebüsch; sie kommen sogar nicht selten zum Boden herab. „Die Zuneigung zu den Nadelbäumen", bemerkt Naumann, „ist auffallend. Wenn man im Spätherbst und Winter eine Gesellschaft in einem Garten ankommen sieht, wo nur etwa eine einzelne Fichte oder Tanne steht, so besuchen sie diese gleich, treiben sich auch in solchen Gärten länger als in anderen und meistens bei jenen Bäumen herum. Allein sie durchstreifen auf ihren Wanderungen auch alle reinen Laubholzwaldungen." Ihr Aufenthalt und ihr Streichen im Herbst und Winter richten sich nach den Umständen. Ist im Winter das Wetter schön, heiter und nicht zu kalt, dann sind sie hoch auf den Nadelbäumen, im Regen aber oder bei Wind und Sturm oder bei sehr strenger Kälte kommen sie auf niedrige Gebüsche und auf den Boden herab. Sie halten sich im Winter immer auf denjenigen Stellen des Waldes auf, welche von der Sonne beschienen werden: Dies ist die Hauptursache ihres Streichens.



Das safranköpfige Goldhähnchen (Regulus flavicapillus).

In ihrem Wesen haben die beiden deutschen Goldhähnchen viel Eigenthümliches. Sie sind halb Sänger, halb Meisen. Merkwürdig ist ihre außerordentliche Unruhe. Das safranköpfige Goldhähnchen

hüpft unaufhörlich von einem Zweige zum andern und verhält sich nur dann eine kurze Zeit ruhig, wenn es ein Kerbthier fängt. Es trägt seinen Leib meist wagerecht, die Füße angezogen und die Federn locker anliegend. Zuweilen hängt es sich unten an die Zweige an, aber doch weit seltener, als die Meisen. Sein Flug ist leicht, geräuschlos und flatternd, letzteres besonders, wenn es, wie der Laubsänger thut, im Fluge ein Kerbthier von der äußersten Spitze eines Zweiges wegnimmt. Auffallend ist der Trieb zur Geselligkeit. Die Brutzeit ausgenommen, findet man selten ein safranköpfiges Goldhähnchen allein; gewöhnlich ist es in Gesellschaft Seinesgleichen und anderer Vögel. Mein Vater hat diese niedlichen Thierchen besonders unter den Hauben- und Tannenmeisen, weniger oft in Gesellschaft von Baumläufern und Kleibern, Sumpf-, Blau- und Kohlmeisen gesehen.

Der Lockton klingt schwach „si si", auch „zit" und wird von beiden Geschlechtern im Sitzen ausgestoßen. Der Gesang ist nicht übel. Er fängt mit „si si" an, wechselt aber dann hauptsächlich in zwei Tönen von ungleicher Höhe ab und hat einen ordentlichen Schluß. Man hört ihn von den Alten im Frühjahre und im Sommer, von den Jungen im August, September und Oktober, auch selbst von denen, welche mitten in der Mauser stehen. An warmen Wintertagen singen diese Vögelchen herrlich. Ein eignes Betragen zeigen sie oft im Herbste, von Anfang Septembers bis Ende Novembers. Es beginnt nämlich eins von ihnen „si si" zu schreien, dreht sich herum und flattert mit den Flügeln. Auf dieses Geschrei kommen mehrere herbei, betragen sich ebenso und jagen einander herum, sodaß zwei bis sechs ein außergewöhnliches Spiel treiben. Sie sträuben dabei die Kopffedern ebenso, als bei der Paarung, bei welcher das Männchen sein Weibchen so lange verfolgt, bis es sich seinem Willen fügt. Streben zwei Männchen nach einem Weibchen, dann setzt es heftige Kämpfe... Das feuerköpfige Goldhähnchen ist viel gewandter und unruhiger, als sein Verwandter und in allen seinen Bewegungen rascher, auch ungeselliger. Während man den Sippenverwandten, die Brutzeit ausgenommen, immer in Gesellschaft und in Flügen sieht, ist dieses einsam oder paarweise. Im Herbst sieht man öfters zwei Stück zusammen, welche immer ein Pärchen sind. Schießt man eins davon, dann geberdet sich das andere sehr kläglich, schreit unaufhörlich und kann sich lange Zeit nicht zum Weiterfliegen entschließen. Auch der Lockton unseres Vogels ist ganz anders, als der seines Sippenverwandten: denn das „Si si si" ist viel stärker und wird anders betont, sodaß man beide Arten sogar am Lockton unterscheiden kann, obgleich man nicht im Stande ist, die Verschiedenheit so anzugeben, daß auch ein Unkundiger sie richtig auffassen würde. Viel leichter ist Dies beim Gesang. Beim safranköpfigen Goldhähnchen wechseln in der Mitte des Gesangs zwei Töne mit einander ab, und am Ende hört man, wie schon oben bemerkt, einen ordentlichen Schluß. Beim feuerköpfigen aber geht das „Si" in einem Tone fort und hat keinen Schluß, sodaß der ganze Gesang weit kürzer, einfacher und Nichts als ein schnell nach einander herausgestoßenes „Si si si" ist. Zuweilen hört man von dem Männchen auch einige Töne, welche an den Gesang der Haubenmeise erinnern. Im Frühjahr und Hochsommer singt dieses Goldhähnchen oft, selbst auf dem Zuge, im Herbste aber, und auch darin weicht es vom gewöhnlichen ab, äußerst selten. Der Gesang der beiden verwandten Arten ist so verschieden, daß man bei stillem Wetter den einer jeden Art auf weithin unterscheiden kann.

Wirklich anmuthig benimmt sich das feuerköpfige Goldhähnchen bei der Paarung. Das Männchen sträubt die Kopffedern, sodaß eine prächtig schimmernde Krone aus ihnen wird. Mit so gesträubten Federn, unter beständigem Geschrei, mit etwas vom Körper und Schwanze abstehenden Flügeln und in den sonderbarsten Stellungen umhüpft es sein Weibchen, welches ein ähnliches Betragen annimmt, und neckt es so lange, bis die Begattung geschieht.

Verschiedene Kerbthiere und deren Larven, aber auch feine Sämereien bilden die Nahrung der Goldhähnchen. Im Sommer fressen sie kleine Käferchen und Räupchen, im Winter fast ausschließlich Kerbthiereier und Larven. Sie lesen gewöhnlich von den Zweigen ab, zwischen den Nadeln oder dem Laub hervor, erhalten sich vor einer erspäheten Beute oft flatternd und jagen einer fliegenden wohl auch auf ein Stück hin nach.

Beide Goldhähnchen brüten zweimal im Jahre, das erstemal im Mai, das zweitemal im Juli. Die Nester sind sehr schwer zu finden. Sie stehen auf der Spitze langer Fichten- und Tannenäste, da, wo dichte Zweige und viele Nadeln sie verbergen und sind hier sehr künstlich befestigt, an herabhängenden Zweigen, welche von der ersten Lage der Neststoffe ganz oder zum Theil umschlossen sind und bis an den Boden oder über ihn hinausreichen. Sie sind ballförmig, außen 3½ bis 4 Zoll breit, inwendig aber der sehr dicken Wände wegen nur 2 bis 2½ Zoll tief und etwa 1½ Zoll breit. Das Weibchen, welches beim Herbeischaffen der Baustoffe zuweilen vom Männchen begleitet, aber hierbei ebenso wenig, wie beim Verarbeiten derselben unterstützt wird, umwickelt zum Theil fliegend mit großer Geschicklichkeit die Zweige und füllt die Zwischenräume aus. Die erste Lage besteht aus Fichtenflechten und Baummos, das zuweilen mit etwas Erdmos untermischt wird und durch Raupengespinnst, welches besonders um die das Nest tragenden Zweige gewickelt ist, seine gehörige Festigkeit bekommt. Nur bei wenigen Nestern ragen einige Rehhaare aus der Oberfläche hervor. Alle Stoffe der ersten Lage sind fest durch einander gewirkt und reichen bis zur Ausfütterung. Diese besteht aus vielen Federn kleiner Vögel, unter denen Taubenfedern die größten, welche oben alle nach innen gerichtet sind und am Rande so weit vorstehen, daß sie einen Theil der Oeffnung bedecken. Bei zwei Nestern des feuerköpfigen Goldhähnchens, welche mein Vater fand, ragten aus der äußern Wand Thierhaare und zwar Reh- und Eichhornhaare hervor. Die Ausfütterung bestand zu unterst zum größten Theil aus Rehhaaren, welche bei dem einen über wenige Federn weggelegt waren, oben aber aus lauter Federn, welche so künstlich mit dem Untertheile in den eingebogenen Rand des Nestes eingebaut waren, daß sie die oben sehr enge Oeffnung fast oder ganz bedeckten. Das erste Gelege enthält acht bis zehn, das zweite sechs bis neun Eier, welche selbstverständlich sehr klein sind. Ihre Grundfarbe ist weißlichgelbgrau oder blaßfleischfarben; die Zeichnung besteht aus lehmgrauen Punkten, welche am dickeren Ende gewöhnlich dichter zusammenstehen. Einzelne sind auch geadert oder gewässert. Sie sind so zerbrechlich, daß man sie mit der größten Vorsicht behandeln muß, will man sie nicht mit den Fingern zerdrücken. Die Jungen werden von beiden Eltern mit vieler Mühe aufgefüttert; denn die Aezung besteht in den kleinsten Kerfen und Kerbthiereiern. Sie sitzen im Neste dicht auf und neben einander und müssen, um Platz zu finden, ihre Wohnung nach und nach mehr und mehr erweitern. Eine Goldhähnchenfamilie bleibt nur kurze Zeit zusammen; denn die Alten trennen sich entweder, wegen der zweiten Brut, bald von ihren Jungen oder schlagen sich mit andern Familien zu Flügen zusammen.

In der Gefangenschaft sieht man Goldhähnchen selten. Es ist sehr schwierig, sie an Stubenfutter zu gewöhnen; ihre Hinfälligkeit ist ungemein groß. „Man muß sie", sagt Naumann, „beim Fangen sehr behutsam behandeln, wenn sie Einem beim Fang nicht unter den Händen sterben sollen. Beschädigungen an den Füßen oder an andern Theilen bringt ihnen gewöhnlich einen baldigen Tod. Manche gewöhnen sich, wenn man sie frei in der Stube umherfliegen läßt, viele stoßen sich aber auch den Kopf so gegen die Decke, daß sie bald dahinsterben. Wird erst eins traurig, so muß man ihm gleich die Freiheit schenken, sonst geht es immer und bald zu Grunde. Mit einem einzelnen darf man gar nicht anfangen; die Erfahrung hat gelehrt, daß mehrere zu gleicher Zeit gefangene sich leichter eingewöhnten, als die einzelnen. Sie leben nicht nur sehr verträglich, sondern schlafen auch, auf einer Sprosse sitzend, dicht neben einander gerückt. Haben sie sich einmal eingewöhnt, so werden sie bald so zahm, daß sie ihrem Pfleger das Futter aus der Hand nehmen, und sie dauern dann bei sorgfältiger Behandlung wohl einige Jahre. Ich habe sie sehr oft in der Stube der Landleute gesehen und selbst in der meinigen gehabt und mußte immer erstaunen über ihre Eßlust. In wenigen Tagen hatten sie alle Fliegen aufgezehrt, wenn ihrer auch noch so viele waren, und ich habe nie bemerkt, daß ihnen der zu häufige Genuß tödtlich geworden wäre. Sie fangen die Fliegen mit größter Geschicklichkeit, meist im Fluge und schnappen nur selten fehl. Ihr großer Rachen gestattet das Verschlucken so großer Beute ziemlich leicht, selbst dicke Schmeißfliegen würgen sie, wenn auch mit Anstrengung, hinunter." Um sie an das Futter zu gewöhnen, gibt man ihnen anfänglich Ameisen-



Bart- und Beutelmeisen.

eier und sodann halblebende Fliegen. Später erhalten sie das bekannte Nachtigallfutter, doch muß dasselbe stets wohl mit Mehlwürmern gewürzt sein. Gequetschter Hanf und Mohnsamen, welchen man unter das Futter mischt, bekommt ihnen sehr wohl, andere Sämereien und zumal Rübsen aber nicht. Neuerdings werden Zusätze von fein geschnittenem Gurkenfleisch zu dem Nachtigallenfutter sehr empfohlen.

Von den nordamerikanischen Goldhähnchen soll sich eine Art, der Satrap (Regulus Satrapa) bis nach Europa verflogen haben und mag deshalb noch kurz erwähnt werden. Hinsichtlich der Färbung hat er mit seinen europäischen Verwandten große Aehnlichkeit. Die Oberseite ist bräunlich aschgrau, die untere graulichweiß, an der Brust bräunlichgelb überflogen; ein grauweißes Band umschließt das Auge; die Kopfbezeichnung besteht aus einem schwarzen Bande auf jeder Seite, welches nach innen zu prachtvoll gelb gesäumt ist, und einem ziemlich breiten, feuerrothen Kronenstreifen. Die Schwingen und ihre Deckfedern sind düsterfarbig, erstere grünlichgelb gesäumt, die Deckfedern ebenso gefärbt an der Spitze. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß bräunlichgelb. Die Länge beträgt 4, die Breite 7 Zoll.

„Dieser lebendige, kleine Vogel“, sagt Audubon, „brütet in Labrador; wenigstens sah ich ihn hier seine Jungen füttern. In Neufundland war er häufig. In den Vereinigten Staaten erscheinen die Goldhähnchen in den Pflanzungen und Gärten. Ihre Bewegungen sind außerordentlich lebendig. Sie hängen wie die Meisen an den äußersten Zweigen und Blättern, halten sich zuweilen flatternd in der Luft vor denselben, folgen kleinen Kerbthieren im Fluge, lesen sie von den Blättern und Nadeln ab oder suchen ihre Larven aus den Rissen der Aeste hervor, kurz, sie sind fortwährend beschäftigt. Einen Gesang vernimmt man während des Winters nicht, sondern dann und wann nur ein leises „Skrib“. Am 23. Januar sahen wir, ich und mein Freund Bachmann, eine große Anzahl dieser Vögel in den Wäldern bei Charleston beschäftigt, ihr Futter zu suchen. Sie waren so wenig scheu, daß wir bis auf wenige Schritte uns ihnen nahen konnten, ohne sie im Geringsten zu verscheuchen. Wir tödteten eine große Anzahl von ihnen, in der Hoffnung, darunter ein feuerköpfiges Goldhähnchen zu finden; doch glückte uns Dies nicht.“

*

Als Verbindungsglieder zwischen dem Goldhähnchen und den Meisen im engeren Sinne betrachtet man die Beutelmeisen (Aegithalus). Sie sind klein und schlank gebaut; ihr Schnabel ist echt pfriemenförmig, an der Spitze der beiden Kinnladen kaum merklich abwärts gebogen; der Flügel ist kurz und stumpf, in ihm die dritte, vierte und fünfte Schwinge, welche unter sich fast gleich lang sind, über die andern verlängert; der Schwanz ist mittellang, schwach ausgeschnitten, das Gefieder sehr weitstrahlig und locker. Die Männchen sind etwas schöner und größer gefärbt, als die Weibchen; die Jungen weichen in der Färbung und Zeichnung von beiden Eltern ab.

Die Beutelmeise oder Remiz (Aegithalus pendulinus) ist auf der Oberseite graulichrostfarben, auf Kopf und Nacken aber aschgrau, auf der Unterseite weißlich, auf der Brust rosenroth überflogen; ein schwarzer Zügelstreifen beginnt auf der Stirn, verläuft durchs Auge und reicht bis zur Ohrgegend; die Schwung- und Steuerfedern sind schwärzlich, lichter gesäumt. Das Auge ist braun, der Schnabel mehr oder weniger dunkelschwarz, an den Schneiden weißlich, der Fuß schwarz oder grauschwarz. Das Weibchen hat schmuzigere Farben und weniger Schwarz an der Stirn und den Kopfseiten. Den Jungen fehlt der schwarze Zügelstreifen; ihre Oberseite ist rostgrau, ihre Unterseite rostgelbgrau. Die Länge beträgt 4 bis 4½, die Breite 6 bis 6½ Zoll; der Fittig mißt 2¼, der Schwanz 1¾ Zoll.

Der Osten unseres Erdtheils und der größte Theil Asiens ist die Heimat dieses überaus zierlichen Vogels. In Deutschland gehört er zu den Seltenheiten, obgleich er wiederholt beobachtet oder

wenigstens das von ihm gebaute Nest nach seinem Wegzuge aufgefunden worden ist. Die Sümpfe Polens, Galiziens, Rußlands, Ungarns, Griechenlands und entsprechende Oertlichkeiten Mittelasiens, bis nach Ostsibirien hin, sind seine Wohnsitze. Er findet sich nur im oder wenigstens am Röhricht, niemals im Walde.

Durch ihre Lebhaftigkeit, Gewandtheit und Keckheit gibt sich die Beutelmeise als würdiges Mitglied ihrer Familie zu erkennen. Auch ihre Bewegungen und ihre Lockstimme sind ganz meisenartig. Sie klettert geschickt im Gezweig und wohl auch im Rohr auf und nieder, hält sich möglichst verborgen und läßt ihr weit hörbares, klingendes „Zitt" fast ohne Unterbrechung hören. Unruhig, wie sie ist, macht sie sich beständig mit Etwas zu schaffen und ist innerhalb ihres Gebiets bald hier, bald dort. Ihr Flug ist hurtig, gewandt, aber eigenthümlich zuckend; sie vermeidet auch so viel als möglich, über Strecken zu fliegen, auf denen sie sich nicht decken kann. Allerlei Kerbthiere, namentlich solche, welche sich im Röhricht aufhalten, deren Larven und Eier bilden die Nahrung. Im Winter begnügt sie sich mit Gesäme des Rohrs und anderer Sumpfpflanzen.

Ob man die Beutelmeise als Zugvogel betrachten darf, oder ob sie nur Strichvogel ist, hat bis jetzt noch nicht entschieden werden können. So viel steht fest, daß sie ziemlich regelmäßig im Jahre und zwar im März auf ihren Brutplätzen eintrifft und sie im September oder Oktober wieder verläßt, wenigstens theilweise. Gelegentlich ihrer Wanderungen erscheint sie in den Ländern, welche außerhalb ihres eigentlichen Verbreitungskreises liegen, so mit einer gewissen Regelmäßigkeit an manchen Seen Nord= oder Ostdeutschlands.

Besonderer Beachtung werth ist das Fortpflanzungsgeschäft dieser Meise. Sie gehört zu den ausgezeichnetsten Baukünstlern, welche wir kennen. Ihr Nest ist ein herrliches Kunstwerk. Es ist nur an seinem oberen Ende befestigt und hängt also, wie die Nester der Webervögel, frei, in den meisten Fällen über das Wasser herab. Baldamus hat eine sehr ausführliche Beschreibung dieses Nestes und der Art seiner Erbauung gegeben, und seine Beobachtung will ich hier folgen lassen. „Ich habe", sagt er, „sieben Wochen lang fast täglich den kleinen Nestkünstler bei seinem Nist- und Brutgeschäfte beobachten können und mehr als dreißig Nester gesehen und in Händen gehabt. Wenn es überhaupt höchst anziehend ist, die kunstreichen Nestbauer bei ihrer Arbeit zu belauschen, so hat diese Beobachtung bei unserem Vogel doppelten Reiz, da er wegen seiner Harmlosigkeit den Zutritt zu seiner Werkstätte durchaus nicht erschwert. Ich beobachtete den ganzen Gang der Arbeit und sah und nahm Nester in den verschiedensten Zuständen der Vollendung. Das Nest fand ich (im weißen Morast) nur an den äußersten Zweigspitzen der dort vorherrschenden Bruchweide. Obwohl stets Wasser und Schilf in der Nähe ist, ersteres wenigstens zu der Zeit des Anlegens der Nester, so befanden sich doch nicht alle unmittelbar über dem Wasser und keines so im Rohrdickicht, daß es dadurch irgendwie verdeckt worden wäre. Im Gegentheil waren die in geringer Höhe angelegten stets außer dem Bereiche des Rohrwuchses, die meisten am Rande des Rohrwaldes, am und über freiem Wasser, alle leicht aufzufinden. Sie hingen in einer Höhe von zwölf bis funfzehn Fuß über dem Boden; nur zwei waren acht bis zehn und wenige zwanzig bis dreißig Fuß, eines auch nahe am Gipfel einer hohen Buchweide aufgehängt."

„Beide Gatten bauen gleich eifrig, und man sollte es kaum für möglich halten, daß ein so reicher Bau in weniger als vierzehn Tagen beendet werden kann. Zwar gibt es auch hier flüchtigere und ordentlichere Baumeister, geschicktere und ungeschicktere, indeß wird der liederlichere Nestbau wohl vorzugsweise durch die vorgerückte Jahreszeit bedingt, wenn, wie es häufig vorkommt, die ersten Nester durch Unfälle, besonders durch die Diebereien der ungemein häufigen und frechen Elstern zerstört worden sind. In diesen Fällen werden sogar die Eier in noch nicht zur Hälfte vollendete Nester gelegt und der Bau bis zum Brüten fortgeführt. Ich fand zwei solche korbförmige Nester mit Eiern. Bezüglich der Nistzeit bindet sich die Beutelmeise nicht an den Rohrwuchs, wie andere im Rohre nistende Vögel, denn sie beginnt mit dem Nestbau bereits im April; aber man findet viele Nester auch erst im Juni und Juli."

„Was den Gang der Arbeit betrifft, so windet der Vogel fast immer Wolle, seltener Ziegen- und Wolfs- oder Hundehaare oder Bast und Hanffäden um einen dünnen, herabhängenden Zweig, der sich meist einige Zoll unter dem oberen Anknüpfungspunkte in eine oder mehrere Gabeln spaltet. Zwischen dieser Gabelung werden die Seitenwände angelegt, die daran ihren Halt finden. Der Vogel setzt sodann die Filzwirkerei so lange fort, bis die über die Gabelspitzen herabhängenden Seitenwände unten zusammengezogen werden können und einen flachen Boden bilden. Das Nest hat jetzt die Gestalt eines flachrandigen Körbchens, und solche Nester sind es, welche man früher als Vergnügungsnester der Männchen angesehen hat. Zunächst wird nun der äußere Boden des Nestes durch Verfilzung mehr gefestigt. Der hierzu gebrauchte Stoff ist Pappel- oder Weidenwolle mit eingewirkten Bastfäden, Wolle und Haaren; die Samenwolle wird durch den Speichel geballt und in einander gezupft. Das Nest hat jetzt die Gestalt eines Körbchens mit dickerem abgerundeten Boden. Nun beginnt der Bau der einen Seitenöffnung, die bis auf ein kleines rundes Loch geschlossen wird. Währenddem wird auch die andere Seite von unten heraufgeführt. Die eine der runden Oeffnungen wird nunmehr mit einer Röhre, welche ein bis drei Zoll lang ist, versehen, während die andere noch geöffnet bleibt und nur am Rande geglättet und verfilzt wird. Sodann wird die eine Oeffnung geschlossen; doch sah ich auch ein Nest mit doppelter Röhre. Zuletzt wird der innere Boden des Nestes noch mit lockerer ungeballter Blüthenwolle zolldick ausgelegt, und nun endlich ist der Bau vollendet." Das Nest stellt jetzt einen runden Ball oder Beutel dar von sechs bis acht Zoll Höhe und vier bis fünf Zoll Breite, an welchem, dem Halse einer Flasche ähnlich, der bald herabgebogene und an das Nest angeheftete, bald wagerecht abstehende, runde Eingang befestigt ist. Ein solches Nest kann unmöglich mit dem eines andern Vogels verwechselt werden, und deshalb wissen wir auch ganz genau, daß die Beutelmeise wiederholt bei uns in Deutschland genistet hat. Es sind, wie bemerkt, an verschiedenen Orten beim Schneiden des Rohres im Winter verlassene Nester aufgefunden worden.

Sehr erklärlich ist, daß der künstliche Bau die Aufmerksamkeit der Menschen in hohem Grade erregt. Die Mongolen z. B. legen, wie uns Radde mittheilt, den Nestern der Beutelmeise besondere Heilkräfte bei. „Um Wechselfieber zu heilen, läßt man den Rauch, den ein verkohltes Stückchen entbindet, einathmen; das im heißen Wasser geweichte Nest wird zum Heilen rheumatischer Uebel angewendet, indem man es auf die schmerzenden Körperstellen legt. Außerdem glauben die Mongolen, daß, im Fall das Nest zwei Oeffnungen besitzt, die darin wohnenden Gatten in Unfrieden leben, dagegen, wenn, wie gewöhnlich, eine Oeffnung da ist, daß das Männchen in dieser während der Brutzeit wacht."

Baldamus fand nie mehr als sieben Eier, auch immer sieben Junge in einem Neste. Die Schale der Eier ist äußerst zart und dünn, ohne starken Glanz, und feinkörnig, ihre Färbung ein schneereines Weiß, welches aber, so lange der Inhalt nicht entfernt wurde, blaßröthlich erscheint. Beide Gatten brüten nach Angabe eines ungarischen Beobachters abwechselnd und beide füttern ihre Jungen gemeinschaftlich groß, hauptsächlich mit zarten Räupchen und fliegenden Kerfen, besonders solchen aus dem Mückengeschlechte.

„Ich habe", sagt Baldamus, „vierzehn Junge längere Zeit immer zusammengehabt und mit süßem Käse und untermengten zerriebenen Hühnerherzen erhalten. Sie gingen sämmtlich sogleich ans Futter, waren stets zutraulich und zahm, stets hungrig und kamen sofort aus ihrem Nest hervor und mir zugeflogen, sobald ich nach kurzer Abwesenheit wieder ins Zimmer trat. Zwar starben auch mir bei sorgfältiger Abwartung einige; es unterliegt indeß keinem Zweifel, daß die niedlichen Vögel aufgefüttert werden können." Daß Baldamus hierin recht hat, geht aus den Beobachtungen des Grafen Gourcy hervor. „Ich erhielt im Juli eine aus dem Neste genommene junge Bartmeise, welche sich bei gewöhnlichem, mit Ameisen untermischten Nachtigallfutter recht gut hielt. Sie sang mehrere zirpende Töne, von denen einige unmelodisch, die andern aber angenehm klangen. Ihr Ruf ist blaumeisenartig; sie hat aber auch einen lauten, durchdringenden, lang gezogenen, eigenthümlichen Pfiff, welcher sehr unangenehm ist. Wie andere Meisen läßt sie den ganzen Tag über feine, schwache, kläg-

liche Töne hören. Wenn sie in Angst geräth, schreit sie „zizizi"; dabei sperrt sie den Rachen weit auf. Ihr Betragen ist äußerst drollig; besonders hübsch sieht es aus, wenn sie, wie sie regelmäßig thut, größere Stückchen Futter mit den Vorderzehen wie mit einer Hand faßt, die Ferse auf die Sitzstange auflegt, den zwischen den Zehen gehaltenen Bissen zum Schnabel bringt und ihn so verzehrt. Seltener tritt sie auf einen etwas größeren Brocken Fleisch mit der Sohle, befestigt ihn mit der Hinterzehe auf dem Springholze und zerreißt ihn dann mit dem Schnabel. Sie steht auf der Sitzstange immer so aufgerichtet, daß sie jeden Augenblick zum Ueberschlagen bereit ist. Hierin ähnelt sie ganz den Waldmeisen: sie überschlägt sich viel öfter, als die Schwanzmeisen. Am Gewölbe ihres Käfigs und noch mehr an ihrer Sitzstange klettert sie viel herum, indem sie sich, den Kopf nach unten, daran hängt, eine Weile mit dem Schnabel arbeitet, sich wieder hinaufschwingt, abermals nach unten schwenkt und dieses Spiel viertelstundenlang treibt. Alles geschieht mit so außerordentlicher Leichtigkeit, als wäre sie auf ebenem Boden, und gerade deshalb gewährt sie viel Unterhaltung."

Die Rohrmeisen (Panurus) kennzeichnen sich durch gestreckten Leib, langen, seitlich sehr stark abgestuften Schwanz, mittellange Flügel, in denen die vierte und fünfte Schwinge die längsten sind, einen kurzen, oben stark gebogenen Schnabel und ein ziemlich glatt anliegendes Gefieder. Die Weibchen sind von den Männchen und die Jungen von beiden Eltern verschieden gefärbt und gezeichnet.

Die Bartmeise (Panurus biarmicus) ist auf der Oberseite hellzimmtbraun, auf dem Oberkopfe sanftaschblaugrau, auf der Unterseite blaßrosenroth, an der Kehle weißlich, in der Steuergegend sammtschwarz; der braune Flügel zeigt eine weiße, unten schwarz eingefaßte Querbinde; unter den Zügeln steht ein neun Linien langer sammtschwarzer Knebelbart. Das Weibchen hat blässere Farben, als das Männchen; der Rücken ist auf lichtem Grunde dunkler getüpfelt; der Knebelbart ist nur angedeutet und nicht schwarz, sondern weiß; die Unterschwanzdeckfedern sind nicht schwarz, sondern blaßrostgelb. Die Jungen sind auf dem Rücken sehr dunkel, fast schwarz. Das Auge ist braun, der Schnabel schön gelb, der Fuß schwarz. Die Länge beträgt 6 bis 6½, die Breite 7 bis 7½ Zoll; der Fittig mißt 2½, der Schwanz 3¼ Zoll.

Der Nordosten Europas, aber auch Holland, Großbritannien, Südungarn oder Italien und Griechenland und ebenso ein großer Theil Mittelasiens sind die Heimat der Bartmeise, ausgedehnte Rohrwälder ihre Wohnsitze. An das Rohr ist sie gebunden. In Holland wird sie von Jahr zu Jahr seltener, weil ihre Aufenthaltsorte mehr und mehr eingeschränkt werden. Sie lebt paarweise oder in kleinen Familien, sehr verborgen, ist gewandt, behend, lebhaft und unruhig, munter und keck, wie andere Meisen, bewegt sich an den Rohrstengeln mit der Fertigkeit eines Rohrsängers, fliegt leicht und ruckweise, lockt „zit zit" und läßt auch einen höchst unbedeutenden Gesang vernehmen, ein leises Gezwitscher, in welches einige abgerissene, schnarrende Töne verwebt werden. Die Nahrung theilt sie mit der Beutelmeise.

Das Nest, welches nur im Rohr angelegt wird, gehört ebenfalls zu den künstlichen. Es ähnelt dem der Beutelmeise, kennzeichnet sich aber durch seine Größe. Bastfasern verschiedener am Wasser wachsender Pflanzen, Rispen von Gräsern und eine große Menge Samenwolle von Weiden, Pappeln, Rohr, Kolbenschilf und dergl. sind die Stoffe, aus denen die dicken Wände zusammengefilzt werden. Die Gestalt ist länglich eiförmig. Die Eier sind auf rein- oder röthlichweißem Grunde ziemlich spärlich mit rothen Schmitzen und Punkten gezeichnet.

Ihrer großen Schönheit und ihres angenehmen Betragens halber hält man die Bartmeise oft im Käfig und bezahlt gern hohe Preise für das Pärchen. Einzelne halten sich nicht: sie sterben vor Sehnsucht nach ihren Gefährten, und der Tod des einen hat den Tod des andern zur Folge. Aber

auch die Pärchen müssen mit großer Sorgfalt gepflegt werden, wenn sie ein paar Jahre ausdauern sollen. Man ernährt sie am besten mit Nachtigallfutter, in welches viel Mohn- oder Rohrsamen gemischt wird.

„Die Zärtlichkeit eines Paares dieser Vögel gegen einander", sagt Graf Gourcy, „ist außerordentlich groß. Stets sitzen die Gatten fest an einander gedrückt, und beim Schlafen deckt immer einer den andern, gewöhnlich das Männchen seine Gefährtin mit dem einen Flügel, soweit es mit diesem reichen kann. Sie schnäbeln sich beständig, putzen sich wechselseitig, und wenn das Weibchen allein von der Sitzstange abspringt, so ruft es das Männchen laut und, dem Tone nach zu urtheilen, zornig zurück. Sie baden sich oft, jedoch immer eins nach dem andern. Steigt das Männchen aus dem Wasser, so tritt das Weibchen hinein und wird, wenn es sich zuerst in das Wasser begeben hat, vom Männchen abgelöst. Beim Herumspringen lassen sie beständig einen leisen Ton hören, welchen ich mit Nichts besser, als mit dem Geräusch eines ungeschmierten Kinderschubkarrens vergleichen kann. Außerdem hört man ein scharf betontes „Tschin tschin" von ihnen." Es ist bereits gelungen, die Bartmeisen zur Fortpflanzung im Käfig zu bringen, und man hat dabei Gelegenheit gehabt, ihr Betragen während der Paarungszeit zu beobachten. Sie sind um diese Zeit noch zärtlicher als sonst, liebkosen sich beständig und lassen einen eigenen zwitschernden oder lockenden Ton hören. Sobald das Männchen denselben ausstößt, kommt das Weibchen sogleich herbei, liebkost den Gatten durch sanftes Schnabelpicken an Kehle und Nacken, und dieser balzt wie ein Fasan mit zugedrückten Augen, niedergebeugtem Kopf und ausgebreitetem Schwanz, erhebt sich auch gerade auf den Beinen und bringt einen sonderbar schwirrenden oder schnarrenden Ton hervor. Nach solchem Vorspiel folgt dann gewöhnlich die Begattung.

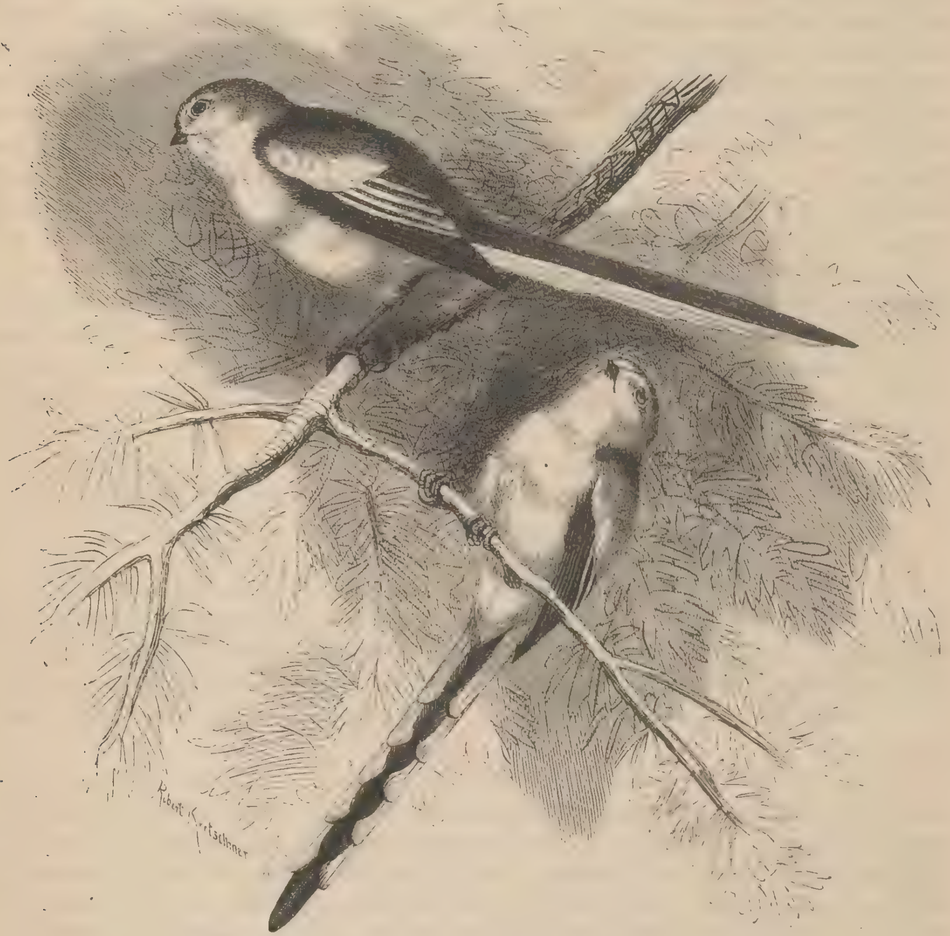
*

Bekannter ist uns die Sippe der Schwanzmeisen (Orites), weil eines ihrer Mitglieder in Deutschland allerorten vorkommt. Die Kennzeichen der Sippe sind ein kurzer, gedrungener Leib, mit sehr langem, stark abgestuften und in der Mitte ausgeschnittenen Schwanze, mittellange Flügel, in denen die vierte und fünfte Schwinge die längsten sind, ein sehr kurzer und gewölbter, vorn spitziger Schnabel und schwache Füße. Die Geschlechter ähneln sich in der Färbung, die Jungen weichen etwas von den Alten ab.

Die Schwanzmeise, Mehl- oder Mohr-, Schnee-, Ried-, Moor-, Berg-, Spiegel-, Zagel- oder Zahlmeise, der Pfannenstiel, Weinzapfer oder Teufelsbolzen (Orites caudatus) ist auf der Oberseite in der Mitte schwarz, auf dem Kopfe weiß, auf der Unterseite röthlichweiß; der Flügel ist schwarz; seine hinteren Schwingen sind breit weiß gerandet; die Steuerfedern sind schwarz, die drei äußersten jeder Seite mit weißen Keilflecken gezeichnet. Die Jungen sind an den Kopfseiten, auf dem Rücken und auf den Flügeln mattschwarz, auf dem Scheitel und auf der Unterseite weißlich. Das Auge ist dunkelbraun, sein unbefiederter Rand bei alten Vögeln hellroth, bei jungen hochgelb; der Schnabel und der Fuß sind schwarz. Die Länge beträgt 6 Zoll, die Breite 7¾ Zoll, die Fittiglänge 2½, die Schwanzlänge 3½ Zoll.

Die Bartmeise geht nicht weit nach Süden hinab; denn sie gehört schon in Griechenland und Spanien zu den Seltenheiten. Nach Krüper nistet sie noch in den Waldungen Rumeliens und Akarnaniens; nach unseren Erfahrungen erscheint sie in Spanien nur zufällig. Dagegen verbreitet sie sich von den drei südlichen Grenzgebirgen an bis weit nach Norden hinauf, wird auch in ganz Mittelasien gefunden. Bei uns streicht sie im Herbst und Frühjahr mit einer gewissen Regelmäßigkeit; viele Familien bleiben aber auch während des strengsten Winters in Deutschland wohnen. Es scheint, daß die Schwanzmeise Laubwaldungen den Nadelhölzern bevorzugt; aber lieber noch als im Walde siedelt sie sich in Obstwaldungen oder in baumreichen Auen an.

Sie ist munter, rege, lebendig und thätig, wie andere Arten ihrer Familie, aber fröhlicher und sanfter, auch minder jähzornig und nicht so räuberisch, wie die noch zu erwähnenden Waldmeisen. Gegen den Menschen bekundet sie ein großes Vertrauen, Raubvögeln gegenüber die entsetzlichste Furcht. Ihre Plauderstimme ist ein zischendes „Sit“, ihr Lockton ein pfeifendes „Ti ti“, ihr Warnungslaut ein schneidendes „Ziriri und Terr“. Das Männchen gibt auch einen leisen Gesang zum besten.



Die Schwanzmeise (Orites caudatus).

Die Nahrung besteht ausschließlich in Kerbthieren und vorzugsweise in kleinen Arten; denn größere vermag das schwache Geschöpf nicht zu bewältigen.

Auch die Schwanzmeise baut ein künstliches Nest. Es unterscheidet sich von denen der vorstehend beschriebenen Arten dadurch, daß es nicht frei aufgehängt, sondern unterstützt wird; es ist auch aus anderen Stoffen zusammengesetzt: an Schönheit aber steht es dem Neste der Beutelmeise kaum nach. Seine Gestalt ist die eines großen Eies, in welchem oben seitlich eine Oeffnung, das Eingangsloch angebracht ist. Die Höhe desselben beträgt etwa sieben, die Weite vier Zoll. Grüne Laubmose, welche mit Kerbthiergespinnst zusammengefilzt und mit Baumflechten, Puppenhülsen, Birkenschale und Spinnen- oder Raupengespinnst überkleidet sind, bilden die Außenwandung, eine Menge Federn,

Wolle und Haare die innere Auskleidung. Unter allen Umständen wählt das Schwanzmeisenpaar Mose und Flechten von demselben Baume, auf welchem es sein Nest gründet, und immer ordnet es diese Stoffe ähnlich an, wie sie auf der Baumrinde selbst sitzen. Hierdurch erhält das Nest eine Gleichmäßigkeit mit der Umgebung, welche bewunderungswürdig ist und es selbstverständlich auch dem geübten Auge verbirgt. Da es schwer hält, die nöthigen Stoffe herbeizuschaffen, nimmt das Paar, welches gezwungen wurde, ein zweites Nest zu errichten, zuweilen gleich die bereits zusammengetragenen Stoffe wieder auf und verwebt sie von Neuem. Der Bau selbst währt zwei, oft auch drei Wochen, obgleich beide Gatten sehr eifrig beschäftigt sind, das Männchen wenigstens als Handlanger.

Mitte oder Ende April ist das erste Gelege vollzählig. Es ist sehr zahlreich; denn die Schwanzmeise legt neun bis zwölf, zuweilen auch funfzehn Eier. Diese sind sehr klein, äußerst zartschalig und auf weißem Grunde mehr oder weniger mit blaßrostrothen Pünktchen gezeichnet. Manche Weibchen legen nur weiße Eier. Nach dreizehn Tagen sind sie gezeitigt, und nunmehr beginnen Tage ununterbrochener Arbeit; denn es will Etwas besagen, die zahlreiche Kinderschar groß zu füttern. Während des Brütens erhält das Weibchen ein eigenthümliches Aussehen. Der lange Schwanz stört das in dem engen Raume sitzende Vögelchen ganz ungemein, und es ist überhaupt nur dann im Stande, zu brüten, wenn es den Schwanz seitlich herumbiegt. Dies geschieht; die Federn nehmen die Krümmung an und behalten sie während der ganzen Brutzeit bei. Aber nicht blos die Mutter, sondern auch die Jungen haben ihre Noth, in dem engen Neste Platz zu finden. So lange sie klein sind, geht es wohl; aber sie wachsen heran, und wenn auch eins auf dem andern hockt — der Raum ist für die Masse denn doch viel zu eng. Es arbeitet also jedes einzelne der Kinderchen, um sich Platz zu schaffen, und so geschieht es, daß das filzige Gewebe der Nestwand weit ausgedehnt wird, ja stellenweise zerreißt. Bekommt das Nest Bodenlöcher, so sieht es recht sonderbar aus; denn wenn die Jungen größer werden, stecken sie fast sämmtlich die unbequemen Schwänze unten durch. Später benutzen sie dieselbe Oeffnung auch anderweitig, und die Mutter hat dann weniger für Reinlichkeit zu sorgen.

In der Gefangenschaft sind die Schwanzmeisen allerliebst. Sie verlangen allerdings eine sehr sorgfältige Behandlung, und demungeachtet erliegen anfangs viele von ihnen. Haben sie aber die ersten Tage einmal überstanden und sich an das Stubenfutter gewöhnt, so halten sie sich jahrelang, und dann gewähren sie dem Liebhaber viel Freude. „Unter allen Meisen", sagt Graf Gourcy, „wird die Schwanzmeise am zahmsten und ist deshalb, wie durch ihr Betragen überhaupt, die angenehmste von allen. Ich halte immer zwei von ihnen, ein Männchen und ein Weibchen, in ein und demselben Käfige, weil sie wegen der ihnen angeborenen Geselligkeit paarweise eher am Leben bleiben und durch ihr gegenseitiges, liebreiches Betragen noch mehr Freude gewähren, als eine einzelne. Sie schlafen immer fest aneinander gedrückt, gewöhnlich so, daß die eine die andere mit dem Flügel zur Hälfte bedeckt. Dann sehen sie wie ein Federball aus, und dieser nimmt sich besonders drollig aus, wenn die Schwänze auf entgegengesetzter Seite hinausragen. Oft überschlägt sich die eine unter der Sitzstange und äzt die andere, welche oben drauf sitzt. Wenn sie mit einander spielen, lassen sie einen zarten, wie „zick zick" klingenden Locktton hören. Bei bevorstehendem Regenwetter stoßen sie einen ziemlich unangenehmen, aber schwer zu beschreibenden Laut aus. Ihr gewöhnlicher Ruf „Zi zi zi" ist so stark und durchdringend, daß er im Zimmer oft lästig wird. Das Männchen läßt seinen leisen, unbedeutenden, jedoch gar nicht unangenehmen Gesang fleißig hören. Ich besitze ein Pärchen seit sechs Jahren."

Auch die Haubenmeise ist zum Vertreter einer eigenen Sippe (Lophophanes) erhoben worden, weil ihr Schnabel noch ziemlich schlank und ihr Kopfgefieder zu einer spitzen, aufrecht stehenden Haube verlängert ist. Verwandte Arten leben in Indien und Amerika.

Die Hauben=, Häubel=, Hörner=, Kupp=, Kobel=, Schopf=, Strauß= oder Haidenmeise, hier und da auch wohl Meisenkönig genannt (Lophophanes cristatus), ist auf der Oberseite röthlichbraungrau oder mäusefahl, auf der Unterseite grauweißlich; die stufenweise verlängerten schmalen Haubenfedern, deren Schäfte sich vorwärts biegen, sind schwarz, weiß gekantet; die Wangengegend ist weiß; ein durch das Auge verlaufender Zügelstreifen, welcher sich hinten sichelförmig nach abwärts und wieder nach vorn biegt, die Kehle und ein von ihr aus verlaufendes Nackenband sind schwarz, die Schwingen und Steuerfedern dunkelgraubraun, lichter gesäumt. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, lichter an den Schneiden, der Fuß schmuzig lichtblau. Die Länge beträgt 5, die Breite 8 Zoll. Das Weibchen ist etwas kleiner; die Jungen unterscheiden sich von den Alten durch ihre kleinere Haube und die undeutlichere Kopfzeichnung.

Mitteleuropa und Nordwestasien sind die Heimat der Haubenmeise. In unsern deutschen Nadelwaldungen ist sie nirgends selten; in reinen Laubwäldern hingegen fehlt sie gänzlich. Auch sie ist ein Standvogel, welcher treu an seinem Gebiete hält und dasselbe nur im Herbst und Frühjahr zeitweilig verläßt. „Aengstlich durcheilen sie“, sagt Naumann, „auf ihren Streifzügen das Laubholz und die Obstgärten, welche zwischen zwei Nadelwäldern vorkommen, und erst in diesen werden sie wieder ruhig. Noch mehr beeilen sie sich, wenn sie gar eine Strecke über freie Felder und baumleere Gegenden fliegen müssen. Oefters setzt sich eine Gesellschaft in einem kleinen vereinzelten Nadelwäldchen fest, bleibt den ganzen Winter hindurch da und durchstreift dasselbe tagtäglich bis ins Frühjahr hinein, worauf sie sich dann wieder in die größeren zurückzieht, um dort zu brüten.“ Im Nadelwald sieht man sie überall, in alten Hochbeständen ebensowohl, wie im Stangenholz oder im Dickicht, sehr oft auch auf dem Boden. Während des Winters vereinigt sie sich mit Tannenmeisen und Goldhähnchen zu zahlreichen Gesellschaften, welche sich dann den Baumläufern und Kleibern anschließen und mit ihnen umherstreifen.

Das Betragen gleicht vollkommen dem anderer Meisen. Die heitere Fröhlichkeit, Bewegungslust, Gewandtheit und Geschicklichkeit im Klettern und Anhäkeln, die Keckheit, der Muth, die Lust zum Hadern und Zanken, welche die Meisen so sehr auszeichnen, sind auch dieser Art eigen. Die Unterhaltungsstimme ist ein zischendes „Sitt“, ein gedehntes „Täh täh“, der Lockruf ein helles „Zick gürrr“ oder „Glürrr“, der Gesang ein unbedeutendes Liedchen. Während das Männchen dieses vorträgt, nimmt es allerlei Stellungen an, dreht und wendet sich, sträubt die Haube und legt sie wieder zusammen, versucht überhaupt durch allerlei andere Bewegungen, sich liebenswürdig zu machen.

Das Nest steht regelmäßig in Baumhöhlen mit engem Eingangsloch „hoch oder niedrig über dem Boden, wie sie sich gerade darbieten oder ihnen anständig sind, auch in hohlen Stämmen und Stöcken, sogar in verlassenen Eichhorn= und Elsternestern“. Kurze Mostheile und Flechten bilden den Außenbau, Wild= oder Kuhhaare, Thier= oder Pflanzenwolle die innere Ausfütterung. Das Gelege besteht aus acht bis zehn niedlichen, auf schneeweißem Grunde rostroth gepunkteten Eiern, welche von beiden Geschlechtern abwechselnd bebrütet und binnen dreizehn Tagen gezeitigt werden. Die Jungen erhalten kleine Räupchen zur Aezung und nach dem Ausfliegen noch einige Zeit lang den Unterricht der Eltern, machen sich aber bald selbständig, und jene schreiten dann zu einer zweiten Brut.

Die Haubenmeise gehört zu den größten Wohlthätern der Nadelwaldungen; denn sie lebt hauptsächlich von den Eiern und Larven der schädlichen Kerbthiere und verschmäht Körnernahrung fast gänzlich. Man sieht sie vom frühen Morgen an bis zum späten Abend mit dem Aufsuchen ihrer Nahrungsmittel beschäftigt und hat erfahrungsmäßig festgestellt, daß sie vorzugsweise den Eiern der schädlichen Forstschmetterlinge nachstellt. Nur im Winter muß sie sich zuweilen entschließen, auch Sämereien zu sich zu nehmen; so lange sie aber Kerbthiernahrung haben kann, genießt sie nichts Anderes. Dies ist wohl auch der Grund, weshalb sie sich schwerer als andere Arten an die Gefangenschaft gewöhnt. Sie verlangt die sorgfältigste Pflege, und ihre Zähmung gelingt demungeachtet nicht immer. Anfangs muß man sie mit Ameisenpuppen sehr reichlich versehen; nach und nach kann man dem Futter gequetschten Hanfsamen und dergleichen beimischen. Am leichtesten

soll die Zähmung und Eingewöhnung der Jungen gelingen, wenn man die Alten beim Neste gefangen hat und sie mit der Brut in das Zimmer bringt. Die Elternliebe bewegt dann die Trotzköpfe, sofort an das ihnen vorgesetzte Futter zu gehen, während sie sonst dieses oft gänzlich verschmähen und lieber Hungers sterben, als die ungewohnte Nahrung anrühren.

Feinde der Haubenmeise sind alle kleinen Raubthiere und die kletternden Nager. Sperber, Baumfalk und Merlin werden von den sonst so kecken Vögelchen entsetzlich gefürchtet, Beweis genug, daß die genannten Räuber viele von ihnen vertilgen müssen. Die Nager und namentlich die Eichhörnchen mögen den Jungen sehr gefährlich werden; aber die Meisen müssen noch andere, uns unbekannte Gefahren auszustehen haben, sonst ließe es sich nicht erklären, warum sie bei ihrer starken Vermehrung nicht häufiger sind, als es wirklich der Fall ist. Um so mehr sollte der Mensch sich bestreben, sie zu hegen und zu pflegen. Naumann hat sehr recht, wenn er es als Sünde bezeichnet, diese nützlichen Geschöpfe, welche die düsteren Stellen der Nadelwaldungen durch ihr munteres, keckes Betragen und ihre helle Lockstimme so angenehm beleben, ihres wohlschmeckenden Fleisches halber zu verfolgen und zu tödten.

Die Waldmeisen (Parus) unterscheiden sich von den bisher genannten durch auffallend kräftigen, kegelförmigen, seitlich zusammengedrückten, vorn scharfen, aber nicht nadelspitzigen Schnabel, starke, mit großen, dicken Nägeln bewehrte Füße, kurze und breite Flügel, in denen die dritte und vierte Schwinge die längsten sind, einen mittel- oder ziemlich langen Schwanz, welcher entweder etwas schwach abgerundet oder seicht ausgeschnitten ist, und das reiche, weitstrahlige, oft prachtvoll gefärbte und gezeichnete Gefieder. Die Geschlechter unterscheiden sich wenig; die Jungen ähneln der Mutter.

Die bekannteste Art der Sippe ist unsere Fink- oder Kohlmeise (Parus major), sonst auch Brand-, Groß-, Gras-, Spiegel-, Speck-, Schinken-, Talg- und Pickmeise genannt, die allbekannte, weil überall gegenwärtige Vertreterin und das größte Mitglied der Familie. Die Oberseite ist olivengrün, die Unterseite blaßgelb; der Oberkopf, die Kehle, ein nach unten hin sich verschmälernder Streifen, welcher über die ganze Unterseite läuft, und ein bogiger, von der Gurgel zum Hinterkopf verlaufender zweiter Streifen sind schwarz, die Schwingen und Steuerfedern blaugrau, die Kopfseiten und ein Streifen über den Flügel weiß. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß bleigrau. Das Weibchen unterscheidet sich durch mattere Farben und den schmäleren und kürzeren Bruststreifen. Bei den Jungen sind die Farben noch blässer. Die Länge beträgt 5¾, die Breite 9, die Fittiglänge 2¾, die Schwanzlänge 2½ Zoll. Das Weibchen ist um wenige Linien kürzer und schmäler als das Männchen.

Vom 65.° nördlicher Breite an fehlt die Kohlmeise nirgends in Europa; sie ist aber keineswegs überall häufig und kommt in südlichen Gegenden hier und da blos im Winter vor. Ueber ganz Mittelasien ist sie ebenfalls verbreitet, und auch in Nordwestafrika soll sie gefunden werden. In Deutschland sieht man sie überall und zu jeder Jahreszeit, am häufigsten aber im Frühjahr und im Herbst, wenn die im Norden groß gewordenen zu uns herunterkommen und bei uns durchstreichen. Auch die Kohlmeise ist Waldvogel, aber nicht so ausschließlich, als andere Arten ihrer Familie. Bei uns zu Lande fehlt sie in keinem größeren Garten; in Südeuropa findet man sie in den Gärten fast häufiger als im Walde. Den reinen Nadelwald liebt sie weniger als den Laubwald; am liebsten sind ihr gemischte Bestände.

Innerhalb der Familie gebührt der Kohlmeise eine hervorragende Stellung. Sie vereinigt gewissermaßen alle Eigenschaften der Familienmitglieder. Wie diese ist sie ein außerordentlich lebhafter und munterer, ein unruhiger und rastloser, neugieriger, thätiger, muthiger und rauflustiger Vogel. „Es ist etwas Seltenes", sagt Naumann, „sie einmal einige Minuten lang still sitzen oder auch nur miß-

gelaunt zu sehen. Immer frohen Muthes durchhüpft und beklettert sie die Zweige der Bäume, der Büsche, Hecken und Zäune ohne Unterlaß, hängt sich bald hier, bald da an den Schaft eines Baumes oder wiegt sich in verkehrter Stellung an der dünnen Spitze eines schlanken Zweiges, durchkriecht einen hohlen Stamm und schlüpft behend durch die Ritzen und Löcher, Alles mit den abwechselndsten Stellungen und Geberden, mit einer Lebhaftigkeit und Schnelle, die ins Possirliche übergeht. So sehr sie von einer außergewöhnlichen Neugier beherrscht wird, so gern sie alles Auffallende, was ihr in den Weg kommt, von allen Seiten besieht, beschnüffelt und daran herumhämmert, so geht sie doch dabei nicht etwa sorglos zu Werke; sie zeigt vielmehr in allen ihren Handlungen einen hohen Grad von Klugheit. So weiß sie nicht nur Dem, welcher ihr nachstellt, scheu auszuweichen, sondern auch den



Die Fink- oder Kohlmeise (Parus major).

Ort, wo ihr einmal eine Unannehmlichkeit begegnete, klüglich zu meiden, obgleich sie sonst gar nicht scheu ist. Man sieht es ihr, so zu sagen, an den Augen an, daß sie ein verschlagener, muthwilliger Vogel ist: sie hat einen ungemein listigen Blick."

So lange als irgend möglich hält sich die Kohlmeise im Gezweig der Bäume auf; zum Boden herab kommt sie selten. Sie fliegt aber auch nicht gern über weite Strecken, denn der Flug ist, wenngleich besser als der anderer Meisen, doch immer noch schwerfällig und ungeschickt. Ihre Stimme ist das gewöhnliche „Zitt" oder „Sitt"; ihm wird, wenn Gefahr droht, ein warnendes „Terrrrr" angehängt, im Schreck auch wohl ein „Pink, pink" vorgesetzt; zärtliche Gefühle werden durch die Silben „Wüdi wüdi" ausgedrückt. Der Gesang ist einfach, aber doch nicht unangenehm; die Töne klingen, wie Naumann sagt, „hell wie ein Glöckchen", etwa wie „Stiti, sizizidi" und „Sitidn sitidn". Die Landleute übersetzen sie durch die Worte „Sitz ich hoch, so flick den Pelz". So gesellig die Meise

ist, so unverträglich, ja selbst boshaft ist sie gegen Schwächere. Ihr Charakter ist abscheulich. Sie ist keck, so lange sie sich gedeckt fühlt, erbärmlich feig, wenn Dies nicht der Fall ist. Sie geberdet sich wie unsinnig, wenn sie einen Raubvogel bemerkt; sie erschrickt entsetzlich, wenn man einen brausenden Ton hervorbringt oder einen Hut in die Höhe wirft, in welchem sie dann einen Falken sieht: aber sie fällt über jeden schwächeren Vogel mordsüchtig her und tödtet ihn, wenn sie es irgend kann. Schwache, Kranke ihrer eigenen Art werden unbarmherzig angegriffen und so lange mißhandelt, bis sie den Geist aufgegeben haben. Selbst größere Vögel greift sie an. Sie schleicht sich förmlich auf sie los, sucht sich, wie Bechstein beschreibt, durch einen starken Anfall auf den Rücken zu werfen, häkelt sich dann mit ihren scharfen Klauen tief in die Brust und den Bauch ein und hackt mit derben Schnabelhieben auf den Kopf ihres Schlachtopfers los, bis sie den Schädel desselben zertrümmert hat und zu dem Gehirn, ihrem größten Leckerbissen, kommen kann. Diese Eigenschaften vermehren sich, wie es scheint, in der Gefangenschaft; aber sie sind doch auch bei den freilebenden Vögeln schon sehr ausgebildet, und deshalb ist der spanische Name „Guerrero“ oder Krieger, Haderer, vortrefflich gewählt.

Kerbthiere und deren Eier oder Larven bilden die Hauptnahrung der Kohlmeise, Sämereien und Baumfrüchte eine Leckerei. Außerdem frißt sie Fleisch und, wie schon bemerkt, Gehirn. Sie scheint unersättlich zu sein; denn sie frißt vom Morgen bis zum Abend, und wenn sie wirklich ein Kerbthier nicht mehr fressen kann, so tödtet sie es wenigstens. Auch der versteckteſten Beute weiß sie sich zu bemächtigen; denn wenn sie Etwas nicht erlangen kann, so hämmert sie nach Art der Spechte so lange auf der Stelle herum, bis ein Stück Borke abspringt und damit das verborgene Kerbthier freigelegt wird. Im Nothfall greift sie zur List. So weiß sie im Winter die im Stock verborgenen Bienen doch zu erlangen. „Sie geht“, wie Lenz schildert, „an die Fluglöcher und pocht mit dem Schnabel an, wie man an eine Thüre pocht. Es entsteht im Innern ein Summen, und bald kommen einzelne oder viele Einwohner heraus, um den Störenfried mit Stichen zu vertreiben. Dieser packt aber gleich den Vertheidiger der Burg, welcher sich herauswagt, beim Kragen, fliegt mit ihm auf ein Aestchen, nimmt ihn zwischen die Füße, hackt ihm seinen Leib auf, frißt mit großer Lüsternheit sein Fleisch, läßt den Panzer fallen und macht sich auf, um neue Beute zu suchen. Die Bienen haben sich indessen, durch die Kälte geschreckt, wieder ins Innere zurückgezogen. Es wird wieder angepocht, wieder eine beim Kragen genommen, und so geht es von Tag zu Tag, von früh bis zum Abend fort.“ Wenn im Winter ein Schwein geschlachtet wird, ist sie gleich bei der Hand und zerrt sich hier möglichst große Stücke herunter: diese Fleischgier erklärt mehrere ihrer Volksnamen. Alle Nahrung, welche sie zu sich nimmt, wird vorher verkleinert. Sie hält das Beutestück nach Krähen- oder Rabenart mit den Zehen fest, zerstückelt es mit dem Schnabel und frißt es nun in kleinen Theilen. Dabei ist sie außerordentlich geschäftig, und ihre Thätigkeit gewährt ein recht anziehendes Schauspiel. Hat sie Ueberfluß an Nahrung, so versteckt sie sich Etwas davon und sucht es zu passender Zeit wieder auf.

Das Nest wird stets in einer Höhle angelegt, bald nahe über dem Boden, bald hoch oben im Wipfel des Baumes. Baumhöhlungen werden bevorzugt, aber auch Mauerritzen und selbst alte, verlassene Eichhorn-, Elster- und Krähennester nicht verschmäht. Der Bau selbst ist wenig künstlich. Trockene Halme, Würzelchen und etwas Mos bilden die Unterlage, Haare, Wolle, Borsten und Federn den Oberbau. Das Gelege besteht aus acht bis vierzehn zartschaligen Eiern, welche auf glänzendweißem Grunde mit feinen und groben, rostfarbenen oder hellröthlichen Punkten gezeichnet sind. Beide Gatten brüten wechselweise, und beide füttern die zahlreiche Familie mit Aufopferung groß, führen sie auch nach dem Ausfliegen noch längere Zeit und unterrichten sie sorgfältig in ihrem Gewerbe. In guten Sommern nisten sie immer zweimal.

Es hält nicht schwer, Meisen zu fangen, denn ihre Neugier wird ihnen leicht verderblich. Die Gebrannten freilich scheuen das Feuer, und die, welche man einmal berückte, wird man so leicht nicht wieder hintergehen. Im Zimmer sind sie augenblicklich eingewöhnt; sie thun wenigstens, als wären sie hier von Anfang an zu Hause gewesen, benutzen sofort jedes passende Plätzchen zum Sitzen, durchstöbern und durchkriechen Alles, fangen Fliegen und nehmen ohne Umstände das ihnen vorgesetzte

Futter an. Wirklich zahm aber werden sie nicht sogleich; sie müssen sich erst vollständig von den wohlwollenden Absichten des Menschen überzeugt haben, bevor sie ihm vertrauen. Ist Dies der Fall, dann sind sie freilich so hingebend, wie wenig andere Vögel. Man kann selbst die freilebenden gewöhnen, daß sie auf den Ruf herbeikommen und ihnen vorgehaltenes Futter aus der Hand nehmen; die Gefangenen thun Dies mit der Zeit regelmäßig, falls man sie nur recht behandelt. Ihre Lebhaftigkeit, ihr munteres und heiteres Wesen erfreut Jedermann. Doch werden sie in anderer Hinsicht unangenehm durch das ewige Arbeiten an allem möglichen Hausgeräth, durch ihr Durchschlüpfen und Durchkriechen der Winkel, Schubläden und Kästen, durch das Beschmutzen der Geschränke u. s. w. Daß man sie nicht mit andern Vögeln zusammenbringen kann, braucht nach dem bereits Gesagten nicht besonders erwähnt zu werden.

Wenn man die Färbung des Gefieders allein zur Aufstellung von Sippen für genügend erachtet, ist man allerdings berechtigt, auch die Blau- und Mönchsmeisen von den übrigen zu trennen. Erstere, welche man Cyanistes genannt hat, besitzen allerdings einen besonders kurzen, auf Firste und Kiel sehr gekrümmten Schnabel, unterscheiden sich aber im übrigen wirklich kaum von ihren Verwandten, außer eben durch die Färbung. Hierher zählen die schönste von allen bei uns einheimischen Meisen und eine wiederholt in Deutschland vorgekommene sibirische Art.

Die Blaumeise, Ringel-, Bienen-, Mehl-, Merl-, Hunds-, Jungfer-, Himmels-, Bümbel- oder Pimpelmeise, der Blaumüller ꝛc. (Parus-Cyanistes-coeruleus) ist auf der Oberseite blaugrünlich, auf dem Kopfe, den Flügeln und dem Schwanze blau, auf der Unterseite gelb. Ein weißes Band, welches auf der Stirn beginnt und bis zum Hinterkopfe reicht, grenzt den dunkeln Scheitel ab, ein schmaler blauschwarzer Zügelstreifen trennt ihn von der weißen Wange, und ein bläuliches Halsband begrenzt diese nach unten. Die Schwingen sind schieferschwarz, die hinteren himmelblau auf der Außenfahne und weiß an der Spitze, wodurch eine Bandzeichnung entsteht; die Steuerfedern sind schieferblau. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, an den Schneiden schmuzig weiß, der Fuß bleigrau. Das Weibchen ist minder schön als das Männchen; das Junge unterscheidet sich durch seine matte Färbung. Die Länge beträgt $4\frac{1}{2}$, die Breite $7\frac{1}{2}$, die Fittiglänge $2\frac{1}{3}$, die Schwanzlänge $2\frac{1}{12}$ Zoll.

Der Verbreitungskreis der Blaumeise ist größer als bei den übrigen Arten. Sie bewohnt ganz Europa vom höchsten Norden an bis zum äußersten Süden, wird aber in Nordafrika durch eine ihr eng verwandte Art und in Ostasien durch die größere Lasurmeise vertreten. Zum Aufenthalt wählt sie sich vorzugsweise Laubhölzer, Baumpflanzungen und Obstgärten. Im Nadelwald wird sie selten und im Sommer fast nie gefunden, während sie im Laubwald allerorten häufig ist. Im Frühjahr sieht man sie paarweise, im Sommer in Familien, im Herbst in Scharen, und diese treten dann gemeinschaftlich eine mehr oder weniger weit ausgedehnte Reise an. Dabei folgen sie, laut Naumann, dem Walde, dem Gebüsche und solchen Baumreihen, welche sie, wenn auch mit vielen Krümmungen, südlich und westlich bringen, bis an ihr äußerstes Ende. „Da sieht man denn aber deutlich an ihrem Zaudern, wie ungern sie weitere Strecken über freie Flächen zurücklegen. Lange hüpft die unruhige Gesellschaft unter unaufhörlichem Locken in den Zweigen des letzten Baumes auf und ab. Jetzt erheben sich einzelne in die Luft zur Weiterreise, sehen aber, daß die andern ihrem Rufe noch nicht zu folgen wagen, kehren daher um, und wieder andere machen die Probe, bis sie endlich im Ernst alle aufbrechen, und auch die Säumigen eilen, sich der Gesellschaft anzuschließen. Will man sie hier necken, so braucht man nur ein schnelles, starkes Brausen mit dem Munde hervorzubringen und dazu einen Hut oder sonst Etwas in die Höhe zu werfen oder einen summenden Stein unter sie zu schleudern. Im Nu stürzen alle, gleich Steinen, wieder auf den eben verlassenen Baum oder ins nächste Gebüsch herab, und das Spiel fängt nun nach und nach von Neuem wieder an. Dieses Benehmen gründet sich auf eine grenzenlose Furcht vor den Raub-

vögeln. Daher schreckt sie auch jede schnell vorüber fliegende Taube und jeder andere große Vogel, den sie in der Ueberraschung für einen jener ansehen, weil sie wohl wissen, daß ihr schlechter Flug sie im Freien immer zur gewissen Beute derselben macht. Haben sie weit über freies Feld zu fliegen, so schwingen sie sich so hoch in die Luft, daß man sie kaum sehen kann; wohl aber hört man sie immer locken."

Diejenigen Blaumeisen, welche eine förmliche Wanderung unternehmen, streifen bis nach Südeuropa, namentlich bis nach Spanien, woselbst man ihnen während des Winters allüberall begegnet; sie kehren aber schon im März wieder in die nördlichen Gegenden zurück, leider freilich nicht so zahlreich, als sie wegzogen. Viele streichen nur in beschränkteren Grenzen auf und nieder, und einzelne zeigen sich als förmliche Standvögel, d. h. verlassen ihren Wohnort nur so weit, „als ihre täglichen Streifereien nach Nahrung es erfordern, so daß man sie in diesem kleinen Bezirk alle Tage antrifft. Solche haben dann in ihrer Gesellschaft auch wohl Kleiber und einzelne Kohlmeisen, seltener andere Meisen, die mit ihnen herumschweifen und Freud und Leid mit einander theilen".

In ihrem Wesen und Betragen zeigt sich die Blaumeise als eine Finkmeise im Kleinen. Sie ist ebenso betriebsam, gewandt, geschickt, keck, fröhlich, munter, fast ebenso neugierig und ebenso boshaft, zänkisch und jähzornig, wie diese. „Hätte sie die Kraft dazu", sagt Naumann, „sie würde manchem größeren Vogel Etwas auswischen; denn sie führt, wenn sie bös ist, gewaltige Schnabelhiebe, beißt heftig auf ihren Gegner los und hat dann, weil sie das Gefieder struppig macht, ein recht bösartiges Aussehen." In Folge ihrer Furcht vor Raubvögeln ist sie außerordentlich wachsam und läßt bei Erscheinung irgend welches Feindes sofort ihre warnende Stimme vernehmen, gibt damit auch dem gesammten Kleingeflügel ein wohlverstandenes Zeichen zur Vorsicht. Ihre Unterhaltungsstimme, das zischende „Sitt" der Meisen überhaupt, läßt sie beständig, dazwischen oft „ziteretätäh und zititätätäh" vernehmen „ohne daß man recht versteht, was sie damit sagen will." In der Angst ruft sie „zisteretetet", während des Zuges lockt sie kläglich „tjätätäh"; die wahre Lockstimme aber, welche gebraucht wird, um andere herbeizurufen, klingt hellpfeifend wie „tgi tgi" oder hell klirrend oder kichernd „zizizir" oder „zihihihihi". Der Gesang ist ganz unbedeutend und besteht größtentheils aus jenen Tönen, von denen manche öfters wiederholt werden.

Die Nahrung ist dieselbe, welche andere Meisen zu sich nehmen. Sämereien liebt die Blaumeise nicht; Kerbthiereier bilden den Haupttheil ihrer Mahlzeiten.

Das Nest wird regelmäßig in einer Baumhöhle, selten in einem Mauerloche oder einem alten Elstern- und bezüglich Eichhornbaue angelegt, stets ziemlich hoch über dem Boden, es wird auch gewöhnlich selbst ausgearbeitet. Um passende Löcher, welche andern Höhlenbrütern ebenfalls sehr genehm sind, kämpft die Blaumeise mit viel Ausdauer und großem Muthe, und deshalb erringt sie sich auch stets ein entsprechendes Wohnplätzchen. Das eigentliche Nest richtet sich nach der Weite der Höhlung; es besteht aber meist nur aus wenigen Federn und Haaren. Acht bis zehn kleine, zartschalige, auf reinweißem Grunde mit rostfarbenen Punkten bestreute Eier bilden das Gelege. Das Männchen wirbt im Anfange der Paarungszeit unter auffallenden Bewegungen und lautem Zwitschern und Pfeifen um die Gunst des Weibchens. „Emsig durch die Zweige hüpfend", sagt Naumann, „sich an den dünnsten Spitzen schaukelnd, kost es mit seinem Weibchen und schwebt endlich aus der Höhe einer Baumkrone auf einen andern, oft vierzig Schritt entfernten Baum, wobei es die ausgebreiteten Flügel nicht rührt, das ganze Gefieder aber so aufbläht, daß es viel größer und dicker aussieht und dadurch ganz unkenntlich wird. Seine schwachen Flugwerkzeuge gestatten ihm aber nicht, in gerader, d. h. wagerechter Richtung hinüber zu schweben; daher senkt es sich jeder Zeit stark abwärts. Dieses Schweben ist unter den Meisen etwas Fremdartiges, deshalb um so merkwürdiger."

Männchen und Weibchen brüten abwechselnd und erziehen auch gemeinschaftlich die Jungen. Die erste Brut entfliegt Mitte Junis, die zweite Ende Julis oder Anfangs August.

Unter den vielen Feinden, welche die Blaumeise hat, ist der Mensch leider einer der schlimmsten; denn gerade diese Art wird sehr häufig auf den Meisenhütten und zwar für die Küche gefangen.

Die wahren Liebhaber thun Dies wohl auch, jedoch nur in der Absicht, sich den niedlichen, unterhaltenden Vogel, welcher bald überaus zahm wird, für den Käfig oder das Zimmer zu erwerben. Die Blaumeise hält sich leicht; denn sie geht bald ans Futter, ist nicht besonders wählerisch, gewöhnt sich rasch ein und besitzt überhaupt alle Eigenschaften, welche man von einem nicht singenden Stubenvogel verlangen kann.

Die Lasurmeise (Parus-Cyanistes-cyanus) ist bedeutend größer, auf der Oberseite hellblau, auf dem Kopfe und der Unterseite weiß, auf den durch ein breites weißes Querband und die breiten weißen Enden der Schwingen sehr gezierten Flügeln, sowie im Nacken lasurblau. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel hornschwarz, der Fuß bleigrau. Die Länge beträgt 5¾ bis 6, die Breite 9½ Zoll.

Von ihrem Vaterlande, Ostsibirien, aus streift diese schöne Meise alljährlich nach Europa herüber. In Deutschland aber gehört sie überall zu den großen Seltenheiten.

Ebensowenig, wie die Blaumeisen, unterscheiden sich die Mönchsmeisen (Poecile) der Gestalt nach von den vorhergehend beschriebenen Verwandten.

Zu dieser Gruppe gehört unsere Sumpfmeise (Parus-Poecile-palustris), sonst noch Asch-, Schwarz-, Grau-, Glatt-, Nonnen-, Mehl-, Reit-, Hanf-, Garten-, Speck-, Koth- oder Murrmeise genannt. Sie ist auf der Oberseite röthlichbraungrau, auf der Unterseite grauweißlich; der Kopf bis zum Nacken ist tiefschwarz, das Kinn grauschwarz, die Wangengegend weiß. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß bleigrau. Die Länge beträgt 4½, die Breite 8, die Fittiglänge 2½, die Schwanzlänge 2 Zoll.

Die Sumpfmeise bewohnt Mitteleuropa, wird aber schon auf den Alpen und ebenso in Skandinavien durch Verwandte vertreten. Andere, ihr ebenfalls sehr ähnliche Arten leben im höheren Norden Europas, in Sibirien und in Nordamerika. Sie ist Stand- oder Strichvogel, bevorzugt das Laubholz, besonders Auwaldungen oder überhaupt Bäume in der Nähe vom Wasser, also auch das Bruchgehölz, ist höchst lebhaft, unruhig und gewandt; ja vielleicht die flinkste und lustigste unter allen Meisen, bei Hitze und Kälte, bei reichlicher und spärlicher Nahrung immer wohlgemuth, drollig, necklustig, keck und muthig, mit einem Wort sehr unterhaltend. Ihre Stimme ist außer dem gewöhnlichen „Sitt“ ein wohl betontes „Spittäh“ oder „Spigett spigett“ und ein längeres, schwer wiederzugebendes Getön, welches wie „hitsi hitsi hiätäh“ klingt. Der Gesang ist nicht der Rede werth. Das Nest steht in Baumhöhlungen möglichst nahe am Wasser, bald hoch, bald tief und ist kunstlos. Das Gelege der ersten Brut zählt acht bis zwölf, das der zweiten sechs bis neun Eier. In der Gefangenschaft gehört diese Meise zu den liebenswürdigsten Arten ihrer Familie; Naumann behauptet sogar, daß keine so possirlich und unterhaltend wäre, wie sie. „Ich fing“, erzählt er, „in meiner Jugend einmal ein Pärchen, welches ich sehr lange hatte und welches mir große Freude bereitete. Es lief mit beschnittenen Flügeln in der Stube herum und schlief unter meinem Bette in einer Schachtel, in welcher ich an einem Ende ein rundes Loch, wie ein Mauseloch geschnitten, inwendig aber ein Sitzstäbchen angebracht hatte. Sie saßen schlafend immer in der Schachtel auf dem Stäbchen dicht neben einander und schliefen so fest, daß wenn ich die Schachtel behutsam aufnahm, ich sie beleuchten und auch wieder hinsetzen konnte, ohne daß sie aufwachten.“



Namenverzeichniß.

A.

C.

D.

G.

H.

J.

K.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

Y.

Z.

Uebersicht des Inhalts.

Dritter Band.

Erste Reihe.

Knacker (Enucleatores).

Erste Ordnung.

Die Papageien (Psittacini).

Erste Familie: Papageien (Psittaci).

Zweite Familie: Loris (Lorii).

Dritte Familie: Kakadus (Plyctolophi).

Dritte Familie: Finken (Fringillae).

Vierte Familie: Sperlinge (Passeres).

Fünfte Familie: Kernbeißer (Coccothraustae).

Sechste Familie: Papageifinken (Pityli).

Siebente Familie: Farbenfinken (Tanagrae).

Achte Familie: Prachtfinken (Amadinae).

Neunte Familie: Webervögel (Plocei).

Zehnte Familie: Wittwen (Viduae).

Elfte Familie: Ammerfinken (Paserellae).

Zwölfte Familie: Ammer (Emberizae).

Dreizehnte Familie: Lerchen (Alaudae).

Dritte Ordnung.

Die Rabenvögel (Coracirostres).

Erste Familie: Stärlinge (Icteri).

Zweite Familie: Staaren (Sturni).

Dritte Familie: Glanzdrosseln (Lamprotornithes).

Vierte Familie: Pirole (Orioli).

Fünfte Familie: Paradiesvögel (Paradiseae).

Sechste Familie: Raben (Coraces).

Siebente Familie: Heher (Garruli).

Achte Familie: Pisangfresser (Amphibolae).

Zweite Reihe.

Fänger (Captantes).

Vierte Ordnung.

Raubvögel (Raptatores).

Erste Familie: Edelfalken (Falcones).

Zweite Familie: Habichte (Accipitres).

Dritte Familie: Adler (Aquilae).

Vierte Familie: Weihen (Circi).

Fünfte Familie: Bussarde (Buteones).

Sechste Familie: Geierfalken (Polybori).

Siebente Familie: Kranichgeier (Gypogerani).

Achte Familie: Geieradler (Gypaëti).

Neunte Familie: Geier (Vultures).

Zehnte Familie: Rabengeier (Cathartae).

Elfte Familie: Tageulen (Surniae).

Zwölfte Familie: Ohreulen (Bubones).

Dreizehnte Familie: Nachtkäuze (Striges).

Fünfte Ordnung.

Sperrvögel (Hiantes).

Erste Familie: Schwalben (Hirundines).

Zweite Familie: Segler (Cypseli).

Dritte Familie: Nachtschwalben (Caprimulgi).

Vierte Familie: Höhlenschwalben (Steatornithes).

Fünfte Familie: Schwalme (Podargi).

Sechste Ordnung.

Singvögel (Oscines).

Erste Familie: Würger (Lanii).

Zweite Familie: Buschwürger (Malaconoti).

Dritte Familie: Rabenwürger (Thamnophili).

Vierte Familie: Würgerschnäpper (Edolii).

Fünfte Familie: Schwalbenwürger (Artami).

Sechste Familie: Königswürger (Tyranni).

Siebente Familie: Raupenfresser (Campephagae).

Achte Familie: Fliegenschnäpper (Myiagrae).

Neunte Familie: Fliegenfänger (Muscicapae).

Zehnte Familie: Seidenschwänze (Bombycillae).

Elfte Familie: Schmuckvögel (Piprae).

Zwölfte Familie: Kropfvögel (Gymnoderi).

Dreizehnte Familie: Erdsänger (Humicolae).

Vierzehnte Familie: Schmätzer (Monticolae).

Funfzehnte Familie: Drosseln (Turdi).

Sechzehnte Familie: Spottdrosseln (Mimi).

Siebzehnte Familie: Lärmdrosseln (Timaliae).

Achtzehnte Familie: Wasserdrosseln (Cincli).

Neunzehnte Familie: Prachtdrosseln (Pittae).

Zwanzigste Familie: Ameisendrosseln (Myiotherae).